Heilige Jungfrau nimm deinen Knecht auf! –

Ludwig der Springer
Graf von Thüringen.

Zwey Theile.

Erster Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wir übergeben dir hier, lieber Leser, Ludwig dem Springer. Ihn selbst, nicht die Geschichte seines Lebens, denn wenig würde es dich vergnügt haben, wenn wir — wie es unsere Pflicht gewesen seyn würde — wenn wir eine vollständige Geschichte seines Lebens und seiner Regierung hätten schreiben wollen — jeden Schritt unseres Helden verfolgt hätten.

Die Wichtigkeit der Begebenheiten entschied über den längern oder kürzern Aufenthalt bey denselben, daher wir uns öfters bey Tagen länger verweilen, als bey Jahren. Flüchtig schlüpften wir zuweilen über Jahre hinweg, nichts Merkwürdiges aber, was Lud-

wig dem Springer begegnete, suchst du, theurer Leser! in diesem Buche vergebens.

Bisweilen führen wir dich von den Hauptpersonen hinweg. Dies geschieht aber nur dann, wenn das, was wir dir in diesen Episoden berichten, für jene von Folgen war. Sorgfältig haben wir alles vermieden, was unser Buch unnöthig verlängert haben würde.

Es geht nun hin in deine Hände, Leser! von uns mit dem Wunsche begleitet: daß du die Zeit, welche es dich kostete, nicht für vergeudet halten möchtest.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel. Ludwig der Bärtige. Seite 1
Zweytes Kapitel. Geht in die Vergangenheit zurück. 8
Drittes Kapitel. Bardo prophezeiht. 31
Viertes Kapitel. Siegfried irrt sich in seinen Vermuthungen. 45
Fünftes Kapitel. Etwas mehr über Ludwigs Erziehung. 51
Sechstes Kapitel. Ludwig sucht Bertha, und findet eine neue Freundin. 60
Siebentes Kapitel. Sorglos trifft die Liebenden ein Ungewitter. 77
Achtes Kapitel. Ludwig geht wieder nach Maynz. 91
Neuntes Kapitel. Ludwig sieht sich angenehm überrascht. 104
Zehntes Kapitel. Der Bund der Freundschaft wird erneuert. 115
Eilftes Kapitel. Bertha, die Sittenrichterin. 120
Zwölftes Kapitel. Ludwig dokumentirt die Herrschaft des schwachern Geschlechts über das stärkere. 130
Dreyzehntes Kapitel. Zweifel an aller Weiber Tugend bemächtigen sich unsers Helden. 144
Vierzehntes Kapitel. Wieder etwas von Bertha. 154

Funfzehntes Kapitel. Siegfried hört auf Ludwigs Freund zu seyn. Seite 178
Sechzehntes Kapitel. Zwey Schwestern Ludwigs bewillen in ihm die Umänderung eines Verlustes. 188
Siebzehntes Kapitel. Adelheid, Friedrichs Gemahlin. 194
Achtzehntes Kapitel. Alte Liebe flammt wieder auf, und neue entbrennt. 206
Neunzehntes Kapitel. Ludwig wünscht so glücklich zu seyn, als sein Schwager. 217
Zwanzigstes Kapitel. Friedrich wird getäuscht. 223
Ein und zwanzigstes Kapitel. Vergebens sucht man Friedrichs Eifersucht rege zu machen. 234
Zwey und zwanzigstes Kapitel. Was Frau Gertrut nicht vermochte, bewirkt Friedrichs Vater. 242
Drey und zwanzigstes Kapitel. Ludwig zieht ein Ordensband an. 252
Vier und zwanzigstes Kapitel. Kampf zwischen Leidenschaft und Gefühl des Unrechts. 259
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Siegfried entscheidet über Friedrichs Leben. 269

Erstes Kapitel

Ludwig der Bärtige.

Es war im Jahre 1056, als Deutschland seinen großen Kaiser, Heinrich den Dritten, verlor. Das ganze Reich trauerte über seinen Tod, und das Andenken des entseelten Monarchen zu ehren, begleiteten viele Fürsten seinen Leichnam zur Gruft nach Speier. Unter diesen befand sich auch Ludwig der Bärtige, Landgraf von Thüringen, der in dem Verblichenen nicht nur seinen Lehnsherrn, sondern auch seinen Verwandten und den Sohn seines Wohlthäters verehrt hatte *).

*) Ohne Rücksicht auf die zweifelhafte Abkunft Ludwig des Bärtigen glauben wir unsern Lesern sagen zu müssen, daß Heinrichs Vater, Kaiser Konrad der Zweite, durch die Vermählung mit Gisela sein naher Verwandter worden war. Die Bitten seiner Gemahlin zu erfüllen, belehnte Konrad den Grafen Ludwig mit beträchtlichen Gütern in Thüringen. Er verwendete sich auch für ihn bey dem Erzbischofe Bardo von Mainz, daß er ihn zu seinem Vicedom machte.

Auf seinem Heimwege reiste Landgraf Ludwig über Maynz, um den Erzbischof Luitbold heimzusuchen, und den Erzieher seines ältesten Sohns, den Abt Siegfried zu Fulda, der sich eben daselbst aufhielt, und diesen geliebten Sohn selbst zu sehen. Entzückt schloß er seinen Liebling, der jetzt das vierzehnte Jahr erreicht hatte, in seine Arme, und seinem Entzücken kam eine andere Empfindung an Stärke gleich: Dank gegen den Abt von Fulda für die gute Bildung, die er dem jüngern Ludwig gegeben hatte.

Dem Genusse der Freuden des Wiedersehens länger zu leben, gedachte der Landgraf sich einige Zeit in Maynz zu verweilen, aber schon am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde er in diesem Genusse gestört. Eine schwere Krankheit befiel ihn. Unsere Urkunden haben den Namen derselben nicht aufbewahrt, doch melden sie, daß die Aerzte gleich nach ihrem Ausbruche alles für Ludwigs Leben gefürchtet hätten. Er allein war es, welcher Genesung hoffte, weshalb er auch der Auffoderung des Abts Siegfried: seiner Gemahlin von dem ihm begegneten Unfalle Kunde zu geben: nicht gemäß handelte.

Seinen körperlichen Schmerzen nicht Seelenschmerz beyzugesellen, verhehlten alle, die um den Landgraf waren, ihm die Gefahr, welche ihn bedrohte. Der Abt von Fulda war der

einzige, welcher es für Pflicht hielt, seinem leidenden Freunde zu entdecken, was ihm die Menschenfreundlichkeit der andern verbarg, damit der drohende Schlag, wenn er ihn unerwartet träfe, nicht traurige Folgen für seine Hinterlassenen nach sich ziehen möchte. Um ihn jedoch nicht unnöthig zu schrecken, beschloß er zuvor, die Aerzte noch einmal auf ihr Gewissen zu fragen: ob der Landgraf keine Hoffnung hätte, wieder zu genesen.

Keine, war die einstimmige Antwort.

So laßt uns nicht länger zaudern, ihm diese Trauerpost zu hinterbringen — erwiederte der Abt — Landgraf Ludwig ist weise genug, sich seinem unvermeidlichen Schicksale ohne Murren zu ergeben, aber wenig würde er uns danken, wenn wir ihn von dem Tode übereilen liessen, ehe er den Seinigen zu frommen die nöthigen Verfügungen getroffen hätte.

Hierzu wird es keiner langen Zeit bedürfen — wendete der Erzbischof von Maynz ein — laßt uns daher dem Leidenden nicht zu früh die Lindrung rauben, welche die Hoffnung: wieder zu genesen; ihm in seinen Schmerzen verschafft. Wie lange meynt ihr — wendete er sich hierauf zu dem ersten seiner Aerzte, welcher schon durch viele Proben bewiesen hatte, daß er

der Vorherverkündigung des Todes kundig war — wie lange meynt ihr, daß der Landgraf noch leben wird?

Zum mindesten noch zehn Tage — antwortete der Todverkündiger.

So laßt uns noch schweigen — erwiederte der Erzbischof.

Alle versprachen dies, auch der Abt von Fulda, doch beschloß dieser, dem Kranken geistliche und leibliche Bereitung zum Tode als eine Pflicht zu empfehlen, deren Befolgung auch bey der besten Hoffnung zur Genesung, die er übrigens nicht zu vermindern suchte, löblich und nöthig wäre. Ehe er dies noch that, sendete er einen Eilboten nach Schaumburg, dem Schlosse Ludwigs, seiner Gemahlin zu melden: daß eine leichte Unpäßlichkeit ihn befallen hätte, von welcher er unter ihrer Pflege noch früher genesen würde, als ohnehin schon gerechte Hoffnung verspräche.

Ueberzeugt, daß Ludwig und seine Gemahlin es ihm danken würden, wenn er ihnen in diesem Leben noch eine Vereinigung verschaffte, hatte die Vorstellung des Schreckens, welches die Folge der Trauerpost seyn würde, die der Bote der Landgräfin überbringen sollte, den Abt von der Absendung desselben nicht zurück halten können; doch empfahl er ihm Schonung, Vorsicht

und Verhehlung von Ludwigs wahrem Zustande. Der Bote, befolgte den Befehl seines Herrn genau; und ob er schon das Schrecken der liebevollen Gattin nicht ganz verhindern konnte — denn welcher Mensch fürchtet nicht die Gefahr seiner Lieben größer, als die davon erhaltne Nachricht sie verkündigt? — so bewirkte er doch wenigstens dadurch, daß es minder groß war, als es gewesen seyn würde, wenn er ihr die Wahrheit berichtet hätte.

Begleitet von ihrem jüngern Sohne, Heinrich, der die Liebe seiner Mutter, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er noch nie von ihrer Seite gekommen war, in noch höherem Grade besaß als Ludwig, machte Frau Cecilie — so hieß die Landgräfin von Thüringen — sich schon des andern Tages nach Maynz auf. Furcht, liebevolle Ungeduld und der Wunsch: durch zärtliche und sorgfältige Pflege die Leiden ihres geliebten Gemahls zu lindern; trieben Cecilien zur möglichsten Eil, bey welcher sie aber doch erst am siebenten Tage nach der Absendung des Botens in Maynz anlangte.

Was in unsern spätern Zeiten mehrere Aerzte bewiesen haben: die Ungewißheit der Vorherverkündigung des Todes; bewies dem Erzbischofe von Maynz die Erfahrung. Zehn Tage hatte sein Leibarzt dem Leben Ludwigs noch

Frist gegeben; und Cecilie fand ihn schon sterbend, als sie am siebenten vor sein Lager trat.

— Da sie sich seinem Zimmer näherte, hatte die Bitte: noch ein wenig zurück zu bleiben, um ihren Gemahl nicht in seinem Schlummer zu stören; sie nicht zurück halten können, zu ihm zu eilen. Der Anblick des Kranken erschreckte sie mehr, als der übrige ihn, weil Ludwig von dem Abte von Fulda auf ihre Ankunft vorbereitet worden war, Cecilie hingegen ihn so ganz anders fand, als ihre größte Furcht geahndet hatte. Der erste Blick auf ihn brachte sie einer Ohnmacht nahe, da im Gegentheile Ludwig durch die Gegenwart seiner geliebten Gemahlin sich gestärkt fühlte.

Durch den Abt von Fulda und die Aerzte war ihm, den Tag zuvor, die Nähe seines Todes verkündiget worden; und Ludwig hatte die Schreckenspost gelassen und standhaft vernommen. Eilend vollendete er, was Sorgfalt für die Seinigen ihm gebot, und wünschte dann, nur noch so lange zu leben, daß er seine theure Gattin noch einmal umarmen könnte. Jetzt, da dieser Wunsch erfüllt war, rief er Cecilien entgegen: nun scheide ich gern.

Mit seltener Stärke für einen Sterbenden bemühte er sich, seine trostlose Gemahlin zu tö-

ken, doch war die einzige Folge dieses Geschäftes, daß er den Rest seiner Kräfte nutzlos verschwendete. Als er ihr gänzliches Dahinsinken fühlte, segnete er seine Gemahlin und seine beyden Söhne, worauf er mit dem Abte von Fulda allein gelassen zu werden wünschte.

Ungern erfüllte Cecilie diesen Wunsch, weil ihr dessen Erfüllung von den wenigen Augenblicken, die sie ihren Gemahl noch zu genießen hoffen konnte, einige raubte.

Von Ludwigs geheimem Gespräche mit dem Abte von Fulda ist uns nichts bekannt worden, als daß er ihm seinen ältesten Sohn zur fernern Fürsorge und völligen Ausbildung empfahl. Abt Siegfried versprach dies, und Ludwig schloß mit den Worten: trachtet, daß die Weissagung meines seligen Freundes Bardo zur Unwahrheit werde!

Die klagende Cecilie kam hierauf mit ihren Kindern wieder zurück in das Gemach ihres Gemahls, der nach einer Stunde in ihren Armen verschied.

Wir schweigen von dem Schmerze der Hinterlassenen, so wie von den Feierlichkeiten, mit welchen der entseelte Leichnam in der Sankt Albanskirche vor Maynz der Verwesung übergeben wurde. Auch von Ludwigs letztem Willen sagen wir nichts, als daß er seinen ältesten Sohn,

den Nachfolger in seinen Leben und Erbländern, der gemeinschaftlichen Vormundschaft des Erzbischofs von Maynz und des Abts von Fulda übergab; den letzteren als seinen Erzieher bestätigte, und seinen jünaern Sohn, Beringer, nach seiner Mutter Tode zum Erben der Herrschaft Sangerhausen einsetzte, die Ludwig mit Ceciliens Hand erhalten hatte.

Einige Tage verweilte die traurende Cecilie noch in Maynz, dann verließ sie es mit ihrem Lieblingssohne, indeß Ludwig mit seinem Erzieher noch daselbst zurück blieb.

Zweytes Kapitel.

Geht in die Vergangenheit zurück.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, laßt uns ein wenig auf Ludwigs frühere Jahre zurück blicken.

Sobald Ludwig das siebente Jahr zurückgelegt hatte, brachte ihn sein Vater an den Hof des Erzbischofs Bardo von Maynz, weil er ihn nirgends so gut aufgehoben glaubte, als bey diesem frommen und weisen Manne. Der Landgraf von Thüringen sahe die Erwartungen, welche er sich von seinem Freunde gemacht hatte,

erfüllt, denn Bardo wendete so viele Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohns, als ob er sein eigner gewesen wäre. Ludwig wurde bald Bardos Liebling. Den größten Theil der Zeit, welche ihm von den Stunden seines Unterrichts übrig blieb, brachte er bey dem Erzbischofe zu, der diese Stunden der Erholung öfters anwendete, das Herz seines Pflegebefohlnen zu bilden.

Siegfried, der nachherige Abt von Fulda, war es, dessen Aufsicht der Erzbischof den jungen Ludwig anvertraute; und Siegfried handelte in der Erziehung seines Zöglings den Absichten des Erzbischofs so vollkommen gemäß, daß er sich dadurch Vermehrung seiner Gunst erwarb. Besonders hatte ihm der Erzbischof empfohlen: alles anzuwenden, um die Heftigkeit der Leidenschaften des feurigen Knaben zu vermindern; ein Geschäft, das zu schwer war, als daß Siegfrieden die Ausführung desselben so bald hätte gelingen sollen. Er gab sich alle Mühe, und ob gleich diese von dem aufmerksamen Bardo nicht verkannt wurde, so belohnte sie doch kein glücklicher Erfolg. Im Gegentheil schien die Heftigkeit, welche Siegfried zu vermindern strebte, mit Ludwigs Alter sich zu mehren.

Ein Jahr lang war Siegfried Ludwigs Erzieher gewesen, als der Abt von Fulda starb.

Siegfried wurde sein Nachfolger, wer aber ihm als Ludwigs Erzieher folgte, berichten unsre Urkunden nicht, ob sie gleich nicht verhelen, daß Bardo mit ihm weniger zufrieden war, als mit Siegfrieden. Die schwere Kunst: seinen Zögling zu lehren, wie er seine Leidenschaften bezügeln sollte; war diesem Manne so ganz unbekannt, daß durch seine Nachlässigkeit so gar das wenige Gute wieder vernichtet wurde, das Siegfried bewirkt hatte.

Zorn und Begehrlichkeit waren Ludwigs heftigste Leidenschaften. Jeder brauste leicht auf, ob er schon auch bald wieder verflog, und diese war so allmächtig in ihm, daß er selten darauf Rücksicht nahm, ob die Mittel, welcher er sich bediente, um das, wonach er strebte, zu erhalten, gerecht waren oder nicht. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir hievon Beweise geben wollten, da die Geschichte Ludwigs zu reichhaltig an Begebenheiten ist, um bey seinen Kinderjahren lange verweilen zu dürfen, wenn die Erzählung seines ganzen Lebens nicht mehrere Bände füllen sollte. Erlaubt uns daher, theure Leser! Euch über seine jüngern Jahre nur flüchtig zum reifen Alter zu führen, und von jenen nur so viel zu melden, als euch zu wissen nöthig ist.

Unter den Knaben, welche an dem Hofe des Erzbischoffs von Maynz erzogen wurden, befand sich ein Neffe eines seiner ersten Räthe, der unserm Ludwig an Jahren gleich war. Dies und die Uebereinstimmung ihres Temperaments machte Ludwig und Dedo — dies war der Name jenes Knaben — zu unzertrennlichen Gespielen. An Feuer und Heftigkeit sich gleich, gab es öfters kleine Zwiste unter ihnen, die aber eben so schnell wieder vergessen wurden, als sie entstanden waren. In einem Augenblicke entzweiten sich die beyden jungen Freunde, und in dem andern versöhnten sie sich wieder, umarmten sich und machten sich die besten Vorsätze: nie wieder sich zu verzwisten. Bisweilen gesellte sich auch zu diesen beyden Gespielen, eine Gespielin, welche zwar ihre kindische Freuden vermehrte, aber oft auch zu Zwisten Veranlassung gab.

Als Siegfried noch in Maynz lebte, begleiteten Ludwig und Dedo ihn öfters zu Frau Ildegerd, einer Verwandtin desselben, in deren Gesellschaft Siegfried einen Theil seiner Musestunden zubrachte.

Da wir nicht Siegfrieds Geschichte schreiben, liegt die Untersuchung: ob Ildegerd wirklich nur seine Verwandte, oder ob sie vielleicht noch etwas mehr war; ausser unserm Plane.

Wir wissen wohl, daß in jenen Zeiten die mehresten Geistlichen in geheimer Ehe lebten, ob aber Siegfried und Frau Ildegerd in einem solchen Verhältnisse standen, wissen wir nicht, und überlassen es daher unsern Lesern, darüber zu urtheilen.

Ludwig und Dedo gingen gern zu Frau Ildegerd, weil sie sich bey ihr, die mehresten mahle, ganz allein überlassen waren. Indeß sich Siegfried in dem Zimmer seiner Freundin befand, spielten die Knaben mit ihrer Tochter, der achtjährigen Bertha, einer niedlichen Kleinen, an welcher man es schon bemerkte, daß sie nach wenig Jahren zu einer der ersten Schönheiten aufblühen würde.

Sich ihr gefällig zu machen, und ihre Gunst mehr zu erlangen, als der andere, war das Bestreben beyder Knaben; und beyde benutzten alles, was ihnen ihre Erfindungskraft zu Erreichung ihrer Absicht eingab.

Bisweilen verstrichen wohl beyden an der Seite ihrer kleinen Freundin die Stunden friedlich und fröhlich, oft aber kümmerte sich der Eine, wenn der Andre entzückt war. Einer beneidete den Andern um jeden freundlichen Blick, jeden Händedruck und jeden Kuß, den er von Bertha erhielt, und nach ihrer Rückkehr in das erzbischöfliche Schloß erhob sich ge-

wöhnlich Zank und Streit unter ihnen, wenn Bertha ihre Liebkosungen Einem reichlicher gespendet hatte, als dem Andern. Zuweilen beklagte sich auch der leidende Theil gegen Bertha selbst, die sie aber gewöhnlich mit der Drohung: sie beyde nicht mehr zu küssen, wenn dies zwischen ihnen zu Mishelligkeiten Veranlassung gäbe; zur Ruhe verwies.

Ihr seyd mir beyde lieb — sprach Bertha — so lieb als Brüder ihrer Schwester; aber beyde werdet ihr mir auch nicht mehr lieb seyn, wenn ihr euch um mich zanket.

Bertha erlangte hierdurch weiter nichts, als daß sich nun keiner mehr bey ihr selbst beklagte, und beyde ihre Streitigkeiten sorgfältig vor ihr verbargen, welches um so leichter war, da sie nie lange dauerten. Arm in Arm kamen sie immer zu Bertha; und Arm in Arm schieden sie wieder.

So kam die Zeit heran, wo die Knaben erfuhren, daß Siegfried sie verlassen, und Abt zu Fulda werden würde. Die Trennung von ihm war ihnen schmerzhaft, durch nichts aber wurde ihr Schmerz so lebhaft erregt, als durch den Gedanken, daß mit ihr auch die Trennung von ihrer lieben Bertha verknüpft seyn würde. Oft wollten sie ihren Lehrer fragen: ob Frau Hildegerd ihn begleiten würde; aber ein gewis-

ses Etwas, das sie nicht zu benennen wußten, schien diese Frage an ihre Lippen gefesselt zu haben. Ludwig war es, dem sie endlich zu erst entschlüpfte. Durch ihn muthig gemacht, wagte sie unmittelbar nachher auch Dedo; und wie innig freueten sich beyde Knaben, als sie von Siegfried die Antwort erhielten: nein, Ildegerd bleibt in Maynz. Zwar hatte ihnen Bertha vorher schon das nämliche gesagt, doch waren ihnen erst jetzt, durch Siegfrieds Bestätigung, alle Zweifel benommen.

Werden wir aber — fragte Ludwig weiter — wenn ihr nicht mehr in Maynz seyd, die gute Frau Ildegerd noch besuchen dürfen?

Das must du sie und den fragen, der nach mir über dich, mein Sohn, die Aufsicht erhält — antwortete der Abt von Fulda.

Noch an dem nämlichen Tage wendete sich Ludwig mit seiner Frage an Frau Ildegerd. Er verwandelte sie hier in eine Bitte, deren Erfüllung ihm Ildegerd gern versprach, weil er und Dedo sich ihre Liebe erworben hatten.

Bald nachher gieng Siegfried nach Fulda ab, und: Frau Ildegerd besuchen zu dürfen; war eine der ersten Bitten, welche Ludwig und Dedo an ihren jetzigen Erzieher thaten. Er bewilligte sie, und beyde Knaben konnten sich

oft der Gesellschaft ihrer Gespielin freuen, ob gleich seltner, als da sie noch an Siegfrieds Seite zu ihrer Mutter giengen.

An dem Hause, das Frau Ildegerd bewohnte, war ein Garten, den die Kleinen, wenn es die Witterung erlaubte, gewöhnlich zu ihrem Spielplatze wählten. Zuweilen spielten sie unter Frau Ildegerds Aufsicht, zuweilen auch sich selbst überlassen, so wie sie sich dann oft mit Spielen beschäftigten, die durch das Verbot der sorgsamen Ildegerd nur mehreren Reiz für sie zu erhalten schienen. Sie fischten mit kleinen Angeln, die ihnen die unzeitige Gefälligkeit eines Fischers verschaft hatte, in einem Teiche, der sich in dem abgelegensten Theile des Gartens befand, oder schaukelten sich in einem Kahne, der an dem Ufer desselben befestigt war.

An beyden Spielen nahm Bertha nur in so fern Antheil, daß sie an dem Gange, der zu dem Teiche führte, Wache hielt, um ihren Gespielen Nachricht zu geben, wenn ihre Mutter oder sonst Jemand käme, der dieser es verrathen könnte, daß sie wider ihr Verbot sündigten. Der folgsamen Bertha selbst war dies zu heilig, als daß sie ihm hätte zuwider handeln sollen, doch nach und nach begann sich ein Gelust in ihr zu regen, demjenigen ähnlich,

welchen einst Mutter Eva nach der verbotnen Frucht empfand. Ludwig und Dedo vertraten bey Bertha die Stelle der Schlange und mahlten ihr das Vergnügen, welches mit dem Schaukeln im Kahne verbunden wäre, so süß, daß das gute Mädchen mehr Stärke, als unsere Stammmutter, hätte besitzen müssen, um sich nicht verführen zu lassen. Die Furcht: daß man sie überraschen mögte; war noch das Einzige, was sie zurück hielt.

Einer von uns giebt Achtung — hob Ludwig ihre Bedenklichkeit.

Ja — begann Dedo — du giebst Achtung, und ich und Bertha schaukeln.

Nein — erwiederte Ludwig, der eben nicht geneigt war, seinem Freunde das beste Theil zu überlassen — ich schaukele mit Bertha, und du giebst Achtung. Alter hat Ehre, weist du wohl, und ich bin vier Wochen älter als du.

Dedo fand in diesem höhern Alter keinen hinreichenden Bewegungsgrund, Ludwig sich vorgehen zu lassen. Sie stritten sich um den Vorzug: zu erst mit Bertha zu schaukeln; und ihr Streit würde sich vielleicht nicht so bald geendigt haben, wenn nicht Bertha ihn endlich entschieden hätte.

Seyd

Seyd ruhig — sprach sie — und laßt das Loos zwischen euch entscheiden. Hier — fuhr sie fort, nachdem sie zwey Grashalme abgerissen hatte, deren Ende sie in ihrer Hand verbarg — wer den kürzesten zieht, hält Wache.

Jetzt erhob sich ein neuer Streit, wer zu erst ziehen sollte; und Bertha mußte auch diese entscheiden.

Ludwig zieht zu erst — sprach sie — weil er der älteste ist.

Dedo sah scheel, daß Bertha zu Ludwigs Vortheile entschied, doch hellte Freude seinen düstern Blick mit einem male auf, als er fand, daß Ludwig für ihn den längsten Halm zurückgelassen hatte. Ludwig wurde dagegen mißvergnügt, und verstand sich nicht eher dazu, Wache zu halten, bis Bertha ihm versprochen hatte, daß sie, wenn niemand sie in ihrem Vergnügen stören würde, nachher auch mit ihm schaukeln wollte. Ludwig ging an seinen Posten, und Dedo hob Bertha in den Kahn; aber bald bereuete es Bertha, daß sie wider das Verbot ihrer Mutter gehandelt hatte. Die Bewegung des Kahns machte sie schwindeln. Sie stürzte in das Wasser, und ein Glück für sie, daß sie nahe an das Ufer fiel, wo der Teich nicht tief war. Mit lautem Geschrey stürzte sich Dedo

ihr nach, und hatte mit seiner lieben Bertha schon glücklich das Ufer erstiegen, als Ludwig, durch ihr Geschrey herbey gerufen, die Geretteten erreichte.

Betäubt und triefend von Wasser standen sie da, und ihr Schrecken vermehrte sich noch, als sie nicht fern von sich Frau Ildegerd gewahr wurden. Auch sie hatte das Geschrey vernommen, und eilte mit einer ihrer Frauen, die Ursache desselben zu erfahren. Gern wären die kleinen Verbrecher geflohen, aber ihr Wille vermochte nicht, die zitternden Füsse zu bewegen.

Fest standen sie noch, da war Frau Ildegerd schon vor ihnen, und begann eine ernstliche Rüge, doch siegten Liebe und Mitleid bald über ihre Gerechtigkeit. Freudig schloß sie die geliebte Tochter in ihre Arme, lohnte dem Retter derselben mit einer dankvollen Umarmung, nahm Bertha auf ihren Arm, befahl ihrer Dienerin: das nämliche mit Dedo zu thun; und eilte nun nach ihrer Wohnung zurück. Ohne Verzug wurden beyde Kinder entkleidet, Dedos Kleider an der Gluth eines Feuers getrocknet, weil es an der Sonne zu lange gedauert haben würde; und die Zeit, wo die Knaben Frau Ildegerd gewöhnlich zu verlassen pflegten, war noch nicht lange verstrichen, als Dedo seine Kleider wieder anziehen konnte.

Aehnliche Unfälle, die sich vielleicht nicht wieder so glücklich endigen möchten, zu verhüten, gab Frau Ildegerd schleunigst Befehl: den Teich zu umzäunen. Die Verführer ihrer Tochter bestrafte sie dadurch, daß sie acht Tage lang nicht zu ihr kommen durften. Für beyde war diese Strafe die empfindlichste, welche Frau Ildegerd nur hatte wählen können, und mit schweren Herzen nahten sie sich ihr, als die Zeit der Verbannung verflossen war. Ein scharfer Verweis war das Ende ihrer Strafe, worauf Frau Ildegerd des Vergangenen nicht mehr gedachte. Gleich liebevoll als zuvor war sie gegen Ludwig, aber mehrere Liebe denn je, äußerte sie gegen Dedo. Sie glaubte den Retter ihrer lieben Bertha nicht genug lieben zu können, zärtlich und vergaß über den Retter den Verführer. Auch Bertha fühlte, wie viel sie Dedo schuldig war; und in Ludwigs Herzen wurde durch die Ausdrücke dieses Gefühls Neid entflammt.

Am lebhaftesten äußerten sie sich, wenn die Kleinen dem Teiche nahe vorüber gingen. Guter Dedo — sprach dann öfters Bertha, umschlang den Knaben mit ihren Armen, und küßte ihn — ohne dich wär ich hier des Todes Beute worden.

Unwillig hierüber und neidisch zugleich über die feurigen Liebkosungen, die Dedo erndtete, beklagte sich Ludwig, daß Bertha gegen ihn so wenig gutes Zutrauen äußerte. Glaubst du — fragte er — daß ich gezaudert haben würde, mein Leben für dich zu wagen?

Nein, lieber Ludwig — erwiederte Bertha — du würdest gethan haben, was Dedo that. Fern ist es von mir, dies zu bezweifeln.

Und doch handelst du ganz so — wendete Ludwig ein — als ob du es bezweifeltest. Dedo ist dir so lieb worden, aber der arme Ludwig ist es dir nicht mehr.

Du beschuldigst mich ungerecht — rechtfertigte sich Bertha — Gewiß du bist mir noch immer so lieb als je.

Heuchle nicht, Mädchen — entgegnete Ludwig — wäre ich dir noch lieb: ich würde dich nicht immer so lange um einen Kuß bitten dürfen, indeß du deinen Dedo ungebeten küssest.

Bertha schlang dann einen ihrer Arme um Ludwig, den andern um Dedo, küßte bald diesen bald jenen, und Ludwig beklagte sich nicht mehr und schied zufrieden von ihr. Erneuet aber wurden seine Klagen, wenn sie ein andermal dem Teiche sich nahten, und Bertha ihren Dank gegen Dedo ausströmte. Ein Gespräch, dem angeführten an Inhalt so gleich als an

Folgen, begann dann jederzeit und endigte sich zu Ludwigs Zufriedenheit.

Ob Frau Ildegerd diese Art der Unterhaltung unter den Kleinen kannte, berichten unsere Urschriften nicht. Wir bezweifeln es, sind aber frey von dem Zweifel: ob die Kleinen sich wirklich auf diese Art, die für ihr Alter beynahe zu ernsthaft ist, unterhielten. Theils versichern es unsere Urschriften zu fest, theils werden auch ihre Versicherungen durch analoge Bemerkungen, die Referent bey nicht ältern Kindern feurigen Temperamentes machte, glaubwürdig gemacht.

Neid über die Vorzüge, welche Bertha seinem Freunde gab, regte sich so oft in Ludwigs Busen, daß er endlich zur herrschenden Leidenschaft wurde. Seine Freundschaft für Dedo litt hierdurch einen mächtigen Stoß, Ludwig wurde kalt gegen ihn. Sonst hatte er geglaubt, daß er ohne Dedo nicht leben könnte; jetzt wünschte er ihn öfters fern von sich, weil er ihn als den Räuber seiner Freuden ansah. Dieser Wunsch wurde immer heftiger in ihm, und er erreichte einst eine Stärke, die ihn zu einer strafwürdigen Handlung verleitete.

Ludwig ging eines Tages mit seinem Freunde, die unschuldige Friedensstörerin, Bertha, zu besuchen. Zu ihrem Mißvergnügen erfuhren beyde, daß sie ihre Mutter zu einer ihrer Freundin-

nen begleitet hätte, doch machte der Beysatz: sie würde bald wieder kommen; daß die Knaben sie zu erwarten beschlossen. Die Zeit sich zu verkürzen, gingen sie in den Garten, wandelten ihn einigemal auf und ab, und kamen endlich auch zu dem Teiche, wo sie beyde bedauerten, daß sie sich des Vergnügens nicht mehr freuen könnten, das er ihnen sonst gewährt hatte.

Wir allein — begann Dedo — können noch immer fischen und schaukeln, aber freylich nicht mehr in Berthas Gesellschaft. Für Bertha ist die Umzäunung allerdings ein Hinderniß; ob wir sie auch für uns eines wollen seyn lassen, dies hängt allein von uns ab, da sie zu niedrig ist, um sie nicht mit weniger Mühe übersteigen zu können.

Ein glücklicher Gedanke — gab Ludwig Dedos Worten Beyfall — komm, Lieber, laß uns ihn ausführen! Sicherer als jemals können wir heut in dem Kahne seyn, da der Zaun uns den Blicken der Aufpasser verbirgt.

Kaum hatte er geendet, als er auch schon anfing, den Zaun zu übersteigen. Dedo folgte ihm nach; und nach wenig Augenblicken freuten sie sich des Genusses, des so lange entbehrten angenehmen Spieles. Bald aber machte dies sehr verschiedene Eindrücke auf sie. Dedo wurde fröhlich, Traurigkeit hingegen und Miß-

muth nahm Ludwigs Herz ein. Der Gedanke stieg in ihm empor: daß dieser Ort, dies Spiel die Veranlassung zu einer Veränderung gewesen war, die er so oft beklagte. Diesem Gedanken folgte eine feindselige Aufwallung von Rache und Erbitterung gegen Dedo, welche den aufgebrachten Ludwig diesen Unschuldigen schuldig finden liessen.

Hier war es, wo Ludwigs Wunsch: durch Dedos Entfernung die Freuden zurück zu bringen, als deren Räuber er ihn anklagte; so heftig wurde, daß er auf Mittel dachte, die Erfüllung desselben zu bewirken.

Die Knaben standen in den entgegengesetzten Seiten des Kahns und kehrten einander die Rücken zu. Dedo konnte daher nicht in Ludwigs Mienen lesen, was in seinem Innern vorging, doch wunderte er sich, daß Ludwig, dessen Laune gewöhnlich so fröhlich war, als die seinige, und sich kurz zuvor so lebhaft geäussert hatte, jetzt mit einem male sprachlos war.

Was fehlt dir, Lieber — fragte er — du scheinst nicht heiter? Auf, laß uns das Liedchen singen, das uns beyde schon so oft fröhlich machte!

Ohne Ludwigs Antwort zu erwarten, begann Dedo diesen freudeschaffenden Gesang, Ludwig aber stimmte nicht mit ein. Vielleicht hör-

te er sogar den Gesang so wenig, als die vorhergegangene Aufforderung dazu.

„Der Fürst der Finsterniß" — sagt ein Mönch des zwölften Jahrhunderts, dessen Geschichte Ludwigs wir in heutige Mundart übertragen — „der einst den König Saul verleitete, seine Lanze nach den frommen David zu werfen, als er menschenfreundlich sich bemühete, durch liebliches Harfenspiel den bösen Geist von ihm zu scheuchen, zeigte jetzt an dem jungen Grafen Ludwig, wie viele Macht er noch über uns arme Menschenkinder besitzt. Er gab ihm ein: den unschuldigen Dodo in das Wasser zu werfen, aus dem er sich einst durch Berthas Rettung Dank und Freuden die Fülle fischte."

Wir überlassen die Untersuchung: ob der gute Mönch dem Satan nicht vielleicht zu viel thut; unsern Lesern, und begnügen uns, zu berichten, daß Ludwig auf Dodo zusprang, ihn mit den Worten: stirb, Mörder meiner Freuden! umfaßte, und aus dem Kahne zu werfen versuchte.

Ein Glück für den Angegriffenen, daß er stärker war als sein Gegner! er kämpfte eine Zeitlang mit ihm, und warf ihn dann aus dem Kahne an das Ufer, das nur ein wenig höher war als der Teich, dann sprang er ihm nach, flog eilend über die Umzäunung hinweg, und

nun erst erwartete er, daß Ludwig ihm nachkommen sollte. Er zögerte nicht lange.

Was war das, Ludwig — rief ihm Dedo zu — träumtest du wachend, oder hatte dich etwas deiner Sinnen beraubt?

Ludwig schwieg; seine Blicke senkten sich zur Erde; sie drückten nicht mehr blos Wuth aus, wie vorher, da er den Angriff auf Dedo machte, nein, deutlich las dieser Reue darinne. Zuvor hatte nur Leidenschaft in Ludwig getobt, jetzt zeigte sich ihm sein Verbrechen ganz in seiner schwarzen Gestalt. Dedo nahte sich ihm, und schloß ihn liebevoll in seine Arme.

Um aller Heiligen willen — rief er aus — sage, was dich anfecht!

Laß mich — seufzte Ludwig — ich bin deiner Milde unwürdig!

Komm, Lieber — fuhr Dedo fort — laß uns heim gehen. Ich fürchte, daß du krank bist, und Fieberhitze in dir wüthet.

O Dedo, guter lieber Dedo — stöhnte Ludwig an der Brust seines Freundes, die er mit seinen Thränen benetzte. Er schien mehr sagen zu wollen, wozu es ihm aber an Kräften gebrach.

Mein Ludwig — erwiederte Dedo seine heisse Umarmung — wie sehr jammerst du mich. Dir muß eine fürchterliche Krankheit be-

vorstehen, die sich mit Zerrüttung des Verstandes beginnt, denn beym vollen Gebrauche desselben würde dir unmöglich gewesen seyn, gegen mich zu unternehmen, wozu Abwesenheit der Sinne oder Täuschung derselben dich verführte. Laß uns eilen, damit deine Krankheit nicht ausbricht, ehe wir unser Gemach erreichen.

Dedo schlang seine Arme um Ludwig, den Zitternden zu leiten, da er allerdings Unterstützung bedurfte. Stumm und langsam setzten sie ihren Weg fort, zu welchem sie doppelt so viel Zeit als gewöhnlich nöthig hatten. Aus Dedo sprach öfters Sorgfalt und zärtliche Bekümmerniß um das Wohl seines Freundes, sprachlos aber und in sich selbst gekehrt, wandelte dieser an seiner Seite. Nur Seufzer drängten sich bisweilen aus der beklemmten Brust hervor. Sobald sie in ihr gemeinschaftliches Gemach getreten waren, bestürmte Dedo seinen Freund mit neuen Bitten: ihm die Reihe der Gedanken zu entdecken, von welchen der so ganz unerwartete Angriff der letzte war.

Alles, alles sollst du erfahren — antwortete Ludwig — überlasse mich nur jetzt auf einige Zeit der Ruhe und mir allein.

So sage mir wenigstens — entgegnete Dedo — ob du auch schon an deinem Körper Zerrüttung fühlst, daß ich zu dem Arzte des

Erzbischofs eilen kann, ehe die Heilung deiner Krankheit durch Verzögerung erschwert wird.

Nichts fehlt mir — versicherte Ludwig — raube daher den Arzt nicht wirklich Kranken, die seiner bedürfen, da seine Hülfe mir nutzlos wäre. Daß du mich jetzt alleine lässest, ist meine einzige Bitte an dich.

Dedo ging, kehrte aber bald wieder zurück, weil es ihm ohnmöglich war, seinen leidenden Freund allein zu lassen. Mit ihm zugleich trat ein Diener des Erzbischofs in das Gemach, beyde Knaben zu seinem Herrn zu rufen. Furchtlos gingen sie zu ihrem theuren Vater Bardo, doch hatte sich Ludwig noch so wenig wieder gesammelt, daß sein verstörter Blick so gleich des Erzbischofs Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und das Forschen nach der Umwandlung desselben ihm entdeckt haben würde, was zwischen den beyden jungen Freunden vorgegangen war, wenn er auch noch nicht davon benachrichtigt gewesen wäre. Der Erzbischof wußte schon alles.

Ein Arbeiter im Garten der Frau Ildegerd hatte die Knaben im Kahne gesehen, Ludwigs Ausruf gehört, mit welchem er seinen Gespielen mörderisch angriff, und seine Bemühung: seiner mächtig zu werden, bemerkt. Als ein Mann, der alles Unrecht verabscheute, eilte er, dem Erzbischofe von dem, was er gesehen und ge-

hört hatte, Nachricht zu geben. Seine Kleidung, ein sprechender Zeuge der Armuth, erschwerte ihm den Zutritt zu dem Erzbischofe, versichert aber, daß Vater Bardo auch mit dem ärmsten seiner Unterthanen sprach, ließ er sich nicht zurückweisen. Seiner wiederholten Bitten müde, meldete man endlich dem Erzbischofe das Begehren des unbescheidenen Mannes, und Bardo befahl, ihn unverzüglich zu ihm zu führen. Der Mann entledigte sich seines Anliegens, und gleich, nachdem ihn Bardo beschenkt und für seine Gerechtigkeitsliebe mit Lobe belohnt, entlassen hatte, ließ er die Knaben zu sich fordern.

Er ging mit ihnen in ein geheimes Gemach, wo er seine Rüge also begann:

Fürwahr! ich hätte nicht gefürchtet, daß Ludwig meine zärtliche Vaterliebe mit so großem Herzeleid vergelten würde, als er mir heut gemacht hat. Ich weis alles, was du thatest, und verlange nun die Ursachen zu wissen, welche dich zu dem verübten Frevel verleiteten.

Mit der Miene eines Verbrechers stand Ludwig stumm und betäubt da, und Bardo fuhr fort: sprich du, mein Dedo, vergiß aber nicht, daß mir die Wahrheit schon bekannt ist.

Verzeiht, heiliger Vater — gehorchte Dedo dem Befehle des Erzbischofs — daß wir uns beyde aus Leichtsinn in Gefahr begaben. Frau

Ildegerd hatte in ihrem Garten einen Teich umzäunen lassen, um uns davon abzuhalten, weil die Spiele, womit wir uns vorher auf demselben belustigt hatten, ihrer muttergleichen Fürsorge gefährlich schienen. Allein in dem Garten, vergassen wir heut ihrer Ermahnungen, kletterten über den Zaun, und stiegen in einen Kahn, der an das Ufer des Teiches befestigt ist. Es entstand ein kindischer Zwist unter uns, und ohne Rücksicht auf den gefährlichen Ort, wo wir uns befanden, fingen wir an, mit einander zu kämpfen. Dies, heiliger Vater, ist es alles, und man hat euch unrecht berichtet, wenn man euch mehr gesagt hat.

Du verdienst Lob, mein Dedo — erwiederte der Erzbischof — daß du deinen Gespielen zu entschuldigen suchst, ob er gleich an dir zum Verbrecher wurde; tadelnswerth aber ist es, daß du mir die Wahrheit verbirgst. Gewiß weis ich, daß Ludwig dich in den Teich zu werfen versuchte; weis sogar, daß er dich einen Mörder seiner Freuden nannte. Jetzt, Ludwig, sage, welcher Freuden dich Dedo beraubte, und was dich gegen ihn, den du sonst brüderlich liebtest, einer so schwarzen Handlung fähig machte?

Schaam, Furcht und Verwirrung hinderten den zitternden Knaben der Auffoderung des Erzbischofs sogleich nachzukommen; so bald aber

seine Besinnungskraft einigermaßen wiederkehrte, sank er zu den Füssen des heiligen Vaters, umschloß seine Knie, und gestand ihm in abgebrochenen Worten, alles was unsere Leser schon wissen.

Welche Bosheit — rief Bardo mit gerunzelter Stirn, als Ludwig geendet hatte — für dein Alter beynahe beyspiellos!

Keine Bosheit — suchte der leicht verzeihende Dedo das Verbrechen seines Freundes zu entschuldigen — Uebereilung und aufbrausende Hitze waren es, welche Ludwig zu einer That verleiteten, die ihn jetzt mit Reue foltert. Sehet selbst, heiliger Vater, wie unverkennbar sie sich auf seinem Gesichte mahlt!

Ohne von Dedo aufmerksam gemacht zu werden, würde der Erzbischof dies schon bemerkt haben, und eben diese Bemerkung war es, weshalb Bardo dem jungen Verbrecher verzieh, und ihm die verdiente Strafe erließ, denn Dedos Bitten allein würden dies nicht bewürkt haben, so eifrig sich auch sein freundschaftliches Mitleid für den irrenden Bruder verwendete.

Es sey — sprach der Erzbischof zu Ludwig — ich verzeihe dir, und die folternde Reue, welche an deinem Innern nagt, sey deine einzige Strafe, doch nehme ich meine Verzeihung zurück, und noch andere Strafe trifft dich, wenn du je wieder das Haus der Frau Ildegard be-

trittst. Dir aber, mein geliebter Dodo, ist es unverwehrt, Frau Ildegerd noch ferner zu besuchen. Jetzt, Kinder, verlaßt mich, und du, Ludwig, laß dir den heutigen Tag unvergeßlich seyn. Bedenke immer, welche traurige Folgen eine rasche Handlung haben kann; vergleiche den Schmerz, der dein Inneres zerreissen würde, wenn Dodos Schutzgeist nicht über ihn gewacht hätte, mit dem, der jetzt schon an deinem Herzen zehrt. Jetzt quält er dich vielleicht nur einige Tage, dann aber würde er dir die Ruhe für dein ganzes Leben geraubt haben. Laß dir den heutigen Vorfall eine Warnung seyn, so oft deine Leidenschaften den Zügel der Vernunft zerreissen, und wache über dein Herz, damit nicht Bosheit darinnen aufkeimt, denn daß sie jetzt noch nicht in dir lebt, hoffe ich mit froher Zuversicht.

Drittes Kapitel.

Bardo prophezeiht.

Sobald die Knaben ihn verlassen hatten, ließ Bardo ihren Erzieher zu sich rufen, um ihm zu erzählen, was zwischen ihnen vorgegangen war. Zugleich aber auch, um ihm genauere

Aufsicht über Ludwig und emsigere Bemühung: die Heftigkeit seiner Leidenschaft zu mildern; zu empfehlen. Er gab ihm selbst Rath und Anschläge, wie ihm dies schwere Unternehmen am ersten gelingen würde, und wir bedauren, daß unsere Urschriften diesen Theil der Unterredung des Erzbischofs mit dem Erzieher, nicht für wichtig genug gehalten haben, um ihn uns aufzubewahren, weil wir im entgegengesetzten Falle uns durch die Mittheilung desselben das Verdienst hätten erwerben können, einen nicht geringen Beytrag zur Erziehungskunst geliefert zu haben.

Bey dieser Gelegenheit war es auch, wo Bardo die Worte aussprach, die Ludwig der Bärtige zwar für eine Weissagung hielt, aber doch glaubte, daß sie durch die Bemühung des Abtes von Fulda vielleicht zu Schanden gemacht werden könnte, wie sich die Leser aus dem Anfange dieser Geschichte hoffentlich noch erinnern werden:

Ludwig wird ein löblicher, geliebter und geehrter Regent, aber auch ein grosser Verbrecher werden — sprach der Erzbischof von Maynz.

Bardo stand in dem Rufe, daß er den Geist der Weissagung besäße. Er prophezeihte, daß

Geb-

Gebhard, Graf von Calw, den Kayser Heinrich der Dritte wegen seiner Jugend nicht zum Bischofe von Eichstädt machen wollte, nach wenig Jahren durch des Kaysers Vermittelung Pabst werden würde, sagte auch sein eigenes Ende voraus, daher es nicht zu verwundern war, daß Landgraf Ludwig jene seinen Sohn betreffende Worte, welche ihm hinterbracht wurden, für eine Weissagung gelten ließ, ob es uns gleich scheint, daß Bardo diese Vermuthung hatte äussern können, wenn er auch nicht mit Seherkraft begabt gewesen wäre. Doch wir kehren jetzt von dem Erzbischofe zu unsern jungen Freunden zurück.

Von ihm weg waren sie in ihr Gemach gegangen, wo Ludwig sich auf einen Sessel warf, und durch Seufzen und Stöhnen die Quaal verrieth, welche er litt. Den Blick mitleidsvoll auf ihn geheftet, stand Dedo eine Zeitlang ihm gegenüber, endlich suchte er den Leidenden zu trösten.

Beruhige dich, Lieber — sprach Dedo — und danke Gott, daß seine Hand über dich und mich wachte.

O Dedo — stöhnte Ludwig — wie klein und verabscheuungswürdig bin ich gegen dich! Nicht genug, daß du mir Verbrecher selbst vorziehest, erflehetest du mir Un-

würdigen auch des Erzbischofs Verzeihung und Erlassung der Strafe. Dedo! der Gedanke: daß mich Nasereo gegen einen so seltnen Freund zu einem Frevel sonder gleichen verleitete; wird mit seinen namenlosen Foltern mein blutendes Herz noch zerreissen.

Nutzlose Qual — schloß Dedo den Jammernden in seine Arme — von dir selbst die bereitet. Dieser war mir Berthas Gesellschaft, und süß die Nüsse, mit welchen mir das liebe Mädchen für ihr Leben danke; willig aber hätte ich beyden entsagt, wenn ich geahndet hätte, daß die letztern für dich so schmerzhaft waren.

Ich bezweifle die Wahrheit dieser Versicherung nicht — erwiederte Ludwig — aber sie tröstet mich nicht; sondern vermehrt im Gegentheile meine Qual, weil sie mein Verbrechen noch schwarzer macht.

Das sollte sie nicht — entgegnete Dedo, indem er seinen Freund noch inniger an seine Brust drückte.

Laß mich — entwand sich Ludwig seiner Umarmung — ich verdiene es nicht, daß ich in deinen Armen weine! Laß mich! Deine unverdiente Liebe durchbohrt mein Herz gleich einem Dolche. Verbirg mich vor mir selbst! Laß mich allein! Ein Engel paßt nicht an die Seite eines Teufels. Doch nein, bleib hier!

Dein Anblick mehret meine Quaal, vielleicht vermehrt sie sich, bis ich ihr erliege, und ein Leben endige, das ich mir selbst zur Marter machte.

Ludwigs Blick wurde wild, und seine Augen rollten fürchterlich; und wilder wurde der Blick, fürchterlicher das Rollen der Augen bey jedem Worte, das er sprach. Seine lebhafte Einbildungskraft wirbelte tausenderley schreckhafte Ideen in seinem Kopfe herum, und, hierdurch noch mehr erhitzt, wurde sein Verstand zerrüttet.

Ja ich sterbe — fing jetzt Ludwig an zu rasen — aber schrecklich ist mein Tod, und schrecklicher noch wird mein Leben nach dem Tode seyn. Du bist verächtet, Dodo! Siehe hier der Hölle Schlund geöffnet, um mich aufzunehmen, und dort, um mich hinein zu stoßen, den Teufel, welcher mir einsagt, meine Hand zum Brudermorde auszustrecken. Bitte für mich! Dodo! wie du bey dem Erzbischofe für mich batest!

Erschrocken nahte sich Dodo dem Leidenden. — Der Sprache nicht fähig, bemühte er sich — ihm durch eine Umarmung aus seinen schwarzen Phantasien zu wecken, aber sein Schrecken stieg, als er sie dadurch noch vermehrte.

Rette mich, Dedo — schrie Ludwig — rette mich aus den Klauen des Teufels!

Eilend verließ nun Dedo das Zimmer, um bey seinem Erzieher und dem Arzte des Erzbischofs für seinen Freund Hülfe zu suchen.

Beyde folgten seinem Rufe unverzüglich, auch den Erzbischof zog Liebe und Sorgfalt zu dem jungen Grafen, dessen Quaal alle zum Mitleiden aufforderte.

Der Arzt erklärte seine Phantasien für den Anfang eines heftigen hitzigen Fiebers, und befahl, ihn unverzüglich in ein Bette zu bringen.

Krankheitsgeschichten waren in dem eilften Jahrhunderte nicht so gebräuchlich, als in unsern spätern Zeiten, daher wir von Ludwigs Krankheit nur wenig zu erzählen wissen. Daß sein Verstand am zwölften Tage derselben zum ersten male wiederkehrte, ist alles, was uns von ihrem Gange überliefert worden ist. Wie innig freute sich Dedo, als er, an der Seite des Siechlagers sitzend, diese Wiederkehr bemerkte.

Während der Dauer seiner Krankheit hatte er Ludwigs Lager nur selten auf kurze Zeit verlassen, wenn lange versäumter Schlaf seine müden Augen zuzog. Jetzt sprang er freudig auf, dem Erzbischofe die Nachricht zu bringen, der sich auch darüber nicht minder freute als Dedo, wenn sich schon seine Freude nicht so leb-

haft äußerte. Seelenvergnügt hüpfte Dido an der Hand des Erzbischofs, wieder zurück in das Gemach des Kranken, wo die frohen Gefühle der Kommenden durch Ludwigs Freude über sie, die er jetzt zum erstenmale wieder bey ihren Namen nannte, noch mehr erhöht wurden.

Gott sey gelobt — rief der fromme Greis mit gen Himmel erhobenen Augen — daß du, mein theurer Pflegling, mir wieder geschenkt bist! Reichlich wird nun mein Zittern und meine bange Furcht für dein Leben durch Freude vergolten.

Langsam zwar, doch ohne Rückfall besserte sich Ludwig mit jedem Tage, aber lange schon hatten ihn die Aerzte außer Gefahr erklärt, ehe seine geschwundenen Kräfte sich so weit wieder erneuten, daß er einige Stunden außer dem Lager zuzubringen stark genug war. Stufenweis, obgleich in nicht schnellerm Maaße als zuvor, vermehrten sie sich, bis er sechs Wochen nach dem traurigen Tage, welcher für ihn eine Quelle so vieler Leiden wurde, von den Aerzten Erlaubniß erhielt, den ersten Ausgang ins Freye zu versuchen.

An dem Arme seines Freundes und von seinem Lehrer unterstützt, schlich er kraftlos auf den Fluren umher, über die sein Fuß zuvor oft mit der Schnelle eines Rehes geeilt war. Doch dies war nicht die einzige Veränderung, welche

das Mitleid aller, die Ludwig kannten, erregte. Heiter war sonst sein Blick, und seine Reden Scherz und Ausdrücke fröhlichen Muthes, jetzt war seine Stirn umwölkt, seine ganze Gestalt ein lebendiges Bild des Kummers, und Seufzer und Thränen unterbrachen seine wenigen Worte.

Wir tadeln es an Ludwigs Erzieher, daß er ihn einen Weg führte, wo der Garten der Frau Hildegerd und der unsern beyden jungen Freunden so merkwürdige Teich sich seinen Blicken zeigte. Wie leicht hätte diese sinnliche Erinnerung an einen unglücklichen Vorfall, welcher der Schöpfer von Ludwigs Leiden wurde, dem kaum Genesenen gefährlich werden können. Zu seinem Glücke wurde sie es nicht. Der Anblick des Teiches hatte weiter keine Würkung auf Ludwig, als daß er einen langen tiefen Seufzer aus seinem Busen preßte, und daß sein Blick von dem Teiche hinweg sich zu Dedo wendete, an ihm eine Zeitlang starr haftete, und sich dann, indeß sich Ludwig verfärbte, zur Erde senkte. Hier ruhte er, bis die Waller den erzbischöflichen Pallast wieder erreichten.

Ludwigs Körper hatte der Ausgang gestärkt, sein Verstand aber war von dem, durch den Anblick des Teiches, erregten Gedanken beunruhigt worden; doch waren schmerzhafte Empfindungen und Vorwürfe, die sich Ludwig mach-

te, die einzigen traurigen Folgen derselben. Er dachte oft an Bertha; und eben so oft schwebte die Frage: was das liebe Mädchen machte; auf seinen Lippen, von welchen sie aber Schaam immer zurück drängte. Endlich entschlüpfte sie ihm doch.

Ich sahe Bertha nicht wieder — antwortete Dedo — deine Leiden ließen mich nicht an sie denken, und als diese gelindert wurden, wollte ich absichtlich zu ihr gehen, um dir, wenn du es erführest, dadurch keine Veranlassung zu unangenehmen Empfindungen zu geben.

O Dedo — erwiederte Ludwig — es wäre ein zu großes Opfer, wenn du aus Freundschaft für mich der Freuden dich berauben wolltest, die dir der Umgang mit Bertha gewährt.

Nein, Lieber — entgegnete Dedo — das Opfer ist gering und willig, und ohne Kampf brachte ich es dir. Deiner Ruhe war ich es schuldig, und aus Liebe für sie war eine Nachricht, die ich heut erhielt, mir angenehm.

Und diese Nachricht war? — fragte Ludwig.

Daß Frau Ildegerd mit ihrer Tochter Maynz verlassen hätte und nach Fulda zu ihrem Freunde, dem Abte, gezogen wäre — gab Dedo zur Antwort — Vor zwey Tagen reisten sie ab, und werden nie wieder nach Maynz zurückkehren.

Nie — seufzte Ludwig.

Lasse dich ihr Abscheiden nicht betrüben — ermahnte Dedo seinen Freund — denn Sorgfalt für deine Ruhe befiehlt dir, dich desselben zu freuen. Ist dir diese theuer, o so laß uns Bertha und alles, was sie angeht, zu vergessen suchen.

Daß ich das könnte — jammerte Ludwig — Bertha wird mir ewig unvergeßlich seyn! Jede Erinnerung an sie wird mir zum folternden Vorwurfe werden.

Still, Lieber — entgegnete Dedo — du mußt dich nicht mit Gedanken quälen, die deine Besserung verzögern.

Ludwig folgte dieser Ermahnung nicht, oft dachte er an Bertha, und nicht minder oft folterte ihm die Erinnerung an die Unthat, von welcher sie unschuldig die erste Ursache gewesen war. Diese quaalvolle Erinnerung machte, daß die Heiterkeit, welche sonst Ludwigs glückliches Loos war, auch dann noch nicht wiederkehrte, als die Aerzte ihn bereits für völlig hergestellt erklärten. Sein Körper war gesund, aber seine Seele war es nicht.

Dedo, Bardo, und geleitet von dem letztern, auch Ludwigs Erzieher gaben sich alle Mühe, der Seele des Genesenen die Heiterkeit und Zufriedenheit wieder zu geben, die sie verlohren

hatte, und ob sie dies gleich nicht so geschwind bewirkten, als ihr Wunsch war, so hatten sie doch die freudige Beruhigung, ihre Bemühungen nicht ganz vergebens zu sehn, denn nach und nach kehrten jene beglückenden Empfindungen wieder in Ludwigs Busen zurück.

So verstrich ein halbes Jahr, als der Erzbischof von Maynz sein Ende nahe fühlte, und Liebe zu seinem ihm so theuren Pfleglinge, Ludwig, ließ es ihn weniger nahe wünschen. So fest er überzeugt war, daß Ludwig unter den Händen eines sorgfältigen und weisen Erziehers ein würdiger Regent und achtungsvoller Mann werden würde: so unvermeidlich schien ihm auch das Gegentheil, wenn Ludwig einem unweisen und nachlässigen Manne zur Aufsicht übergeben werden sollte. Daß sein jetziger Erzieher der Mann nicht war, dem man die Bildung eines Knaben von großen Anlagen zum Guten und Bösen ohne Leitung anvertrauen könnte, wußte der Erzbischof so wohl, als er befürchtete, daß die Wahl eines andern Erziehers auf keinen würdigern fallen möchte, wenn er sie dem Landgrafen Ludwig überliesse, da er diesem hierin weniger Klugheit und Prüfung zutraute, als in der Wahl eines Heerführers oder eines Rathes.

Den Abt von Fulda hielt der Erzbischof von Maynz für den einzigen Mann, welcher dem

jungen Ludwig eine Bildung würde geben können, wie sein Vater und der Erzbischof wünschten. Er fragte daher den Abt in einem Schreiben: ob er sein angefangenes Werk vollenden und Ludwigs fernere Ausbildung übernehmen wollte. Herzlich freuete sich der Erzbischof, da Siegfried ihm die Erfüllung seines Verlangens versprach, und sendete nun eilend einen Vertrauten gen Schaumburg, an seinen Vicedom, um ihm zu hinterbringen, was seine reifen Ueberlegungen rathsam gefunden hätten, und von ihm Bestätigung der getroffenen Wahl, oder andere Maasregeln zu vernehmen.

Der Landgraf von Thüringen gab der Wahl seines Freundes Bardo freudig seine Beystimmung, weil er überzeugt war, daß er selbst gewiß keine bessere hätte treffen können.

Gleich nach der Zurückkunft des Boten sendete der Erzbischof einen andern nach Fulda, den Abt zu sich einzuladen. Siegfried erschien ohne Zögern, und freuete sich seiner Eil, weil er den Erzbischof dem Tode nahe fand. Siegfried hatte sich, als er noch Ludwigs und Dedos Lehrer war, ihre Liebe und Achtung zu ganz erworben, als daß sie ihn jetzt nicht freudig hätten bewillkommen sollen. Er fand sie bey seiner Ankunft vor dem Bette des Erzbischofs knieend, eilend aber sprangen sie auf, und

giengen dem geliebten Lehrer entgegen, ihm zärtlich die Hände zu küssen.

Der Sterbende hatte noch von andern Dingen, als von der Erziehung Ludwigs mit dem Abte von Fulda zu sprechen. Er entfernte deshalb beyde Knaben durch einen Wink, nachdem er einige Augenblicke an ihrer Freude über Siegfrieds Ankunft Theil genommen hatte.

Bardos Gespräch mit dem Abte zu Fulda gehört nicht in Ludwigs Geschichte, daher wir von demselben nichts und von seinem Tode nur das melden, daß Ludwig kurz vor demselben noch einmal zu dem Sterbenden gerufen wurde. Er gab ihm seinen Segen, welchem er auch einige väterliche Ermahnungen beygefügt haben würde, wenn er nicht gesehen hätte, daß Ludwig über seinen Tod den lebhaftesten Schmerz äußerte, welchem er keinen Schmerz anderer Art beygesellen wollte.

Bardos Ermahnungen würden mit einer Zurückerinnerung an Ludwigs Vergehen wider Dodo verbunden gewesen seyn, wenn schon Bardo selbst dies nicht erwähnt hätte; und Bardo wollte die letzten Augenblicke seines Lebens dem klagenden Ludwig nicht trauriger machen, als sie ihm ohne dies schon waren. Er hatte daher, was er ihm selbst zu sagen zu gütig war, dem Abte von Fulda gesagt, von dem er versichert war, daß

er es seinem Zöglinge mittheilen würde, wenn er sich in einer bessern Stimmung, es anzuhören, befände als jetzt. Daß Ludwig mit dem Abte Siegfried nach Fulda gehen, und bey ihm so lange leben würde, bis sein Vater ihn zu sich rief. — dies war alles, was der Erzbischof dem Knaben sagte.

Wenige Augenblicke nachher starb er, und gewiß haben selten Kinder über den Tod ihrer Väter so ungeheuchelt getrauert, als Ludwig und Dedo über den Tod des heiligen Vaters Bardo. Ihre Thränen flossen reichlich, und die Thränen der Diener des Erzbischofs und aller Bewohner der Stadt Maynz vereinigten sich mit ihnen. Ludwigs Schmerz wurde durch die Freude gemildert, welche er darüber empfand, daß er in Zukunft bey dem Abte zu Fulda leben sollte, neuem Schmerze aber wurde er zur Beute, als er die Nachricht erhielt, daß der Tag seiner Abreise nach Fulda, zugleich der Tag der Trennung von seinem geliebten Dedo seyn würde.

Auch Dedo trauerte, und der Gedanke an die nahe Trennung war für ihn nicht minder schmerzhaft, als für Ludwig. Gern und freudig würde er die Bitten desselben: ihn nach Fulda zu begleiten; erfüllt haben, da Siegfried ihn ebenfalls hiezu aufforderte, wenn nicht der Wille seines Vaters ihn hierin gehindert hätte.

Dedos Vater war ein vertrauter Freund des Probstes Luitbold zu Bamberg, welchen man allgemein Bardos Nachfolger glaubte, auch bewies die Folge, daß man sich in dieser Vermuthung nicht getäuscht hatte. Dedos Vater, ein ehrgeiziger Mann, glaubte dennoch den Aufenthalt seines Sohnes in Maynz seinen Absichten mit ihm gemäßer als in Fulda, daher keine Bitten ihn bewegen konnten, den mißvergnügten Knaben seinem Freunde auch in Fulda zum Gesellschafter zu geben. Dedo erhielt nicht einmal die Erlaubniß, seinen geliebten Ludwig auf seiner Reise zu begleiten, weil sein argwöhnischer Vater fürchtete, daß er vielleicht nicht zurückkommen möchte.

Viertes Kapitel.

Siegfried irrt sich in seinen Vermuthungen.

Acht Tage nach dem Tode des Erzbischofs machte sich Siegfried mit seinem Zöglinge auf den Weg nach Fulda.

Nichts, theure Leser, von dem Abschiede der beyden innigen Freunde! die mehresten von euch weinten ohnfehlbar schon Thränen der Tren-

nung an dem Busen eines innigen Freundes: ruft eurem Gedächtnisse zurück, was ihr hierbey empfandet, so könnt ihr euch von dem, was Ludwig und Dodo fühlten, eine richtigere Vorstellung machen, als unsere Schilderung ihrer Gefühle euch gewähren konnte.

Es war ein Frühlingstag, da Ludwig mit Siegfrieden nach Fulda reiste, aber keiner von den heitern Frühlingstagen, die auch in die Brust der Wallen Heiterkeit giessen. Die Luft war rauh, der Himmel umwölkt und trübe, doch noch mehr umwolkt war Ludwigs Stirn, und trüber noch war es in seinem Herzen.

Zwey Stunden wandelte er so an Siegfrieds Hand; keine Ermunterungen seines Führers machten Eindruck auf ihn: seine Reden waren einsilbige Worte, mit welchen er noch überdies kargte, denn oft erlaubte Geistesabwesenheit dem traurigen Ludwig nicht, Siegfrieds Fragen zu beantworten; reichlich aber flossen dagegen seine Thränen der Trennung von Dodo. Jetzt endlich schien etwas ihren Lauf zu hemmen. Ludwigs Blick erheiterte sich, und Siegfried wartete, auf seine Fragen an ihn, nicht mehr vergebens auf Antwort.

Siegfried war kein Herzenskündiger, und hielt daher diese Veränderung seines Zöglings für eine Folge, der indessen in der Natur vor-

gegangenen Veränderung. Die Sonne hatte die trüben Wolken zertheilt, und strahlte nun wohlthätig auf die verjüngten Fluren, und weckte die Bewohner der Erde zur Fröhlichkeit auf — doch ihr wohlthätiger Einfluß war es nicht, welcher Ludwigs Stirn furchenleer machte.

Ob gleich wir auf den Namen eines Herzenskündigers so wenig Ansprüche machen, als der Abt von Fulda: so sind wir doch im Stande, den Lesern die wahre Ursache der Veränderung zu nennen, welche Siegfried dem Einflusse des aufgeheiterten Himmels zuschrieb.

Ludwig sah nicht fern von sich einen Knaben, ungefähr gleiches Alters mit ihm, an der Hand eines Mädchens, von ähnlichen Jahren, fröhlich daher hüpfen. Das junge Paar erinnerte unsern Ludwig an die glücklichen Stunden, welche er einst in dem Garten der Frau Ildegard an Berthas Seite genossen hatte. Schmerzvoll war ihm diese Erinnerung. Ein tiefer Seufzer, den Siegfried auf Deos Rechnung schrieb, drückte seine Empfindungen aus, doch eine Hoffnung verwandelte diese bald in ein angenehmes Gefühl.

Daß Bertha mit ihrer Mutter in Fulda lebte, hatte Ludwig schon längst einmal von Deo erfahren, und oft mit einem ueberaus Wunsche sich nach Fulda gesehnt. Der heutige Tag

war vielleicht seit seiner Wiedergenesung der einzige, wo er nicht an Bertha gedacht hatte, weil er heut ausser der Trennung von Dedo für nichts in der Welt Gefühl hatte. Dedo zog ihn von Bertha ab, daß aber das Andenken an sie ihm noch immer theurer, daß Bertha selbst ihm theurer war als Dedo, bewies sich jetzt, da seine Einbildungskraft bey dem Anblicke des jungen lustwandelnden Paares Berthas reizendes Bild vor seine Augen zauberte.

Oft, wenn Ludwig vorher an Bertha gedacht hatte, peinigte er sich mit gerechten Vorwürfen wegen des Verbrechens, zu welchem sie ihn schuldlos veranlaßte, oft aber auch dachte er sie, ohne sich eben mit jenen Vorwürfen zu quälen. Schmerz: sich von ihr getrennt, vielleicht auf immer getrennt zu sehen; war dann herrschende Empfindung in ihm. Auch heut regte der Gedanke an Bertha jene Vorwürfe nicht auf; und zu schmerzvollen Empfindungen konnte er den liebenden Knaben nicht stimmen; nein, er wurde ihm eine Quelle der lebhaftesten Freude, da Ludwig so nahe sahe, was er nicht erwartet hatte. Diese Freude verscheuchte mit einem male den finstern Blick, welcher seine Stirn faltete, seit er Maynz verlassen hatte, doch seine Freude zeigte sich nicht nur in seinen Bli-

Blicken, sondern wurde auch laut, wenn schon der Ausbruch derselben dem Abte von Fulda nicht ihre Schöpferin verrieth.

Heil mir — jauchzte Ludwig laut auf — ich werde dich wiedersehen!

Ja, du wirst ihn wiedersehen — erwiederte Siegfried, der Ludwigs Ausruf auf Dedo deutete — Verweigert dir ihn auch sein Vater zum fernern Gespielen: so kann doch die Folge der Zeit dich wieder vereinigen, um das Band der Freundschaft noch fester zu knüpfen.

Was sagt ihr, mein Vater — fragte Ludwig, welchen der Gedanke an Bertha so einzig beschäftigte, daß er weder die Worte des Abts gehört hatte, noch sich des Versehens: seine Freude laut ausbrechen zu lassen; bewußt war.

Der Abt wiederholte seine Rede, durch welche er den bewußtlosen Knaben in nicht kleines Erstaunen setzte. Zu seiner größten Verwunderung vernahm er jetzt, daß seinen Lippen entschlüpft war, was er nur zu empfinden geglaubt hatte, doch beunruhigte ihn das Lautwerden seiner Freude nicht, weil er hörte, daß Siegfried seinen Ausruf mißdeutete.

Er befand nicht für gut, dem Abte seinen Irrthum zu benehmen, und dieser freute sich,

daß Hoffnung des Wiedersehens so wohlthätig auf seinen Zögling wirkte.

Er drang nicht in Ludwigs Herzensgeheimnisse, weil er keine ahndete, und Ludwig sich sorgfältig hütete, durch unwillkührliche Herzenserleichterungen seines Erziehers Argwohn rege zu machen.

Fröhlich und heiter legten unsere Wallfahrer den Weg nach Fulda vollends zurück. Freude bewegte Ludwigs Herz zu stärkern Schlägen, als er in blauer Ferne die Thürme der Stadt erblickte, wo er sich des Umgangs mit Bertha wieder zu erfreuen hoffte; und diese Schläge verstärkten sich, so wie sich Ludwig Fulda näherte. Endlich ging er durch die Klosterpforte, und die Hoffnung: Bertha im Innern des Klosters zu finden; beflügelten seine Schritte, denn der Wunsch; daß er sie hier finden möchte; ließ ihn nicht daran denken, daß Weiber in Mönchsklöstern keine Besuche abzulegen pflegen.

Er vermuthete, daß Siegfried der Frau Ildegerd so theuer wäre, als Bertha ihm — eine Vermuthung, in der er sich vielleicht nicht betrog — und glaubte daher zuversichtlich, daß sie in das Kloster gekommen seyn würde, ihn zu empfangen, und daß Bertha ihre zärtliche Mutter begleiten würde, glaubte er mit nicht wenigerer Zuversicht.

Ludwig sah sich in seiner Erwartung getäuscht, doch schuf er sich für die Hoffnung: Bertha heut noch zu sehen; bald eine neue Stütze. Jetzt erst machte er die Bemerkung, welche wir vorhin schon unsern Lesern mitgetheilt haben. Er erkannte, daß er zuviel erwartet und die Vorschriften der Schicklichkeit darüber vergessen hatte, zweifelte aber nicht, daß Siegfried noch heut zu Frau Ildegerd gehen, und ihn mit sich nehmen würde. Der Tag verstrich, und Ludwig sah sich abermal in seiner Erwartung getäuscht. Der Abt ging nicht zu seiner Freundin.

Fünftes Kapitel.

Etwas mehr über Ludwigs Erziehung.

Unwillen und Mißmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung beraubte unsern Ludwig des Schlafs, bis er endlich sich damit tröstete, daß seine Hoffnung nicht vereitelt, sondern ihre Erfüllung nur um einige Stunden verzögert worden wäre; den höchsten Grad erreichte aber seine Ungeduld, da der andre Tag schon um die Hälfte verflossen war, und Siegfried noch immer nicht Wil-

lens zu seyn schien, Frau Ildegerd zu besuchen. Als der Abend sich schon nahete, fragte der Abt erst seinen Zögling: ob er ihn auf einem Ausgange begleiten wollte: und seelenvergnügt und voll des süssen Gedankens: daß seine Hoffnung nun endlich erfüllt werden würde; verließ Ludwig an der Hand des Abtes das Kloster.

Lange waren sie schon gegangen, und immer hatte sich Ludwig geschmeichelt, daß eins der Häuser, welchen sie vorüber gingen, Frau Ildegerds Wohnung und das Ziel ihres Weges seyn würde, als er endlich bemerkte, daß sie sich wieder auf dem Heimwege, nicht fern von dem Kloster befanden. Seufzend, über seine von neuem fehlgeschlagene Hoffnung, trat Ludwig bald nachher in den Hof desselben, wo er nun mit sich selbst zu Rathe gieng, ob er sich länger quälender Ungewißheit Preis geben, oder sie durch eine Frage an den Abt endigen sollte.

Er fing an zu zweifeln: ob Frau Ildegerd sich wirklich in Fulda befände; und unfähig, so lange zu harren, bis die Willkühr des Abtes oder ein Zufall seinen Zweifel lösen würde, beschloß er, den Abt zu fragen. Um weniger neugierig zu scheinen, forschte er nicht nach Frau Ildegerds Aufenthalt in Fulda, sondern fragte seinen Lehrer: werdet ihr auch so gütig seyn,

mich bisweilen mit zu der guten Frau Ildegerd zu nehmen, wie ihr in Maynz thatet?

Bald, mein Sohn — gab ihm Siegfried zur Antwort — Meine Freundin, welche dich liebt, fragte heut schon nach dir, doch denke ich — setzte er lächelnd hinzu — daß mein Ludwig mich eben nicht oft zu Frau Ildegerd begleiten wird, wenn er den Reitz nicht in ihrem Hause findet, welchen er sich verspricht. Bertha ist nicht mehr bey ihrer Mutter; und um deinetwillen, mein Sohn, ist es sehr gut, daß sie jetzt fern von hier lebt.

Diese Schreckenspost erschütterte unsern Ludwig, doch stieg zu seinem Troste der Gedanke in ihm auf: daß Bertha vielleicht bey ihrer Mutter lebte, und Siegfried ihm nur deshalb das Gegentheil gesagt hätte, um seine Freude, wenn er das liebe Mädchen ganz unerwartet sähe, zu vergrößern. Diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie auch war, verkürzte ihm zwey lange Tage, welche er noch auf den ersten Besuch bey Frau Ildegerd warten mußte; in die tiefste Traurigkeit aber wurde er versenkt, da er nun Frau Ildegerden allein fand. Daß Bertha sich in Bremen bey einer ihrer Freundin aufhielte, war alles, was er von Frau Ildegerden erfuhr.

Siegfried und seine Freundin bemerkten den schmerzhaften Eindruck, welchen diese Nachricht auf Ludwig machte, und, um ihn zu mildern, versicherte Frau Ildegerd, daß ihre Tochter in einigen Wochen nach Fulda zurückkommen würde. Sie verfehlte ihre Absicht nicht ganz, wenn schon Ludwig einige Tage lang so traurig wurde, als in den ersten Stunden nach seiner Abreise von Maynz.

Es erregte die Verwunderung des Abts von Fulda, daß Ludwig, über dessen Leichtsinn er sonst öfters unzufrieden war, sich jetzt so lange einzig mit einem Gegenstande beschäftigen konnte. Daß in seinem jungen Herzen schon eine Art von Liebe aufgeglimmt war, fand er dem feurigen Temperamente des Knaben gemäß, daß er aber diese Liebe so fest gewurzelt sahe, konnte er mit der Kenntniß von Ludwigs Temperamente nicht vereinigen.

Er fiel auf die Vermuthung, daß Ludwig durch seine Krankheit umgestimmt worden wäre, und glaubte daher den Plan seiner Erziehung umändern zu müssen. Vorher hatte er es sein emsigstes Bestreben seyn lassen, Ludwigs Leichtsinn zu vermindern: jetzt schien es ihm nöthig, ihn wieder zu vermehren, damit durch seine Hülfe die Verbannung einer Leidenschaft erleichtert werden möchte, welche seiner Ruhe so nachtheilig,

als den Fortschritten in Kenntnissen hinderlich war.

Zerstreuungen und stete Abwechselung in den Beschäftigungen seines Zöglings, schienen dem Abte zu Fulda die wirksamsten Mittel zu Erreichung seines Entzwecks. Diesen zu erreichen, beschäftigte er ihn unablässig, doch nie lange mit einem Gegenstande allein, auch wendete er jetzt viele Zeit auf Kenntnisse, die er zuvor als Nebendinge betrachtet, und ihnen nur sehr wenige Zeit gewidmet hatte, wenn sie nur zur Zerstreuung etwas beytrugen.

Ausser den ritterlichen Uebungen, hielt Abt Siegfried Musik und Tanz hierzu am geschicktesten, weshalb er seinen Zögling in beyden unterrichten ließ. Die Musik fing eben damals an, sich ihrer Verbesserung zu nähern, und Siegfried hatte in Fulda einige Tonkünstler, welche für berühmte Männer galten. Ludwig genoß ihren Unterricht, und freute sich des Vergnügens, welches ihm die Musik gewährte, so wie seine Lehrer sich seiner schnellen Fortschritte in derselben freueten.

Nie aber vergnügte unsern Ludwig die Musik mehr, als wenn sie zum Tanze tönte.

Viel trug des Abtes veränderter Erziehungsplan vielleicht dazu bey, daß Ludwig von dem Gedanken an Bertha, der ihn einige Zeit

lang allein erfüllte, nach und nach abgezogen wurde, doch mehr noch bewirkte ohne Zweifel die Hoffnung: Bertha in kurzer Zeit wieder zu sehen.

Diese Hoffnung war zwar allerdings mit der Erinnerung an Bertha verbunden, dennoch minderte sie die Traurigkeit, welche in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Fulda Ludwigs Loos war. Ruhig und ohne Schmerz konnte er jetzt an Bertha denken. Er vergaß über die frohe Aussicht in die Zukunft die Gegenwart; und so begann dieses rosenfarbene Gemählde, was Siegfrieds Sorgfalt vollendete.

Nach einigen Monaten verginnen schon bisweilen mehrere Tage, ohne daß Ludwig an Bertha dachte. Immer noch war ihre Rückkehr sein heissester Wunsch, allein er beschäftigte ihn nicht mehr so unablässig wie vorher, wo er am Tage sein einziger Gedanke, des Nachts sein Traum war. Ludwig fand sein Leben ohne Bertha nicht mehr freudenleer, sich selbst nicht mehr unglücklich, wenn er schon fühlte, daß sie ihm der Freuden noch mehrere geben würde. Tanz, Saitenspiel, Gesang und ritterliche Uebungen machten jetzt seine Freuden aus. Ihnen widmete er den größten Theil seiner Zeit, doch wachte Siegfried, daß er auf diese Freuden nicht allzuviele Zeit verwendete.

Der Abt hielt seinen Zögling auch zu Erlernung ernsthafterer und wichtigerer Dinge an. Durch die gelehrtesten unter seinen Mönchen ließ er ihn in den Wissenschaften unterrichten, zum künftigen Regenten hingegen nahm er sich vor, ihn selbst zu bilden. Ludwigs Lehrer in den Wissenschaften waren mit seinen Fähigkeiten und mit seinem Fleisse nicht weniger zufrieden, als die Musik- und Tanzmeister. Die Fremden, welche den Abt von Fulda hiemsuchten, staunten öfters den gelehrten Knaben an, und viele bewunderten vorzüglich, daß er schreiben konnte, weil in den damaligen Zeiten ein Laye, der diese Kunst verstand, für eine der größten Seltenheiten galt, da sie allein hinreichend war, einem Geistlichen den Ruf eines großen Gelehrten zu erwerben.

Sparsamkeit, Abneigung gegen alle Pracht, Liebe zu seinen Unterthanen — dies waren die Regententugenden, welche Siegfried seinem Zöglinge einzuprägen suchte. Unter allen schilderte er ihm Liebe zu seinen Unterthanen, als die größte Tugend, oder vielmehr als die heiligste und erste Pflicht.

Ihr Wohl — sprach er öfters zu ihm — muß deinem Herzen, mein Sohn, so nahe liegen, als dein eignes, und in gewissen Fällen noch näher. Erheischt die Wohlfahrt seiner

Unterthanen von einem Regenten ein Opfer, so muß er es ihr willig bringen; und auch der Eigennützige kann dies leicht, da es ihm durch Befriedigung seines Eigennutzes vergolten wird. Je glücklicher und reicher ein Volk ist, je mehr ist auch sein Fürst beydes. Im vollen Besitze der Liebe seines wohlhabenden und glücklichen Volkes ist er reich, wenn er selbst gleich arm ist.

Ich habe dir, mein Sohn, Sparsamkeit empfohlen, und ich bitte dich, vergiß sie nie; aber du sollst nicht sparsam seyn, um Schätze zu häufen, oder um in einem Tage schwelgerisch zu vergeuden, woran du Jahrelang sammeltest; nein, kargen mußt du, um in bedrängten Zeiten durch deine Schätze aus den Hütten der Armen unter deinem Volke Noth und Hunger zu bannen. Durch Pracht und Aufwand zu glänzen, ist ein unlöbliches, freudenleeres Beginnen. Die größten Lustbarkeiten die glänzendsten Turniere, von welchen das Gerücht durch die ganze Christenheit tönt, gewähren nicht die seligen Empfindungen, welche dich wohlthätig durchbeben werden, wenn einst ein Unglücklicher dir seinen Dank stammelt, daß du ihn dem Elende entrissest — und kosten öfters so große Summen, daß durch sie Tausende der Last des Elends hätten endledigt werden können.

Neben der Kunst über andere zu gebieten; lehrte Siegfried seinen Untergebenen, auch die: Sich selbst zu beherrschen. Keine Lehre aber wurde Ludwigen schwerer zu befolgen, als eben diese, ob sie schon die wichtigste war. Nur selten befolgte er sie; und zum Unglück war Siegfried als Sittenlehrer nicht so ernst, wie er als Fürstenlehrer war. Ob das Schwere dieses Geschäfts ihn zurückschreckte, oder ob er es schon vollendet glaubte, weil Ludwig vielleicht statt der Kunst: seine Leidenschaften zu bezähmen; die leichtere Kunst: sich zu verstellen, lernte; und durch Hülfe derselben seinen Lehrer täuschte — dies, theure Leser, ist uns unbekannt.

So lebte Ludwig fünf Jahre in Fulda, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, das sein Lebensbeschreiber für gut befunden hätte, der Nachwelt aufzubewahren, ausser daß er während dieser Zeit den Tod seines Freundes Dodo betrauerte, und daß er Bertha nicht wieder sahe. Dennoch hatte diese lange Trennung von ihr und das Sinken der Hoffnung: sie beendigt zu sehen; das Bild des geliebten Mädchens nicht aus seinem Herzen verwischt. Unversehrt lebte es noch darinnen, doch waren Ludwigs Blicke nicht mehr so oft darauf geheftet, wenn er schon die erste Frucht seiner Muse — denn leidenschaftliche Liebe zur Tonkunst hatte unsern

Ludwig auch zum Dichter gemacht — Berthas Andenken weihete.

Wir übergehen daher diese an Begebenheiten so leeren Jahre von Ludwigs Leben, und kehren zu der Zeit zurück, mit welcher wir unser Buch anfangen.

Sechstes Kapitel.

Ludwig sucht Bertha, und findet eine neue Freundin.

Im funfzehnten Jahre fühlt man einen Verlust stärker als im zehnten; dennoch wurde Ludwig in dem erstern Alter durch den Tod seines Vaters weniger betrübt, als in dem letztern durch das Abscheiden des Erzbischofs von Maynz, obgleich jener Verlust größer für ihn war als dieser. Nicht Ehrgeiz und Herrschbegierde, denen seines Vaters Tod Befriedigung versprachen, waren es, welche Ludwigs Schmerz verminderten, nein, sein Busen war einer Empfindung zu voll, um für andre Raum zu haben.

Ludwig liebte, und er, dessen ganzes Wesen Liebe schon als Kind beherrschte, liebte zu feurig, als daß der Tod seines Vaters auf ihn

so tiefen Eindruck hätte machen können, als ausserdem geschehen seyn würde.

Ihn zu rechtfertigen glauben wir, uns bey der Geschichte seiner Liebe etwas verweilen zu müssen.

Udo der Zweyte, Graf von Stade, und Markgraf zu Soltwedel, hatte kaum den Tod Kayser Heinrichs des Dritten vernommen, als er sein Land verließ, um sich zu der Kayserin Agnes und dem jungen Könige, Heinrich dem Vierten zu begeben, oder vielmehr zu dem Bischofe Heinrich von Augspurg, dem Leiter der erstern und dem Erzieher des letztern.

Unsere Urschriften melden nichts von den Ursachen dieser Reise, daher auch wir sie nicht bestimmen können. Vielleicht glaubte Udo die Freundschaft und Fürsprache des Bischofs Heinrichs nöthig zu haben, um in dem ungestörten Besitze der Grafschaft Ditmarsen zu bleiben, deren Abtretung, von der Gräfin Ida, er durch List und Drohungen bewirkt hatte. Doch wir überlassen es unsern Lesern, dieser Vermuthung beyzupflichten, oder eine andre Ursache zu Udos Reise aufzusuchen; uns genügt es, zu wissen, daß Udo wirklich zu dem Bischofe von Augspurg reiste, und seinen Weg über Maynz nahm.

Der Markgraf von Soltwedel liebte seine Gattin, Oda, so zärtlich, daß es ihm unmög-

lich war, sich bey seiner Reise von ihr zu trennen. Er bat sie daher, ihn zu begleiten, und die liebevolle Oda erfüllte diese Bitte um so williger, da schon der bloße Gedanke einer kurzen Trennung von ihrem Gemahle ihr Schmerz machte. Adelheid, die jüngste Tochter der Markgräfin, war, wie gewöhnlich die jüngsten Kinder, das Schooßkind ihrer Mutter. Bey aller Liebe für ihren Gemahl konnte sich die zärtliche Mutter nicht von ihrer Adelheid trennen, weshalb sie, als sie ihm seine Bitte gewährte, sich von ihm ausbedang, daß ihr Töchterlein sie begleiten dürfte. Udo war diese Bedingung eingegangen und mit seiner Gemahlin und ihrem Schooßkinde glücklich in Maynz angekommen.

Der Tag der Ankunft des Markgrafen von Soltwedel war der nämliche, an welchem sich Ludwig des Bärtigen Krankheit begann, und auch für ihn war er ein Tag des Schreckens. Seine geliebte Oda erkrankte. Ihre Krankheit war zwar nicht gefährlich, hätte dies aber doch durch die Fortsetzung der Reise werden können; und ihrer Genesung in Maynz zu harren, schien dem ländersüchtigen Markgrafen zu bedenklich, weil er Land und Leute so innig liebte, als seine Gemahlin. Er beschloß also, seine Reise fortzusetzen, und Oda dem Schutze und der Sorgfalt eines Freundes in Maynz anzuvertrauen.

Seine Wahl fiel auf den Abt von Fulda, weil er der einzige Mann in Maynz war, welchen Udo genug kannte, um ihm ein so theures Kleinod, als seine Oda ihm war, zur sichern Aufbewahrung zu übergeben. Siegfried versprach für die Markgräfin so zärtlich zu sorgen, daß ihr Gemahl ihn des Zutrauens, welches er ihm schenkte, nicht unwürdig finden würde; und mit dem heissen Wunsche: daß sie bald genesen möchte; und dem Versprechen: nicht lange an dem Hofe der Kayserin zu verweilen; verließ Udo seine Gemahlin.

Unmittelbar nach der Abreise des Markgrafen, wurde Oda in die Wohnung des Abtes zu Fulda gebracht. Zur Zeit ihrer Ankunft war Ludwig schon zu seinem Vater gegangen, bey welchem er den größten Theil seiner Zeit verlebte. Nicht wenig wunderte er sich daher, als am Abend bey seiner Rückkehr ein Diener ihm die Nachricht brachte: daß in seiner Abwesenheit eine schöne Dame mit ihrer reizenden Tochter bey dem Abte angekommen wäre.

Der Diener nannte den Namen der Fremden nicht; und Ludwig war über die unerwartete Botschaft zu sehr erfreut, um nach ihm zu fragen. Auch schien ihm dies unnöthig, weil es ihm nicht einfiel, daß andre Damen als Il-

begerd und Bertha den Abt zu Fulda heimsuchen könnten.

Nur an diese dachte er. Berthas Bild mit allen seinen Reitzen schwebte seiner Einbildungskraft vorüber, und beraubte ihn jedes andern Gedankens. Feuriger und stürmender als je waren die Empfindungen, welche Bertha in ihm anfregte. Sie trieben ihn an, keinen Augenb'ick zu verlieren, um die so lang Entrissene wieder zu sehn. Er ließ sich von dem Diener das Zimmer der Fremden zeigen; der Drang seines Herzens ließ ihm die Regeln der Wohlanständigkeit vergessen; stürmend öffnete er die Thür; sahe weder die Markgräfin von Soltwedel im Bette, noch seinen Lehrer an der Seite desselben sitzen; sondern nur das reitzende Mädchen, das sein Wahn für die geliebte Bertha hielt.

Bertha, süsse, theure Bertha, endlich hab' ich dich wieder — stürzte er der staunenden Adelheid entgegen, und schloß sie feurig in seine Arme.

Erschrocken über die Unbescheidenheit eines Jünglings, den sie noch nie sahen, schrieen Adelheid und ihre Mutter laut auf, indessen die Mienen des Abts Unwillen ausdrückten, welcher aber doch das Lächeln nicht ganz verhindern konn-

konnte, das ihm Ludwigs Irrthum abnöthigte. Adelheid entwand sich Ludwigs Armen, der in dem nämlichen Augenblicke durch einen ziemlich unsanften Händedruck erinnert wurde, daß ausser der eingebildeten Bertha noch mehrere Personen im Zimmer waren. Er blickte um sich, woher dieser Druck kam, und sahe seinen Lehrer vor sich stehen.

Du irrst, mein Sohn — sprach Siegfried zu dem erwachenden Jünglinge — Es ist nicht die Gespielin deiner Kinderjahre, welche du vor dir siehest.

Verlegen stand Ludwig da, ohne zu wissen, ob er seinem Lehrer glauben sollte oder nicht, und ohne sogleich einen Entschluß fassen zu können, wie er in dem erstern Falle sein Versehen verbessern sollte.

Siegfried bemerkte seine Verlegenheit, und war gütig genug, ihn aus derselben zu reissen.

Verzeiht, edle Damen — wendete er sich zu der Markgräfin und ihrer Tochter — daß mein Zögling den Aufregungen der Freundschaft gemäß handelte, ohne vorher zu forschen, ob er auch wirklich die Personen sähe, welche er zu sehen vermuthete. Mein Zögling hatte ohne Zweifel gehört, daß zwey Damen sich bey mir befänden, und glaubte eine meiner nächsten Ver-

wandten mit ihrer Tochter zu finden. Die letztere war die Gespielin seiner Kinderjahre, und die geschwisterliche Liebe, welche sie gegenseitig fühlten, entschuldigt einigermassen die Art des Eintritts meines Zöglings in euer Zimmer. Jetzt erlaubt mir, euch in ihm den ältesten Sohn des Landgrafen von Thüringen vorzustellen.

Siegfried führte nun unsern Ludwig zu der Markgräfin, welche seine Entschuldigung mit einem unwillkührlichen Lächeln, das sie nicht unterdrücken konnte, anhörte.

Darf ich eure Verzeihung hoffen, reizendes Fräulein? — wendete Ludwig sich von der Markgräfin zu ihrer Tochter.

Ihr irrtet, Herr Graf! und Irrthümer muß man willig verzeihen — antwortete Adelheid mit Purpurröthe, die sittige Schaam über Ludwigs Umarmung über ihre Wangen zog.

Ludwig erfuhr nun von dem Abte zu Fuld da, wer die beyden Damen waren. Er blieb bey ihnen, bis Siegfried sie verließ, und erwarb sich durch eine kurze Unterhaltung den Beyfall der Markgräfin in so hohem Grade, daß sie ihn bey seinem Abschiede einladete: morgen die Markgräfin von Soltwedel zu besuchen, da heut sein Besuch nicht ihr gegolten hatte.

Erfreuet hierüber, begleitete Ludwig seinen Lehrer auf sein Zimmer, doch war seine Seele

bey den Verlassenen zurückgeblieben, so daß er die Ermahnungen, welche ihm Siegfried gab, nicht hörte. Ernstlich erinnerte ihn dieser, daß er nicht nur unüberlegt gehandelt, sondern auch die Vorschriften des Wohlstandes vergessen hätte.

Daß du als Kind — sagte er unter anderm — Bertha umarmtest, entschuldigte euer Alter; dem Jünglinge aber und dem mannbaren Mädchen ziemt nicht, was man Kindern verzeiht.

Er wollte noch mehr hinzu setzen, als er bemerkte, daß Ludwig ihn nicht hörte, und daher seine väterlichen Ermahnungen für gelegenere Zeit zu versparen beschloß.

Ludwig verließ seinen Lehrer bald, um sich in sein Gemach zu begeben, wo er sein Abentheuer betrachte, doch auch zugleich sich desselben freute, weil er dadurch den Anfang einer reizenden Bekanntschaft gemacht hatte. Das Bild der schönen Adelheid schwebte vor Ludwigs Augen. Er war in ihr Anschauen versenkt, und sahe einsmahls nichts, als dieß reizende Bild.

Adelheid hatte das eilfte Jahr noch nicht erreicht, aber ihr langer majestätischer Wuchs und die vollendete Ausbildung ihres schönen Körpers gaben ihr das Ansehen eines reifern Mädchens.

Es hat unserm Vorarbeiter nicht gefallen, eine genaue Schilderung von Adelheids Reizen zu machen, doch erweckt die Versicherung, die er späterhin giebt, die vortheilhafteste Meynung davon.

„Hätten die blinden Heiden des alten Roms — sagt unser Autor von der Gräfin Adelheid, da er in ihrem neunzehnten Jahre von ihr spricht — die holdselige Adelheid von Stade gesehen, sie hätten sich dünken lassen, ihre Abgöttin Venus zu erblicken.“

Ob Adelheid in ihrem eilften Jahre auch schon ein Konterfey der Venus war, können wir unsern Lesern nicht berichten, doch vermuthen wir sie mit Wahrscheinlichkeit auch damals schon als eine seltne Schönheit. Eine Vermuthung, welche der Eindruck bestätigt, den sie auf unsern Ludwig gemacht hatte. Bey dem Kusse der reizenden Adelheid hatten ihn Empfindungen durchbebt, welche durch alle Küsse, die ihm sonst Bertha gab, nicht in ihm aufgeregt worden waren.

Adelheids Schönheit bewirkte freylich wohl diesen Zauber nicht allein, sondern wir glauben ganz gern, daß das Alter, in welchem sich Ludwig jetzt befand, nicht weniger dazu beytrug, aber doch machte die Vergleichung, welche Ludwig zwischen seinen Empfindungen bey Berthas und bey Adelh - ens Kusse anstellte, daß er, ob-

ne sich selbst erklären zu können, warum der letztern vor der erstern den Vorzug gab.

Er rechtete deshalb mit sich selbst, aber die aufgeregten wohlthätigen Empfindungen waren zu lebhaft in ihm, um seine Rüge vollenden zu können. Ganz erfüllten sie ihn, liessen ihn lange des Schlafs vergessen, und als dieser endlich seine Rechte über den Körper behauptete, schienen sie seine Seele nur noch lebhafter zu fesseln. Noch nie hatte Ludwig so angenehm geträumt, als heut. Träume, die ihn mit Entzücken erfüllten, umgaukelten ihn, und alle zauberten ihm Adelheids Bild vor.

Die in der Nacht sein Traumbild war, wurde nach dem Erwachen sein erster Gedanke. Voll desselben vergaß er der Zeit, wo er sonst gewöhnlich zu seinem Vater ging; und längst schon war sie verflossen, als er sich erst des kranken Vaters erinnerte. Er gieng mit sich selbst zu Rathe, ob er nicht, ehe er Siegfrieds Wohnung verliesse, die Erlaubniß der Markgräfin von Soltwedel benutzen sollte; und nur die Besorgniß: daß seinem Vater sein langes Verweilen auffallen, und er nach der Ursache desselben forschen würde; konnte ihn zurückhalten, der Aufforderung seines Herzens gemäß zu handeln. Er ging also, doch begleitete ihn der Wunsch: sich jetzt bey der schönen Adelheid zu befinden; auf seinem Wege.

Auch an dem Krankenlager seines Vaters verließ er ihn nicht. Aeußerungen von Abwesenheit des Geistes zeigten seine Fortdauer. Der Landgraf von Thüringen ahndete von der Geistesabwesenheit seines Sohnes die wahre Ursache nicht. Er glaubte blos, daß Ludwigs lebhafter Geist, seinem Lager zur Seite, nicht Beschäftigung genug fände, und daher ausserhalb des Zimmers umher schweifte. Weit entfernt deshalb, mit ihm unzufrieden zu seyn, entriß er ihn einer Lage, welche er zwangvoll für ihn glaubte.

So lange mich Krankheit in meinem Gemache zurückhält — sprach der Landgraf von Thüringen zu seinem Sohne — entbinde ich dich der Erfüllung des Versprechens: des Tages größten Theil an meiner Seite hinzubringen. Ich begehre nicht, daß du dich mit mir einkerkern, noch daß du, feuriger Jüngling, zum Krankenwärter dich abkälten sollst. Zufrieden bin ich, wenn du mir des Tages nur einige Stunden schenkst.

Nichts hätte unsern Ludwig mehr Freude machen können, als diese Worte seines Vaters. Er hatte Mühe, ihre Aeußerungen nicht laut werden zu lassen, Mühe, noch einige Zeit bey seinem Vater zu verweilen, weil etwas, für das er keinen

Namen wußte, ihn mit Allgewalt zu Adelheiden hinzog. Zu ihr flog er von seinem Vater.

Adelheid hatte indessen an dem Bette ihrer Mutter nicht weniger Langeweile gehabt, als Ludwig an seines Vaters Lager. Wie Ludwig sich sehnte: bey Adelheid zu seyn; so wünschte ihn diese zu sich, und Ludwig würde aus dem sanften Roth, welches bey seinem Eintritte in das Zimmer ihrer Mutter Adelheidens Wangen überflog, für sich mancherley Vortheilhaftes gefolgert haben, wenn er mit der Liebe und ihren Aeusserungen mehr bekannt gewesen wäre.

Adelheid winkte Ludwigen entgegen, still zu seyn, und nahte sich ihm leisen Tritten, um ihm zu sagen, daß ihre Mutter schliefe. Ludwig wollte sich wieder entfernen, wovon ihn aber Adelheid zurückhielt.

O nein, Herr Graf — sprach sie zu ihm — macht meiner Mutter und mir das Vergnügen, hier zu bleiben. Meine Mutter wird sich freuen, wenn sie bey ihrem Erwachen euch erblickt.

Ludwig nahm Adelheidens Einladung um so freudiger an, da es seinen Wünschen ganz entgegen gewesen wäre, wieder zu gehen. Die schöne Gräfin ergriff seine Hand, und führte ihn, um ihre Mutter nicht in ihrem Schlafe zu stören, an einen Ort des Zimmers, der von

dem Bette ihrer Mutter der entlegenste war. Unbemerkt von den Frauen der Markgräfin begann hier Adelheid mit ihrem Gesellschafter ein leises Gespräch, wodurch wahrscheinlich die Leidenschaft, welche in beyder Herzen aufgeflammt war, nicht gelöscht wurde.

Ihr suchtet gestern — sprach Adelheid — in diesem Zimmer eine Freundin, wie innig würde es mich freuen, wenn ihr in mir eine gewonnen zu haben glaubtet.

Daß ich mir dies schmeicheln dürfte — antwortete Ludwig, und drückte die liebe Hand, welche ihn zu dem Sessel geführt hatte, wo er sich jetzt so wohl befand, und die er noch immer in der seinigen hielt, an seine Lippen, um sie mit feurigen Küssen zu bedecken.

Nehmt indessen — erwiederte Adelheid — die ungeheuchelte Versicherung meiner Freundschaft. Glücklich wäre ich, wenn die Zukunft mir Gelegenheit zeigte, euch auch Beweise derselben zu geben.

Darf ich einen zu fodern wagen — fragte Ludwig, mit einem Blicke, der schon verrieth, welche Foderung er machen wollte.

Fodert — entgegnete Adelheid — alles, was meine Kräfte vermögen, wird euch werden.

Hätte ich — wovon ich jetzt das Gegentheil nicht mehr beklage, da die reitzende Adel-

heid mir den Verlust zwiefältig zu ersetzen verspricht — erwiederte Ludwig — hätte ich gestern die Freundin meiner Kinderjahre wieder gefunden: so würde mir ein Kuß von ihr der redendste Beweis ihrer unvergänglichen Freundschaft gewesen seyn. Einen Kuß — hadert mit der Natur, Fräulein, daß sie euch so zauberisch schuf, wenn ihr meine Bitte gewagt findet — einen Kuß zum Siegel eurer Freundschaft; und es bedarf weiter keiner Beweise derselben.

Er sprachs, schlang seinen Arm um den schlanken Leib des schönen Mädchens, drückte einen Feuerkuß auf die Rosenlippen, welche zum Kusse zu winken schienen, und Adelheid erwiederte ihn. Ob aus eigenem Drange, oder ob zur Erfüllung von Ludwigs Bitte, wissen wir nicht.

Die Unvorsichtigkeit einer Dienerin der Markgräfin, welche ein Arzneiglas mit großem Geräusche zerbrach, weckte die Markgräfin aus ihrem Schlummer, und das Pärchen im verborgenen aus seinem Taumel. Erschrocken verliessen Adelheid und Ludwig ihren Sitz. Auch die Markgräfin fuhr von ihrem Lager auf.

Ihr hier, Herr Graf — rief sie Ludwigen zu, sobald sie ihn bemerkte.

Verzeiht, gnädige Frau — wollte Ludwig eine Entschuldigung beginnen.

Der Graf wollte wieder gehen — unterbrach ihn Adelheid — als er euch schlafend fand, ich hielt ihn aber mit meinen Bitten zurück, weil ich wußte, daß seine Gegenwart euch angenehm überraschen würde, wenn ihr erwachtet. Still erwarteten wir das Ende eures Schlummers, der durch uns gewiß nicht gestört worden wäre. Wie befindet sich meine theureste Mutter jetzt?

So wohl — antwortete die Markgräfin — daß ich meine Genesung nahe glaube. Der Schlaf hat mich vortreflich gestärkt und erheitert.

Ludwig und Adelheid äusserten der Markgräfin ihre Freude über die wohlthätige Wirkung ihres Schlummers, und bedauerten, vielleicht aus Eigennutz, daß er zu früh unterbrochen worden war.

Die gute Meynung, welche Ludwig schon gestern der Markgräfin von sich eingeflößt hatte, wurde heut noch vermehrt. Sie fand an seiner Unterhaltung so vielen Geschmack, daß ihr zwey Stunden, welche er bey ihr zubrachte, nur die Dauer einiger Minuten zu haben schienen. Ludwigen verstrichen sie nicht minder schnell, und er würde vielleicht noch nicht gegangen seyn, wenn nicht Siegfried, der indessen

auch in das Zimmer gekommen war, ihn durch seinen Abschied daran erinnert hätte, denn die kurze Zeit, welche sich Siegfried in dem Gemache der Markgräfin befand, wurde für seinen Zögling dadurch angenehmer, daß er sich ungestörter mit Adelheiden unterhalten konnte, indeß ihre Mutter mit dem Abte sprach.

Nicht lange sah sich Ludwig in dem Zimmer seines Lehrers mit diesem allein, als Siegfried die Ermahnungen wiederholte, und weiter ausführte, für welche Ludwig gestern kein Ohr hatte. Auch heut hörte er sie nur halb, und was er davon vernahm, war seinem Ohr der gellendste Mißton, da die Empfindungen, welche ihn erfüllten, denen, welche Siegfried hervor zu bringen strebte, so ganz entgegen gesetzt waren. Der Schluß von Siegfrieds Ermahnungen fand am wenigsten Beyfall, so liebevoll auch der Ton war, in welchem er mit ihm sprach.

Siegfried machte Wachsamkeit über sein Herz seinem Zöglinge zur heiligsten Pflicht und zum letzten Gegenstande seiner Ermahnung, da ihm der Eindruck, welchen Adelheid auf den Jüngling gemacht hatte, nicht verborgen geblieben war. Siegfrieds Ermahnungen kamen zu spät. Ludwigs Herz war nicht mehr sein. Die reizende Adelheid befand sich schon in dem Besitze desselben, und Ludwig war unzufrieden mit

seinem Lehrer, daß er eine Leidenschaft tadelte, welche ihn so glücklich machte. Zwar tadelte Siegfried diese Leidenschaft nicht selbst, aber mißfällig war es ihm, daß Ludwig ihr jetzt schon in seinem Herzen Raum gab.

Folge meinem väterlichen Rathe, mein Ludwig — sprach der Abt zu Fulda — und bilde dich erst zum Manne aus, ehe du dein Herz der Liebe öffnest. Kaum am Ende der Jahre der Kindheit schon Gatte und Vater werden zu wollen, ist Unrecht; und lange um ein Mädchen buhlen, ist Thorheit. Lodert Liebe in seinem Herzen auf: so vergeudet der Jüngling die edle Zeit, die er dazu anwenden sollte, sich zu vervollkommnen, mit Liebeleien, die zwar den Irrenden vergnügen, ihn aber verhindern, ein weiser und vollendeter Mann zu werden.

Ob der Abt zu Fulda von früher Liebe richtig urtheilte, überlassen wir unsern Lesern zur Entscheidung, uns liegt nur ob zu melden, daß seine Worte keinen Eingang in Ludwigs Herz fanden. Die Empfindungen, welche darinnen entstanden waren, durchbebten es zu angenehm, als daß Ludwig nur einen Versuch hätte machen sollen, sie wieder zu verdrängen.

Zu weitläufig würden wir werden, wenn wir den Gang der Leidenschaft unseres Helden immer verfolgen, oder ihn zu jedem Besuche

bey Adelheiden und ihrer Mutter begleiten wollten. Daß jeder derselben seiner Leidenschaft neue Nahrung gab, sey alles was wir davon sagen.

Siebentes Kapitel.

Sorglos trifft die Liebenden ein Ungewitter.

Ludwig der Bärtige und die Markgräfin von Soltwedel hatten nur das mit einander gemein, daß sie an einem Tage erkrankten; sehr verschieden aber waren die Folgen ihrer Krankheit. Ludwig verschlimmerte sich mit jedem Tage, da Oda hingegen am vierten Tage wieder genas. Sie bereuete nun, daß sie ihrem Gemahle das Versprechen gegeben hatte: in Maynz seiner zu harren; ihre zärtliche Sehnsucht wünschte ihm nachfolgen zu dürfen. Sie klagte über den [illegible]rnen Gang der Zeit, der ihr jetzt langsamer [illegible]nkte, als da Krankheit sie auf ihr Lager fesselte, weil sie sich nun einzig mit dem Gedanken an den abwesenden Gemahl beschäftigte.

Siegfried widmete ihr jetzt weniger Zeit als zuvor, weil die wachsende Krankheit des

Landgrafen von Thüringen ihn mehr an das Lager dieses Freundes hinzog. Ein treuerer Gefährthe der Markgräfin von Soltwedel war unser Ludwig, der einzige, der ausser den Landgrafen von Thüringen selbst, die Krankheit desselben für nicht gefährlich hielt; vielleicht blos deshalb, um für sich eine Entschuldigung zu finden, daß er der Markgräfin einen größern Theil der Zeit opferte, als dem kranken Vater. Mit Bewilligung des leztern brachte er jener dies Opfer, doch freylich ihr nur vorgeblich. Er opferte sich selbst und der geliebten Adelheid.

Die Markgräfin liebte Gesang und Saitenspiel, eine Liebhaberey, welche Ludwigen neue Gelegenheit gab, sich die Gunst der Markgräfin noch mehr zu erwerben. Ludwigs Harfe war das beste Mittel, Langeweile von der einsamen Oda zu bannen, und Ludwig gab ihr das Heilmittel gern, weil der Gebrauch desselben auch ihm entzückendes Vergnügen gewährte. Daß die Markgräfin seine Harfe mit ihrer Zitter begleitete, reizte nur sein Ohr; sein ganzes Wesen aber entzückte Adelheidens Gesang. Lieblicher als Harfenspiel, reizender noch als Sybärenlied tönte dem liebenden Jünglinge Adelheidens silberne Stimme.

Die gleichartigen Gefühle, welche in Adelheidens und Ludwigs Busen lebten, blieben der

Markgräfin nicht verborgen; unbekannt hingegen waren sie dem Landgrafen von Thüringen. Daß sein Sohn sich öfters bey der Markgräfin befand, daß er sie mit seinem Saitenspiel aufheiterte, wußte er, mit Dank erfülltem Herzen hatte es ihm Oda selbst erzählt, und von ihm, für seinen Sohn, Erlaubniß zur Fortsetzung seiner erheiternden Besuche erhalten; daß aber etwas mehr als Gefälligkeit seinen Sohn zu der Markgräfin hinzog, wußte er nicht. Nur diese hielt er für die Ursache von Ludwigs öftern Besuchen.

Gefälligkeit gegen die Damen war eine der ersten Ritterpflichten, und keinem Volke heiliger, als dem französischen, welchem Ludwig der Bärtige seinen Ursprung dankte. Dieser Pflicht so treu, als irgend einer seines Volkes, hatte er die Bitte der Markgräfin: ihr die Gesellschaft seines Sohnes oft zu gönnen; gern und ungesäumt erfüllt, ob er gleich — wir wissen nicht aus welchem Grunde — kein Freund ihres Gemahls war.

Dies war der Grund, warum Siegfried dem Landgrafen die Entdeckung, daß sein Sohn Udos Tochter liebte, nicht mittheilte, denn ob er schon mit dieser Liebe nicht ganz zufrieden war, so wollte er sie doch nicht zerstören, weil er die schwiegerliche Verbindung mit dem

tigen Markgrafen von Soltwedel dem politischen Besten seines Zöglings sehr vortheilhaft fand. Er wünschte sie, wünschte aber auch zugleich, daß Ludwigs Herz noch einige Jahre lang frey von Liebe geblieben seyn möchte; und aus Rücksicht auf die Erfüllung des erstern Wunsches verbarg er dem Landgrafen die Leidenschaft seines Sohnes, damit durch ihn nicht vielleicht jene verhindert würde. Siegfried glaubte genug gethan zu haben, wenn er den Landgrafen fragte, ob er seinem Sohne schon eine Gattin erkohren hätte, und er schwieg von der eignen Wahl desselben, da er auf seine Frage, Nein, zur Antwort erhielt.

Zufrieden in jeder Rücksicht war hingegen die Markgräfin mit den gleichstimmenden Empfindungen, welcher sie Adelheidens und Ludwigs Herz voll sah. Warum hätte sie auch nicht ihrer Tochter ein Glück wünschen sollen, das sie an der Seite eines Jünglings, der ihren Beyfall so ganz besaß, ihr blühen sah. Die Ungewißheit, ob ihr Gemahl mit ihr gleicher Meynung seyn würde, machte ihr allein Unruhe, und war die Ursache, warum sie den Liebenden den Beyfall, welchen sie ihrer Liebe gab, nicht deutlich äusserte.

Gleich fröhlich verschwanden unserm Ludwig die Tage bis zu dem, an welchem mit der Nachricht von dem nahen Tode seines Vaters sein Herz mit Trauer erfüllt wurde. Adelheid war nun nicht mehr sein einziger Gedanke, Liebe nicht mehr die ausfüllende Empfindung sein. Herzens. Neben Adelheidens schwebte Ludwigs Bild, und Schmerz über den unvermeidlichen Verlust des theuren Vaters verdrängte die Liebe auf einige Zeit. Ludwig wäre jetzt vielleicht nicht von dem Lager seines Vaters gewichen, wenn nicht er selbst ihn öfters darum beschworen hätte.

Gehe zu der Markgräfin von Soltwedel, mein Sohn — sprach der Kranke bisweilen zu ihm — und bitte sie, daß sie den Schmerz von dir zu scheuchen sucht, wie du von ihr Langeweile und Mißmuth bannetest.

Ununterbrochen hatte schon Ludwig zwey Tage und eine Nacht an seines Vaters Lager gejammert, und oft hatte dieser schon jene Aufforderung an ihn gethan, ehe der kummervolle Sohn ihm gemäß zu handeln, sich entschliessen konnte. Jetzt ging er zur Markgräfin, aber unberührt blieb die Harfe; und sein Herz von den zauberischen Reizen Adelheidens eindrucksleer. Vor ihr die Klagen auszuschütten, wel-

cher sein Herz voll war — dies war seine einzige Beschäftigung.

Gemeinschaftlich bemüheten sich die Markgräfin und ihre Tochter, den Gram ihres Lieblings zu mildern, und freueten sich der schönen Hoffnung ihrer Müde, da sie diese nicht ganz ohne Erfolg sahen. Einigermassen getröstet und ruhiger schied er von ihnen.

So weinte Ludwig öfters an dem Siechbette seines Vaters und öfters suchte er bey Adelheiden Trost für seinen Schmerz. Nie suchte er ihn vergebens, ob er ihn gleich nur mittelbar fand, denn die liebe Zauberin verminderte den Schmerz selbst nicht; sie verdrängte ihn nur durch Aufregungen mächtigerer Gefühle; und der tadelte die Natur selbst, welcher unsern Ludwig tadelte, daß Geschlechtsliebe gröss sere Macht über ihn hatte als kindliche Liebe.

Was unsere Leser hoffentlich nicht thun werden, that Ludwigs Mutter. Unzufrieden war sie mit ihrem Sohne, daß er seinem Vater nicht so reiche Ströme von Thränen vergoß, als sie und ihr Schooßkind, Berinaer. Ihr den Grund von dieser ihr unerklärbaren Erscheinung zu entdecken, fand Siegfried nicht rathsam, doch versuchte er, seinen Zögling zu entschuldigen. Er gab die lange Trennung, in welcher Ludwig von seinem Vater gelebt hatte, als die Ursache an,

warum sein Schmerz sich weniger lebhaft äuſserte. Auch nannte er, was Cecilie für Mangel an Zärtlichkeit erklärte, männliche Standhaftigkeit; bey aller Mühe aber konnte er seinen Zögling bey seiner Mutter nicht völlig entschuldigen.

Nach der Abreise seiner Mutter von Mainz genoß Ludwig beynahe ununterbrochen der Gesellschaft der Markgräfin von Soltwedel und ihrer Tochter. Beyder gemeinschaftliches Bestreben, den Traurenden aufzuheitern, war von so glücklichem Erfolge, daß Cecilie, wenn sie jetzt ihren Sohn gesehen hätte, noch unzufriedner mit ihm gewesen seyn würde, als sie es vorher schon war.

Oda und Adelheid lieſſen nichts unbenutzt, was die Erreichung ihrer Absicht beschleunigen konnte. Gleich emsig arbeiteten sie nach diesem Zwecke hin, doch bewirkte freylich Adelheid weit mehr als ihre Mutter. Ihre fröhliche Laune scherzte Ludwigs Traurigkeit hinweg, und was jene nicht vermochte, bewirkte die holde Zauberin bisweilen durch einen Kuß. Ein Verbannungsmittel, das so süß war, daß Ludwig sich öfters stellte, traurig zu seyn, wenn er es gleich nicht war, damit nur Adelheid jenes reizende Mittel anwenden möchte.

Mit Pfeilschnelle schwanden so dem liebenden Jünglinge im Wonnegenusse sechs Tage dahin, als endlich die Markgräfin ihr Sehnen nach dem lange verweilenden Gemahle erfüllt sahe. Namenlose Freude brachte ihr seine Rückkehr, bald aber verminderte sie sich, und für unsere Liebenden wurde Udos Ankunft eine Quelle banger Leiden. Er war es, der ihr gegenwärtiges Glück störte, und die schönen Bilder zertrümmerte, welche sich ihre Einbildungskraft von dem Glücke der Zukunft geschaffen hatte.

Oda säumte nicht, ihrem Gemahle freudig zu verkündigen, daß der junge Graf von Thüringen, ein Jüngling ohne Tadel — wie ihn ihre Gefälligkeit nannte — und ein Besitzer beträchtlicher Länder, ihre Adelheid liebte; aber die Runzeln, welche sich auf der Stirn ihres Gemahls zogen, sobald er diese Neuigkeit vernahm, vernichteten Odas Freude plötzlich.

Wußte meine Gemahlin nicht — fragte Udo im Tone des Vorwurfs — daß dieses Ludwigs Vater mein Feind ist?

Ich wußte es — rechtfertigte sich Oda — glaubte aber, daß Gerechtigkeitsliebe meinem Gemahle nicht verstatten würde, für das, was der Vater verschuldete, den schuldlosen Sohn büssen zu lassen. Sollte ich mich getäuscht haben?

Beantworte dir diese Frage selbst — erwiederte Udo — die meinige hatte keine andere Absicht, als dich zu erinnern, daß du weislich gehandelt haben würdest, wenn du vorher meine Gesinnungen erforscht hättest, ehe du eine Liebe nährtest, die in meiner Abwesenheit aufkeimte. Daß du das letztere thatest, bezeigt die Freude, mit welcher du mir ihre Entstehung kund machtest.

Könnte ich gefehlt haben — fragte Oda — daß ich meiner Adelheid Glück bereiten wollte?

Wenigstens fehltest du in der Anwendung der Mittel zur Erreichung deiner Absicht — gab Udo zur Antwort — fehltest, daß du selbst in dem Herzen deiner Tochter eine Leidenschaft nährtest, von welcher du nicht wußtest, ob sie befriedigt werden könnte.

Und warum sollte sie nicht befriedigt werden können? — fragte Oda.

Weil Adelheid schon das Eigenthum eines andern ist — entgegnete Udo — an dem Hofe der Kayserin traf ich den Pfalzgrafen von Sachsen, Friedrich den Zweyten. Seinem Sohn verlobte ich meine Tochter, und nichts kann mich vermögen, mein Wort zu brechen.

Nichts — seufzte Oda.

Nichts — rief Udo ernst, mit furchtbarer Stimme — keine Bitten, keine Thränen, mit denen ihr Weiber öfters uns verführt. Heilig muß dem Manne sein Wort seyn! Nichts darf es erschüttern!

Muß aber dem Vater das Glück seiner Tochter nicht noch heiliger seyn — weinte Oda.

Ich habe Adelheidens Glück gegründet — sprach Udo — der junge Pfalzgraf Friedrich ist ein Jüngling, des guten Mädchens werth. Schmerzen wird es Adelheid vielleicht, daß sie eine Leidenschaft besiegen soll, die ihr unverwahrtes Herz einnahm, aber schwer wird ihr dieser Sieg nicht werden. Adelheid ist noch zu jung, noch zu sehr im Besitze des glücklichen Leichtsinns, welcher der Jugend eigen ist, als daß der Eindruck, den ihr Herz empfing, nicht ohne Mühe sollte verwischt werden können. Laß mich allein sorgen, mein Weib, verbirg deiner Tochter, was wir eben sprachen, und sey versichert, daß Schonung gegen sie meine Wahl der Mittel zur Heilung ihrer Leidenschaft leiten wird.

Diese Versicherung ihres Gemals konnte die zärtliche Mutter nicht ganz beruhigen, doch handelte sie wenigstens seinem Willen gemäß, und verbarg ihrer Tochter, was ihr bevor stand.

Von seiner Gemahlin ging Udo zu dem Abte zu Fulda, mit diesem Freunde Raths zu pflegen. Sieafried war über die Abneigung des Markgrafen, wider die Vermählung einer Tochter mit Ludwigen, deren Ursache er ihm nicht sogleich entdeckte, nicht weniger erstaunt als Oda, doch unterschied er sich dadurch von ihr, daß er, sobald sich der Markgraf deutlich gegen ihn erklärte, sogleich seiner Meynung beystimmte. Udo machte dem Abte einen freundschaftlichen Vorwurf, daß er nicht sorgfältiger über seinen Zögling gewacht hätte, welchen aber der Abt durch die Entschuldigung abzulehnen suchte: daß es unmöglich wäre, Herzen vor dem Eindringen der Liebe zu bewahren. Uebrigens versprach er dem Markgrafen, zur Verbesserung des Versehenen mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.

Beyde giengen nun zu Rathe, was Klugheit zu thun beföhle; und schleunige Trennung der Liebenden wurde von beyden beschlossen. Udo blieb dem Versprechen: schonend mit Adelheid zu verfahren; welches er seiner Gemahlin gegeben hatte, getreu. Er machte die Ausführung seiner Erfüllung zum Gegenstande der Berathschlagung mit dem Abte, die sich bald zu Udos Zufriedenheit endigte.

Beyde hofften, die jungen Liebenden von ihrer Leidenschaft zu heilen, doch schien dies

Geschäft dem Abte bey Ludwigen schwerer als bey Adelheiden. So übereinstimmend als hier, waren sie es auch darin, daß man die Liebenden zu trennen suchen müßte, ohne daß sie es ahndeten, weil die erschütternde Nachricht, welche man ihnen geben mußte, minder schmerzhaft für sie seyn würde, wenn sie sie dann erst erhielten, wenn sie schon von einander entfernt wären.

Udo und Siegfried dachten daher über die Mittel nach, wie eine solche ahndungslose Trennung zu bewirken wäre. Siegfried hatte einen Gedanken, welcher sogleich Udos Beyfall erhielt. Seine Ausführung wurde beschlossen, und Oda davon benachrichtiget, damit sie nicht zur Verrätherin würde. Oda versprach, durch nichts zu verrathen, was Adelheiden und ihrem Geliebten noch ein Geheimniß bleiben mußte, und sie hielt ihr Versprechen, so schwer es ihr auch wurde.

Wie vor Udos Zurückkunft, war Ludwig auch heut Adelheidens steter Gesellschafter. Udo begegnete ihm mit ausgezeichneter Achtung, wodurch aus Ludwigs Busen jeder Gedanke verbannt wurde, daß der heutige Tag vielleicht der letzte der glücklichen seyn könnte, deren Reihe er bisher genossen hatte. Der Abend nahte sich bereits, als Siegfried der eine Zeitlang abs

wesend gewesen war, wieder in das Zimmer trat.

Beklagt mich, Herr Markgraf — wendete er sich zu Udo, daß meine Hoffnung: noch einige frohe Tage in eurer Gesellschaft zu verleben; mit einem male vernichtet worden ... Eine Botschaft, die ich eben jetzt aus Fulda erhielt, befiehlt mir und meinem Grafen schleunige Rückkehr. Morgen schon muß ich Maynz verlassen.

Ich würde meinen theuren Freund begleiten — antwortete Udo — wenn ich mich nicht noch einen oder zwey Tage in Maynz aufhalten müßte; dann aber folge ich euch nach, um in Fulda an eurer Seite das Glück wahrer Freundschaft eine Zeit lang ungestört zu genießen. Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich euch mit Weib und Kind heimsuchen darf?

Versprecht ihr mir dies — erwiederte Siegfried — so scheide ich morgen gern. Aber, Herr Markgraf, ein Mann hält sein Wort!

Nehmt meine Hand zum Siegel des Versprechens, daß ich in drey Tagen mit Weib und Kind bey euch in Fulda sey — reichte der Markgraf dem Abte seine Rechte dar.

So lebt wohl, bis dahin — umarmte Siegfried den Markgrafen — die nöthigen

Vorbereitungen zur Reise auf morgen gebieten mir, eilend von euch zu scheiden.

Gebieten sie es auch mir? — lispelte Ludwig dem Abte ins Ohr.

Auch dir, mein Sohn — gab Siegfried zur Antwort — worauf er auch von der Markgräfin und ihrer Tochter auf baldiges frohes Wiedersehen, Abschied nahm. Ludwig that das nämliche, unwillig zwar über die unerwartete Trennung von Adelheiden, getröstet aber auch zugleich durch die zuversichtliche Hoffnung; nach einigen Tagen sich des Glückes ihrer Gegenwart wieder freuen zu können.

Sobald er mit dem Abte in sein Gemach getreten war, fragte er nach der schnellen Abreise nach Fulda, erhielt aber keine befriedigende Antwort; denn der Abt sagte ihm weiter nichts, als daß er diese Ursache in Fulda erfahren würde. Ludwigs wiederholte Bitten blieben unerfüllt. Er bemühte sich, selbst zu ergründen, was Siegfried ihm verbarg, aber diese Bemühungen waren eben so vergebens, als die vorhergegangenen Bitten. Ludwig erarübelte nichts. Auch zog ihn der Gedanke an Adelheid bald von seinem Nachdenken ab.

Achtes Kapitel.

Ludwig geht wieder nach Maynz.

Sonder Abentheuer und Gefährde kamen Siegfried und Ludwig glücklich in Fulda an. Das erste Wort des letztern war Wiederholung der Frage, auf welche ihm Siegfried in Maynz keine deutliche Antwort gegeben hatte. Er blieb sie seinem Zöglinge auch jetzt noch schuldig, doch versprach er ihm, daß er morgen alles erfahren sollte. Gepeinigt von Neugierde wünschte Ludwig den andern Tag herbey, für ihn mit Schneckengange erschien er endlich, schnell aber eilte nun Ludwig zu dem Abte. Dringend fragte er ihn noch einmal, erfuhr aber auch jetzt noch nicht, was so schleunige Rückkehr nach Fulda nöthig gemacht hätte, ob schon des Abts Antwort ihn mehr befriedigte als vorhero.

Quäle dich nicht mit unnützer Neugier, mein Sohn — antwortete der Abt — ein verdrießliches Geschäft, das dich und mich gleich stark betraf, machte unsere Gegenwart in Fulda nöthig. Aus Liebe verbarg ich es dir, weil ich dir mit ihm zugleich die glückliche Beendigung desselben sagen zu können hoffte. Ich habe mich nicht in meiner Hoffnung getäuscht, bald, viel-

leicht heut noch, kann ich dir beydes mittheilen.

Zufrieden, daß er nichts unangenehmes erfahren würde, suchte Ludwig nicht länger zu erforschen, was der Abt für ihn zum Geheimnisse machte. Sein einziger Wunsch war nur, daß der Abend des andern Tages, wo er Adelheiden erwartete, schon da seyn möchte. Seine sehnlichen Wünsche konnten der Zeit keine Flügel geben, im Gegentheile schienen sie ihren Lauf zu hemmen, weil Ludwig beynahe jeden Pulsschlag zählte, um die Näherung der Erfüllung seines Sehnens zu messen. Adelheidens sich lebhafter zu erinnern, spielte er zuweilen auf seiner Harfe die Lieder, welche sie mit ihrer melodischen Stimme begleitet hatte. So feyerte er ihr Andenken, und verbarg zuweilen die tödtende Langeweile, welche ihn folterte.

Sobald der sehnsuchtsvoll herbey gefleht Abend sich nahete, bestieg Ludwig sein Roß, den Lieben, welche er erwartete, entgegen zu eilen. Zwey Stunden lang hatte es schon sein Sporn auf der Straße nach Maynz zum schnellsten Laufe getrieben; und sein Blick entdeckte noch nicht, was er begierig suchte. Die einbrechende Nacht würde ihn nicht abgehalten haben, seinen Weg fortzusetzen, wenn nicht sein Knappe,

Reinhard von Reinſtädt, ihn zur Rückkehr ermahnt hätte.

Reinhard erinnerte ihn, daß der Markgraf von Soltwedel den heutigen Tag nicht beſtimmt als den Tag ſeiner Ankunft in Fulda genannt hätte, und daß er nun vermuthlich morgen erſt ankommen würde. Trübſinnig kehrte daher Ludwig nach Fulda zurück, wo fehlgeſchlagene Hoffnung ihn des Schlafs beraubte.

Er verklagte die Nacht, wie den folgenden Tag, und konnte kaum den Abend erwarten, um den Verziehenden entgegen zu reuten. Er hatte das nämliche Schickſal als geſtern. Mit Reinhard allein mußte er wieder zurückkehren. Finſterer noch als geſtern wurde ſeine Laune, und länger ihm die Nacht. Ungeduld und Bekümmerniſſe: ob der geliebten Adelheid oder den ihrigen vielleicht etwas widriges begegnet wäre, quälten ihn; und ihre Quaal erreichte den höchſten Grad, da auch die dritte Nacht ihn auf der Straſſe nach Mainz fand, und er noch immer nichts von Adelheiden und ihrer Begleitung gewahr wurde. Weder die Bitten ſeines Knappen, noch ein fürchterliches Ungewitter konnten ihn zurückhalten, den Weg nach Maynz fortzuſetzen. Ludwig hörte den Donner nicht, der über ihm fürchterlich brüllte, ſo wie er die Blitze nicht ſahe, die rings um ihn die Finſter-

niß schauervoll erhellten, Adelheid war die Axe, um welche alle Gedanken, die in seinem Gehirne wirbelten, alle Empfindungen, die seinen Busen durchkreuzten, sich drehten.

Durchnäßt von Regen und Schweis, erreichten unsere abentheurenden Ritter Maynz; und Ludwigs Besorgnisse vermehrten sich, als er in der gewesenen Wohnung des Markgrafen von Soltwedel erfuhr, daß dieser an dem nämlichen Tage, an welchem Ludwig nach Fulda abreiste, Maynz verlassen hatte.

Wo reuten wir nun hin? — fragte Ludwig seinen Knappen.

Nach Fulda, edler Graf, wenn wir zuvor unsere Kleider getrocknet haben — antwortete Reinhard.

Und überlassen indessen — fuhr Ludwig bitter fort — Adelheiden der Gefahr, welche sie sonder Zweifel betroffen hat.

Vor Gefahr werden ihr Schutzheiliger und ihr Vater mit seinen Reisigen die schöne Adelheid bewahrt haben — erwiederte Reinhard — Wahrscheinlich befindet sie sich jetzt in Fulda, und bedauert eure nutzlose Mühe.

Konnte sie nach Fulda kommen, ohne daß wir ihr begegneten? — wendete Ludwig ein.

Auf dem Wege, den wir ritten, freylich wohl nicht — gab Reinhard zur Antwort —

vermuthlich aber hatte der Markgraf Goltwedel in irgend einem Orte zwischen Mayntz und Fulda Verrichtungen, die ihn von der gewöhnlichen Strasse abführten. Laßt uns daher den oft berittenen Weg zurück reuten, damit die Gräfin Adelheid sich nicht länger vergebens nach eurer Gegenwart sehnt.

Das wollen wir — beschleß Ludwig — komm, laß uns eilen!

Willig folge ich euch — versicherte Reinhard — ob gleich Frost mich durchschaudert, aber unsere armen Rosse bedürfen Futter und Ruhe. Gönnet ihnen Zeit zu beyden, daß sie uns dann mit verjüngten Kräften nach Fulda tragen können.

Verdrüßlich war dem Grafen von Thüringen dieser Verzug, aber auch zugleich zu unvermeidlich, um sich ihn nicht gefallen lassen zu müssen. Glühend vor Ungeduld harrte er der Zeit der Abreise, und war unwillig über seinen Knappen, der ruhig an dem Feuer schlief, an dem er seine Kleider trocknete. Zu früh für den schlafenden Knappen, den freylich keine Liebe trieb, zu spät aber für unsern Ludwig, bestiegen sie endlich die ermüdeten Rosse.

Wo ist Adelheid? — schrie Ludwig dem Abte zu, als er ihn allein fand.

Auf dem Wege hierher — antwortete Siegfried — von Frankfurt aus sendete mir heut ihr Vater durch einen Boten die Nachricht: daß er heut in Fulda eintreffen würde. Aber wo warst du, mein Sohn, und warum quältest du mich durch dein Wegbleiben mit ängstlichen Sorgen?

Ludwig rechtfertigte sich durch die Erzählung der Ursache desselben, worauf der Abt aus seinen Begegnissen die Lehre zog: daß Ungeduld selten etwas fromme, gewöhnlich aber schadete.

Zu unmuthig, sie zu beherzigen, heilte diese Lehre Ludwigs Ungeduld so wenig, daß er ein frisches Roß besteigen wollte, um der Schöpferin seiner Ungeduld und seines Unmuths zum vierten male entgegen zu reuten. Mühsam hielt ihn der Abt durch die Vorstellung: daß es ungewiß wäre, ob der Markgraf von Soltwedel geraden Weges von Frankfurt käme; davon zurück; durch nichts aber konnte er ihn bewegen, sich zur Ruhe zu begeben.

Ruhe flieht mich — floß Ludwigs Herz über — so lange meine Sehnsucht noch Adelheidens wartet.

Siegfried fand in dieser Aeusserung keine günstige Vorbedeutung zur Beruhigung des Sturmes, den er in Ludwigs Innern voraus

sahe,

sahe, wenn er die Schreckenspost vernehmen würde, die der Abt ihm nicht länger verbergen wollte. Nutzlos schien ihm jedes Zaudern, da nicht zu hoffen war, daß Ludwig eine ruhige Stimmung erhalten würde.

Laß mich einen Theil der Zeit, welche uns bis zur Ankunft des Markgrafen noch übrig ist — fing Siegfried sein schweres Geschäft an — anwenden, dir die Antwort zu geben, die ich dir noch schuldig bin.

Wie es euch gefällt — erwiederte Ludwig, der die Worte des Abtes nur halb verstanden hatte.

Siegfried. Eine Frage, mein theurer Pflegesohn. Welches ist die erste Pflicht eines Regenten?

Ludwig — unwillig — Fürwahr, mein Vater, ich befand mich nie in einer unglücklichern Stimmung, Streitfragen aufzulösen, als heut.

Siegfried. Sollte meinem Ludwig eine Streitfrage scheinen, was so leicht zu beantworten ist?

Ludwig. Zu einer Zeit ist schwer, was zu einer andern leicht ist. Dies jetzt mein Fall.

Siegfried. So widme mir deine Aufmerksamkeit, damit du wenigstens vernimmst, ob

ich meine Frage selbst so beantworte, wie sie zu einer andern Zeit von dir beantwortet werden würde. Sich selbst zu beherrschen, ist für einen Regenten die erste; nach keines andern Eigenthum trachten, jedem Menschen gleich heilige Pflicht. Stimmen unsere Meynungen zusammen?

Ludwig. Vollkommen. Aber bedarf es dieser Einleitung, um mir eine Antwort zu geben, an der meinem Herzen jetzt wahrlich wenig gelegen ist?

Siegfried. Es bedurfte ihrer. Daß du deine Pflichten kennst, hast du mich nun überzeugt; daß du ihnen gemäß handeln wirst, hiervon hoffe ich noch überzeugt zu werden. Schwer ist es jene beyden Pflichten auszuüben, zumal wenn unsere Leidenschaften ihnen entgegen stehen; süssen Lohn gewährt aber auch das Bewußtseyn: sie befolgt zu haben. Dir, mein Sohn, zeigt sich jetzt Gelegenheit, jenen süssen Lohn zu erkämpfen. Zeige dich jetzt als Mann! Zeige, was dein Volk, was deine Zeitgenossen von dir zu erwarten haben!

Ludwig. Ja, mein Vater, ich will kämpfen, aber ich bitte euch, spannt meine Neugier nicht länger auf die Folter, nennt mir den Feind, mit welchem ich den Kampf beginnen soll!

Siegfried. Mit dem gefährlichsten unter allen; mit deinem Herzen.

Ludwig. Sollte in diesem eine unerlaubte Begierde leben, die ich besiegen müßte? Und würde mein theurer Vater, wenn sie darinnen lebte, mich nicht schon längst auf sie aufmerksam gemacht haben, ehe sie zum furchtbaren Feinde heran wuchs?

Siegfried. Ein Vorwurf, mein Sohn, den du gewiß bald zurücknehmen wirst. Zur Zeit, da die Begierde, welche in deinem Busen flammt, unerlaubt wurde, hatte sie schon Riesengröße erreicht. Anfangs war sie es nicht; aber vielleicht sagte mir eine geheime Ahndung, daß sie es werden würde, und trieb mich an, dich zur Besiegung derselben zu ermahnen. Entsinnst du dich nicht mehr, daß ich dich vor nicht langer Zeit erinnerte, über dein Herz zu wachen, und eine Leidenschaft, die darinnen aufkeimte, nicht empor wachsen zu lassen.

Ludwig. Ihr sagtet etwas ähnliches, als Adelheid in meinem Herzen Liebe entzündete. Solltet ihr jetzt auf jene Worte deuten?

Siegfried. Glaube mir, mein Sohn, ich wünschte, daß ich nein sagen könnte.

Ludwig. Solltet ihr wirklich Besiegung meiner Liebe für Adelheid verlangen: so fordert

ihr mehr, als meine Kräfte vermögen. Sie erfüllt mein Herz, das dann erst von ihr leer werden wird, wenn es blutleer wird. Doch nein, unmöglich könnt ihr dies verlangen, denn warum sollte ich mit einer Leidenschaft kämpfen, die gewiß nicht unerlaubt seyn kann!

Siegfried. Wir alle hielten sie nicht dafür, weil uns unbewußt war, daß zu der nämlichen Zeit, als sie entstand, Adelheid das Eigenthum eines andern wurde. Wisse, mein Sohn, daß die, welche deine Liebe entflammte, die Verlobte des jungen Pfalzgrafen von Sachsen ist; und ich müßte mich in dir irren, wenn du nun nicht die Pflicht erkenntest: deine Leidenschaft besiegen zu müssen.

Ludwig. O, mein Vater, welche Nachricht! Welche Foderung!

Alles, was unsere Leser schon wissen, erfuhr nun auch Ludwig. Die Reden des Abtes enthielten für jene nichts unbekanntes, als daß Adelheid während der Zeit, da Ludwig sie in Fulda erwartete, in Weissenburg gewesen wäre, ihren Geliebten zu sehen, und sich jetzt wahrscheinlich schon auf dem Heimwege nach den Ländern ihres Vaters befände. Der Abt gab die Gründe seines Verfahren und seiner Verstellung gegen Ludwig an, und schloß mit wiederholten Auffoderungen: zu Befolgung seiner

Pflicht und muthigem Anfange des Kampfes, den sie beföhle.

Der Besinnungskraft beraubt, saß Ludwig ihm gegen über. Starr haftete sein Blick an ihm. Er schien ihn aufmerksam zuzuhören, aber er hörte ihn nicht, denn es beschäftigte ihn nur der Gedanke an Adelheiden und an sein Unglück. Sein immerfort daurendes Stillschweigen bey allen Fragen zeigte endlich dem Abte seine Geistesabwesenheit. Auch er schwieg nun.

Einem Träumenden gleich schlich Ludwig den übrigen Theil des Tages umher. Seufzer hoben seine Brust; Thränen glänzten zuweilen in seinen Augen, aber durch ihr Fliessen sein Herz zu erleichtern, war sein Schmerz noch zu groß. Der Abt ehrte diesen Schmerz; mitleidsvoll blickte er öfters den Traurenden an; drückte mit zärtlicher Theilnahme seine zitternde Hand; und über seine Wangen rollten Zähren, wenn in Ludwigs Augen welche glänzten.

So vergiengen zwey Tage. Umsonst bemühte sich Siegfried, seinen theuren Zögling zu trösten oder ihn zu zerstreuen. Was ihm sonst Zerstreuung und Freude gewährte, vermehrte jetzt seinen Jammer. Wenn er sahe, daß alles in der Natur sich freuete, klagte er auf den lachenden Fluren, wohin ihn der Abt oft

wider seinen Willen führte, daß er das einzige trauernde Geschöpf war. Seine Harfe, sonst für ihn eine Schöpferin der Freude, schuf ihm jetzt namenlose Traurigkeit; denn sie erinnerte ihn, daß die seligen Stunden nicht wiederkehren würden, wo Adelheidens reizvolle Stimme in ihre Saiten tönte. Er verbarg sie in einem Winkel, um durch sie nicht an seinen Verlust erinnert zu werden. Nutzloses Beginnen! Die Empfindung desselben war sein einziges Gefühl.

Mehrere mißlungene Versuche schreckten den mitleidenden Abt nicht ab, durch neue den Gram des Leidenden mildern zu wollen.

Ueberlaßt mich der Beschäftigung mit meinem Schmerze, und mit der Feier des Andenkens der mir geraubten Geliebten — wendete Ludwig des Abtes Tröstungen von sich.

Siegfried trauerte mit seinem Lieblinge; aber unruhig und furchtvoll wurde er, als er in seinem Blicke nicht mehr Schmerz allein, sondern auch Muth erwahrt habe. Seine Sorgfalt hielt nun für nöthig, jeden von Ludwigs Schritten zu beobachten, und wo dies ihm selbst nicht möglich war, bestellte er Lauscher, die ihm berichten mußten, was sie bemerkten. Durch einen derselben erfuhr er, daß Ludwigs treuer Reinhard zu einer Reise geheime Anstalten machte, und

bald nachher berichtete ihm ein anderer: Ludwig hätte sein Roß eilend aufzuzäumen geboten. Beydes machte des Abtes Besorgnisse rege.

Er eilte, seinen Zögling aufzusuchen; und seine Besorgnisse fanden Verwehrung, als er ihn völlig gerüstet sahe.

Will mein Ludwig zum Kampfe ausziehen? — fragte Siegfried liebevoll.

Nein — antwortete Ludwig — ich will nur ausreuten. Aber woher, mein Vater, jene Frage?

Mußten mich diese Waffen und diese Rüstung nicht dazu veranlassen? — erwiederte Siegfried — hast du ihrer zu einem Lustritte nöthig?

Bin ich gerüstet! — sprach Ludwig im Tone völliger Geistesabwesenheit, indem er sich selbst mit Staunen zu betrachten schien. Er lachte und fuhr dann fort — O nein! ich hätte dieser Waffen nicht bedurft. Ohne zu wissen, was ich that, beschwerte ich mich damit.

Ich bitte dich, mein Sohn — foderte Siegfried ihn auf — entledige dich ihrer wieder, und begleite mich. Nicht lange will ich dich verweilen; bald kannst du dein Roß besteigen und deinen Lustritt machen.

Wohin wollt ihr mich führen? — fragte Ludwig.

Zur Freude — entgegnete Siegfried.

Zur Freude? Mich, dem jede Freude geraubt ist! — gab Ludwig seinen Zweifel zu erkennen.

Zur Freude — wiederholte Siegfried — eile, mein Sohn, zu ihrem Genusse!

Lange bat und beschwor Siegfried seinen Zögling vergebens, endlich siegten seine Bitten doch. Sie gingen; aber in Ludwigs Busen lebte kein Vorgefühl der Freude, welcher ihm Siegfried entgegen zu führen versprochen hatte. Empfindungslos ließ er sich von ihm leiten.

Neuntes Kapitel.

Ludwig sieht sich angenehm überrascht.

Nicht fern von Fulda lag ehedem ein Wäldchen, von dem wir nicht wissen, ob es vielleicht in den spätern Zeiten in Feld umgeschaffen wurde. Unsere Urkunden nennen es den gewöhnlichen Belustigungsort Siegfrieds und Ludwigs, wenn sie sich der Reize der Natur freuen wollten. Auch heut führte Siegfried seinen kum-

mervollen Begleiter an diesen Lieblingsaufenthalt, aber alle seine Reize machten keinen Eindruck auf den letztern, bis sie endlich durch einen unerwarteten vermehrt wurden.

Aus einem Seitenwege nahten sich unsern Wallern zwey weibliche Gestalten, wovon Ludwig bald in der einen Frau Ildegerd erkannte. Die andre zu erkennen, hinderte ihn ein dichter Schleier, der ihr Gesicht verhüllte. Reizend war, was der Schleier nicht verbarg, aber doch nicht reizend genug, um die Aufmerksamkeit des trübsinnigen Ludwigs auf sich zu ziehen, den jetzt vielleicht nicht gereizt hätte, was einst Paris sah, da er über den Besitz des goldnen Apfels entschied. Unbekümmert um die unbekannte Schöne und um Frau Ildegerd, wandelte er seinen Weg an Siegfrieds Seite fort, bis sie die beyden Frauenzimmer erreichten.

Warum so traurig, Herr Graf! — rief Frau Ildegerd Ludwigen zu.

Ohne ihr zu antworten, machte dieser blos eine Verbeugung.

Frau Ildegerd sprach nun mit dem Abte und die verschleierte Schöne wendete sich zu seinem Begleiter.

Fürwahr, Herr Graf — sprach sie — grose Veränderungen haben euch fast unkenntlich gemacht. Es ist keine Spur von der Hei-

terkeit mehr übrig, die sonst auf eurem Gesichte lächelte. Gram hat sie verdrängt und seine Glätte gefurcht.

Habt ihr mich sonst gekannt, mein Fräulein? — fragte Ludwig.

Als ihr noch ein Knabe wart, Herr Graf, mischte ich mich bisweilen in eure Spiele — gab jene zur Antwort.

O Fräulein — seufzte Ludwig — es waren glückliche Tage, da ich noch als Knabe spielte.

Sind es die jetzigen minder? — fragte die Unbekannte.

Vor kurzem — erwiederte Ludwig — träumte ich mich glücklich, aber bald verschwand der süsse Traum, und ich erwachte von der Täuschung zur Wirklichkeit: zum Unglücke.

Anfangs — suchte die Unbekannte den Grafen zu trösten — Anfangs scheint uns jede Täuschung Wirklichkeit, vielleicht quält auch euch nur Täuschung. Ich wünsche dies nicht nur, Herr Graf, nein, ich hoffe es auch.

Mädchen mit der Engelsstimme — rief Ludwig staunend aus — wer bist du, und was bewegt dich zu dem nutzlosen Beginnen, Hoffnung und Trost in mein wundes Herz giessen zu wollen!

Rathet, Herr Graf! — rief die Unbekannte aus, indem sie sich entschleierte. — Sahet ihr nie eine Gestalt, die mir glich?

Als ich noch ein glücklicher Knabe war — entgegnete Ludwig — kannte ich ein Mädchen, euch ähnlich, gut und mild, aber minder reizend als ihr. Und doch — dieses Rabenhaar — dieses Auge — ganz wie das, in welchem sich der glückliche Knabe, Ludwig, oft spiegelte — wäre es möglich! Euren Namen, Fräulein!

Bertha — sprach die Unbekannte, in welcher unsere Leser vielleicht gleich anfangs Ludwigs Jugendfreundin vermutheten.

Bertha! — rief Ludwig zweifelhaft — die kleine Bertha, mit welcher ich einst in dem Garten der Frau Ildegerd spielte.

Die kleine nicht mehr, aber die nämliche Bertha, welche ihr sonst bey frohen jugendlichen Spielen öfters eure Schwester nanntet — lächelte das reizende Mädchen.

O Bertha! — jammerte Ludwig — theures Mädchen, dessen Andenken mir unvergeßlich war, warum sahe ich dich nicht wirklich, als ich vor einigen Wochen zu sehen wähnte! Alle Leiden, welche mich seit dem trafen, wären dann fern von mir geblieben!

Auch ich — erwiederte Bertha, und eine Zähre schwamm in dem vielsprechenden Auge, bis sie die seidnen Wimpern zerdrückten — auch ich wünschte, euch früher wieder gesehen zu haben. Vielleicht hättet ihr eure Freundin freudiger empfangen als jetzt. O Ludwig, ich ahndete nicht, daß mein Bild so ganz aus eurem Gedächtnisse verwischt wäre!

Du irrst, reizende Bertha! Keine Zeit, kein Leiden konnte es daraus verwischen. Unsterblich lebt es darinn, unsterblich wird es ewig leben — schien Ludwig aus einem Traume, oder vielmehr aus seiner Sinnlosigkeit zu erwachen. Er flog zu Bertha, von welcher ihn Staunen noch immer in einiger Entfernung gehalten hatte, schloß die Wiedergefundene in seine Arme, und drückte sie feurig an sein hochklopfendes Herz. Zu sprechen vermochte er nicht, deutlicher aber als jede Sprache drückte das Feuer seiner Küsse seine Empfindung aus.

Bertha entzog ihren Mund diesen Feuerküssen nicht. Heiß erwiederte sie sie; und auch bey ihr schienen die Empfindungen mächtiger zu seyn als die Sprache. Mein Ludwig war alles, was sie freudig zu stammeln vermochte.

Seit einigen Tagen waren dies die ersten Augenblicke, welche Ludwig nicht Adelheidens An-

denken weihete. Doch wie hätte er auch jetzt an Adelheiden denken können, in den Armen eines Mädchens, zu welchem die Liebe, die schon, da er noch Knabe war, in seinem Busen flammte, nur schlummerte. Das Feuer, welches Adelheidens Küsse in Ludwig strömte, entzündete den glimmenden Funken zur lodernden Flamme. Lange hielten sich die Wiedervereinigten umschlossen.

Siehe, Ludwig — entwand sich endlich Bertha der langen Umarmung — wir sind allein. Meine Mutter, mein Oheim, wo seyd ihr!

Hier! meine Tochter — ließ Frau Ildegerd fern her ihre Stimme hören. Folge uns nach! du kannst den Weg nicht verfehlen; auch wird dein Begleiter sonder Zweifel desselben kundig seyn.

Ludwig und Bertha eilten aber nicht, die Vorangehenden einzuholen. Sich allein genug, schienen sie sich nicht nach ihrer Gegenwart zu sehnen. Langsamen Schrittes und fest umschlungen, setzten sie den Weg nach der Wohnung der Frau Ildegerd fort. Aller Kraft sich zu sammeln bedürftig, sprachen sie nur wenig, und auch dies wenige bestand gewöhnlich nur in einzelnen Worten, in Ausrufungen, welche ihre Gefühle bezeichneten.

Während des Geschäftes, sich zu sammeln, rügte Berthas jungfräuliche Sittigkeit ein Vergehen, dessen sie sich, das Herz von der Freude des Wiedersehens überfüllt, schuldig gemacht hatte.

Verzeiht, Herr Graf — klagte sie sich, mit Purpurröthe bedeckt, desselben gegen Ludwig an — verzeiht, daß Täuschung mich in die glücklichen Jahre der Kindheit zurück zauberte, wo wir unsre Herzen frey von der Furcht: von vorurtheilsvollen Splitterrichtern gegeißelt zu werden; seine Gefühle unverhindert dürfen ausströmen lassen.

Deutlicher, meine Bertha — bat Ludwig — in meinem Kopfe wirbeln zu verworrene Dinge, um dich verstehen zu können.

Versenkt in die Gedanken an jene wiederkehrende Zeiten — erklärte sich Bertha — nannte ich euch, wie ich euch damals zu nennen pflegte.

Und wie mich meine Bertha nicht mehr nennen will? — fragte Ludwig mit traurig-liebevollem Tone.

Nicht mehr nennen darf — veränderte Bertha die Worte ihres Begleiters — erwachsen legt uns nun der Wohlstand Fesseln an, die wir ehedem nicht kannten, doch sind sie zum Glücke nicht schwer. Unsere Empfindungen dür-

sen wir nicht verändern, nein! nur die Namen, mit welchen wir uns sonst nannten. Freund, Freundin, diese süssen Namen umschliessen den Ausdruck aller Empfindungen; und Ludwig wird mir deshalb nicht minder theuer seyn, wenn ich hinfort mit ihm spreche, wie es sich mit dem Grafen von Thüringen gebührt.

Also soll auch ich — klagte Ludwig — Bertha nicht mehr mein nennen? Mich nicht mehr gegen sie des süssen Du bedienen?

Wenn uns kein Ohr belauscht, Herr Graf — sprach Bertha — dann sprecht, wie es eure Empfindungen wollen! wie mit jedem andern Mädchen, bitte ich euch, sprecht aber mit mir, wenn irgend jemand um uns, oder nicht fern ist. Aus Freundschaft für mich unterwerft euch diesem leichten Zwange, weil ihr mich im entgegengesetzten Falle der lästernden Zunge der Verläumdung Preis geben würdet.

Ludwig versprach dies, und hielt sein Versprechen, so viel ihm möglich war; doch begegnete es ihm bisweilen, als er die Wohnung der Frau Ildegerd erreicht hatte, daß er sich vergaß. Das Lächeln derselben, das er aber nicht jederzeit bemerkte, zeigte ihm sein Vergehen, und zuweilen war ein Schlag von Berthas sammtner Hand seine Strafe, die aber zu

angenehm war, um ihn von dem Vergehen zurück zu schrecken.

Ludwig bat Bertha, um die Mittheilung ihrer Geschichte, während der Zeit, daß sie von ihm getrennt lebte.

Sie ist kurz — erwiederte Bertha — denn bisher, Dank sey es meinem Schicksale! wurden weder Abentheuer noch wichtige Begegnisse in die Geschichte meines Lebens gewebt. Meine Tage alichen einer Kette, deren Glieder alle gleich sind. Daß ich meine Mutter von Mayuz hieher begleitete, wird euch so wenig unbewußt seyn, als daß ich nach wenig Monden Bremen mit Fulda verwechselte. Frau Dithurga, die Schwester meiner Mutter, war die Gattin des Ritters Klaus von Sternberg. Ritter Klaus starb, und hinterließ seine Wittwe kinderlos. Sich zu zerstreuen, vertauschte sie den Aufenthalt in ihrer einsamen Burg mit dem in dem geräuschvollen Bremen; doch, nur zu häuslichen Freuden gestimmt, verschaffte ihr das städtische Geräusch kein Vergnügen. Von der einfältigen Unterhaltung eines Kindes hoffte sie mehr, und bat daher meine Mutter, mich ihr zur Gesellschafterin zu geben. Zu gütig, der geliebten Schwester die Erfüllung ihrer Bitte zu verweigern, trennte sich meine Mutter von mir, so

viele Thränen ihr auch diese Trennung kostete. Frohe Tage erlebte ich an der Seite meiner Muhme, nur der Gedanke an meinen Freund Ludwig störte bisweilen mein Glück. Vor einigen Monaten starb Frau Ditburga, und die schwermüthigen Gedanken und Empfindungen, welche ihre Leiden während einer langen Krankheit in mir aufgeweckt hatten, veranlaßten mich zu dem Entschlusse: in ein Kloster zu gehen. Eine Zeitlang lebte ich in einem, und würde es vielleicht nie wieder verlassen haben, wenn nicht meine Mutter und mein Oheim selbst mich dazu aufgefodert hätten. Durch einen Abgeschickten liessen sie mir sagen: ich wäre nicht für das Klosterleben geschaffen; und dieser selbst setzte hinzu, daß er Befehl hätte, nicht ohne mich nach Fulda zurückzukehren. Ich traute den Meinigen tiefere Kenntniß meines Besten, und richtigere Urtheile über dasselbe zu, als mir selbst, verließ das Kloster, und sank gestern in die Arme meiner theuren Mutter.

Welche sehr gerecht handelte — erwiederte Ludwig — daß sie diese Reize aus der Finsterniß eines Klosters riß.

Bertha lächelte, und dies Lächeln, welches neuen Reiz über ihr schönes Gesicht verbrei-

tete, ließ den Grafen von Thüringen die Handlung der Frau Ildegerd noch gerechter finden.

Siegfried und Ludwig verweilten den übrigen Theil des Tages bey der Frau Ildegerd. Angenehm schwand er allen dahin; und kein Gedanke an Adelheiden störte Ludwig im Genusse der Freude. Die gegenwärtige frühere Geliebte, schien das Bild der abwesenden mit einem male aus dem Herzen des leichsinnigen Jünglings gerissen zu haben; denn mit Rechte bezweifeln wir, daß es durch Gefühl der Pflicht daraus verdrängt wurde.

Auch in die Einsamkeit seines Gemachs folgte Bertha Ludwigen nach. Vor seine Augen zauberte sie seine Einbildungskraft lebend hin, doch schien diese heut eine minder mächtige Schöpferin, als da sie vor wenig Wochen Adelheidens Bildniß schuf; denn Bertha schwebte Ludwigen nur vor, so lange er wachte, sein Traumbild wurde sie nicht. Ermattet, durch eine Reihe schlafloser Nächte, schlief er ruhig, und von keinem Traume gestört, bis zum andern Morgen.

Zehntes Kapitel.

Der Bund der Freundschaft wird erneuert.

Daß Ludwigs erster Gedanke nach seinem Erwachen Bertha war, wird jeder menschkundige Leser vermuthen, ohne daß wir es ihm erst berichten; doch er dachte nicht allein an sie, sondern sehnte sich auch an ihre Seite. Vom Lager hinweg, würde er vielleicht zu ihr geeilt seyn, wenn ihn nicht Berthas Erinnerungen: die Befolgung der Regeln des Wohlstandes nicht zu vergessen; abgehalten hätten. Auch blieb er lange unentschlossen, ob er nicht, ehe er zu ihr gienge, den Abt fragen müßte. Die Rückerinnerung der Art, wie Siegfried ihn gestern zu Bertha führte, leitete endlich seinen Entschluß.

Zum Genusse der Freude will ich dich führen — wiederholte sich Ludwig des Abts Rede, und setzte dann hinzu: was würde mir der gestrige Genuß derselben frommen, wenn ich seiner schon wieder beraubt worden, nicht fernerhin seiner freuen sollte? Nein, gewiß wird der gütige Siegfried den freundschaftlichen Umgang mit seiner Nichte keinem Zwange unterwerfen.

Auf diese Hoffnung gestützt, harrte er nur noch der Zeit, wo er ohne Beleidigung des zur Richtschnur empfohlnen Wohlstandes zu Bertha gehen könnte. Er machte seinen Knappen zu seinem Wohlstandsrathe, und obgleich der treue Reinhard sich bisher noch wenig um das bekümmert hatte, worinn er nun Rathgeber werden sollte; so schien ihm doch die Zeit, da sein Herr zum erstenmale gehen wollte, noch um vieles zu früh. Seine Vorstellungen hielten den ungeduldigen Liebhaber zurück; und Reinhard wußte sich in seinem neuen ungewohnten Amte so schnell in Ansehn zu setzen, daß Ludwig über seine wiederholten Zurückhaltungen, wenn er gehen wollte, nicht unwillig wurde. Oft hatte er schon seinen Knappen: darf ich nun gehen? gefragt, ehe dieser es schicklich fand; nun aber eilte er auch mit den schnellesten Schritten in Frau Ildegerdens Wohnung.

So lange auch Ludwig gezögert zu haben glaubte, so wunderte sich doch Frau Ildegerd über seinen frühen Besuch. Eine Zeitlang war die Unterhaltung allgemein, bald aber trug Frau Ildegerd wenig mehr dazu bey. Ludwig und Bertha sprachen beynahe allein, und sahen sich ganz ohne Zeugen, da Frau Ildegerd kurz nachher, von häuslichen Verrichtungen, aus dem Zimmer gerufen wurde.

Gestern, Herr Graf — begann jetzt Bertha — theilte ich euch meine kleine Geschichte mit, werdet ihr heut meine Bitte, um Erzählung der erwiesen, erfüllen? Reicher an Begebenheiten, wird eure Geschichte mich ohne Zweifel länger unterhalten, als die meinige euch.

Ihr irrt, Fräulein — erwiederte Ludwig — seit wir getrennt wurden, begegnete mir so wenig Merkwürdiges, daß sich die Erzählung desselben in wenig Worte zusammen fassen läßt.

Während der Erzählung, welche Ludwig nun anfieng, dachte er, seit er Bertha wiedergesehen hatte, zum ersten male an Adelheiden. Weislich verbarg er seine Liebe zu ihr, doch würde sein Stocken, als er an diesen merkwürdigen Zeitraum seines Lebens kam, in Bertha den Verdacht rege gemacht haben, daß er über etwas hinwegschlüpfte, wenn auch dies Etwas bekannt gewesen wäre, allein ihre Mutter hatte sie schon davon unterrichtet.

Ihr seyd nicht aufrichtig, Herr Graf — sprach Bertha — warum füllt ihr die Lücke nicht aus, welche ich in eurer Erzählung bemerke?

Welche Lücke? — fragte Ludwig mit der Schaamröthe eines Schuldigen.

Bertha. Soll ich sie euch nennen? Soll ich euch sagen, was seit mehreren Wochen euer Herz fühlte?

Ludwig. Weis dies meine Bertha?

Bertha. Wünschtet ihr vielleicht, daß ich es nicht wüßte! Wenigstens läßt mich dies eure Zurückhaltung vermuthen, die mir zugleich die traurige Gewißheit giebt, daß ihr mich nicht so ganz für eure Freundin haltet, als ich es wirklich bin.

Ludwig. Ihr scheint zu vergessen, daß diese Zurückhaltung, welche ihr mir vorwerft, andere Ursachen haben könnte!

Bertha. Gerechte wenigstens nicht! Wahre, innige Freundschaft leidet keine Zurückhaltung. Wortgeklingel ist sie, wenn diese statt findet. Entschleierung unseres Herzens, Ausschüttung unsrer Leiden in den Busen des Freundes — Dies ist der Werth der Freundschaft. Doch die Verjüngung der eurigen für mich, ist noch zu neu, als daß ich euch nicht gern verzeihen sollte, daß diese neu belebte Freundschaft die Stärke noch nicht hat, welche, wenn mich meine Hoffnungen nicht trügen, längere Dauer ihr geben wird.

Ludwig. Wenn ich aber meiner theuren Bertha versichere, daß nicht Mangel dieser Stärke die Ursache meines Schweigens war.

Bertha. So sagt ihr mehr, als ich glauben kann; denn was sonst könnte die Ursache desselben gewesen seyn?

Ludwig. Gefühl, daß ich unrecht handelte und Scham: euch dies zu gestehen. Nun, da ihr mir dies Geständniß abgepreßt habt, nehmt noch ein zweytes: das Geständniß meiner Reue; und nun hadert nicht länger mit dem Zurückkehrenden.

Bertha. Nein! freuen muß ich mich eurer Rückkehr zur Pflicht, freuen des Siegs, den ihr erkämpftet!

Ludwig. Mißversteht mich meine Freundin wirklich, oder gefällt es ihr nur, sich so zu stellen?

Bertha. Vollkommen verstehe ich euch. Doch laßt uns abbrechen, denn ich möchte nicht gern traurige Erinnerungen in euch wecken. Verfolgt euren Sieg, und sucht zu vergessen, was eure Freuden störte.

Ludwig. O Bertha, der Gedanke an geraubte Scheinfreuden wird die Seligkeiten des Genusses wahrer Freuden nicht vermindern! Aber noch fehlt mir etwas, um nicht darinnen gestört zu werden. Du, süsses Mädchen, kannst mir dieses Etwas geben!

Bertha. Fodert, Herr Graf, Bertha wird euch nichts verweigern, was Freundschaft gewähren kann.

Ludwig. Deine Verzeihung, bestes Mädchen, und meinem Glücke fehlt nichts!

Bertha. Ich wüßte nichts, Herr Graf, das ich euch zu verzeihen hätte.

Ludwig. Viel, vielleicht zu viel, als daß du es mir verzeihen könntest. Aber, Bertha, handle edel und gütig. Verzeihe und beruhige deinen Ludwig!

Bertha. Wenn das Wort Verzeihung euch Ruhe gewähren kann, so sey sie euer. Ich verzeihe euch.

Ludwig. Und dies so kalt, als ob es dir wirklich um nichts, als um die Aussprechung des Wortes zu thun wäre!

Bertha. — Ihn umarmend — so nimm dies zum Siegel meiner Verzeihung, zum Siegel meiner ewigen Freundschaft!

Ludwig. Nun, Mädchen, bin ich glücklich!

Frau Ildegerdens Zurückkunft hemmte die Herzensergiessungen des freundschaftlichen Paares.

Eilftes Kapitel.

Bertha, die Sittenrichterin.

Ludwig lebte nun beynahe mehr in der Wohnung der Frau Ildegerd, als bey dem Abte,

Berthas Gesellschaft hatte zu viel Fesselndes für ihn, um sie nicht so viel als immer möglich zu geniessen, und ob schon der Abt nicht zufrieden war, daß Ludwig ihr so viele Zeit widmete: so äusserte er doch gegen ihn selbst seine Unzufriedenheit nicht, weil er befürchtete, daß Adelheids Andenken vielleicht neu belebt werden möchte, wenn Ludwig sich wieder selbst überlassen bliebe. Mehrere Wochen verstrichen demnach, ehe Siegfried seinem Zöglinge sagte, daß er sich allzuviel mit seiner Freundin beschäftigte, und dadurch seine Zeit nöthigern Beschäftigungen entzöge.

Mit Weibern plaudern, die Harfe spielen, singen und tanzen — sind diese Dinge werth, daß der Graf von Thüringen ihnen ganze Tage widmet — schloß Siegfried seine Ermahnungsrede, und Ludwig erkannte, daß er ihm keinen ungerechten Vorwurf machte, doch wäre diese Erkenntniß vielleicht nicht in ihm entstanden, wenn er von Siegfried hinweg zu Bertha hätte eilen können.

Absichtlich hatte Siegfried zu seiner Ermahnung einen Nachmittag gewählt, welchen Bertha bey einer ihrer Freundinnen zubrachte. Einsam und sich selbst überlassen, fühlte Ludwig sein Gewissen die Rüge fortsetzen, welche Siegfried angefangen hatte. Er erkannte, daß höhere Pflichten ihm oblägen, als dem Umgange mit

Bertha alle seine Zeit zu opfern, und der Vorsatz: dieser einen Theil derselben zu entziehen, um sie auf jene zu verwenden; glühte in ihm auf.

Schwer ist es, Vorsätze zu befolgen, wenn ihrer Befolgung Leidenschaft entgegen steht. Heut noch hatte Ludwig den Anfang machen wollen, sich von Bertha ein wenig zurück zu ziehen; kaum aber war die Zeit erschienen, wo er sie von ihrer Freundin zurückgekommen glaubte, als sein Vorsatz auch schon erschüttert wurde. Der Wunsch: bey dem geliebten Mädchen zu seyn; regte sich in ihm, und er war zu schwach, sich die Befriedigung desselben zu versagen, erfinderisch aber sich selbst zu entschuldigen, daß er seinem Vorsatze nicht treuer blieb. Er wußte sich zu bereden, daß er nicht um sein selbst willen zu Bertha gienge, sondern blos, damit das liebe Mädchen nicht vergebens auf ihn warten möchte, wohl vielleicht gar befürchtete, daß widrige Begegnisse ihn von ihr zurückhielten.

Mit dem Entschlusse: ihr seinen, durch des Abtes Ermahnungen entstandenen Vorsatz kund zu machen; gieng er zu ihr, zugleich aber auch erfüllt mit dem Wunsche: heut endlich einmal ein Geständniß zu hören, welches er ihr abzulocken so lange schon vergebens gestrebt hatte. Oft sagte er schon Bertha, daß er sie liebte,

noch nie aber hatte sie diese Versicherung mit einer gleichen Gegenversicherung vergolten. Nur von Freundschaft sprach sie; und Ludwig verlangte mehr als Freundschaft.

Berthas Bitten zu erfüllen, hatte Ludwig vor einiger Zeit seine Harfe in ihre Wohnung bringen lassen. Oft spielte er ihr vor, und Bertha sang zu seinem Spiele wenigstens nicht minder schön als Adelheid. Ludwig, der jetzt ohne Bewegung an Adelheiden denken konnte, verglich einst ihre und Berthas Stimme, doch war es vielleicht nur Mangel an Stärke der Einbildungskraft, daß er zu Berthas Vortheile entschied.

Auch heut verkürzten sich Ludwig und Bertha die Zeit mit Saitenspiel und Gesang. Ludwig stimmte ein Minnelied an, das wir unsern Lesern mittheilen würden, wenn es bis auf unsere Zeiten gekommen wäre; und Bertha begleitete sein Spiel mit so ausdrucksvollem Gesange, daß es eben keines Herzenskündigers bedurfte, um zu bemerken, daß die Sängerin jedes Wort tief empfand. Sobald das Lied geendigt war, legte Ludwig seine Harfe weg, um von dem Inhalte des erstern eine Nutzanwendung auf sich zu machen.

Wie glücklich — begann Ludwig — wie glücklich muß ein Jüngling seyn, wenn ein

Mädchen so unverholen als das Mädchen, dessen Worte du, beste Bertha, nachsangst, ihm sagt: ich liebe dich.

Ludwigs sprechender Blick schien von Bertha eine Antwort zu fodern; dennoch schwieg sie, und Ludwig fuhr fort:

Wird die reizende Bertha mein Glück nie auf den höchsten Gipfel schwingen? nie mir sagen, daß sie meine heisse zärtliche Liebe vergilt?

Und giebt es nicht eine Sprache, erwiederte Bertha — die noch deutlicher ist, als die Sprache des Mundes? Was sagte diese meinem Ludwig?

Bisweilen — antwortete Ludwig — schien sie mir zu sagen, was meine Wünsche flehen.

Bertha. Sie schien es nur? O Ludwig, du bist schwer zu befriedigen!

Ludwig — an Berthas Busen — sie sagte es wirklich? Bertha, mein Wunsch ist erfüllt!

Bertha. Du hast mich überrascht, Ludwig. Erkaufen solltest du dieses Geständniß, nun hast du es aus meinem Herzen geraubt.

Ludwig. Nein, Liebe, unverweigert sey dir der Preis, den du vorher bestimmtest, denn keiner kann zu hoch seyn!

Bertha. Glücklicher bin ich, wenn du bey mir bist, als wenn ich mich nach dir sehne, aber aus Liebe für dich selbst, fodere ich das Versprechen von dir: mich künftig dies Glück seltner geniessen zu lassen.

Bertha foderte jezt, wozu ihre Erlaubniß zu erbitten Ludwigs Vorsaz gewesen war, dennoch widersezte sich in ihm alles der Erfüllung dieser Foderung. Zu glücklich war er heut in Berthas Armen gewesen, als daß sein Vorsaz nicht zertrümmert hätte werden sollen. Ganz hatte er denselben vergessen, und nur der Wunsch lebte in ihm: immer von so seligen Empfindungen sich durchbebt zu fühlen, wie in den jüngst verflossenen Augenblicken.

Welche Foderung — beklagte er sich staunend — widerspricht sie nicht dem, was du mich versichertest? O Bertha, glühte in deinem Busen der meinigen gleich feurige Liebe: du geiztest wie ich nach den Augenblicken des Genusses.

Bertha. Der deinigen gleich an Feuer ist meine Liebe gewiß, aber preise dein Geschick, daß ihre Stimme den Zuruf kalter Vernunft nicht überschreit. Ein Weichling, vielleicht ein Wollüstling sogar, würdest du werden, kühlte Vernunft nicht meine Leidenschaft ab. Unserm Leben Reiz und Glück zu geben, machte Natur

unsere Herzen für Liebe empfänglich, aber ihr allein leben, hieſſe unsere höhere Bestimmung verkennen. Uns zu vervollkommnen muß unser stetes Bestreben seyn. Zärtlich liebe ich dich, mein Ludwig, aber wahrlich ich könnte dich nicht lieben, wenn du dies Bestreben nicht als Pflicht erkenntest!

Ludwig. Als heilige Pflicht erkenne ich es; und übe ich nicht diese Pflicht an deiner Seite aus? der Umgang mit dir macht mich besser; ich fühle, daß er meine Hitze vermindert, mich milder und gefühlvoller macht, und das Rauhe abschleift, das mir, wie den mehresten meines Geschlechts, anklebt.

Bertha — lächelnd — O diese süssen Schmeichelworte umnebeln meine Sinne nicht. Gesetzt! daß alles wahr wäre, was wahrscheinlich nur Gefälligkeit aus dir spricht: so berechtige dich dies doch nicht, an meiner Seite so viele Zeit zu vergeuden, die du edler anwenden könntest.

Ludwig. Ich bitte dich, reizende Sittenrichterin, ende deine Rüge. Zur Beherzigung so ernster Dinge, als du jetzt zu den Gegenständen des Gesprächs wählst, bin ich nirgends weniger aufgelegt, als an deiner Seite.

Bertha — empfindlich — Und ich bitte euch, Herr Graf, glaubt nicht, daß die Weiber

nur zu Spielpuppen der Männer geschaffen sind, daß sie nur für Sinnlichkeit Gefühl haben!

Ludwig. Du verkenntest mich, Bertha, wenn du wirklich diesem Argwohne Raum gäbst.

Bertha. Ihr selbst wart sein Schöpfer!

Ludwig. Mädchen, ich bitte dich, strafe mich nicht so hart mit der Kälte, welcher jetzt dein Ton voll ist. Nenne mich wieder deinen Ludwig, und ich thue alles was du willst.

Bertha. Du erfüllst meinen Wunsch nur halb, wenn du aus Gefälligkeit für mich thust, wovon ich wünschte, daß es eine Folge der Erkenntniß würde: es wäre deine Pflicht, und bezweckte dein Bestes. Doch lasse uns von unserer Ausschweifung zurückkehren! Deine Bertha, Ludwig, ist ein stolzes Mädchen. Ich begehre nicht, einen Engel zu lieben, aber einen hohen Grad der menschlichen Vollkommenheit muß der Jüngling erstrebt haben, den ich mit ganzer Seele lieben soll. Viele Jünglinge, Ludwig, würden bey der Vergleichung mit dir verlieren, aber deine Bertha, welche die Wahrheit wenigstens so sehr liebt als dich, sagt dir unverhohlen, daß du das noch nicht ganz bist, was sie dich wünscht, doch setzt sie auch den Trost hinzu, daß es nur auf dich, auf deinen Willen ankommt, um es zu werden.

Ludwig. Sprich! bewundernswürdiges Mädchen! sprich was mir gebricht! und mein Streben wird nicht eher enden, bis ich es erringe!

Bertha. Jetzt nur eins. Mehrere Mängel werde ich an dir auszuspähen suchen, wenn du dich gegen mich des nämlichen Geschäftes unterziehst. Thue dies, Geliebter, und bedenke, daß wir uns nicht edler beschäftigen können, als wenn wir gegenseitig unsere Gebrechen zu erforschen, und sie mit vereinter Kraft zu verbessern trachten.

Ludwig. Fühlte ich nicht deine Hand in der meinigen glühen: ich glaubte, Bertha, ein Bewohner des Himmels spräche mit mir. Ja, edles Mädchen, uns zu vervollkommnen, soll unser gemeinschaftliches Bestreben seyn, nur wähne nicht, daß meine Liebe dir schmeichelt, wenn ich dich immer mackellos finde.

Bertha. Ein neuer Beytrag zur Summe deiner Fehler, den ich deshalb, weil dein ganzes Geschlecht ihn mit dir gemein hat, nicht milder rügen werde. Warum schelter ihr Männer uns eitel, da ihr euch doch zu befleißigen scheint, durch Schmeicheleien uns eitel zu machen! Doch dies sey einer andern Zeit aufgehoben! Höre jetzt, worin du mich vorhin unterbrachst. Minder würdig als du, prunken viele auf dem Für-

stens

ſtenſtuhle, aber nicht minder laut wird dir deshalb dein Gewiſſen verſichern, daß du das Vorbild eines wirklich großen, und ſeines Namens würdigen Fürſten noch nicht ganz erreicht haſt; und nie würdeſt du es erreichen, wenn viele deiner Tage denen gleich dahin ſchwänden, die du zuletzt verlebteſt. Fern von mir, auch deine Gedanken von mir abgeriſſen, mußt du dich in deinem einſamen Gemache nach den großen Muſtern bilden, welche die Geſchichtsſchreiber von großen Fürſten der Vorzeit uns aufbehalten haben, mußt mehr für die Welt und ihre Händel leben, als für dein Mädchen, und nur die Stunden, welche dir von dieſen würdigen Beſchäftigungen übrig bleiben, in ihren Armen der Erhohlung widmen. So, mein Ludwig, wirſt du mit jedem Tage beſſer, des Fürſtenſtuhls würdiger werden.

Ludwig. Werde meine Bildnerin, Bertha. Leite mich und nimm den Schwur: daß dir Thüringen einſt für deine nicht vergebene Mühe danken wird.

Bertha. Was ich ſchwaches Mädchen vermag, ſey der Gründung des Glücks deines künftigen Volks gewidmet.

Gottes Segen, meine Kinder — trat jetzt Siegfried in das Zimmer — Gottes Segen zu euren edeln Vorſätzen! Im Feuer eures Affekts

sprachet ihr so laut, daß ich vor der Thür etwas von eurem Gespräche hörte. Es war zu schön, um es durch meinen Eintritt zu unterbrechen, zu schön, um nicht versucht zu werden, es anzuhören. Verzeiht mir, daß ich euch belauschte.

Beschämt blickten Ludwig und Bertha sich an, vielleicht weil sie wünschten, daß der Abt die Ausdrücke ihres Gespräches, welche Zeugnisse ihrer Liebe waren, nicht gehört haben möchte, denn welcher Liebende wünscht sich nicht beym Ausbruche seiner Leidenschaft, ohne Zeugen. Siegfried schien jedoch nicht unzufrieden mit ihnen zu seyn. Vorher hatte er ihre Vorsätze gesegnet; jetzt gab er seinen Beyfall dadurch zu erkennen, daß er erst Ludwig, dann Bertha umarmte.

Zwölftes Kapitel.

Ludwig dokumentirt die Herrschaft des schwächern Geschlechts über das stärkere.

Der Mensch vermag, was er will, und vermag es um so eher, wenn seinen Willen ein so wirksamer Sporn treibt, als der Lohn, wel-

cher unserm Ludwig von der schönen Bertha für die Gemäßhandlung ihrer schönen Wünsche wurde. Sie vergalt die Zeit, welche er entfernt von ihr zubrachte, durch reichere Liebkosungen, wenn er sich bey ihr befand, und belohnte die Mühe, welche er auf seine Ausbildung verwendete, mit Küssen.

Bald mit den Wissenschaften, oder ritterlichen Uebungen, oder mit Erlernung der Kunst, zu regieren, und der Kunst, die Liebe des Volkes und die Achtung der Zeitgenossen sich zu erwerben, beschäftigt; bald an Berthas Seite durch frohe Erholung und Liebe beglückt, verflossen mehrere Monden unserm Ludwig gl ich angenehm als nützlich. Der Gedanke an Adelheiden störte seine Ruhe nicht mehr, nach kurzem aber wurde sie auf eine andere Art unterbrochen.

Bruno, der Geheimschreiber des Abtes zu Fulda, war jetzt beynahe so oft als sein Herr in Ildegerdens Wohnung zu finden. Frau Ildegerd nannte ihn Freund, und Ludwig wunderte sich nicht, daß sie den Liebling des Abtes mit diesem Namen ehrte; daß sie aber eben diesen Bruno, einen jungen Mann, der kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, zu ihrem Freund erkohr, machte oft seine Verwunde-

rung rege. Bruno zog Ludwigs Aufmerksamkeit auf sich; wir glauben ihn daher auch einiger Aufmerksamkeit unserer Leser werth.

Der Geheimschreiber des Abtes zu Fulda war nicht nur ein gelehrter Mönch, sondern auch ein schöner Mann, und ein angenehmer Gesellschafter. Durch seine Gelehrsamkeit erwarb er sich einen so hohen Grad von des Abtes Zutrauen, daß seine Jugend ihn nicht abhielt, den gelehrten Bruno auf einem der ersten Posten an seinem Hofe zu haben; Brunos schöne männliche Gestalt zog die Blicke vieler schönen Mädchen und Weiber auf sich, und durch seine geistvolle und reizende Unterhaltung erlangte er den Beyfall Aller, mit denen er sprach. Angenehm war auch dem Grafen von Thüringen Brunos Gesellschaft, unangenehm war es ihm aber, daß bisweilen durch Brunos Gegenwart seine Unterhaltung mit Bertha die Reize verlohr, welche sie dann erhielt, wenn Ludwig und Bertha ohne Zeugen waren.

Dies alleine wäre schon hinreichend gewesen, in Ludwigs Brust widrige Empfindungen zu erregen, kurz nachher aber erhielt er stärkere Veranlassung. Oft schon hatte es ihm geschienen, daß Bruno sich mit Bertha mehr beschäftigte, als mit ihrer Mutter; und dieser Schein vermehrte sich, da Ludwig mehrmals, wenn er zu

seiner Geliebten kam, den Geheimschreiber mit ihr allein fand.

Feurige Liebe ist gewöhnlich mit Eifersucht verschwistert — eine Erfahrung, welche Ludwigs Beyspiel bestätigt. Auch in seinem Busen glimmte Eifersucht auf, er hielt den Geheimschreiber für seinen Nebenbuhler, und sein Argwohn verstärkte sich, als er in des Geheimschreibers Blicken Neid und Unwillen zu bemerken glaubte, wenn Bertha sich mit ihm weniger unterhielt, als mit Ludwigen.

Durch Blicke und Ton äußerte Ludwig gegen Bertha seinen Argwohn, gegen Bruno seine Empfindlichkeit; allein Bertha schien dies wenig zu bemerken, Bruno es nicht zu beachten. Unwille mahlte sich dann wohl zuweilen noch deutlicher auf dem Gesichte des letzteren, doch fand ihn Ludwig deshalb nicht minder oft mit Bertha allein. Einige Tage lang begnügte sich der Eifersüchtige, auf die vorhin genannte Art zu zeigen, was ihn quälte; deutlicher aber glaubte er sich erklären zu müssen, da man seine, gewiß nicht undeutlichen, Winke nicht verstehen wollte.

Furcht: durch seine Eifersucht Berthas Zorn auf sich zu laden, band seine Zunge, denn so sehr auch Eifersucht ihn quälte: so sehr zweifelte seine Liebe, verbunden mit Hof-

nung, an Berthas Schuld. Des festen Vorsatzes voll: den Argwohn, welcher ihn peinigte, nicht länger in seinen Busen zu verschließen; ging Ludwig öfters zu Bertha; vernichtet aber wurde sein Vorsatz, so bald Berthas Zauberblick Ludwigs Eifersucht durch neu belebte Liebe besiegte.

Mächtiger als diese wurde aber einst jene, da Ludwig bey seinem schnellen Eintritte in Berthas Gemach den geahndeten Nebenbuhler neben ihr sitzen fand, wie er, mit ihr in traulichen Gesprächen begriffen, ihre Hand in der seinigen hielt. Ludwig glühte, und wir vermuthen nicht ohne Grund, daß es der sorgfältigen Bertha wirklich gelungen seyn mußte, seine Hitze um vieles zu mäßigen, da sie jetzt nicht aufbrauste, wie sonst wohl bey minder wichtigen Veranlassungen geschahe. Zorn blitzte zwar sein Auge auf Bruno, ein Seitenblick traf auch Bertha; doch wußte sich Ludwig so weit zu mäßigen, daß er nicht austobte, was sein Herz zu zersprengen drohte.

Ludwig schwieg, und Bertha sprach beynahe allein, denn den Geheimschreiber schien Ludwigs zürnender Strafblick der Sprache beraubt zu haben. Das Gefühl der lästigen Lage, in welcher er sich befand, trieb ihn zum Weggehen an. Traurig verließ er das Zimmer, in wel-

chem Ludwig, nicht minder traurig zurückblieb. Er und Bertha waren jetzt einige Augenblicke stumm, bis diese das Stillschweigen brach.

Ihren Arm um Ludwigs Nacken geschlungen fragte sie ihn: warum so traurig, Lieber?

Und dies kann Bertha fragen! Sie, welcher der Grund meiner Traurigkeit nicht unbekannt seyn kann!

Bertha. Ihn zu kennen, müßte ich eine Herzenskündigerin seyn. Blickte ich gleich oft in deines Herzens geheimste Falten: so ist doch mein Blick nicht genug geschärft, um alles, was es bewegt, zu ergründen.

Ludwig. Nur dann ist er es nicht, wenn du ihn vorsetzlich hinwegwendest. Warum du dies jetzt eben thust — dies, Bertha, ist nicht schwer zu errathen.

Bertha. Sprich, Ludwig! warum wende ich ihn hinweg?

Ludwig. Weil er zugleich dein Herz treffen würde, in das du wahrscheinlich jetzt nicht blicken willst.

Bertha. Du wirst räthselhaft, Ludwig, so räthselhaft, daß ich dich nicht verstehen kann.

Ludwig. Und du mir unerklärbar. Sollte dir dein Gewissen, das ich immer für einen so unbestechlichen Richter hielt, keinen Vorwurf machen?

Bertha. Nicht den kleinsten. Dies halte dich aber nicht ab, mir einen zu machen, wenn du mich desselben schuldig findest. Fehlte ich, so verhehle es mir nicht. Wir machten uns ja den Vorsatz, uns unsere Fehler gegenseitig zu entdecken.

Ludwig. Wehe mir, Bertha, wenn du dich jetzt nicht selbst eines Fehlers zeihest! Wehe mir, daß es dich keiner dünkt, wenn Liebe gegen mich dein Herz nicht mehr ausfüllt!

Bertha. Woher, Ludwig, dieser grundlose Verdacht?

Ludwig. O daß er es wäre! Aber leider ist er das Gegentheil nur allzusehr. Längst schon bemerkte ich, daß Bruno dir theuer war; schreckliche Gewißheit hat mir vor wenigen Augenblicken gezeigt, in welchem hohen Grade er es dir ist.

Bertha. Lächeln würde ich, wenn ich nicht fürchtete, daß es dich schmerzen würde, mich bey einer Gelegenheit lachen zu sehen, die dir so ernsthaft scheint. Mit voller Zärtlichkeit liebe ich dich; heut aber würde ich anfangen, wider meine Liebe zu kämpfen, wenn du verlangtest, daß mein Geist ausser dir mit keinem Manne sich beschäftigen sollte.

Ludwig. O dein Geist mag sich immer mit würdigen Männern beschäftigen, wenn nur keiner mich im Besitze deines Herzens stört!

Bertha. Ganz gehört dies zärtliche Herz dein; und kein Mann vermag, dir nur den geringsten Theil desselben zu rauben.

Ludwig. Aber, Bertha, beschäftigte sich mit Bruno auch nur dein Geist? Nahm dein Körper nicht vielleicht an seiner Unterhaltung gleich starken Antheil?

Bertha. So gar keinen im Gegentheile, daß ich es nicht würde bemerkt haben, daß meine Hand in Brunos Hand ruhete, wenn er sie nicht, als dein grimmiger Blick ihn zu tödten drohete, unsanft von sich geschleudert hätte. Bruno ist mein Freund, und ich weis den Werth seiner Freundschaft zu schätzen, mehr aber wird und kann er mir nie seyn!

Ludwig. Er kann es nicht seyn! Bringe mich zu dieser Ueberzeugung, Bertha, und ich bin ruhig.

Bertha — an Ludwigs Busen — Er kann es nicht seyn, weil ich dich kenne! Nun, Ludwig, versprich mir, daß deine Eifersucht nie wieder aufflammen soll, wenn du mich mit einem weisen und würdigen Manne — gleich viel ob jung oder alt — in einem traulichen Gespräche findest. Nicht für Liebe allein, auch

für Freundschaft ist mein Herz geschaffen, doch kenne ich auch ihre Gränzen, und überschreite sie gewiß nie. Meiner Unschuld mich bewußt, setzte ich mich übrigens über das Vorurtheil hinweg: daß junge Mädchen nicht auch junge Männer zu ihren Freunden erwählen dürfen. Tugend und Verstand sind mir schätzbar, wo ich sie finde; und bey jungen Männern sind sie mir es deshalb noch mehr, weil man sie da gewöhnlich selten antrift.

Ueberzeugt war zwar Ludwig noch nicht, daß Bertha den Geheimschreiber nicht lieben könnte, weil er nicht eitel genug war, sich vor ihm entschiedene Vorzüge beyzumessen, die Fortsetzung des Gespräches, welches zu lang war, um es mitzutheilen, überzeugte ihn aber endlich. Schuldlosigkeit sprach aus Bertha, doch überredender noch als diese waren ohne Zweifel ihre Liebkosungen. Ludwig, der über sie hatte richten wollen, bekannte sich zuletzt als Beleidiger, flehte sie um Verzeihung seines ungerechten Argwohns, und Bertha gewährte sie ihm.

Willig verzeihe ich dir — sprach sie — weil diese Eifersucht ein Beweis deiner heissen Liebe ist; doch wünschte ich wohl, daß dieser Plagegeist dir nie wieder Unruhe machen möchte. Auch fürchte ich, daß ich, wenn es wieder

geschähe, zu verzeihen nicht so willig seyn mögte als heut.

Vergebens bat Ludwig, daß sich Bertha aus Liebe zu ihm in ihrem Umgange mit Bruno einschränken mögte, damit dieser nicht vielleicht zum zweytenmale für ihn eine unschuldige Ursache banger Stunden würde. Bertha versicherte, daß sie ihm dies Opfer gern bringen würde, wenn nicht Liebe für seine und ihre Ruhe sie davon abhielte.

Wir würden beyde unglücklich seyn — setzte sie hinzu — wenn du dich nicht bemühtest, Eifersucht in deinem Busen zu verlöschen, jetzt da sie nur noch als Funke glimmt. Du mußt dich gewöhnen, mich mit Männern freundschaftlich umgehen zu sehen; fest kannst du aber immer der nicht zu erschütternden Treue deines Mädchens versichert seyn.

Dies versprach Ludwig, und nun erst reichte Bertha ihm den Mund zum Kusse der Versöhnung.

Ludwig bewies, gleich vielen seiner Brüder, wie allmächtig ein Mädchen einen Jüngling beherrschen kann, wenn sie Reize genug besitzt, ihn immer zu fesseln, und Verstand genug, ihn zu leiten. Ludwig, dessen Auge seit mehrern Tagen auf Brunos Zorn und Unwillen geblitzt hatte, kehrte nun, weil Bertha es wollte, nicht

nur wieder zu der Achtung zurück, mit welcher er ihm begegnet hatte, ehe er in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, sondern behandelte ihn sogar so freundschaftlich, daß Bruno sich über diese schnelle Veränderung nicht wenig wunderte. Dennoch war es dem Grafen von Thüringen bey aller Gefälligkeit gegen Bertha und bey allem Bestreben: ihr unbedingt zu gehorchen, nicht möglich, den einmal entstandenen Argwohn aus seinem Herzen zu verbannen. Verriet er ihn schon gegen Bertha nicht, so quälte er ihn doch öfters in der Einsamkeit seines Gemachs.

Minder glückliche Tage als zuvor verlebte jetzt Ludwig. Seine Eifersucht war kein Funken mehr, wie Bertha glaubte, nein, schon zum Feuer war sie aufgeflammt, das Ludwig nicht zu verlöschen vermogte. Genährt wurde die Flamme, da Ludwig, wenige Tage nach seinem Zwiste mit Bertha, den Geheimschreiber öfter bey ihr fand, als jemals. Nur wenn es Bertha nicht bemerkte, wagte er seinen Nebenbuhler gering anzublicken, allein dieser Blick schien die Kraft verloren zu haben, welche er sonst hatte. Mit einem Lächeln, das ihn höhnisch dünkte, sahe ihn Ludwig von Bruno vergolten. Dies Lächeln entflammte in Ludwigs Busen neben der Eifersucht auch Wuth, welche zu äußern nur die Furcht ihn zurückhielt: daß

Bertha ihn mit verminderter Liebe bestrafen würde. Ludwig schwieg; aber aus dem Innersten seines Herzens wälzte sich der furchterweckende Zweifel hervor: sollte Bertha dich vielleicht täuschen?

Gefoltert von diesem Gedanken floh Ruhe fern von Ludwig, wenn er schon in Berthas Gegenwart mit saurer Verstellung Ruhe und Heiterkeit heuchelte.

Am dritten der bangen Tage, welche er so verklagte, ging er zu Bertha, zu einer Zeit, wo er sonst gewöhnlich nicht bey ihr war. Seine Absicht war nicht, bey ihr Ruhe zu suchen, nein, belauschen wollte er sie mit dem Geheimschreiber, den er bey ihr wußte, und zum glücklichsten Augenblicke für seine Absicht; zum unglücklichsten aber für seine Liebe, trat er leise in Berthas Gemach.

Schrecken wurzelte ihn auf den Boden fest, da er Bertha in Brunos Armen fand. Mund auf Mund in heisser Umarmung, bemerkten sie beyde Ludwigs Erscheinen nicht, bis sie endlich durch Ludwigs Ausruf: ha, ihr Teufel in Engelsgestalt, nun seyd ihr entlarvt! — aus ihrem Wonnetaumel aufgeschreckt wurden. Wüthend sprang Ludwig auf den Geheimschreiber los, und Hitze hätte ihn vielleicht zum Mörder gemacht, wenn er nicht zu seinem und des Geheimschreibers Glücke ohne Waffen gewesen

wäre. So wurde es dem stärkern Bruno nicht schwer, den Jüngling Ludwig zu Boden zu werfen, worauf er seiner Geliebten in ein Seitengemach nachfolgte, in das sich diese schon während des Kampfes geflüchtet hatte. Betäubt durch den Fall, noch mehr aber durch das, was ihm vorher ging, bemühte sich Ludwig vergebens, die Thür zu öffnen, durch welche sich die Verbrecher geflüchtet hatten. Müde endlich der nutzlosen Mühe, eilte er racheglühend zu dem Abte, vor ihm die Vorwürfe auszuschütten, denen seine Nichte entronnen war.

Siegfried war nicht minder zornig als Ludwig, doch war sein Zorn nicht mit Wi'h verbunden, sondern mit Schmerz: in seiner Nichte sich getäuscht zu sehen.

O Bertha — jammerte er — Mädchen, das ich gleich meiner Tochter liebte, mußtest du diese Liebe mit solcher Schmach vergelten! Fast beginne ich an aller Weiber Tugend zu zweifeln, da auch die deinige nur Mummerey war! Laß mich jetzt, mein Sohn, daß ich die Unwürdige aus meinen Augen verbanne.

Siegfried eilte in Frau Ildegerdens Wohnung; trostlos aber kehrte er bald wieder zurück, von der weinenden Mutter begleitet.

Klage mit mir, mein Sohn — rief er Ludwigen entgegen — die Unwürdige ist ent-

flohen, wahrscheinlich von ihrem Verführer begleitet.

Dies unerwartete Begegniß raubte allen Besinnungskraft und Sprache. Der Abt wurde der seinigen zuerst wieder mächtig. Er suchte nun nach Bruno, kehrte aber nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück: daß sein Suchen vergebens gewesen wäre. Ludwig erbot sich, den Entflohenen mit seinen Dienern nachzusetzen, und Siegfried nahm sein Erbieten mit freudigem Danke an. Auch er beschloß mehrere seiner Diener auf Kundschaft auszusenden, sich selbst aber behielt er vor, den Entronnenen in der Stadt nach zu spähen.

Ludwig mit den Seinigen verließ Fulda zuerst, nachdem er zuvor dem Abte versprochen hatte, die Namen der Entflohenen nicht zu nennen, weil — wie Siegfried sagte — ihre Schande, mit deren Bekanntmachung vor aller Welt sie allerdings gebrandmarkt zu werden verdienten, auch auf ihn und Frau Ildegerd zurückfallen würde. Ludwig machte seinem Reinhard und seinen drey andern Knappen, aus welchen die ganze Dienerschaft des Grafen von Thüringen bestand, den Wunsch des Abtes bekannt, und alle schworen ihm auf ihr Schwerd unverbrüchliche Verschwiegenheit. Reinhard blieb bey seinem Herrn;

die andern Knappen fingen ihre Nachforschungen auf verschiedenen Wegen an.

Wer von euch nichts entdeckt — gab ihnen Ludwig Befehl — kehrt nach vier Tagen wieder nach Fulda zurück.

Dreyzehntes Kapitel.

Zweifel an aller Weiber Tugend bemächtigen sich unseres Helden.

Vier Tage waren verüber, da kehrte Ludwig wieder heim nach Fulda, traurig, daß sein rastloses Forschen ihm nicht mehr gefruchtet hatte, doch nicht ganz leer von der Hoffnung: daß seine Knappen vielleicht glücklicher gewesen wären; aber der wehmuthsvolle Blick, mit welchem Siegfried ihm entgegen kam, verkündigte keine Erfüllung seiner Hoffnung. Ludwigs Blicke sagten dem Abt das nämliche, was jener in den seinigen las; und keiner verlangte von dem andern Bestätigung seiner, der Ueberzeugung schon so nahen, Furcht.

Also war alles vergebens? — fragte Ludwig nach langem qualvollen Schweigen.

Alles

Alles — antwortetete Siegfried — da du, der von den Ausgezogenen zuletzt zurückkömmt, dies fragst.

Peinigendes Stillschweigen folgte nun wieder. Thränen in den Augen sahen alle sich traurig an, am reichlichsten aber flossen sie aus Ludwigs Augen, und er fühlte es lebhaft, daß in keines Busen der Schmerz so heftig wüthen könnte, als in dem seinigen. Seine Liebe, durch Berthas Verlust nur feuriger gemacht, wälzte von dieser alle Schuld auf den Verführer Leuno. Nichts überzeugte ihn von der ihrigen, ob er gleich anfangs gefunden hatte, daß wenigstens der Schein laut wider sie spräche. Unwillig war er über den Abt, daß dieser seine untreue Geliebte nicht eben so schuldlos glaubte, als er.

Ausser dem Gemeinsatze: daß kein Mädchen zu verführen ist, wenn sie standhaft widersteht; entäusserte einst Siegfried in Frau Hildegardens Abwesenheit die Liebe, welche er sonst seiner Nichte bewies, so ganz, daß er sie mehr für Verführerin als für Verführte erklärte, ohne jedoch Ludwigen die Ursache dieses Argwohns zu nennen. Deutlicher erklärte er sich den Tag nachher.

Wehe thut es meinem Herzen — sprach er zu dem Grafen — daß ich dir sagen soll, was ich nicht ohne Grund von meiner unwürdigen Nichte glaube; aber meine Liebe zu dir läßt mich es dir nicht verhehlen, weil, was mir Schmerz macht, dir Trost gewähren muß. Zu spät sehe ich nun ein, daß Bertha nicht das war, wofür meine Liebe sie hielt. Kein gutes, tugendhaftes Mädchen war sie, nein, eine Buhlerin, die dadurch noch um so gefährlicher wurde, daß sie der feinsten Buhlerkünste kundig war und Unschuld so kunstvoll zu heucheln verstand, daß man für Wahrheit hielt, was falscher Schein war. Sey daher fröhlich, mein Sohn, daß sie dich selbst wieder aus ihren Netzen entließ, und beklage den Verlust eines Mädchens nicht, das deiner Klagen so unwürdig ist als deiner Liebe.

Nein, Bertha war meiner Liebe werth — erwiederte Ludwig — und ewig werden meine Klagen ihr nachhallen! Ihr beschuldigt sie ungerecht, mein Vater! Bertha war keine Buhlerin, aber Bruno ein künstlicher Verführer, der, Gott weis auf welche Art! das argwohnleere Herz des guten Mädchens zu verstricken wußte.

Partheilichkeit, die zuvor auch mein Urtheil leitete, spricht aus dir — entgegnete der Abt — ist es dir aber möglich, frey über die

Unwürdige zu richten, so wird sie dir erscheinen, wie ich sie jetzt erblicke. Würde wohl Bertha sich in den ersten Augenblicken, wo sie dich wieder sahe, sogleich in deine Arme geworfen haben, wenn sie nicht wirklich wäre, wofür deine Vorliebe sie nicht erkennt?

Ludwig war weit entfernt, der Meynung des Rates beyzupflichten, wenn schon, was er ihm gesagt hatte, den Eindruck nicht ganz verfehlte, den er damit bewirken wollte. Wenigstens stieg der Gedanke: sollte Siegfried richtiger urtheilen als ich; in dem Grafen empor. Seinem Herzen schien er zwar strafbar, dennoch konnte er ihn nicht verbannen. Immer kehrte er wieder, und so wurde nach und nach Idee, was anfangs nur flüchtiger Gedanke war. Ihn über sich herrschen zu lassen, war Ludwigs Liebe noch zu stark, doch wurden seine Zweifel an Berthas Tugend und Unschuld immer mächtiger.

Gequält von diesen und traurig, bisweilen über den Verlust seiner Geliebten, bisweilen auch, wenn dieser ihm des Traurens unwerth schiene, nur über seine Täuschung, wurden dem Grafen von Thüringen vier Tage zu einer Ewigkeit. Mit sich selbst uneins hatte er nirgends Ruhe; Fulda war seinem unruhigen Gei-

ste zu klein, und doch folgte er auch der Aufforderung seines Knappen nicht, welcher ihm den Rath gab: auf einem Ritterzuge Zerstreuung zu suchen. Ein anderer Vorschlag, welchen der Abt dem Grafen machte, fand seinen Beyfall.

„Ich habe ein Geschäft an dem kaiserlichen Hofe — trat Siegfried in Ludwigs Gemach — das ich zwar sehr leicht einem andern anvertrauen könnte, aber selbst besorgen will, um meinen Geist, wo möglich, von den unangenehmen Dingen abzuziehen, an welche mich hier alles erinnert. Dir, mein Sohn, ist Veränderung und Zerstreuung noch nöthiger als mir, da ich sehe, daß du mehr leidest. Begleite mich. Das Geräusch an dem kaiserlichen Hofe giebt deinem Herzen vielleicht die Ruhe wieder, die du in deiner jetzigen Einsamkeit, wo alles dir das zurück ruft, wodurch du sie verlorst, schwerer erlangen wirst.

Mehr aus Gefälligkeit gegen den Abt, als aus Erkenntniß: daß die Befolgung seines Rathes ihm nützlich seyn würde; ging Ludwig mit ihm an den kayserlichen Hof. Die Zerstreuungen auf der Reise bewirkten nicht, was Siegfried gehofft hatte, da Ludwig das Ziel derselben nicht minder traurig erreichte, als er Fulda verlassen hatte, wohlthätigern Einfluß hatte

aber nun die neue Welt auf ihn, in welcher er sich jetzt befand.

Innig freuete sich der Abt, daß Ludwig schon merklich heiterer wurde, da er nur erst wenig Tage am kayserlichen Hofe zugebracht hatte. Um die glückliche Heiterkeit, welche Ludwig sonst genoß, ihm vollkommen wieder zu verschaffen, beschloß Siegfried, sich länger zu verweilen als die Beendigung seines Geschäfts erfoderte, und Anfangs sein Wille gewesen war, weil er hoffte, daß Ludwig unter seiner Leitung noch schneller wieder hergestellt werden würde, als wenn er sich selbst überlassen bliebe. Er zeigte ihm Gelegenheit zu immer neuen Zerstreuungen, suchte seine Zweifel an Berthas Tugend in Ueberzeugung zu verwandeln, und ihm zugleich zu dem Vorsatze zu entflammen: nie wieder durch eine ähnliche kunstvolle Mummerey sich täuschen zu lassen.

Siegfried sah seine Bemühung durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Ludwig wurde nach wenig Wochen so heiter, daß beynahe keine Spur von seinem vorigen Trübsinne übrig blieb. Auch hatten des Abtes Rednerkünste die Ueberzeugung in ihm hervorgebracht, daß Bertha ihn nur durch geheuchelte Tugend getäuscht hätte. Schnell vorübergehender Unmuth über diese Täuschung war das einzige, was selten seine Hei-

terkeit auf einige Augenblicke unterbrach, und neben dem Vorsatze: nie wieder sich täuschen zu lassen; entstanden zugleich Zweifel an aller Weiber Unschuld und Tugend in ihm.

In seinem Herzen mißbilligte zwar der Abt zu Fulda diese Zweifel, Sorgfalt für die Ruhe seines Pflegesohnes vermochte ihn aber, sie laut zu billigen. Erfüllt mit ihnen glaubte er Ludwigs Herz von den Eindrücken der Liebe mehr gesichert, und daß dies Herz noch einige Jahre lang von einer neuen Liebe frey bleiben möchte, war einer der eifrigsten Wünsche des Abtes.

Ludwig fand an dem kaiserlichen Hofe soviele Vergnügen, daß der Entschluß des Abtes: ihn wieder zu verlassen; für seine Wünsche zu früh entstand, ob er sich gleich schon drey Monden lang daselbst aufgehalten hatte. Ehe noch Ludwig seine Abneigung, wieder nach Fulda zurückzukehren, laut äusserte, hatte sie Siegfried schon in seinen Mienen gelesen, und ob er gleich selbst nicht Willens war, länger am Hofe zu verweilen, so billigte er doch Ludwigs Wunsch des Gegentheils.

Mich, mein Sohn — sprach er zu dem Grafen — ruft pflichtmäßige Sorge für die Meinigen wieder heim in meinen Sprengel, da es hingegen deinem Besten nützlich ist, noch länger hier zu bleiben. Hier kannst du Welt,

Menschen und Hof kennen lernen, da du dir in Fulda diese nöthigen Kenntnisse nicht erwerben kannst. Bleibe also in dieser Schule, so lange es dir gefällt.

Ohne Lehrer, mein Vater? — fragte Ludwig bedenklich.

Eines Lehrers bedarfst du jetzt nicht mehr — antwortete Siegfried — aber ein Freund ist dir nöthig, um dir die Erlernung der Kenntnisse, welcher du dich hier widmen willst, zu erleichtern, deine Urtheile zu leiten, oder zu berichtigen, und die Gefahren von dir zu entfernen, welche dich Fremdling in der Welt, vielleicht bedrohen könnten. Nimm einen solchen Freund von mir, und sey versichert, daß meine Wahl deinen vollkommensten Beyfall erhalten wird, wenn du den würdigen Mann ganz kennen lernst, den ich dir zum Führer in den Irrgängen, die dir nicht bekannt sind, zurück lassen will.

Empfangt im voraus meinen innigsten Dank für eure gütige Vorsorge — erwiederte Ludwig — aber wer ist der würdige Mann, von dem ihr glaubt, daß er mein leitender Freund werden will?

Ich glaube dies nicht nur — entgegnete Siegfried —, sondern weis es schon gewiß. Ueberzeugt, daß es dir angenehm und nützlich

seyn würde, wenn du dich an dem Hofe der Kaiserin zum Weltmann und Regenten ausbilden könntest, bat ich meinen Freund Gerhard, mit dir hier zurück zu bleiben. Er erfüllte meine Bitte, so wie er die gerechten Erwartungen, welche ich mir von ihm mache, erfüllen wird. Daß Vater Gerhard mein Freund ist, weist du, aber unbekannt ist es dir ohne Zweifel, daß er den größten Theil seines Lebens in dem Geräusche der großen Welt und an Höfen zubrachte. Auf Kosten seiner Ruhe lernte er beyde genau kennen, und floh vor einigen Jahren in ein stilles Kloster, um hier von den Mühseligkeiten auszuruhen, welche in der Welt sein Loos waren. Freudig vertauscht jetzt der menschenfreundliche Mann seine ruhige Zelle mit der unruhigen Welt, um dich, den er liebt, durch seine Kunde vor den Gefahren zu bewahren, welchen du, unerfahrner und argloser Jüngling, der alle Menschen so gerad und offen glaubt, als er sich fühlt, furchtlos entgegen laufen würdest.

Ludwig wiederholte dem Abte seinen feurigen Dank, worauf er ihn in das Gemach des Vaters Gerhard begleitete.

Nehmt ihn auf, ehrwürdiger Vater, den Jüngling, dessen Führer und väterlicher Freund

ihr werden wollt — stürzte sich Ludwig in die Arme des Greises.

Ich danke euch, Herr Graf — erwiederte Gerhard — daß ihr mich jetzt schon mit einem Namen nennt, den ich zu verdienen suchen werde. Ja, guter, noch unverdorbener junger Mann, der alte Gerhard ist euer Freund und seine Wünsche sind erfüllt, wenn es ihm gelingt, euch neben der Ruhe eures Herzens auch die Ruhe des Gewissens zu erhalten, denn ihr sollt wissen, daß dies edelste unter allen irdischen Gütern in der grossen Welt gar oft verlohren geht.

Kurz nachher machte sich Siegfried wieder nach Fulda auf, nachdem er beym Abschiede den jungen Grafen ermahnt hatte, sich seinem Führer in jeder Gelegenheit ohne Zurückhaltung anzuvertrauen. Gerhard bedurfte dieser Empfehlung nicht, sein liebevoller menschenfreundlicher Blick hatte ihm schon Ludwigs vollkommenstes Zutrauen erworben.

Vierzehntes Kapitel.

Wieder etwas von Bertha.

Ueber zwey Jahre blieb Ludwig an dem kaiſerlichen Hofe, wir wiſſen aber von dieſem langen Zeitraume weniger zu erzählen, als von manchem einzelnen Tage in Ludwigs frühern Leben, ſo reich an Begebenheiten auch ſonſt gewöhnlich das Leben an Höfen iſt.

Euch, theure Leſer, mitzutheilen, was die ſkandalöſe Chronik von der Kayſerin Agnes und dem Biſchofe Heinrich von Augsburg ſagte, würde uns zu weit von unſerm Helden abführen; und dieſem ſelbſt begegnete nichts, für deſſen Mittheilung wir eure Aufmerkſamkeit hoffen könnten.

Auf den Rath ſeines weiſen Führers war Ludwig nur Zuſchauer der mancherley Begebenheiten, welche hier einander drängten, er ſelbſt nahm an keiner Theil. Die Leiden, welche ihm bisher die Liebe gebohren hatte, ſchienen ſeinem Herzen alle Empfänglichkeit für dieſe Leidenſchaft geraubt zu haben. Er floh die Schönheiten, die den kayſerlichen Hof zierten, wie ſchöne Sclaven, die zwar durch ihre glänzende Haut die Augen reizen, den Beobachter aber

zugleich mit Furcht erfüllen. Auch männliche Bekanntschaften machte er wenige, weil Gerhard ihm Vorsicht empfahl, und der Hof der Kayserin Agnes wenig wackere Männer zählte.

Sich auf Kosten der Kayserin oder ihres jungen Sohnes zu bereichern, schienen alle sich zum Zwecke ihrer Handlungen gemacht zu haben. Oft bedauerte Ludwig den unglücklichen Heinrich, daß er unter solchen Menschen lebte; und traurig und mitleidsvoll theilte er dem Vater Gerhard die Bemerkung mit, daß die Erzieher des jungen römischen Königs ihn, der unter der Bildung weiser Männer, einer der glücklichsten und würdigsten Regenten werden würde, recht absichtlich zu einem unglücklichen und unwürdigen zu machen schienen.

Unter allen Männern, deren Bekanntschaft Ludwig machte, fand er den Grafen Otto von Nordheim noch am ersten seiner Achtung werth, doch schätzte er diesen nicht als Mann, sondern nur als einen tapfern und erfahrnen Krieger. Graf Otto wußte sich die Gunst der Kayserin zu erwerben, indem er sich das Ansehen gab, daß alles, was sie oder ihren Sohn betraf, ihm nahe am Herzen läge, und seine Absicht: die Kayserin zu täuschen; gelang ihm vollkommen. Auch unsern Ludwig würde er getäuscht haben, hätte nicht Gerhard seinen Blick geschärft. Die-

ser welterfahrne Mann zeigte ihm, daß Graf Otto nicht minder aus eigennützigen Absichten handelte als andere.

Graf Otto — sprach der tiefblickende Gerhard, — sucht das Herzogthum Bayern zu erschleichen, und ich zweifle nicht, daß seine Absicht ihm gelingen wird. Die Kayserin und ihr Rathgeber Heinrich halten den Grafen für einen getreuen Anhänger und, theils ihn zu belohnen, theils auch einen mächtigen Freund an ihm zu erhalten, werden sie seine nach Bayerns Besitz strebenden Wünsche nicht unerfüllt lassen, aber schrecklich getauscht werden sie sich in ihrer Erwartung sehen; denn Otto wird die Larve, unter welcher er sich jetzt Zutrauen erwirbt, ablegen, sobald er seine Absicht erreicht siehet. Otto, den die Kayserin sich und ihrem Sohne ganz ergeben glaubt, wird sich bald beyden als einen ihrer ersten Feinde zeigen.

Daß Gerhard richtig urtheilte, wird unsern geschichtskundigen Lesern nicht unbekannt seyn, zum Theil auch sich aus dem Erfolge dieser Geschichte ergeben. Doch wir wollen zukünftige Begebenheiten nicht verrathen, sondern lieber eine vergangene aufhellen. Jetzt, da die philosophische Ruhe, in welcher Ludwig an dem kayserlichen Hofe lebte, unsrer Feder keinen Stoff

giebt, glauben wir sie am schicklichsten mit Bertha beschäftigen zu können.

Die Erzählung, welche Bertha unserm Helden von der Geschichte ihrer frühern Jahre machte, war so wenig Wahrheit als die Rolle, welche sie in Fulda spielte, so lange sie Ludwigs Geliebte war; aus reinen Quellen hingegen ist geschöpft, was Ihr, theure Leser, auf den nächsten Blättern lesen werdet.

Bey ihrer Mutter lebte Bertha in Fulda, bis nach Bardos Tode Ludwig dahin kam; aus weisen Ursachen hielt aber nun Siegfried ihre Entfernung für nöthig, weil er befürchtete, daß Bertha, wenn sie in Fulda bliebe, vielleicht zu einem ähnlichen Abentheuer Veranlassung geben könnte, als Ludwig und Dedo einst in dem Garten der Frau Ildegerd bestanden. Nicht schwer wurde es dem Abte, Frau Ildegerden zur Entfernung ihrer Tochter zu bereden, da es ihrer Eitelkeit schmeichelte, wenn sie für ein Mädchen angesehen wurde: und dieses Opfers hoffte sie sich noch öfter freuen zu können, wenn der lebendige Beweis des Gegentheils von ihr entfernt lebte. Siegfried brachte sein Töchterlein — denn dies war Bertha wirklich, wie wir eben nach tieferm Forschen gefunden haben — nicht nach Bremen, sondern nach Cölln zu einem seiner Freunde.

Sobald Benno — dies war der Name von Siegfrieds Freunde — in der kleinen Bertha eine aufblühende Schönheit erblickte, nahm er sich vor, ihr eine Bildung zu geben, die ihr, mit ihren Reizen verbunden, die glänzende Hoffnung erlaubte: dereinst die Geliebte eines geistlichen Fürsten zu werden; doch verschwieg er seinem Freunde Siegfried die Absichten, welche er mit seiner Tochter hatte, weil er befürchtete, daß sie vielleicht seinen Beyfall nicht erhalten möchten.

Die Geliebten geistlicher Fürsten galten jetzt nicht mehr für rechtliche Weiber, für welche sie, ob sie gleich nie den Namen ihrer Männer führten, ein Jahrhundert früher gegolten hatten; sie waren blos, wie noch in den heutigen Tagen, ihre — Geliebten, und Siegfried hatte gegen seinen Freund geäussert, daß seine Bertha dies mit seinem Willen nie werden sollte. Von den niedrigern Geistlichen hingegen wußte man noch allgemein, daß sie Weiber hatten, und die Gattin eines solchen zu werden, wünschte Siegfried seiner Bertha, daher er seinen Freund bat, sie so zu erziehen, daß sie einst als die Hausfrau eines wackern Layen, oder als die geheime Gattin eines niedrigern Geistlichen glücklich leben könnte. Benno hatte zwar versprochen: Siegfrieds Absichten gemäß zu han-

deln; ließ sich aber dadurch an der Gemäßhandlung der seinigen nicht verhindern.

Fürsten haben gewöhnlich schneller abwechselnde und wunderlichere Launen als andre Menschenkinder, die ihren Willen nicht zum Gesetze machen können; mehr Künste als bey diesen müssen daher bey ihnen Mädchen anwenden, wenn sie sie auf lange Zeit gefesselt halten wollen. Dies erkannte Benno, und aus dieser Erkenntniß floß der Entschluß: seiner Pflegetochter in diesen schweren Künsten, von einer großen Meisterin in denselben, Unterricht geben zu lassen. Er brachte sie zu der Geliebten seines Erzbischofs, welche die Ausbildung der reizenden Bertha gern übernahm, da sie mit dem Vater Benno in freundschaftlicher Verbindung stand, und sie, gleich ihm, das schöne Mädchen würdig fand, einst die Geliebte eines Fürsten zu werden.

Es liegt uns nicht ob, zu entscheiden, ob Benno richtig urtheilte: daß die Geliebte eines Fürsten, wenn sie diesen Namen lange behaupten wollte, aller Künste der feinsten Buhlerey kundig seyn müßte; daß er aber wirklich dieser Meynung war, hält unsere schriftstellerische Treue, zu melden, für Pflicht.

Eine bessere Lehrerin als die, welcher er sie anvertrauete, hätte Benno seiner Pflegetoch-

ter nicht geben können; denn die Geliebte des Erzbischofs von Cölln machte vielleicht allen ihren Schwestern in Kunsterfahrungen den Rang streitig.

Leichtsinn und lebhafter Geist machten Bertha für die Lehren empfänglich, die ihr die Geliebte des Erzbischofs durch Worte und Handlungen gab. Ueber die Art dieses Unterrichts uns weitläuftiger zu verbreiten, würde uns zu weit von unserm Plane abführen, daher also nur mit wenig Worten den Erfolg desselben.

Eine Buhlerin wurde zwar Bertha unter den Händen ihrer Bildnerin, doch keine Buhlerin niedriger Art; sondern nur das, was wir jetzt Kokette nennen, und wofür man damals noch keine Benennung hatte. Eroberungen zu machen, war Berthas Bestreben, und das Triebrad ihrer Handlungen; doch machte sie sie nicht, ihrem Herzen oder ihren Begierden zu frommen, nein, ihrer Eitelkeit dadurch zu opfern, war ihre einzige Absicht. Zu edel, sich zur feilen Buhlerin herab zu würdigen, war ihr Herz bey allen erotischen Abentheuern, welcher sie am Ende ihres vierzehnten Jahres schon mancherley bestanden hatte, frey und ohne Theilnahme geblieben, auch war es ihr fester Vorsatz: es kein wandelndes Geschenk werden zu lassen, sondern

dem

dern dem, welchem sie es einmal geben würde, den Besitz desselben nie wieder zu rauben. Uebrigens besaß Bertha in der Kunst: sich zu verstellen, und Liebe zu heucheln; eine seltne Geschicklichkeit.

Seit zwey Jahren hatte sie es ihr einziges Geschäft seyn lassen, einen Mann auszuspähen, den sie des ungetheilten Besitzes ihres Herzens würdig erklärte, als sie ihr vierzehntes Jahr beendigte, noch hatte sie aber nicht gefunden, was sie suchte. Jetzt kam Siegfried nach Cölln, erfuhr die Bemühungen seiner Tochter, und sahe sich in den Erwartungen, welche er sich von seinem Freunde Benno gemacht hatte, schrecklich getäuscht, da Bertha das so ganz nicht war, was er sie wünschte. Zum ersten male war er unzufrieden mit Benno; zum ersten male machte er ihm Vorwürfe, doch konnten diese freylich das Uebel nicht heilen, das durch Bennos Schuld einmal entstanden war.

Siegfried beschloß daher einen Versuch, ob er und Frau Ildegerd nicht wieder würden verbessern können, was Benno verdarb. Er würde seine Tochter gleich mit sich genommen haben, wenn nicht die Furcht ihn zurückgehalten hätte: daß in ihrem und Ludwigs Herzen die Liebe, welche vor mehreren Jahren schon darin-

nen keimte, zu beyder Unglück vollends reifen möchte. Nach reifer Ueberlegung entschloß er sich demnach, kurz nach seiner Heimkehr nach Fulda, Bertha von Cölln abholen zu lassen, sie in der Wohnung ihrer Mutter unter verändertem Namen einzuführen, und vor Ludwigen sorgfältig verborgen zu halten; denn er fürchtete, daß es diesem verrathen werden möchte, wenn Bertha in seiner Gesellschaft nach Fulda käme.

Unmittelbar nach seiner Zurückkunft dahin ging Siegfried, auf die Bitte Ludwig des Bärtigen, mit seinem Zöglinge nach Maynz; und jetzt in der Abwesenheit des letztern schien es jenem die schicklichste Zeit, die verbildete Bertha in die Arme ihrer Mutter zurück zu rufen. Er sendete einen Vertrauten nach Cölln, welcher eben bey dem Vater Benno ankam, als dieser ein Schreiben an den Abt zu Fulda abschicken wollte, worin er ihn dringend bat: Bertha schleunig abholen zu lassen — eine Bitte, zu welcher ihn die Geliebte seines Erzbischofs verpflichtet hatte.

Sorgfältig hatte diese bisher ihre reizende Schülerin vor den Augen ihres fürstlichen Geliebten verborgen gehalten, weil sie befürchtete, daß sie vielleicht vor ihnen Gnade finden möchte. Den Tag zuvor, ehe Siegfrieds Vertrau-

ter bey dem Vater Benno anlangte, hatte der Erzbischof von Cölln durch einen Zufall, von welchem unsere Urkunden nichts näheres berichten, das reizende Mädchen gesehen, das seinen Blicken verborgen bleiben sollte. Zum Glücke für seine Geliebte geschahe dies in ihrer Gegenwart; zu ihrem Schrecken aber bemerkte sie etwas in den Blicken des Erzbischofs, das in ihr Furcht erregte: die kaum aufgeblühte Schönheit, welche der Erzbischof bewunderungsvoll anstaunte, möchte vielleicht sie aus seinem Herzen verdrängen; und die Furcht wurde durch die Theilnahme vermehrt, mit welcher sich der Erzbischof nach dem schönen Mädchen, das ihm so wohl gefallen hatte, näher erkundigte. Die furchtvolle Geliebte nannte Bertha eine ihrer Verwandten, welche sie mit ihrer Mutter besucht hätte, und heut Cölln wieder verlassen würde.

Sobald der Erzbischof seine Geliebte verlassen hatte, eilte diese zu dem Vater Benno, welchem sie ihre Furcht mittheilte und ihn bat: die gefährliche Bertha so lange bey sich zu verbergen, bis der Abt zu Fulda, um sie abzuholen, einen Eilboten senden würde, um welchen Benno ihn ohne Verzug bitten sollte. Groß war die Freude der Herzensbeherrscherin des

Erzbischofs, da durch Berthas schnelle Entfernung alle ihre Besorgnisse gehoben wurden.

Bertha kam glücklich bey ihrer Mutter an, fand aber das einsame Leben, zu welchem sie hier bestimmt war, so lästig, als ihren Wünschen widersprechend. Sie gedachte in Fulda die Nachforschungen fortzusetzen, die sie in Cölln ohne Erfolg angefangen hatte, daher sie mit ihrem Schicksale nicht wenig unzufrieden war, daß sich ihr hierzu so gar keine Gelegenheit zeigte. Durch die düstre Miene, welche ihr Gesicht umflohrte, und die Reize desselben verdunkelte, äusserte sie die Unzufriedenheit mit ihrer Lage gegen ihre Mutter. Frau Ildegerd forschte nach der Ursache dieser ihr so unangenehmen Veränderung, denn die Heiterkeit, mit welcher Bertha in ihr Haus trat, verwandelte sich schon den andern Tag in Trauer.

Warum so mißmuthig, meine Tochter? — fragte die besorgte Mutter — beklagst du vielleicht den Verlust eines Geliebten, den du in Cölln zurück lassen mußtest?

O nein erwiederte Bertha — der Anbeter hatte eure Tochter zwar schon genug, aber einen Geliebten noch nie.

Und was sonst — fuhr Frau Ildegerd fort — hat dein heiteres Gesicht in Falten gezogen?

Mismuth, daß ich es hier so ganz anders sehe, als es in Cölln war — antwortete Bertha — ihr, beste Mutter, scheint der Welt ganz abgestorben zu seyn, denn ich finde in eurer Wohnung eine Oede, gegen die klösterliche Stille Geräusch ist.

So ganz öde, als Bertha klagte, war es eben nicht in der Wohnung ihrer Mutter, denn der ehrliche Siegfried betrog sich in der Hoffnung: daß er, ausser ihrem Beichtvater, der einzige Mann wäre, der sie besuchte; gar sehr. Frau Ildegerd nahm im geheim von manchem jungen artigen Manne freundschaftliche Besuche an, nur jetzt hielt sie sich so ganz eingezogen, weil sie mit ihrer Tochter erst ganz genau bekannt werden mußte, ehe sie es wagen konnte, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Angenehm war ihr daher jene Aeusserung ihrer Tochter. Doch ohne sich zu verrathen, versprach sie blos, ihr aus mütterlicher Liebe wider den Willen des Abtes Gesellschaft und Unterhaltung zu verschaffen, wenn sie Verschwiegenheit genug besäße, sich gegen den Abt nicht zu verrathen.

Bertha versicherte, daß sie nicht an sich selbst zur Verrätherin werden würde, wenn man ihr gleich nicht in Cölln Verschwiegenheit als die erste der Tugenden eingeprägt hätte; und noch an dem nämlichen Tage hörte die Woh-

nung ihrer Mutter auf, die Einöde zu seyn, welche Bertha sie zuerst gefunden hatte. Liebenswürdige junge Männer in geistlicher und weltlicher Kleidung schufen sie zu einem Sitze der Freuden um, wodurch Bertha Gelegenheit erhielt, ihre Fähigkeiten vor ihrer Mutter zu entwickeln. Frau Ildegerd, minder streng als der Abt, freuete sich derselben, dankte in ihrem Herzen dem Vater Benno für die glückliche Bildung, die Bertha durch seine Vermittelung erhalten hatte, und sahe diese schon im Geiste über das Herz eines ansehnlichen geistlichen Fürsten, so wie über sein Land herrschen. Ein Glück, nach welchem ihre eigenen Wünsche sich vergebens gesehnt hatten, denn so große Hoffnung auch Siegfried hatte, auf der Leiter des politischen Glückes höher zu glimmen: so wenig hatte Frau Ildegerd: die mittelbare Beherrscherin des Landes zu werden, das ihn Herr nennen würde, da Siegfried ihr kaum vergönnte, in seine häuslichen Angelegenheiten zu sprechen.

Frohe Tage verlebten Bertha und ihre Mutter, bis nöthige Einschränkung sie nach des Abtes Zurückkunft endigte, doch ein glücklicher Einfall des Abtes machte, daß sie nur einen Tag lang die Freuden entbehren mußten, die sie in seiner Abwesenheit im vollen Maaße genossen hatten. Frau Ildegerd theilte ihm ihre Bemer-

kung über die Art der Buhlerey ihrer Tochter mit, verschwieg aber freylich sorgfältig, durch welche Veranlassungen sie sie gemacht hätte, und gab daher vor: aus den verborgensten Falten in Berthas Herzen gestohlen zu haben, was sie ohne Mühe hatte sehen können.

Diese Bemerkungen waren dem vollkommen gleich, was wir unsern Lesern über Berthas Charakter gesagt haben, und Siegfried freuete sich innig, seine Tochter besser zu finden, als er gefürchtet hatte. Um sich zu überzeugen, ob Ildegerd auch wirklich so tief in Berthas Herz geblickt hätte, als sie sich schmeichelte, beschloß Siegfried: ihr zu genauerer Prüfung Gelegenheit zu geben.

Laß das Mädchen — sprach er zu Ildegerden — mit jungen Männern Bekanntschaft machen, belausche sie dann, und siehe, ob du dich nicht in ihr betrogst.

Wie aber — fragte Frau Ildegerd — soll sie diese machen, da ich selbst keine habe? Und würde dann nicht vielleicht ihre Gegenwart dem Grafen von Thüringen verrathen werden?

Das erste überlaß ich dir — gab Siegfried zur Antwort — Ihr Weiber seyd ja sonst listig genug; und hoffentlich wirst du doch Freundinnen haben, die nicht so ganz ohne männ-

liche Gesellschaft leben, wie du. Zu diesen führe deine Tochter, und wenn sie Liebhaber findet, öffne diesen dein Haus, um sie hier mit ihr zu belauschen. Daß Ludwig Bertha entdecken könnte, bekümmere dich nicht. Der arme Knabe ist zu einzig mit der Gräfin Adelheid beschäftigt, um ausser ihr für etwas Sinn zu haben.

Freudig ging Frau Ildegerd mit ihrer Tochter aus, doch nur zum Scheine in der dem Abte genannten Absicht, denn es bedurfte nur eines Winkes von ihrer vertrauten Kammerfrau und drey der jungen Männer, welche es sonst kaum gewagt hatten, im Verborgenen in Ildegerdens Wohnung zu schleichen, besuchten sie jetzt öffentlich. Doch wir eilen zu dem Theile ihrer Geschichte, der in der Geschichte unseres Helden Epoche machte.

An dem Tage, an welchem Siegfried in Ludwigs Blicken neben dem Schmerze über Adelheidens Verlust auch Wuth las, stieg der fürchterliche Argwohn in ihm auf: daß Ludwig vielleicht an dem Pfalzgrafen von Sachsen zum Verbrecher werden könnte, wie er es einst an Dedo wurde. Dies zu verhüten, wußte er keinen Rath, und Verlegenheit trieb ihn zu Frau Ildegerden, um bey ihr welchen zu suchen. Kaum war Frau Ildegerd vom Stande der Din-

ge unterrichtet, als sich ihrer mit einem male der Gedanke bemächtigte: ihre Tochter, wo nicht zur Gräfin von Thüringen, doch durch die Herrschaft über Ludwigs Herz zur Beherrscherin dieses Landes zu machen. Sie würde ihren Plan sogleich nach seinem Entstehen zerrüttet haben, wenn sie ihn dem Abte mitgetheilt hätte, doch gelang es ihrer List, diesen zum Mitarbeiter desselben zu machen, ohne daß er es zu seyn ahndete.

Ein Mittel weis ich nur — begann Frau Ildegerd — eure gerechten Besorgnisse zu heben, doch fürchte ich, daß euch die Anwendung desselben vielleicht bedenklich scheinen wird.

Siegfried. O sprich, liebe Ildegerd! Eile die Furcht von mir zu nehmen, welche mich foltert!

Ildegerd. Vermittle eine unerwartete Zusammenkunft des jungen Grafen mit unserer Tochter.

Siegfried — sie unterbrechend — Und was sollte diese nützen?

Ildegerd. Das wird eure Neuaier sogleich vernehmen. Ein Blick von Bertha wird in dem Busen des Grafen die Liebe wieder anflammen, die einst darinnen glühete, und ihn hinfort weder an Adelheiden noch an den Pfalzgrafen von Sachsen denken lassen.

Siegfried. Du traueſt der Schönheit deiner Tochter viele Kraft zu.

Ildegerd. Nicht mehr, als der Erfolg beſtätigen wird.

Siegfried. Laſſen wir dies ohne Unterſuchung. Geſetzt auch, daß dein Mittel wirkſam wäre, ſo iſt es doch nicht anwendbar.

Ildegerd. Ich finde es ſo anwendbar als wirkſam. Warum ihr nicht auch?

Siegfried. Weil ich dem Beſten des Pfalzgrafen von Sachſen die Ruhe meiner Tochter nicht opfern will. Fluchen müßte ich mir, wenn ich ſelbſt in ihrem Buſen eine Liebe entzündete, die nie befriedigt werden kann.

Ildegerd. Unnütze Furcht! Berthas Herz wird kalt bleiben, wenn Ludwig es voll glühender Liebe für ſich wähnt, denn Bertha verſteht die ſeltne Kunſt: Feuer zu ſcheinen, wenn ihr Herz Eis iſt. Dies und ihr Verſtand, der ihr nicht erlaubt, ſich in hoffnungsleere Träume zu wiegen, wird ſie vor allem Nachtheile für ſie ſelbſt ſichern. Beraubet ſie demnach der, vielleicht nie wiederkehrenden, Gelegenheit nicht, durch das Gute, das ſie jetzt mit ihren Buhlerkünſten bewirken kann, das Böſe abzubüſſen, welches das arme irre geleitete Mädchen früher vielleicht dadurch ausübte.

Lange widersetzte sich Siegfried, zuletzt aber siegten Ildegerdens Vorstellungen und ihre süsse Beredsamkeit. Er willigte in die Anwendung des von ihr vorgeschlagenen Mittels, beschloß aber doch, sich desselben nur im letzten Nothfalle zu bedienen. Dies war der Grund, warum er seinen Zögling dann erst zu Bertha führte, als er schon im Begriffe war, sein Roß zu besteigen, um — wie Siegfried befürchtete — zur Rache nach Weissenburg zu eilen.

Frau Ildegerd hatte indessen ihren schönen Plan der geliebten Tochter mitgetheilt, welche sich der Ausführung desselben nicht wenig freuete. Die Beherrscherin Thüringens zu werden, war allerdings ein Preis eines langen und mühsamen Kampfes würdig, doch begann Bertha zu zweifeln, ob er ihr werden würde, sobald sie bemerkte, daß sie mit so leichter Mühe die Liebe zu Adelheiden aus Ludwigs Busen verdränate.

Frau Ildegerd wünschte ihrer Tochter Glück, daß ein so glücklicher Anfang ihrem Plane Gedeihen und Reife verspräche, und wunderte sich sehr, da ihre Tochter eben [illegible] genau das Gegentheil folgerte.

Die Geliebte des Grafen von Thüringen — sprach Bertha — bin ich zwar und meinem Herzen sollte es nicht schwer werden, auch ihn mit Wahrheit Geliebter zu nennen, aber

fern sey dies von mir, da ich mir nicht mit der kleinsten Hoffnung schmeicheln dürfte, jenen Namen mit seinen Rechten lange zu behalten.

Du wärst der Reize unwürdig, womit Natur und Kunst dich beglückten, wenn du eher rastetest, als bis du dich die Gemahlin des Grafen von Thüringen sähest — strafte Ildegerd ihrer Tochter Muthlosigkeit — diese, nicht nur Ludwigs Geliebte mußt du werden, wenn du die seltnen Kräfte weislich zu benutzen verstehst, in deren Besitze du dich befindest.

Still, liebe Mutter, — entgegnete Bertha lächelnd — ihr möchtet mich stolz machen. Ein Mädchen wie ich, das seinen Vater nicht nennen darf, kann nie eine Gräfin von Thüringen werden.

Doch wenigstens es ohne diesen Namen beherrschen — wendete Frau Ildegerd ein.

Durch den leichtsinnigen, veränderlichen Ludwig unmöglich — entschied Bertha — der Ruf hat mir die Gräfin Adelheid als eine Schönheit geschildert, welcher ich mich vielleicht nicht gleich stellen kann. Ludwig liebte sie bis zur Raserey, er sieht mich und seine Liebe verlöscht, verlöscht so plötzlich, daß kein Funken mehr in seinem Herzen glimmt. Jetzt liebt er mich,

aber ein Blick, ein Kuß von einem andern Mädchen, kann eben so plötzlich diese Liebe aus seinem Herzen scheuchen, als ich daraus, durch diese Mittel, die Liebe zu schönen Adelheid scheuchte.

Grillenfängerey — rief Frau Ildegerd — wozu diese Furcht! Warum rechnest du so gar nichts auf die Liebe, mit welche du den Grafen von Thüringen noch als Knabe erfülltest? Diese aufzuregen, war nicht schwer; in seinem Busen neue zu entzünden, wird aber jedem andern Mädchen unmöglich seyn, da meine Bertha Geschicklichkeit und Reize genug besitzt, einen Mann in den Fesseln immer fest zu halten, in welche ihn nur einer ihrer Blicke schmiedet.

Vorliebe — verzeiht eurer frey sprechenden Tochter — Vorliebe leitet euch irre — widersprach Bertha — von jenem Kinderspiel, auf das ihr deutet, ist gewiß kein Eindruck in Ludwigs Herzen zurück geblieben. Der junge Graf von Thüringen ist ein sinnlicher Mensch, der ohne Rückerinnerung an das Vergangene nur für das lebt, was gegenwärtig seine Sinne reizt. Nach kurzem Genusse von ihm mich verstossen, zur verabschiedeten Buhlerin mich herabgewürdigt zu sehen, würde das unvermeidliche Schicksal eurer beklagenswürdigen Tochter seyn, wenn sie sich dem verführerischen Lüstlinge Preis

gäbe. Eine feile Dirne, die sich ihm in die Arme würfe, würde mir sein Herz rauben, wenn auch Neuheit nur der einzige Reiz wäre, den sie vor mir hätte.

Frau Hildegard nannte dies alles Hirngespinnste, und ließ es sich ernstlich angelegen seyn, den Kopf ihrer Tochter von diesen lustigen Geweben zu befreyen. Zu Berthas und Ludwigs Glücke, war alle ihre Mühe vergebens. nichts konnte das furchtvolle Mädchen zur Umänderung ihrer Meynung verleiten. Berthas Herzen gab demnach das angefangene Abentheuer mit dem Grafen von Thüringen so wenig Beschäftigung, als ihrer Hoffnung: eines zukünftigen glänzenden Glückes; für ihren Verstand aber wurde die Beendigung desselben, nach dem Wunsche des Abtes, eine dringende Angelegenheit, so wie es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, einen Jünglinq, wie Ludwig, ihren Scepter küssen zu sehen. Doch diese nicht allein, sondern der Wunsch: etwas Gutes zu bewirken; vermochte sie, eine Rolle aus zu spielen, die ihr bisweilen lästig wurde. Durch wiederholte Versicherungen: daß dies ohne Nachtheil für die Ruhe ihres Herzens geschehen könnte; und durch die Unbefangenheit, mit welcher sie öfters über das Verhältniß zwischen ihr und Ludwig scherzte, beruhigte sie ihren sorgfältigen

Vater gänzlich. Mit ihm gemeinschaftlich ging sie nun zu Werke, noch mehr, sie wurde sein Organ. Das Werk des Abtes zu Fulda war alles, was zwischen Ludwig und Bertha vorging.

Siegfried war völlig wieder mit seiner Tochter ausgesöhnt. Er beschloß, sie für den schlimmen Verdacht, in welchem sie bey ihm gestanden hatte, durch die Hand eines liebenswürdigen Mannes zu belohnen, und machte sein Urtheil nicht zum Maaßstabe seiner Liebenswürdigkeit, nein, seine Liebe bewog ihn, sich bloß nach dem Urtheile seiner Tochter zu richten, doch wünschte und hoffte er allerdings, daß es mit dem seinigen übereinstimmen möchte. Seine Wahl war auf seinen Liebling, den Geheimschreiber Bruno, gefallen, ohne aber hiervon das geringste zu äußern, machte er ihn mit Bertha bekannt.

Bertha sahe den liebenswürdigen Bruno, und die Liebe, mit welcher sie spielte, rächte sich durch ihn an ihr.

Siegfried freuete sich, daß seine Wahl auch die Wahl seiner Tochter wurde. Bertha und Bruno verhehlten sich ihre gleichgestimmten Empfindungen nicht lange, und in Brunos Armen fand Bertha die Wonne wahrer Liebe.

Bruno war von dem Verhältnisse benachrichtigt, in welchem seine Geliebte mit dem Gra-

sen von Thüringen stand; so ganz aber auch Bertha ihr Herz vor ihm entschleiert zu haben glaubte: so wenig blieb er doch von allen Anwandlungen der Eifersucht gegen Ludwig frey. Wenigstens war es ihm widrig, durch diesen die Summe seines Glückes vermindert zu sehen, wenn auch jene sich nicht in ihm regte. Daher der Ausdruck des Neides und Unwillens, welchen Ludwig öfters auf seinem Gesichte las. Was aber Ludwig für Würkung seiner zornigen Blicke hielt, war dies nicht, sondern Berthas Werk, die ihren Geliebten durch geheime Winke lenkte.

Sobald Siegfried den Grafen von Thüringen von der Liebe gegen die Gräfin Adelheid völlig geheilt; und den Pfalzgrafen von Sachsen vor seiner Rache versichert glaubte, beschloß er, die Liebenden der lästigen Lage zu entreissen, in welche sie Ludwig setzte. Diesen seine Liebe zu Bertha vergessen zu machen, wollte er sich des nämlichen Heilmittels bedienen, das er nachher anwendete. Den Abend des Tages, an welchem Ludwigs Eifersucht den höchsten Grad erreichte, hatte er dazu bestimmt, ihn um seine Begleitung an den kayserlichen Hof zu bitten, allein der Ausbruch von Ludwigs Eifersucht nöthigte ihn, seinen Plan zu verändern.

Sieg-

Siegfried war wirklich in Frau Ildegerdens Wohnung gegangen, doch nicht, wie er damals sagte, um die Verbrecher zu strafen, sondern den erschrockenen Liebenden Rath und Trost zu geben. Auf sein Geheis hielt sich Bertha in dem geheimsten der Gemächer ihrer Mutter verborgen, wo auch ihr Geliebter blieb, bis die Finsterniß der Nacht ihm in die Wohnung des Abtes zurückzukehren erlaubte. Verkleidet that er dies, hielt sich am Tage von keinem Menschen gesehen, bey dem Abte auf, und ging des Abends verkleidet zu Bertha, um an ihrer Seite einige Zeit der Liebe zu opfern.

So lebten die Liebenden in Fulda verborgen, bis Siegfried und Ludwig die Stadt verlassen hatten. Nun reisten sie nach Bremen, wo Bruno durch Siegfrieds Empfehlung des Erzbischofs Adalbert Geheimschreiber wurde. Ungern entfernte Siegfried seinen Liebling und seine Tochter von sich, Sorgfalt für ihr Wohl gebot aber diese Trennung. Durch den Grafen von Thüringen hätten sie in dem Genusse des Glückes ihrer Liebe gestört werden können; und zur Befriedigung seines politischen Glückes hatte Bruno bey dem mächtigen und viel vermögenden Adalbert auch mehr Hoffnung, als in Siegfrieds Diensten.

Funfzehntes Kapitel.

Siegfried hört auf, Ludwigs Freund zu seyn.

Ueber zwey Jahre hatte also Ludwig an dem kaiserlichen Hofe gelebt, als der Erzbischof Luitbold von Maynz starb. Siegfried wurde auf den heiligen Stuhl zu Maynz gehoben, und Ludwig und Gerhard eilten, ihm zu der erhaltenen Würde Glück zu wünschen.

Mit dem Vorsatze: bald wieder dahin zurück zu kehren; hatte Ludwig den kayserlichen Hof verlassen, unausgeführt blieb aber sein Vorsatz. Der Aufenthalt daselbst hatte um deshalb mehr Reiz für ihn gehabt, als das Leben an Siegfrieds Seite, weil es ihm Gelegenheit gab, sich Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben. Vielleicht wurde dieser Reiz auch durch den Glanz, welchen Ludwig hier sahe, und durch die Lustbarkeiten, deren es hier freylich mehr gab, als in Fulda, vermehrt, doch verlohr das Leben am kayserlichen Hofe für ihn alles anziehende, sobald er einige Tage in Maynz verlebt hatte. Hier konnte er sein Studium der Menschen fortsetzen, da er an Siegfrieds Hofe Menschen aus allen Klassen sahe, auch war der

Glanz, den er wieder fand, nicht viel geringer als der, welchen er verlassen hatte, so wie es auch nicht an Lustbarkeiten mangelte. Allein ein wichtigerer Bewegungsgrund, als dies alles, hielt ihn in Maynz zurück.

Er hoffte, sich in der schweren Kunst: zu herrschen; noch mehrere Kenntnisse erwerben zu können, als Siegfrieds und Gerhards Lehren ihm bisher beygebracht hatten, wenn er jetzt den erstern den Lehren, welche er ihm einst gab, selbst gemäß handeln sähe. Auch in dieser Rücksicht war zwar der Aufenthalt an dem kayserlichen Hofe für den wißbegierigen Jünglina nicht ohne Nutzen gewesen, ob gleich was er sahe, nicht zum nachahmungswürdigen Beyspiele dienen konnte. Er selbst hatte dies bisweilen bemerkt, doch hatte ihn Gerhard noch aufmerksamer darauf gemacht.

Streng beurtheilte dieser alles, was er sahe, und zeigte dann seinem jungen Freunde jederzeit, auf welche Art es nach den Vorschriften einer gesunden Regierungskunst hätte geschehen sollen. Von der Kayserin Agnes versicherte Gerhard oft, daß sie des Namens einer der weisesten Regentinnen würdig seyn würde, wenn sie stark genug wäre, nur nach ihrem eignen Gutdünken zu handeln, ohne sich von ihrem geist-

lichen Rathgeber leiten zu lassen. Diese Bemerkungen waren für den Grafen allerdings von grossem Nutzen, doch glaubte er, daß es ihm noch nützlicher seyn würde, wenn er mit der genauesten Aufmerksamkeit die Regierung eines Mannes beobachtete, dessen Handlungen einst den seinigen zur Richtschnur dienen könnten.

Ludwigs Entschluß: Maynz nicht wieder zu verlassen; machte dem neuen Erzbischofe nicht wenig Vergnügen, weil seine Absicht war: aus Ludwigs Gegenwart Vortheil zu ziehen. Siegfried schien an dem nämlichen Tage, wo er aufhörte, Abt zu Fulda zu seyn, auch aufgehört zu haben, Ludwigs warmer, väterlicher Freund zu seyn, der sein Bestes gleich seinem eignen beförderte, ob er gleich diese Veränderung so künstlich zu verbergen wußte, daß weder Ludwig, noch der hellsehende Gerhard das geringste davon ahndeten.

Siegfried war neben einem löblichen Regenten auch ein theilnehmender thätiger Freund, so lange der Vortheil desjenigen, dessen Freund er war, nicht mit dem seinigen zusammentraf. Geschahe dies aber, so hielt auch die wärmste Freundschaft ihn nicht ab, auf Kosten seines Freundes seinen Vortheil zu befördern, und kein Mittel schien ihm unerlaubt, wenn es zur Erreichung seiner Absicht hinzweckte. Jetzt be-

fand er sich mit dem jungen Grafen von Thüringen in diesem Falle, und Siegfried, der sonst für Ludwigs Bestes wie für sein eigenes sorgte, entwarf nun einen Plan, ihm zu schaden, um seinem Erzstifte zu nützen, und sich in den Geschichtsbüchern den Ruf zu erwerben: das Erzstift wieder zu dem Besitze verlohrner Rechte gebracht zu haben. Ehe wir euch, aufmerksame Leser, diesen Plan Siegfrieds selbst mittheilen, erlaubt uns zuvor, etwas über die Rechte des Erzstiftes zu sagen, welche Siegfried wieder herstellen wollte.

Etwas über hundert Jahre früher als Siegfried, hatte Kayser Otto des Ersten natürlicher Sohn, Wilhelm, den heiligen Stuhl zu Maynz besessen. Aus Liebe für ihn beschenkte Otto das Erzstift mit dem Lande Thüringen, über das es aber die Herrschaft nicht lange behielt. Mehrere weltliche Fürsten hatten sich in Thüringen getheilt; und als Siegfried Erzbischof wurde, stand zwar Thüringen in geistlichen Sachen noch unter dem Erzstifte zu Maynz, von dem Lande selbst besaß dies aber nichts, als Erfurt, und wenig dieser Stadt nahe liegendes Land. Diese verlorne Herrschaft seiner Kirche wieder zu erringen, wurde Siegfrieds Vorsatz, sobald er sein Haupt mit der heiligen Inful geziert sahe. Unwillig, daß seine Kirche sogar keinen Nutzen von Thüringen

hatte, beschloß Siegfried: das ganze Land der Abgabe des Zehnten zu unterwerfen.

In dem Innersten seines Herzens hielt er diese Absicht verschlossen, weil er überzeugt war, daß er sie nie erreichen würde, wenn er dies jetzt schon zu bewirken suchte, da er zu schwach war, um dies mit Gewalt zu können, und daher günstigere Gelegenheiten erwarten mußte, später zwar, aber gewiß auszuführen, was er jetzt nicht vermochte. Nur List konnte Siegfried anwenden.

Die Thüringer allein waren schon ein furchtbares Volk, weil sie sich allgemein den Namen tapferer und kriegslustiger Männer erworben hatten; furchtbarer wurden sie aber noch durch ihre freundschaftliche Verbindung mit den Sachsen, welche gleiches Interesse fest acknüpft hatte. Beyde Völker waren bisher von der Abgabe des Zehnten frey geblieben, und zu zahlreich und tapfer, um dies lange behauptete Vorrecht sich rauben zu lassen. Dies war dem Erzbischofe zu Maynz so wenig unbekannt, als die Macht der Fürsten Thüringens, von welchen mehrere auch in andern Gegenden Deutschlands beträchtliche Länder besaßen.

Durch Ludwigs Aufenthalt an seinem Hofe und in der Leichtigkeit, mit welcher er den jungen Grafen bisher geleitet hatte, glaubte Sieg-

fried die erste günstige Gelegenheit gefunden zu haben, die Ausführung seines grossen Plans zu beginnen. Ueberzeugt, daß Gerhard sein Mitarbeiter nicht werden würde, weil Ludwig seine Liebe sich so vollkommen erworben hatte, daß alle Freundschaft gegen den Erzbischof und die glänzendsten Versprechungen ihn nicht bewogen haben würden, Mitarbeiter an einem Plane zu werden, dessen Ausführung seinem Lieblinge, Ludwig, so nachtheilig war, mußte Siegfried ihn von dem Grafen von Thüringen entfernen, welches ihm auch nicht schwer wurde. Durch seine Vermittelung wurde Gerhard Abt eines fern von Maynz liegenden Klosters, dessen Name in unsern Urkunden verloschen ist.

Ungern trennte sich Gerhard von seinem jungen Freunde, und vielleicht würde er sich nie dazu entschlossen haben, wenn er nicht gehofft hätte, in dem grössern Wirkungskreise, den er als Abt erhielt, mehr Gutes bewirken zu können, als ihm bisher möglich war. Schwerer noch als ihm wurde die Trennung dem Grafen von Thüringen, da ihm nichts den Verlust seines väterlichen Freundes ersetzen konnte. Daß sie hinfort in so weiter Entfernung von einander leben mußten, war ihm am schmerzhaftesten, dennoch versprach er dem Abte, ihn zuweilen zu besuchen.

Lange schon hatte Gerhard Maynz verlassen, und Ludwig erinnerte sich seiner immer noch wehmuthsvoll, wünschte ihn öfters zurück, oder wenigstens einen Freund zu besitzen, der ihm Gerhards Verlust ersetzen könnte. Dies konnte Siegfried nicht, den Ludwig zwar noch so ganz für seinen Freund hielt, als er es ehedem war, allein beschäftigt mit Regierungsangelegenheiten, konnte er Ludwigen nicht so viel Zeit widmen, als dem Vater Gerhard seine wenigen Verrichtungen erlaubt hatten.

Ludwig äusserte seinen Wunsch: Gerhards Stelle in seinem Herzen durch einen andern würdigen Mann ersetzt zu sehen; gegen den Erzbischof, welcher den trauernden Jüngling mit Freude erfüllte, da er ihm versicherte, daß Vater Bernhard, der seit einiger Zeit oft Siegfrieds Gesellschafter war, ihm ganz ersetzen würde, was er an Gerhard verlohren hatte.

Ungern — setzte Siegfried hinzu — ich kann es dir nicht verbergen, ungern verliere ich die Gesellschaft dieses würdigen Mannes, um aber dir, mein theurer Pflegesohn, einen Beweis meiner unveränderten Liebe zu geben, sey er hinfort dein Gefärthe, wie es der biedere Gerhard war.

Vater Bernhard hatte mit seinem Vorgänger wenig gemein, als die zweite Silbe seines

Namens. Voll Trug und Ränke war er ein Mann ohne eigenthümlichen Charakter, aber im Besitze einer seltenen Geschicklichkeit, jeden Charakter, jede Gestalt anzunehmen. Wie den mehresten ihm ähnlichen Menschen, gebrach es ihm nicht an tiefer Kenntniß der Welt und ihrer Bewohner, ganz fehlte ihm aber jene Menschenfreundlichkeit, welche dem biedern Greise, Gerhard, Achtung und Liebe erwarb. An Fähigkeiten des Verstandes war Bernhard Gerharden gleich, nicht das Geringste hingegen besaß er von der Herzensgüte, die jenen auszeichnete. Tugend war ihm ein Scherzwort; Eigennutzen das Triebrad seiner Handlungen; und Ehre und irdische Grösse sein Gott. Was seinem Eigennutzen und seinem Ehrgeitz frommte, schien ihm eine pflichtmäßige Handlung, wenn sie auch noch so pflichtwidrig war, und alle Mittel rechtmäßig, wenn die Anwendung derselben die Beförderung seiner leidenschaftlichen Wünsche versprach.

Dieser Mann paßte in Siegfrieds Plan. Er machte ihn daher zu seinem Vertrauten, zu seinem Mitarbeiter, und versprach, zur Belohnung ihn zum Abte eines reichen Klosters zu erheben, wenn er durch seine Vermittelung seine Absicht mit Ludwigen erreichen würde. Bernhard machte ihm hierzu

zuversichtliche Hoffnung, und fing nun muthig an, an seines Herrn und an seinem eigenen Nutzen zu arbeiten. Klug genug, um einzusehen, daß er seine Absicht verfehlen würde, wenn er zu schnell sie zu erreichen trachtete, begann er damit, sich Ludwigs Gunst zu erwerben, welches ihm auch, in einer Gestalt, dem biedern Gerhard nachgebildet, vollkommen gelang.

Diesen hatte Bernhard einige Wochen zuvor, ehe Siegfrieds Vortheil ihm eine Abtey verschaffte, so aufmerksam beobachtet, daß er ihn in seinen Reden und Handlungen, bis zur Täuschung nachahmen konnte, nur die ruhige Miene, welche Gerhards Seelenruhe ausdrückte, und von der Schuldlosigkeit seines Gewissens zeugte, vermochte Bernhard nicht nachzubilden. Dies war ohne Nachtheil für ihn. Ludwig glaubte seinen Gerhard um sich zu sehen, wenn Bernhard mit ihm redete, obgleich Betrug und Täuschung oft deutlich aus seinen Blicken sprachen.

Ihr habt mir einen zweyten Gerhard gegeben — dankte Ludwig vielmals dem Erzbischofe.

Drey Monate verflossen, ehe Ludwig nur die geringste Verschiedenheit zwischen Bernhards und Gerhards Meynungen entdeckte. Gerhard hatte bisweilen geklagt, daß Reinigkeit der Sit-

ten und beyspielwerthe Tugend in den Klöstern selten würden, seit durch die allzureichen Spenden, welche die Weltlichen ihnen machten, Wohlleben sich in ihnen verbreitete, und ihre vorige Armuth in Reichthum sich verwandelte; Bernhard hingegen klagte oft bitterlich, daß die Weltlichen und besonders die Fürsten gegen die Geistlichen, diese Beförderer ihrer Seligkeit, nicht nur unverzeihlich karg wären, sondern ihnen sogar öfters zu entziehen wagten, was ihr gerechtes Eigenthum wäre.

Ludwig war der Meynung des erstern geneigter, als der Meynung des andern, so oft auch dieser sie wiederholte, doch ließ Bernhard deshalb die Hoffnung nicht sinken: ihn noch zum Bekenner derselben zu machen. Durch lange Mühe sahe er seine Hoffnung wenigstens einigermassen erfüllt. Er brachte in dem Busen des Grafen von Thüringen die lebhafte Ueberzeugung hervor, daß es ungerecht wäre, die Kirche in ihren Rechten und Besitzungen zu kränken, und daß die Pflicht eines jeden Fürsten erheische, diesen Rechten; wenn sie verletzt worden wären, ihre verlohrne Kraft wieder zu geben, wenn dies auch mit Aufopferung von seiner Seite verbunden wäre.

Bernhard jauchzte Laut über den erhaltenen Sieg, und Siegfried dankte ihm innig, daß

er ihn erkämpft hatte, doch glaubte er sich desselben noch nicht so gewiß als Bernhard, der ihn weiter verfolgen wollte, und durch Siegfrieds dringendste Vorstellungen, sich kaum von dieser Uebereilung zurückhalten ließ. Bernhards Wille war, von der Ueberzeugung, welche er in Ludwigs Busen hervor gebracht hatte, ihm die Nutzanwendung auf sich selbst machen zu lassen; Siegfried bat ihn aber dagegen, nur dafür zu sorgen, daß diese Ueberzeugung immer lebhafter würde, und das Uebrige ihm allein zu überlassen. Bernhard ließ jenes um so mehr sein eifrigstes Bestreben seyn, da Siegfried das Versprechen, welches er ihm gleich Anfangs gegeben hatte, wiederholt erneuerte.

Sechzehntes Kapitel.

Zwey Schwestern Ludwigs bewirken in ihm die Umänderung eines Vorsatzes.

Ohne daß ihm etwas bemerkenswerthes begegnete, lebte Ludwig in Mainz, bis er beynahe ein und zwanzig Jahr alt war. Jetzt dankte er dem Erzbischofe für seine väterliche Liebe, und für alle, auf seine Bildung verwendete Sorg-

falt und Mühe, so wie dem Vater Bernhard für seine Freundschaft; und eilte dann nach Schaumburg zu seinem Volke, und in die Arme seiner Mutter und Geschwister.

Unwillig war Bernhard, daß der Erzbischof den Grafen von dannen hatte ziehen lassen, ohne von ihm die pflichtmäßige Entrichtung des Zehnten zu verlangen; allein der Erzbischof bewies dem Unzufriednen, daß er durch dies Schweigen die Vorschriften einer gesunden Staatskunst befolgt hätte.

Nutzlos würde es seyn — versicherte er — wenn der Graf von Thüringen jetzt sein Volk ermahnen wollte, diese mir schuldige Ausgabe zu leisten. Sein Volk, mit allen andern Thüringern und Sachsen verbunden, würde sich einer ihm mißfälligen Neuerung widersetzen, und dem neuen Regenten seine Liebe auf immer versagen. Besitzt er diese erst — und es wird ihm nicht schwer werden, sie zu erhalten — so wird er ohne Mühe ausrichten können, was ihm jetzt ohnmöglich seyn würde.

Ich fürchte, heiliger Vater — antwortete Bernhard — daß ich vergebens zum Besten des hohen Stuhles zu Maynz gearbeitet haben werde, wenn ihr lange zögert, die glückliche Stimmung zu benutzen, in welche es mir gelang, den jungen Grafen zu setzen.

Die Ueberzeugung, daß meine Foderung gerecht ist — wendete der Erzbischof ein — müßte in dem Grafen nichts weniger als lebhaft worden seyn, wenn sie nicht bleibendern Eindruck auf ihn gemacht hätte, als ihr fürchtet. Ueberdies wird bald ein anderer an ihn die Foderung machen, die ich nicht selbst that. Das Glück, lieber Bernhard, ist mir schon günstiger gewesen, als ihr wisset.

Der Erzbischof erzählte nun dem Vater Bernhard, dem es um die versprochene Abtey bange zu werden schien: daß Markgraf Otto zur Dankbarkeit für die erhaltne Belehnung mit den Gütern seines verstorbenen Bruders, sich eidlich verpflichtet hätte, ihm nicht nur selbst den Zehnten zu entrichten, sondern auch die andern Fürsten Thüringens dahin zu vermögen, daß sie ihm gleich handelten; und setzte dann hinzu: daß Ottos Foderung an Ludwig wahrscheinlich wirksamer seyn würde als seine eigne, zumal da Otto ihm mit seinem Beyspiele vorleuchtete.

Genug jetzt von den Streitigkeiten, über die Hoheitsrechte des Erzstiftes Maynz, und über die Freyheiten der Thüringer!

Ludwig fand nicht alle seine Geschwister wieder. Adelheid, die älteste seiner Schwestern, hatte aus frommen Eifer, die mütterliche Wohnung mit einem Kloster verwechselt; die jün-

gern; Hildegard und Uda, bezeigten aber wenig Neigung, dem Beyspiele ihrer Schwester nach zu folgen. Nicht der Kirche, sondern einem würdigen Manne zu vermählen, war der Wille dieser beyden Mädchen, die kurz vor ihres Bruders Zurückkunft das jungfräuliche Alter erreicht hatten.

Der Gegenwart seiner Mutter und seines Bruders Beringer freute sich Graf Ludwig nicht lange. Bald nach Beendigung der Festlichkeiten, mit welchen die erfreuten Thüringer, die Ankunft ihres jungen Beherrschers feierten, machte sich Beringer auf, gen Sangerhausen zu ziehen, um hinfort in dieser Erbherrschaft zu hausen. Frau Cecilie begleitete ihren Liebling, Hildegard aber und Uda blieben zu Schaumburg bey dem geliebten Bruder.

Sie waren es, die den weiberfeindlichen Ludwig mit ihrem Geschlechte wieder aussöhnten. Er fand in ihnen gute, liebevolle Mädchen, vermuthete, daß sie nicht die einzigen ihres Geschlechts seyn würden, die diesen Namen verdienten; und in seinem Herzen bat er das ganze Geschlecht um Verzeihung des beleidigenden Argwohns, der ihn sieben Jahre lang eingenommen hatte. Frey blieb zwar noch sein Herz von einer neuen Liebe, frey wurde es aber auch von dem Vorsatze, den Widerwärtigkeiten in der

Liebe in Ludwigs Busen erzeugt hatten. Nicht mehr fliehen wollte er die Weiber; nein, öfters in ihren Zirkeln leben, um unter ihrer Menge eine aufzusuchen, die ihm den Genuß einer glücklichen Ehe verspräche.

An der schnellen Ausführung dieses Vorsatzes hinderten den Grafen von Thüringen Regierungsangelegenheiten. Die Liebe seines Volkes sich zu erwerben, war jetzt sein einziges Bestreben, und mit inniger Freude bemerkte er, daß seine Bemühungen nicht vergebens waren. Durch strenge Gerechtigkeitspflege, Leutseligkeit gegen jedermann, und Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, gewann er die Herzen aller seiner Unterthanen. Auch seine Abneigung gegen unnütze Pracht, so wie seine weise Sparsamkeit, machten den Thüringern ihren Grafen werth. Lauter schlugen ihm ihre Herzen entgegen, wenn er nur mit drey oder vier Begleitern im Lande umherzog, als wenn ein zahlreiches Gefolge seine Reisen unter dem geliebten Volke glänzender zwar, doch auch kostsplitternder gemacht hätte.

Nicht minder Sparsamkeit, als bey seinem Hofstaate, herrschte bey dem Grafen von Thüringen in allen Dingen. Von seiner Tafel waren alle köstliche und leckere Speisen entfernt.

Lud-

Ludwig erlaubte sie nur damit zu besetzen, was sein eignes Land hervorbrachte. Auch eins seiner Lieblingsvergnügen verleitete ihn nicht zu grossen Ausgaben. Ludwig liebte die Jagd, aber nur wenig Hände raubte er nützlichern Arbeiten, um sich mit ihr zu beschäftigen. Er hielt wenig Hunde, und bezahlte keinen, wie viele Fürsten, mit einer ungeheuren Summe. Daß Ludwig, um seinen Hang zur Musik zu befriedigen, gewöhnlich einige Spielleute an seinem Hofe hielt, war das einzige, wodurch sich dieser vor mehrern andern auszeichnete. In ihrer Gesellschaft übte sich der Graf von Thüringen bisweilen; und Kenner nannten sein Spiel meisterhaft.

Wir sind nicht gesonnen, Ludwigs Regierungsgeschichte zu schreiben, sondern eine Erzählung der Begebenheiten seines Lebens zu liefern, daher wir von dem ersten Jahre, das der neue Regent in seinem Lande verlebte, nur wenig zu sagen wissen. In einer Geschichte seiner Regierung würde dies Jahr nicht ohne merkwürdige Begegnisse seyn; nichts begegnete aber während des Laufs desselben, das uns Stoff zur Unterhaltung unserer Leser gäbe. Hildegardens Vermählung mit Poppo dem Achten, Gra-

sen von Henneberg, ist die einzige Begebenheit, welche wir glauben bemerken zu müssen.

Siebenzehntes Kapitel.

Adelheid, Friedrichs Gemahlin.

Ueber ein Jahr hatte schon Ludwig unter seinem Volke gelebt, als einst Mezelin, Graf zu Nebra, einen Boten an ihn sendete, ihn mit seiner Schwester zu einem Freudengelage einzuladen. Ludwig, der die Freude liebte, versprach zu kommen, und machte sich an dem bestimmten Tage mit Uda nach Nebra auf, voll Vorgeschmacks der Freuden, zu deren Genusse er eilte; fern würde er aber von Nebra geblieben seyn, hätte er gewußt, wen er daselbst finden würde. Graf Mezelin hatte noch mehrere seiner Nachbarn, und unter diesen auch den jungen Pfalzgrafen von Sachsen mit seiner reizenden Gemahlin zu sich laden lassen. Bey dieser Gelegenheit ist es, wo unser Vorarbeiter die Schilderung von Adelheiden macht, die wir unsern Lesern schon früher mitgetheilt haben.

Mit starrer Bewunderung staunte Ludwig diese Schönheit an, ehe er noch wußte, daß es

Adelheid war. Die Gefühle, welche ihn durchkreuzten, als er dies erfuhr, überlassen wir unsern Lesern, sich sie zu denken, da sie zu verworren und zu mancherley waren, um sie benennen zu können. Ludwig wünschte sich wieder nach Schaumburg, weil er den Eindruck, den Adelheid auf ihn gemacht hatte, nicht mächtiger wollte werden lassen, und sann auf einen schicklichen Vorwand, die Gesellschaft zu verlassen. Er fand keinen. Auch regte sich in seinem Innern etwas, das ihn zu bleiben auffoderte. Er blieb, und verbarg mit schwerer Mühe den Anwesenden die Bewegung seines Herzens.

Ludwigs Verlegenheit zu vermehren, wurde ihm bey der Tafel sein Platz neben Adelheiden angewiesen. Seine Einbildungskraft rief seinem Gedächtnisse alles Glück zurück, das er einst an ihrer Seite genossen hatte, und beschloß dann mit einem Gemählde der Wonne, welche ihn jetzt beseligen würde, wenn Pfalzgraf Friedrich ihm jenes Glück nicht geraubt hätte. In diese Gedanken versenkt, saß er eine Zeitlang stumm neben Adelheiden, endlich ermannte er sich, weil sein auffallendes Benehmen mehrere Augen auf ihn zu ziehen begann. Er fing an, sich mit seiner schönen Nachbarin und andern, die nicht fern von ihm saßen, zu un-

terhalten, zwang sich, fröhlich zu scheinen, und die allgemein herrschende Freude, so wie die herumgehenden Becher, hatten wohlthätigen Einfluß auf ihn. Er schien zu vergessen, was er an Adelheiden verlohren hatte, und sich nur der jetzigen Augenblicke ihrer Gegenwart zu freuen. Die Gespräche an der Tafel würden euch, liebe Leser, wenig Unterhaltung gewähren, laßt uns daher lieber etwas von Adelheiden erzählen.

Seit drey Jahren war die schöne Gräfin des Pfalzgrafen von Sachsen, Friedrichs des Dritten Gemahlin, doch hatte von ihrer Seite weder Liebe noch freyer Wille diese Verbindung geschlossen. Gezwungen von ihrem Vater, gab sie ihre Hand einem Manne, den sie nicht lieben konnte, und das Band der Ehe, das ihr eine Rosenkette geschienen haben würde, wenn es sie mit dem Grafen von Thüringen verbunden hätte, wurde ihr an Friedrichs Seite zur Sklavenfessel.

Wie alle Schooßkinder gewöhnt, daß man ihren Willen erfüllte, würde Adelheiden dies allein schon dem Pfalzgrafen abgeneigt gemacht haben, daß sie ihn für die Ursache hielt, weshalb ihr Wunsch und Wille: dem Grafen von Thüringen verlobt zu werden; nicht erfüllt wurde, doch dies war nicht das Einzige, was aus

dem Busen der schönen Verlobten Friedrichs alle Liebe für ihn verbannte. Entzündet würde sie vielleicht worden seyn, wenn Friedrich überhaupt fähig gewesen wäre, Liebe zu entzünden.

Adelheid wußte, wie schön sie war: ihre Mutter selbst hatte den Fehler begangen, es ihr von ihrer frühesten Kindheit an öfters zu wiederholen. Späterhin sagten es ihr ihr Spiegel, und die gleichlautende Stimme aller Männer. Des Rühmens ihrer Schönheit war kein Ende. Adelheid wurde eitel, und fing an, Schönheit für das höchste irdische Gut zu halten. Sie, die einst ein gelehrter Stutzer eine Venus nannte — denn ihr sollt wissen, liebe Leser, daß es nicht wenig Gelehrsamkeit verrieth, im eilften Jahrhunderte aus dem Munde eines Ritters diesen Namen zu hören — wünschte sich zu ihrem Gemahle einen Adonis; und Pfalzgraf Friedrich glich freylich eher dem gekrönten Ehemann Vulkan. Zwar hinkte er nicht, wie dieser, doch war er wenigstens mehr häßlich als schön.

Friedrichs Gestalt war es nicht allein, was ihn den Damen mißfällig machte, auch übrigens scheuchte alles sie von ihm zurück. Galanterie war ihm fremd, ob er gleich Ritter war, und jene zu den ersten ritterlichen Tugenden gezählt

wurde, und zu jenen angenehmen Tändeleien, die dem größten Theil des weiblichen Geschlechts an dem unsrigen gefallen, machten ihn Trägheit und Kränklichkeit gleich ungeschickt. Auch besaß er nichts, wodurch die Abwesenheit jener beyden Reize hätten ersetzt werden können.

Den Ruf eines kampfgeübten Mannes, den Ruf der Tapferkeit, der öfters in dem Mittelalter auch dem häslichsten Manne die Achtung und Liebe aller Damen erwerben konnte — diesen zu erringen, machte dem Pfalzgrafen sein Körper ebenfalls unmöglich. Auch gefiel er nicht durch seine Unterhaltung; sie war schläfrig; und Pferde und Hunde, oder wenn Friedrich sich höher erhob, Welthändel und Staatsangelegenheiten, waren die Gegenstände derselben. Alles Dinge, die, so wie für die mehresten Mädchen, für Adelheiden nichts Anziehendes hatten.

In sich selbst hatte Friedrich nicht den geringsten Trieb, sich zu vermählen gespürt, für höchst nöthig hielt dies aber sein Vater. Friedrich war seines Vaters einziger Sohn; und der alte Pfalzgraf von Sachsen war nicht geneigt, seinen Stamm aussterben zu lassen, welches er befürchtete, wenn er seinem kränklichen Sohne nicht bald eine Gemahlin gäbe. Seine Schläfrigkeit ihm zu benehmen, hielt er Feuer und

Lebhaftigkeit für die nöthigsten Eigenschaften seiner künftigen Tochter; und dies alles zusammengenommen, vermochte Friedrich den Zweyten, seinen Sohn der Tochter des Markgrafen von Soltwedel zu verloben.

Adelheid war damals, wie unsere Leser sich noch erinnern werden, eilf Jahr, und ihr Verlobter zählte nicht mehrere Jahre. Der alte Pfalzgraf ließ aus fernen Landen berühmte Aerzte kommen, der Gesundheit seines Sohnes aufzuhelfen, aber vergebens boten alle ihre Kunst auf. So kränklich als je, führte Friedrich am Ende seines sechzehnten Jahres seine schöne Braut heim. Beklagt von ihrer Mutter und voll Ahndung der traurigen, langweiligen Tage, welchen Friedrich sie entgegen führte, verließ Adelheid das Schloß ihres Vaters, im Auge heiße Zähren, und Schmerz und Traurigkeit im Busen.

Ein feuriges geistvolles Weib an der Seite eines an Geist und Körper gleich trägen Mannes, gehört unter die Zahl der unglücklichsten Geschöpfe — schenkt der armen Adelheid euer Mitleid, fühlende Leser, daß auch sie sich unter dieser Zahl befand — Adelheid, zur Freude geschaffen und ihres Genusses gewohnt, lebte in dem Schlosse zu Weissenburg, derselben beraubt, als in einer Einöde. Alle Zeit, welche

ihrem Gemahle von der Pflege seines baufälligen Körpers übrig blieb, widmete er zwar ihr, aber wenig Vergnügen fand Adelheid in seinem Umgange, da weder Liebe noch irgend etwas ihn würzten. In den ersten Flitterwochen ihres Ehestandes freuete sich Adelheid zuweilen der Gegenwart eines umgänglichen, und unterhaltenden Nachbars, um aber ihr Schicksal noch trauriger zu machen, sahe sie bald das Schloß ihres Gemahls von allen Besuchen leer.

In Friedrichs Herzen erwachte Eifersucht. Er hatte Verleugnung und Aufrichtigkeit genug, sich selbst zu gestehen, daß beynahe jeder unter den Männern, welche ihn besuchten, ihm weit vorzuziehen wäre. Die Vermuthung: daß Adelheid diese Bemerkung vielleicht noch eher gemacht hätte, als er; machte ihm für ihre Treue bange.

Er liebte seine Gemahlin so zärtlich, als dies bey seinen stumpfen Empfindungen möglich war. Die Furcht: des Kleinods, in dessen Besitze er sich befand, sich beraubt zu sehen; flammte Eifersucht in ihm an, und als Folge derselben, waren nach kurzer Zeit die freundlichen Nachbarn, welche zuweilen Adelheidens trauriae Tage erheiterten, aus dem Schlosse zu Weissenburg verscheucht.

So hatte Adelheid drey gramvolle Jahre verlebt, als Graf Mezelins Abgeschickter sie und ihren kranken Eheherrn zum Freudengelage nach Nebra ladete. Bey seiner Ankunft suchte eben Friedrich seinen Leichnam in einem kräftigen Bade zu stärken. Adelheid hieß den Boten harren, und eilte zu ihrem badenden Gemahle. In ihrem Herzen dankte sie dem Zufalle, daß Graf Mezelin sie eben heut an ihrem achtzehnten Geburtstage einladen ließ.

Wißt ihr wohl, mein theurer Gemahl — trat Adelheid vor Friedrichen — daß heut vor achtzehn Jahren eure Adelheid gebohren wurde?

Warum hat mein liebes Weib — erwiederte Friedrich — mir dies nicht eher gesagt, damit ich diesen schönen Tag hätte festlich begehen können? Ihr wißt ja, daß ich euch gern Freude mache.

Adelheid unterdrückte einen Seufzer, den das Bewußtseyn des Gegentheils hervor preßte, und fuhr mit verstellter Heiterkeit fort: ja, Lieber, das weis ich, so wie ich nicht zweifle, daß ihr mir eine Bitte gewähren werdet, und geschähe es nur, um dadurch euer Versehen, daß ihr nicht selbst des heutigen Tages gedachtet, wieder gut zu machen.

Mehr als dieser Vorwurf und die durch ihn belebte Erkenntniß, daß er gefehlt hätte,

bewirkten ohne Zweifel einige feurige Küsse, mit welchen Adelheid ihren Gemahl beschenkte. — Der Pfalzgraf genoß selten das Glück, von seiner Gemahlin geliebkost zu werden, weil sie ihn für zu unwürdig hielt, um ihre Liebkosungen an ihn zu verschwenden. — Jetzt küßte sie ihn, um ihres Vortheils willen, und hatte die Freude, ihre Absicht erreicht zu sehen, da Friedrich einen Beweis gab, daß dieser Minnesold ihn gefällig machen könnte.

Ehe ich sie noch höre — sprach Friedrich — verspreche ich eurer Bitte unbedingte Gewährung.

Adelheid machte nun ihrem Gemahle Graf Mezelins Einladung bekannt, und ihre Bitte war: sie anzunehmen. Friedrich bereuete sein Versprechen, und machte einen Versuch, ob seine Gemahlin die Gefälligkeit haben würde, ihn von der Verbindlichkeit desselben los zu zählen.

Warum aber —, fragte er — fodert ihr mich auf, an solchem schwelgerischen Sause Theil zu nehmen, da ihr wißt, daß er mir widrig ist, und Sorge für meine Gesundheit mir die strengste Mäßigkeit gebeut?

Weil ich — antwortete Adelheid lächelnd — gern einmal ein kleines Opfer von euch haben wollte. Für eure Gesundheit braucht ihr

nicht zu bangen, denn man kann ja auch unter Schwelgern mässig seyn.

Dies kann auch euer Gemahl — erwiederte Friedrich — dennoch ist das Opfer nicht klein, das ihr von mir verlangt.

Gern werdet ihr es bringen — versicherte Adelheid — wenn ich euch sage, daß Graf Ludwig auch gen Nebra kömmt. Der Ruf eines weisen Regenten, welchen dieser junge Mann in so kurzer Zeit sich erworben hat, reizte euch schon längst, seine Bekanntschaft zu machen. Gern werdet ihr daher gewiß die Gelegenheit ergreifen, die sich euch jetzt darbietet.

Graf Ludwig kömmt nach Nebra — fragte Friedrich so hastig, als ihn Adelheid noch nie hatte sprechen hören — laßt dem Grafen von Mezelln meinen freundlichen Gruß entbieten und ihm sagen, daß ich ihn mit euch heimsuchen würde.

Ich danke euch — entfernte sich Adelheid wieder von ihrem Eheherrn — daß ihr aus Neugier: den Grafen Ludwig kennen zu lernen; zu thun euch entschließt, was aus Gefälligkeit gegen eure Gattin zu versprechen euch schwer zu werden schien.

Die Pfalzgräfin theilte nun dem Boten des Grafen die Antwort ihres Gemahls mit, und goß dann vor ihrer vertrauten Kammer-

frau über die Erreichung ihrer Absicht ihr Entzücken aus.

Hätte ich doch nie geglaubt — endigte sie — daß die Begierde meines Eheherrn: ein gepriesener Regent zu werden; mir einen so frohen Tag verschaffen würde, als der, welcher mich nun in Nebra erwartet.

Wenn nur eure Hoffnung nicht vereitelt wird, gnädige Frau — verrieth die vertraute Kuniaunde ihrer Gebieterin ihre Furcht.

Vereitelt? — erwiederte Adelheid — Fürchtest du vielleicht, daß Graf Ludwig nicht kömmt? O nein, er kömmt gewiß, denn er flieht nicht, wie mein Gemahl, Freude und fröhliche Menschen.

Der Himmel gebe nur — wünschte Kuniaunde — daß der Herr Pfalzgraf nicht erkrankt, oder unter diesem Vorwande sein Versprechen zurück nimmt.

Dies hab ich nicht zu befürchten — entgegnete Adelheid — daß er sein Wort unverbrüchlich hält, ist die größte Tugend meines Eheherrn. Er wird nach Nebra gehen, und wenn er sich in einer Sänfte müßte tragen lassen.

Der festliche Tag erschien, und Friedrich ging mit seiner schönen Gemahlin wirklich nach Nebra. Freudig wallte Adelheidens Busen

doch verbarg sie ihre Freude, um sich nicht zu verrathen; Friedrich hingegen äusserte sie laut: daß er heut den gepriesenen Grafen von Thüringen kennen lernen würde.

Der junge Pfalzgraf von Sachsen hatte dies mit manchem schwachen Fürsten der ältern und neuern Zeiten gemein, daß er gern ein weiser und löblicher Regent seyn wollte, nur daß es ihm, wie diesen, an Geisteskraft gebrach, um es werden zu können. Ludwig stand in dem Rufe, den Friedrich erwerben wollte; und in dem Umgange mit ihm sich nach ihm zu bilden, war der Vorsatz des letztern. Offnes Herzens äusserte er beydes gegen seine Gemahlin, die sich seines Vorsatzes innig freuete, weil er mit ihren Wünschen übereinstimmte.

Adelheid wußte also, daß sie den ihr immer noch so theuren Ludwig heut sehen würde. Eine geheime Ahndung, glaubte sie, hätte sie bewogen, bey Graf Mezelins Boten so sorgfältig nach den übrigen Geladenen zu forschen. Seit sie Pfalzgräfin von Sachsen war, wurde der Wunsch: daß Ludwig ihr Gemahl seyn möchte; lebhafter in ihr als jemals — ein Begegniß, das aus phisischen und moralischen Ursachen zu erklären, den mehresten unserer Leser wahrscheinlich nicht schwer werden wird. Da dieser Wunsch unmöglich erfüllt werden konnte,

beſchloß Adelheid, den zu ihren Geliebten zu machen, den das eiſerne Schickſal ihr zum Gemahle verſagt hatte. Sie entwarf zu dieſer Abſicht einen Plan, welchen wir ſie bald ſelbſt dem Grafen von Thüringen werden mittheilen hören.

Achtzehntes Kapitel.

Alte Liebe flammt wieder auf, und neue entbrennt.

Pfalzgraf Friedrich unterhielt ſich, an der Tafel des Grafen von Nebra, viel mit dem Mann, den er zu ſeinem Muſter gewählt hatte. Unbewußt des Verhältniſſes, in welchem Ludwig einſt mit Adelheiden geſtanden hatte, und nur der guten Abſicht voll: von dem Grafen von Thüringen zu lernen; ſchlief heut des Pfalzgrafen Eiferſucht, ſo leicht ſie auch ſonſt erwachte.

Auch wurde ſie durch Ludwigs Betragen nicht aufgeregt, da er, wie wir vorher berichtet haben, lange Zeit ſo ſtumm und kalt an Adelheidens Seite ſaß, als ob alle die namenloſen Reize, die ſeine ſchöne Nachbarin beſaß, für ihn keine Reize wären. Nach und nach

wurde zwar das Band seiner Zunge los, doch fand Friedrich in seinen Reden nichts, wodurch seine Eifersucht in Flammen gesetzt worden wäre.

Man hatte sich gesättigt, zum Theil vielleicht überladen; der Wein hatte die allgemeine Freude noch mehr belebt; man stand auf, und jeder führte seine Nachbarin zum fröhlichen Tanze. Wein und Tanz können Leidenschaften entzünden, viel eher noch Schlafende wecken. Beydes geschahe bey dem Lustgelage zu Nebra, wie wir euch, theure Leser, mit gewissenhafter Treue erzählen wollen.

Ludwig und Adelheid eröffneten den Tanz; ihr Rang berechtigte sie dazu, und nie waren Rang und Verdienste — wenn wir uns dieses Ausdrucks hier bedienen dürfen — glücklicher vereinigt. Alle anwesende Damen erklärten den Grafen von Thüringen für den schönsten Mann unter der Gesellschaft; und alle gegenwärtige Herrn fällten von Adelheiden ein gleiches Urtheil. Als sie und Ludwig zum Tanze antraten, entschied jeder der letztern: noch nie ein so schönes Paar gesehen zu haben; und ob schon unter den Damen nicht alle gleicher Meynung waren; so gestand doch jede der eitelsten unter ihnen sich selbst: daß nach ihr keine würdiger wäre, mit dem Grafen von Thüringen zu tanzen, als die Pfalzgräfin.

Jetzt tönte die Musik zum Anfange des Tanzes; und Staunen und Bewunderung nahm alle Zuschauer und den größten Theil der Tänzer und Tänzerinnen ein, da Ludwig und Adelheid mit unbeschreiblichem Reize und leicht, wie Luftgestalten, dahin schwebten. In den Herzen manches eiteln geschickten Tänzers und mancher eiteln schönen Tänzerin entstand aber auch Neid; sich übertroffen, verdunkelt zu sehen.

Dies die Wirkung, welche Ludwigs und Adelheidens Tanz auf andere machte, für sie selbst war seine Wirkung noch wichtiger. Adelheid bemerkte mit innigem Entzücken, daß sie durch ihn den ersten Schritt zur Erreichung ihrer Absicht gethan hätte, und in Ludwigs Busen flammte die Liebe wieder hoch auf, welche Bertha einst verlöscht hatte.

Der Tanz allein bewirkte dies vielleicht nicht, Eindruck machte er aber gewiß auf Ludwigs Sinne, und diesen wußte Adelheid, wenn sie sich selten einen Augenblick lang unbelauscht sahe, durch Feuerblicke zu verstärken, die tief in Ludwigs Inneres drangen. Einer dieser Blicke hatte ihn schon vorher bey seinem Eintritte getroffen; und dieser, nicht Adelheidens Reize allein, bewirkte die Bewegungen, die sein Herz beunruhigten.

Damals hatte eine innere Stimme ihm zugerufen: daß Vernunft und Pflicht ihm befählen: Adelheiden zu fliehen; zu schwach war aber Ludwig, diesem Rufe zu folgen, jetzt, bey mehr erhitzter Leidenschaft schwieg jene Stimme. Liebe nur überfüllte Ludwigs Busen. Er hatte für nichts Gefühl, als für das Glück, das in Adelheidens Armen, die ihr der Tanz um den Geliebten zu schlingen vergönnte, ihm wurde.

Die Musik schwieg, und nicht sowohl vom Tanze ermattet, als vom Uebermaasse ihrer Empfindungen entkräftet, sanken Adelheid und Ludwig auf eine Ruhebank. Nicht Zufall, sondern Adelheidens Wahl hatten diese mit ihrem Tänzer zu einem Platze geführt, wo sie nicht leicht belauscht werden konnten. Schon während des Tanzes hatte ihr Auge nach ihrem eifersüchtigen Eheherrn umher gespäht, und ihn, zu ihrer großen Freude, in einem Seitengemache unter den Zechern gefunden. Friedrich schien vergessen zu haben, daß er auch unter ihnen mässig zu seyn, sich stark genug geglaubt hatte. Der Becher behagte ihm so wohl, daß er über ihn seine Gemahlin vergaß.

Auch jetzt saß Ludwig stumm an Adelheidens Seite, doch war die Ursache dieses Stummseyns sehr verschieden von der, welche an der Tafel

seine Zunge band. Nicht Verworrenheit seiner Empfindungen, sondern die Stärke einer einzigen beraubte ihn der Sprache, die ohnehin zu dem Ausdrucke derselben zu schwach war. Deutlicher aber als jede Sprache machten seine Blicke kund, was in ihm vorging. Adelheid brach dies ausdrucksvolle Stillschweigen zuerst.

Ich pries mich glücklich, Herr Graf — sprach sie zu ihrem Geliebten — als ich euch heut nach so langer Trennung wieder sahe; unglücklich aber fühle ich mich nur, weil ihr eure Freundin vergessen zu haben scheint. Oder schmeichelte ich mir vielleicht zu viel, daß ich mich einst eure Freundin glaubte?

O warum mußtet ihr mich durch die Zurückerinnerung an jene entflohenen Zeiten, aus dem seligen Traumel wecken, in welchen ich mich gewiegt hatte? — kehrte Ludwigs Bewußtseyn wieder — sie sind dahin; und nie, nie werden sie wiederkehren!

Adelheid. Also war es nicht Täuschung, daß ich mich einst eure Freundin schmeichelte?

Ludwig. O, Einzige eures Geschlechts, ihr wart mir mehr als Freundin! heiße Liebe zu euch erfüllte mein Herz, erfüllt es noch, und wird es ewig erfüllen!

Adelheid. Der lauteste Dank für dies schöne Geständniß ist, daß ich euch das nämliche

thue. Seit ich in Mayns von euch gerissen wurde, sehnten sich meine Thränen unablässig nach euch; nun ist mein Sehnen erfüllt. Wir sind wieder vereinigt. Einen Willen — und nichts soll uns von neuem trennen!

Ludwig. Welches Vergnügen der Seligkeit strömen eure Worte in meine Brust! euch meinen Dank zu stammeln, vermag ich nicht; übrigt ihn in einem heissen Kusse auf eurer reizenden Hand brennen.

Adelheid. Gemach, Herr Graf. Vergeßt nicht, daß mehr als hundert Augen uns beobachten konnten. Zum zweyten male würde ich von euch gerissen werden, rufte ein Rader meinem Eheherrn herbey, in dessen Brust Eifersucht so flammend brennt, als in der meinigen die zärtlichste Liebe für euch. So kalt, so gleichgültig als ihr es an der Tafel wart, müßt ihr euch gegen mich stellen, um damit seltne Augenblicke zu erkaufen, wo wir ohne Furcht und Zeugen unsere Liebe gegenseitig aushauchen können.

Ludwig. Saat: daß Feuer sich in Eis verwandeln soll; und ihr verlangt nichts unmöglicheres, als was ihr von mir begehrt.

Adelheid. Weis Ludwig, um seines einzigen Vortheils willen, den Ausbruch seiner Leidenschaft nicht auf kurze Zeit zurück zu halten:

so bleibt der schöne Traum, den meine Seele sich von der Zukunft bildete, auf ewig nur ein Traum; zur Wirklichkeit aber wird er umgeschaffen werden, wenn ihr thut, um was ich euch bitte.

Ludwig. O sprecht, schöne Gräfin! Die Liebe wird mir Kraft geben, auch unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen.

Adelheid erzählte dem erkohrnen Geliebten, welche hohe Achtung gegen ihn das Gerücht in ihrem Gemahl erschaffen hätte, und fuhr dann fort:

Wenig Angenehmes wird des Pfalzgrafen Unterhaltung für euch haben; sprach aber Wahrheit die Versicherung eurer Liebe aus euch: so werdet ihr euch gern mit dem Pfalzgrafen ein wenig langweilen. Ihm müßt ihr euch heut widmen, nicht mir. Unbekümmert um mich, wenn ich abwesend bin, auch gleichgültig gegen mich, wenn ich euch nahe bin, müßt ihr viel und oft mit dem Pfalzgrafen sprechen, wenn ihr mich nicht heut zum letzten male sehen wollt. Er wird euch zu sich laden; ihr werdet kommen; und dann, mein Ludwig, wird sich Gelegenheit genug zeigen, uns für die Augenblicke schadlos zu halten, die wir heut verlohren.

Ludwig folgte dem Willen der Pfalzgräfin. Von ihr weg eilte er unter die Gesellschaft der

Becher im Seitengemache, und setzte sich an Friedrichs Seite, der nun beynahe mit ihm allein sich unterhielt. Es gelang dem Grafen von Thüringen, des Pfalzgrafen Achtung noch mehr zu erhalten, als der Ruf sie ihm vorher schon erworben hatte. Der Pfalzgraf bat ihn um seine Freundschaft, wogegen Ludwig ihm versicherte, daß er sich glücklich schätzte, wenn er ihn der seinigen würdig fände.

Durch ihren Geliebten hingezogen, kam Adelheid auch zuweilen zu ihrem Gemahle, und der Beyfall, den Ludwig von ihm erhalten hatte, wurde um ein großes vermehrt, da er sahe, daß Ludwig Adelheidens Gegenwart sogar nicht beachtete, wenn sie schon jederzeit die andern Becher in Aufruhr brachte. Alle eilten, der reizenden Pfalzgräfin sich zu nähern; nur Ludwig blieb unangefochten an der Seite ihres Eheherrn sitzen.

Hatte Adelheid sich wieder entfernt, und verzog dann zuweilen etwas lange, ehe sie zurückkehrte: so fragte der Pfalzgraf seinen Nachbar Ludwig nach ihr, der dann diese Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, durch Adelheiden die Langeweile sich vergüten zu lassen, die ihm neben ihrem Eheherrn peinigte. Er stand auf, spähete Adelheiden aus, führte sie zu ihrem Gemahle, und setzte sich dann wieder

ruhig auf seinen Sessel. Weit entfernt, hiervon die wahre Ursache zu ahnden, glaubte Friedrich, daß Ludwig nur aus Gefälligkeit gegen ihn sich so oft mit seiner Gattin beschwerte; und dies und die Aeusserung: man könnte auf ein Weib nicht achtsam genug seyn; machte ihm den Grafen von Thüringen noch werther.

Ich bitte euch, Herr Graf — sprach einst Friedrich zu seinem Nachbar — laßt uns die Bekanntschaft fortsetzen, welche heut Zufall veranlaßte.

Ludwig versicherte, daß die Fortsetzung derselben ihm das wahreste Vergnügen gewähren würde, und der Pfalzgraf fuhr fort.

Mich hält Krankheit in meiner Burg fest, daher ich euch nicht so oft werde heimsuchen können, als ich wünsche. Ihr aber werdet eure Gefälligkeit gegen mich, von der ich heut schon Beweise erhielt, vollkommen machen, wenn ihr mir jenen Verlust dadurch ersetzet, daß ihr mich geplagten Mann um so öfter besucht. Laßt uns wie Freunde leben, und alle Ceremonien von unserm freundschaftlichen Umgange entfernen. Meine Burg ist euch immer offen; je öfter ihr mich heimsucht, je mehr werde ich euch für eure Freundschaft danken.

Oft wiederholte Friedrich diese Einladung. Er ahndete nicht, daß Ludwig schon auf eine

nur hingeworfene kommen würde: und raſtete nicht eher, bis dieſer ihm ſein Wort gab, daß er ſchon nach zwey Tagen mit ſeinen freundſchaftlichen Beſuchen den Anfang machen wollte. Mit inniger Freude hatte Adelheid dies Verſprechen gehört, und eilte nun in den Tanzſaal, um dem Grafen von Thüringen, als er ſie nach einiger Zeit wieder zu ihrem Gemahl führte, ins Ohr zu liſpeln: Ihr werdet wohl thun, wenn ihr einige Zeit vor dem Mittageſſen in Weiſſenburg einzutreffen ſucht. Seiner Geſundheit zu frommen, ſitzt mein Gemahl um dieſe Zeit im Bade. Bis er herausſteigt, verweilt ihr bey mir.

Man hatte endlich zu Nebra genug getanzt und gezecht, um nach dem Aufbruche des andern Morgens an die Ruhe zu denken. Sanft ſchliefen die mehreſten Gäſte des Grafen zu Nebra; ohne Schlaf warfen ſich aber auch einige auf den weichen Lagern umher. Daß Ludwig und Adelheid unter dieſe unruhigen Schläfer gehörten, werden die Leſer ohne unſer Erinnern ermeſſen. Sie waren nicht die einzigen. So fern als von ihren Lagern war Ruhe von dem Lager des Grafen Dietrich von Linderbeck und von dem Lager der Gräfin Uda von Thüringen.

Beyde hatten beym Tanzen ihre Herzen verlohren. Jedes suchte das seinige wieder zu erhaschen, aber der kleine tückische Amor leitete ihre Hände fehl. Uda ergriff Graf Dietrichs Herz und Dietrich das Herz der lieblichen Uda. Diese Verwechselung mußte nothwendig in Körpern beunruhigende Bewegungen zur Folge haben; und diese Bewegungen waren es, welche Dietrichen und der Gräfin Uda den Schlaf beraubten. Beyde beklagten diesen Raub so wenig als den Verlust ihrer Herzen; traurig aber sahen sie der Trennung entgegen, die ihnen nach wenig Stunden drohete.

Alle, die in dem Schlosse des Grafen von Nebra geschlafen oder nicht geschlafen hatten, waren jetzt wieder in dem Speisesaale versammelt, wo ihnen Graf Mezelin vor der Abreise etwas zum Morgenimbiß reichen ließ. Man trennte sich endlich; und uns und unsere Leser interessiren die Abschiedsformulare der Scheidenden zu wenig, um ihrer hier zu erwähnen. Daß Adelheid ihrem Geliebten zuflüsterte: übermorgen hoffe ich euch wieder zu sehen; und daß Graf Dietrich der jungen Gräfin von Thüringen versicherte: in wenig Tagen wird Liebe mich nach Schaumburg führen, um bey dem Grafen Ludwig um die Hand der holden Uda

zu werden; dies sey alles, was wir von jenen Abschieden erwähnen.

Mit süssem Nachgeschmacke der genossenen Freuden machten sich alle nach ihren Burgen auf den Weg.

Neunzehntes Kapitel.

Ludwig wünscht so glücklich zu seyn als sein Schwager.

Der Tag, an welchem Ludwig nach Weissenburg zu kommen versprochen hatte, erschien, und der Ungeduldige, dem er mit seiner Ankunft schon zu lange zögerte, flog nun eilend dahin. Er hatte genau auf Adelheidens guten Rath gemerkt, und hielt daher, als er Weissenburg in der Ferne erblickte, sein Roß auf, weil der Mittag noch fern war und Ludwig befürchtete, daß Friedrich sich vielleicht nicht baden möchte, wenn er ihn vorher schon bey seiner Gemahlin wüßte. In Adelheidens Arme zu eilen, war zwar Ludwigs Wunsch, weil aber Eil hier zweckwidrig gewesen seyn würde, setzte er seinen Weg langsam fort, und sein günstiges Geschick

ließ ihn in Weissenburg ankommen, als Friedrich eben in das Bad gegangen war.

Das gute Zutrauen des Pfalzgrafen zu seinem neuen Freunde war so groß, daß er geboten hatte: ihn zu seiner Gemahlin zu führen, wenn er während der Badezeit ankommen sollte. Wie innig freueten sich Ludwig und Adelheid dieses Befehls, und wie feurig wünschten sie: daß Friedrich recht lange im Bade bleiben möchte. Bey Ludwigs Ankunft hatte Adelheid ihre Kunigunde entfernt, mit dem Befehle: auf ihren ersten Ruf mit allen ihren Frauen herbey zu eilen; und Ludwig sahe kaum Kunigunden verschwinden, als er die Pfalzgräfin so feurig umarmte, wie da er einst in ihr Bertha zu sehen glaubte.

Adelheid erschrak jetzt nicht wie damals über Ludwigs stürmende Liebe. Mit aller Zärtlichkeit erwiederte sie seine Umarmung; und einige Augenblicke schwanden den beyden Liebenden Mund auf Mund dahin. Wiederholte Versicherungen der zärtlichsten ewigen Liebe mit Küssen und neuen Umarmungen bekräftigt, folgten jenem ersten Gruße; bey allem Feuer ihrer Leidenschaft vergaß aber doch Adelheid die nöthige Vorsicht nicht. Sie endigte die Minneunterhaltung zuerst, gab ihrem Geliebten Vorschriften, wie er sich nun verhalten sollte, und rief

dann Kunigunden, welche sogleich mit vier andern Frauen erschien.

Adelheidens Willen gemäs, wandelte jetzt Ludwig im Zimmer auf und ab, so gleichgültig, als wenn die schöne Adelheid für ihn nichts Schönes hätte. Bisweilen sprach er ein wenig mit ihr, doch auf eine Art, als ob ihm dies viele Ueberwindung kostete, und jederzeit endigte er mit dem Wunsch: daß der Pfalzgraf bald kommen möchte. Schwer wurde es dem Grafen von Thüringen, diese Rolle zu spielen, wenn es ihm schon gelang, sich nicht zu verrathen. Verlegenheit mahte sich wirklich in seinen Blicken, aber freylich erschuf sie nicht Friedrichs Ausbleiben, sondern die Gegenwart der Weiber, welche den Liebenden Fesseln anlegte. Endlich kam Friedrich.

Ihr verzieht lange, Herr Pfalzgraf — sprach Ludwig zu ihm.

Verzeiht — antwortete Friedrich — ich bin ein leibeigner Knecht der Aerzte, und hätte noch länger von euch entfernt bleiben müssen, hätte ich heut nicht wider ihre Vorschriften gesündigt.

Gut, daß ihr das thatet — fing Adelheid mit spöttischem Tone an, und mit einem Blicke auf den Grafen, welcher Empfindlichkeit über ihn zeigte. — Hättet ihr länger verzogen: so

fürchte ich, der Herr Graf würde, ohne euch zu erwarten, Weissenburg wieder verlassen haben.

Friedrich bat nun seinen Gast, mit ihm in sein Gemach zu kommen, und entschuldigte sich nach dem Hinausgehen noch einmal bey ihm, daß er so lange auf sich hatte warten lassen.

Euch zu gefallen, Herr Pfalzgraf — versicherte Ludwig — bliebe ich gern eine Zeitlang unter Weibern. Eure Frau Gemahlin — fuhr er fort — schien zur Sicherheit all' ihre Frauen um sich her versammelt zu haben. Fürwahr es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft!

Friedrich entschuldigte seine Gemahlin, indem er den Grafen erinnerte, daß sie ihn freylich nicht so genau kennte als er.

Grossentheils allein mit dem Pfalzgrafen wurde dem Grafen von Thüringen der Tag unermeßlich lang. Ohne sich durch eine zweyte geheime Unterhaltung mit Adelheiden, für diese peinigende Langeweile schadlos halten zu können, verließ Ludwig des andern Morgens Weissenburg wieder, nachdem er dem Besitzer desselben hatte versprechen müssen: recht bald wieder zu kommen, und längere Zeit bey ihm zu verweilen.

Uda empfing ihren Bruder an der Schloßpforte zu Schaumburg, doch hatte nicht er, sondern Täuschung sie dahin gezogen. Seinem Versprechen gemäß, erwartete Uda den Grafen

von Linderbeck; und hatte sich deshalb auf den Altan begeben, um ihn hier schon in der Ferne auszuspähen. Lange hatte ihr Auge vergebens nach dem geliebten Dietrich umher geblickt, als sie zwey Reuter dem Schlosse schon nahe gewahrte. Sie vergaß, daß Dietrich auf einem andern Wege kommen müßte, vergaß, daß ihr Bruder heut hatte zurückkehren wollen, und ohne die Kommenden scharf anzublicken, eilte Uda mit der Hoffnung; ihren Dietrich zu sehen; die Stiegen hinab vor die Pforte.

Nicht freudig, wie sonst, hüpfte die junge Gräfin in die Arme des geliebten Bruders. Zwar begrüßte sie ihn freundlich, aber doch trauerte sie, daß sie den nicht fand, der ihrem Herzen noch theurer war als Ludwig. Unter dem Vorwande: des schönen Tages sich zu freuen; verließ sie ihn bald, um auf dem Altane dem Geliebten entgegen zu harren, und bald sah sie ihr Sehnen erfüllt. So eilend, daß der Schweis von seinem Rosse troff, sprengte Graf Dietrich nach dem Schlosse zu, und Uda erhob den leichten Fuß, ihm entgegen zu fliegen.

„Mit Gunst, mein Fräulein“ — hielt Frau Elisabeth, einst des Fräuleins Amme, die sich, eben weil sie dies gewesen war, eine gewisse Herrschaft über sie anmaßte, die Eilende zurück — „mich dünkt, ihr thätet weislicher,

wenn ihr in eurem Gemache des Grafen sein sittiglich harret. Ich bitte euch, habt noch ein wenig Geduld, denn ich denke, ihr werde nicht lange einsam sitzen, bis Graf Ludwig euren Geliebten zu euch führt, seine Hand in die eurige zu legen."

Dem Rufe der Sittsamkeit, der aus Elisabeths Munde erscholl, gab Uda Gehör. Sie ging in ihr Gemach, und Frau Elisabeths Vorherverkündigung traf zu. Uda saß nicht lange einsam.

Ludwig hatte der Werbung des Grafen von Linderbeck sogleich seinen Beyfall gegeben. An seiner Hand trat er jetzt in das Gemach seiner Schwester, welche er mit den Worten: hier, Herr Graf, fragt meine Uda selbst; den Grafen Dietrich zuführte; und Dietrich fragte das erröthende Fräulein: ob sie durch ihre Hand sein Glück machen wollte?

Mein Bruder entscheidet über sie — antwortete Uda — indem ihr Gesicht sich höher röthete.

Deine Hand, liebe Uda — trat jetzt Ludwig den Liebenden näher — gebe ich dem Herrn Grafen, damit er dein Herz nicht allein besitzt. Seyd glücklich, ihr Liebenden!

Er führte nun seine Schwester in Dietrichs Arme, aus welchen sie nachher in die seinigen

ſank. Dank erfüllt, umarmte auch Dietrich den Vollender ſeines Glückes, in deſſen Buſen der heiſſe Wunſch lebte: ſo glücklich als Dietrich zu ſeyn.

Der Liebe lebte Graf Dietrich einige Tage lang in dem Schloſſe zu Schaumburg, dann beſprach er ſich mit dem Bruder ſeiner Geliebten über den Tag, an dem er kommen wollte, ſeine Verlobte heim zu führen, und ſo wurde eine Liebe, die ſchnell entſtand, auch ſchnell bekrönt, ohne durch Hinderniſſe oder Abentheuer für irgend jemand, auſſer den Liebenden, merkwürdig zu werden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Friedrich wird getäuſcht.

Zugleich mit dem Grafen von Linderbeck verließ Ludwig Schaumburg, um dem Genuſſe entgegen zu eilen, von welchem Graf Dietrich ſich ſchied. Eher würde er ſchon wieder nach Weiſſenburg gegangen ſeyn, hätten nicht Gefälligkeit gegen den Graf Dietrich und Liebe für Ida ihn in Schaumburg zurück gehalten. Er wollte nicht, daß die Liebenden ſich ſo bald ſchon wie-

der trennen sollten, und nahm zugleich zu vie
Rücksicht auf den Wohlstand, um den Graf
Dietrich mit seiner Schwester allein zurück
lassen. Jetzt, da dieser sich auf den Weg ma
te, verzog er keinen Augenblick länger, de
Drange seines Herzens zu folgen.

Man hatte den Grafen von Thüringen
Weissenburg so sehnlich erwartet, als er sich sehnli
dahin gewünscht hatte. Groß war demnach d
Freude, die seiner Ankunft folgte, nur mit de
Unterschiede, daß Adelheid gleich Anfangs sie nic
so laut äußerte, als Friedrich.

Ludwig mußte dem Pfalzgrafen versprechen
daß er einige Tage bey ihm verweilen wollte
und wir haben wohl nicht nöthig es zu ve
sichern, daß er dies Versprechen gern gab. S
unaussprechlich sich auch Adelheid über dies Ve
sprechen freute, so ganz hatte sie doch ihre Mi
ne in ihrer Gewalt, daß sie Verdruß darüb
äusserte. Friedrich hatte diese Miene so wo
bemerkt als Ludwig.

Ich werde nicht so lange bey euch bleibe
dürfen, als es mein Wunsch war — sprac
Ludwig zu Friedrichen, so bald er sich mit ihn
allein sahe.

Warum nicht, mein theuerster Freund
— fragte Friedrich.

Hal

Habt ihr nicht bemerkt — erwiederte Ludwig — wie unwillig mich eure Frau Gemahlin anblickte, als ſie vernahm, daß ich ſie lange zu beſchweren gedächte?

O, laßt dadurch euren ſchönen Vorſatz ſich nicht umändern — bat Friedrich.

Verzeiht, Herr Pfalzgraf — antwortete Ludwig — ſo ſehnlich ich auch wünſchte, mich recht lange eures Umgangs freuen zu können: ſo wenig iſt mir dies einen einzigen Tag lang mögs lich, wenn von eurer Frau Gemahlin mich mehr ſolche Blicke treffen, als die bey meiner Ankunft, denn ihr ſollt wiſſen, daß ich nicht ſeyn kann, wo man mich ungern ſieht.

Als wir den Bund unſerer Freundſchaft ſchloſſen — erwiederte Friedrich — verſprachen wir uns gegenſeitig: Zwang und Zurückhaltung zu verbannen. Im Vertrauen auf dieſes Verſprechen hoffe ich eure Verzeihung, wenn ich euch unverholen ſage, daß ihr an jenen unfreundlichen Blicken meiner Gemahlin ſelbſt ſchuld wart, und daß es nur auf euch ankömmt, euch freundſchaftlichere Blicke von ihr zu verdienen.

Ich verdiene mir nicht gern von Weibern etwas — ſprach Ludwig kalt und ernſt.

Auch nicht, wenn Freundſchaft euch um dies ſes Opfer bittet? — fragte Friedrich.

Dann willig und gern — antwortete Ludwig.

Nun so bitte ich euch — fuhr Friedrich fort — besiegt aus Freundschaft für mich in Gesellschaft meiner Gattin eure Abneigung gegen alles was Weib heißt, ein wenig. Meine Adelheid ist ein gutes wackeres Weib, aber wie alle Menschen, nicht von Fehlern frey. Der größte dieser Fehler ist Eitelkeit, die ihr beleidigt habt. Ueberwindet euch, dieser bisweilen ein kleines Opfer zu bringen; und Adelheidens Blicke werden sich aufheitern.

Fürwahr ein Opfer, das ich noch keinem meiner Freunde brachte — betheuerte Ludwig — doch war mir auch noch keiner so theuer als ihr, und deshalb verspreche ich euch, was meinen Neigungen so ganz widerspricht. Schön, wie ich noch wenig Weiber sahe, ist eure Frau Gemahlin, aber dennoch versichere ich euch, daß mich großen Kampf kosten wird, wozu vielleicht alle andere Männer sich aufgeopfert fühlen würden, sobald sie die reizende Pfalzgräfin von Sachsen nur gesehen hätten.

Sonderbar — ließ Friedrich seine Verwunderung hören — jetzt eine Frage, Herr Graf: woher der Weiberhaß, den ich bey euch zu bemerken glaube, und der mir bey einem

Manne, wie ihr, und bey eurer Jugend so unerklärbar ist?

Er entstand als natürliche Folge der Begegnisse meiner frühern Jahre — antwortete Ludwig — die Weiber allein verbitterten mein Leben, und erzeugten den Vorsatz in mir: sie wo nicht zu hassen, doch sorgfältig zu meiden; ein Vorsatz, dem ich wenigstens in so fern treu bliebe, daß wenn Zufall oder Wohlstand mich in eine Gesellschaft von Weibern führt, mein Körper nur bey ihnen gegenwärtig ist. Meinen Geist suche ich mit entfernten Dingen zu beschäftigen, damit er mich nicht treibt, hinweg zu eilen.

Der arglose Friedrich ahndete keinen Betrug, wozu er so leicht hätte veranlaßt werden können, weil Ludwig, wenn er wirklich der Weiberfeind gewesen wäre, der er zu seyn vorgab, sich gewiß nicht entschlossen haben würde, die Zeit, welche Friedrich kurz nachher im Bade auf die Verbesserung seiner Gesundheit verwendete, bey seiner Gemahlin zuzubringen. Auf Friedrichs Rath wollte er jetzt die ersten Versuche machen, ob es ihm möglich seyn würde, von Adelheiden sich freundlichere Blicke zu erwerben; und Friedrich bemerkte beym Mittagsmahle, daß es seinem Gaste wenigstens nicht ganz mißlun-

gen war. Würdigte ihn Adelheid gleich keiner freundlichen Miene, so blickte sie ihn doch nicht mehr unwillig an.

Mehr als Friedrich nach dieser Bemerkung freueten sich Adelheid und Ludwig, daß es ihnen so wohl gelungen war, den blöden Friedrich zu täuschen, Eifersucht fern von ihm zu halten, und ihn sogar zum Beförderer ihrer Liebe zu machen.

Billig wäre es zwar von dem Pfalzgrafen gewesen, wenn er, so lange Ludwig bey ihm war, in einiger Entfernung von seiner Gemahlin gelebt hätte, da er sich so fest überzeugt glaubte, daß ihre Gegenwart seinem Gaste lästig wäre; allein theils war ihm ihre Gesellschaft zu theuer, um sie dem Grafen von Thüringen zu opfern, theils war es auch seiner Eifersucht nicht gemäß, die schöne Adelheid so lange Zeit nur der Obacht einiger Frauen anzuvertrauen, die er zu Wächterinnen ihrer Treue gesetzt hatte.

Kunigunde war unter diesen die erste; und dies schlaue Weib wußte sich gegen ihren Herrn so geschickt zu benehmen, daß er in ihr nichts weniger als die Vertraute seiner Gattin vermuthete, ob sie dies gleich schon lange war, denn Leutseligkeit und reichliche Geschenke von ihrer Gebieterin, hatten sie gleich in den ersten

Wochen ihres Dienſtes zur treueſten Vertrauten derſelben gemacht. Frau Kunigunde befand ſich ſehr wohl dabey, daß der leicht zu täuſchende Pfalzgraf ſie als Wächterin ſeiner Gemahlin, ſie als Vertraute belohnte.

Lieb war es alſo dem Pfalzgrafen, daß Ludwig ſeine Eiferſucht nicht hinderte, Adelheiden ſelbſt zu bewachen, noch lieber aber war es ihm, daß Ludwig nicht von ihr wich, ſo lange ſich jener im Bade befand, denn nirgends glaubte er ſie ſicherer, als unter Ludwigs Hut.

Acht Tage blieb Ludwig in Weiſſenburg, des Zwanges zwar bisweilen müde, welchem er ſich unterwerfen mußte, doch hielt er ſich durch die Freuden, welche er dann an Adelheidens Seite genoß, wenn ihr Gemahl im Waſſer lebte, reichlich für jenen Zwang belohnt. Gern zwang und langweilte er ſich des Tages zwölf Stunden lang, um zwey der Liebe leben zu können.

Wir ſind nicht geſonnen ein Tagebuch der Liebe Adelheidens und Ludwigs zu ſchreiben, noch jeden Beſuch des letztern in Weiſſenburg zu melden, weil wir allen unſern Leſern Einbildungskraft genug zutrauen, die Unterhaltungen bey dieſen Beſuchen aus eignen Kräften zu ermeſſen. Ludwig lebte jetzt beynahe mehr in Weiſſenburg als in Schaumburg; und Friedrichs gutes Vertrauen zu ihm wurde eher vermehrt

als vermindert, ob schon jeder andre als der blödsinnige Friedrich das sträfliche Spiel bemerkt haben würde, das Adelheid und Ludwig mit ihm trieben.

Oft schon hatte dieser den Pfalzgrafen gebeten: ihn auch einmal auf seiner Burg heimzusuchen; immer aber waren diese Bitten vergebens, weil Friedrich sich nicht gern von seinem Bade entfernte, doch versprach er nebst seiner Gemahlin zu kommen, um an der Feyer der Vermählung der Schwester seines Freundes mit dem Grafen von Linderbeck Theil zu nehmen.

Wie auf dem Freudengelage zu Nebra, brachte hier Friedrich den größten Theil der Zeit unter den Zechern zu, sah aber nicht immer wie damals, seine Gemahlin und den Grafen von Thüringen um sich. Unbekümmert um ihn, genossen diese die Freuden des Tages, an welchen Friedrich seine Gemahlin unbewacht von ihm Theil zu nehmen vergönnte, weil Ludwig an seiner Statt zu wachen versprochen hatte. Seine Liebe sah es gern, daß Adelheid sich heut einmal belustigen konnte, ohne ihm für ihre Treue bange zu machen.

Innig dankte er dem Grafen von Thüringen, daß er sich des mühseligen Geschäfts unterzog: sein Weib zu bewahren; doch konnte er ihm seine Verwunderung nicht bergen, daß er

heut so gar nichts von Weiberfeindlichkeit äuſ-
ferte.

Ihr lebt ja heut mitten unter diesem euch so verhaßten Geschlechte, und scheint um sie nicht viel weniger zu buhlen, als sie um euch — sprach Friedrich, da einst Ludwig ein wenig zu ihm kam.

Ein Opfer, das ich meiner Schwester brin-
ge — rechtfertigte sich Ludwig — Ihr und dem Wohlstande war ich es schuldig. Seyd aber versichert, daß ich lieber in dem wildesten Getümmel der Schlacht seyn möchte, als hier unter diesem Weibergewirbel.

Nicht wenig erstaunten die mehresten Anwesenden, daß Friedrich heut seine, sonst so sorgfältig bewachte Gemahlin so ganz ihrem freyen Willen überließ, denn daß Graf Ludwig ihr Wächter wäre, ahndete niemand, da vielleicht keiner unter den gegenwärtigen Männern diesem schönen verführerischen Mann ein solches Amt anvertraut haben würde. Den höchsten Grad erreichte dieses Staunen, als man des andern Tages vernahm, daß Friedrich, der an dem Sause zu Schaumburg kein Behagen fand, nach seinem stillen Weissenburg zurückgekehrt wäre, und seine Gemahlin zurückgelassen hätte.

Friedrich hatte sich den Abend zuvor, in Gegenwart des Grafen von Thüringen, nach dem

ruhigen Aufenthalte in seinem Schlosse gesehnt, wogegen ihn aber Ludwig bat, aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin noch länger zu verweilen, weil dieser Vergnügen zu gewähren schien, was ihm Unlust machte. Friedrichs Gefälligkeit war nicht so groß, als Ludwig glaubte, größer aber, als er bey allen schon erhaltenen Beweisen vermuthete, sein festes Vertrauen zu Ludwigs Freundschaft- und Weiberfeindlichkeit.

Gern möchte ich meine Adelheid die Freuden, welche ihr so selten sind, hier noch länger geniessen lassen, da es eben ohne Gefahr geschehen kann, aber länger in diesem Getümmel zu leben, ist mir, bey aller Liebe zu ihr, nicht möglich — antwortete Friedrich seinem Freunde — wollt aber ihr, Herr Graf, da ihr jetzt einmal genöthigt seyd, unter Weibern zu leben, meine Adelheid bey euch behalten, bis die Feste zu Ende sind, die ihr eurer Schwester zu Ehren angestellt habt, so werdet ihr euch von mir und meiner Gemahlin den wärmsten Dank verdienen. Doch müßtet ihr mir freylich versprechen, meine Adelheid so sorgfältig zu verwahren, als ihr euren Augapfel verwahrt.

Beynahe wäre Ludwigs Verstellungskunst nicht hinreichend gewesen, um seine namenlose Freude über das unerwartete Glück, zu dessen Genusse ihn Friedrich, ohne es selbst zu wissen,

ladete, zu verbergen. Auch würde ein aufmerksamerer Beobachter, als der blöde Friedrich, sie gewiß bemerkt haben. Aber Friedrich bemerkte nichts; und gab der Freude des Grafen von Thüringen noch Vermehrung.

Noch eine Bitte, theuerster Freund! — fuhr er fort — Ihr müßt mir meine Adelheid auch selbst wieder überliefern, wenn ich sie euch zurücklassen soll. Sind eure Feste zu Ende, und die Gäste haben eure Burg wieder verlassen, dann habt die Freundschaft für mich, mit meiner Gemahlin nach Weissenburg zu kommen.

Zwanglos konnte sich also nun Ludwig der Gegenwart der Theuresten unter allen seinen Gästen freun, wenn schon er und Adelheid durch den Zwang, welchen sie sich in Friedrichs Gegenwart auflegen mußten, an Verstellung gewöhnt, sich vor aller Menschen Augen so sittiglich zu betragen wußten, daß niemand etwas von der Wahrheit ahndete. Was aber dann geschahe, wenn Ludwig sich bisweilen des Morgens in Adelheidens Gemach stahl, davon berichten unsere Urkunden nichts, daher wir uns genöthigt sehen, diese Lücken in der Geschichte jedem unserer Leser nach eignem Gutbefinden ausfüllen zu lassen.

Um sich solcher schönen Morgenstunden eine grössere Anzahl zu verschaffen, verlängerte

Ludwig die Feste. Mit dem Anfange der Woche hatten sie begonnen, und mit dem Ende derselben beschlossen sie erst. Drey Tage verweilten nun noch die Neuvermählten zu Schaumburg. Am Morgen des vierten begleitete Ida ihren Gemahl in sein Land, und Ludwig machte sich mit der reizenden Pfalzgräfin nach Weissenburg auf.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vergebens sucht man Friedrichs Eifersucht rege zu machen.

Beynahe wäre mir bange worden — bewillkommte Friedrich den Grafen von Thüringen scherzend — weil ich befürchtete, daß ihr mir meine Gemahlin gar nicht wieder bringen wolltet.

Womit die Frau Pfalzgräfin — antwortete Ludwig — so wenig zufrieden gewesen seyn würde als ihr; denn ihr sollt wissen, daß ihre Liebe zu euch den heutigen Tag unzählig oft herbey gewünscht hat.

So darf ich mir wohl keinen Dank versprechen — fragte Friedrich lächelnd seine Ge-

mahlin — daß ich euch in Schaumburg bey dem Genusse so mancherley Freuden zurück ließ?

Ihr hättet meinen wärmsten Dank verdient — antwortete Adelheid — wenn ihr mir dies etliche Tage lang vergönnt hättet; daß ihr mich aber neun lange Tage von euch trenntet — wie wär es möglich, daß euer treues Weib dafür euch danken könnte? Bange Sorgen für eure Gesundheit haben mir öfters den Genuß der Freude vergällt.

Ihr thatet unrecht — entgegnete Friedrich — daß ihr euch mit unnöthigen Sorgen plagtet. Zu eurer Freude muß ich euch versichern, daß ich mich seit vier Jahren nicht so wohl befand, als seit meiner Zurückkunft von Schaumburg.

Diese frohe Nachricht machte auf Adelheiden eine Wirkung, derjenigen ganz entgegen gesetzt, welche der gutherzige Friedrich sich versprochen hatte. So weit es auch Adelheid in der Verstellungskunst gebracht hatte: so wenig vermochte sie, einen Seufzer zu unterdrücken, der sich über eine Nachricht, die die Erfüllung ihrer Wünsche noch fern hinaus setzte, unaufhaltsam aus ihrem Busen hervor drängte. Nur der Tod ihres Gemahls konnte Adelheidens Wünsche erfüllen.

Wie, meine Adelheid — fragte Friedrich erstaunt — statt euch zu freuen, seufzet ihr?

Es schmerzt mich — half sich Adelheid aus der Verlegenheit — daß ihr in meiner Abwesenheit euch besser befindet, als wenn ich bey euch bin.

Ihr irrt, liebe Grillenfängerin — erwiederte Friedrich — die Kunst der Aerzte scheint endlich einmal wirksam zu werden; und schneller wird nun meine Besserung fortschreiten, wenn eure Liebe, eure zärtliche Pflege sich mit der Aerzte Kunst verbindet.

Dieser Gegenstand der Hoffnung Friedrichs, war für Adelheiden ein Gegenstand der Furcht. Müde des Zwanges, der sie fesselte, und der Verstellung, welche ihr öfters schwer wurde, und verdrüßlich, daß sie nur so wenig Stunden ihres Ludwigs und ihrer Liebe leben konnte, schränkten sich Adelheidens Wünsche nicht mehr darauf ein: den Grafen von Thüringen ihren Geliebten zu nennen. So wie in allen Menschen stieg in ihr ein zweyter Wunsch auf, nun der erste erfüllt war, der Wunsch: Ludwigs Gattin zu seyn.

Schon seit mehreren Wochen hatte Friedrichs unglückliche Gattin diesen Wunsch genährt, und Friedrichs fortdauernde Kränklichkeit schien ihm Erfüllung zu winken. Voll der Vermuthung: daß sein Tod nicht mehr fern

seyn könnte; hatte Adelheid ihn vorher nicht herbey gefleht; jetzt aber, da Friedrich ihr seine Besserung berichtete, stieg jener sträfliche Wunsch unwillkührlich in ihrem Innern empor.

Weit entfernt, diesen Wunsch für nicht sträflich zu halten, glauben wir wenigstens, daß Adelheid, wo nicht Entschuldigung, doch Verzeihung verdient. Bedenkt ihre Lage, Leser! Gezwungen an der Seite eines Mannes zu leben, den sie nicht lieben konnte, so wie ihn vielleicht kein Weib in der Welt hätte lieben können — den sie sogar hassen mußte, weil er es war, der sie des Glücks beraubte, das ihr in den Armen eines andern geliebten Mannes worden wäre — verzärtelt von ihrer Mutter und von Kindheit an gewöhnt, ihren Willen befolgt, ihre Wünsche erfüllt zu sehen — ist Adelheid unseres Mitleids würdig. Bedenkt dies alles, Leser! und werft keinen Stein auf ein Weib, das durch zusammentreffende unglückliche Begegnisse strafbar wurde! Doch wir wollen eurem Urtheile nicht vorgreifen! Lest Ludwigs und Adelheidens Geschichte weiter, und richtet dann!

Sechs Monden waren seit dem Tage verflossen, an welchem Ludwig und Adelheid zu Nebra sich wiedersahen, und ihre neu entzündete Liebe war bisher noch durch kein Hinderniß gestört worden. In Ludwigs Busen regte sich

zwar wohl bisweilen ein Gefühl des Unrechts, das er dem Pfalzgrafen that, allein die Allmacht seiner Liebe erstickte dies Gefühl immer schon in seinem Entstehen. Fern war hingegen eine ähnliche Empfindung von Adelheiden. Sie hielt sich für eine Unterdrückte, und glaubte zur Ergreifung eines jeden Mittels befugt zu seyn, durch welches sie sich unter diesem Drucke hervor arbeiten könnte.

Alles war also bisher nach dem Wunsche der Liebenden gegangen, selbst übertroffen hatten sie sie öfters gesehen, da Friedrich unaufgefordert that, was ihre kühnsten Wünsche nicht erwartet hätten. Sie schienen Schooßkinder der Liebe zu seyn, doch bald zeigte es sich, daß sie dies nicht waren.

Gertrut war eine von den Weibern, welche unter Kunigundens Aufsicht die Pfalzgräfin bewachen sollten. Die geringste unter diesen Wächterinnen hätte sie die Vornehmste seyn sollen, wenn, Treue und Ergebenheit für den Pfalzgrafen den Rang bestimmt hätte. Doch war auch Treue ihr einziges Verdienst. Die andern, zu einem solchen Amte, wie das ihrige, nöthigen Erfordernisse fehlten ihr ganz. List war ihr fremd, und sie zu hintergehen nicht schwer. Adelheid betrachtete sie daher als eine

unmächtige Feindin, auf die sie wenig Rücksicht nahm.

Frau Gertrut schmerzte dies, tief, und der Verdruß: sich zurückgesetzt zu sehen, war nicht das einzige, was sie grämte. Auch ihr Neid wurde rege, da sie zu bemerken glaubte, daß Kunigunde von ihrer Gebieterin reiche Spenden erhielte. Sie bemühete sich, ihrer Aufseherin das Zutrauen des Pfalzgrafens zu rauben, vergebens aber war diese Mühe. Wie ihre Gebieterin spielte die listige Kunigunde mit dem schwachen Friedrich; und leicht wurde es ihr, sich von allem Verdachte zu reinigen, der in ihm wider ihre Treue entstanden war. Frau Gertrut mußte also auf andere Mittel sinnen, Kunigunden zu schaden, und sich bey dem Pfalzgrafen Belohnung und Zutrauen zu erwerben.

Bedenklich kam es ihr vor, daß der Graf von Thüringen sich so oft mit ihrer Gebieterin allein befand. Sie stellte mit sich selbst eine Gewissensrüge an: was sie thun würde, wenn sie mit dem schönen Grafen von Thüringen so allein wäre, wie die Pfalzgräfin; und fand sonder Mühe, daß wenn die Pfalzgräfin so handelte, wie sie in gleicher Lage handeln würde, dies ihrem Gemahle wenig erfreulich seyn könnte. Dies Endurtheil ihrer Ueberlegungen brachte in ihr den Entschluß hervor: so bald es,

ohne von Kunigunden bemerkt zu werden, geschehen könnte, an der Thür des Gemachs der Pfalzgräfin zu lauschen, wenn der Graf von Thüringen bey ihr wäre.

Diese Gelegenheit zeigte sich. Frau Gertrut führte ihren Vorsatz aus, und ihren Blicken zeigte sich Graf Ludwig, wie er eben die Hand der Pfalzgräfin mit Küssen bedeckte. Weiter sahe Gertrut nichts, doch glaubte sie, daß sie mehr gesehen haben würde, wenn sie durch den Ritz in der Thüre, vor welcher sie lauschte, einen andern Theil des Zimmers, wohin Adelheid und Ludwig nach jenem Handkusse giengen, hätte übersehen können.

So wenig Verfängliches also auch Gertrud wirklich entdeckte: so hoffte sie doch, daß es hinreichend seyn würde, Friedrichs Eifersucht anzufachen. Eilend lief sie, um den Pfalzgrafen abzulauren, wenn er aus dem Bade käme. Sie sahe sich in ihrer Erwartung betrogen. Nicht so schnell, wie sie erwartet hatte, flammte Friedrichs Eifersucht empor.

Der Graf von Thüringen hat meiner Gemahlin ein wenig geschmeichelt, damit sie ihn heut fein freundlich anblicken möchte — gab Friedrich sein, nicht so leicht zu erschütterndes Vertrauen zu dem Grafen zu erkennen — weil

ter

ter iſt es nichts, gute Gertrut. Indeſſen danke ich dir für deine treue Obhut.

Mit Gunſt, gnädiger Herr — wendete Gertrut ein — eure treue Dienerin weis ſehr wohl, wie Schmeicheley ſich äuſſert. Der Blick, das Feuer, mit welchem der Graf die Hand meiner gnädigen Gebieterin küßte, zeugten von mehr als Schmeicheley. Und dann, gnädiger Herr, verzeiht meinen Argwohn, konnte dies vielleicht nur ein Anfang der Liebkoſungen ſeyn, deren Fortſetzung meinen Augen entzogen wurde.

Du irrſt Gertrut — entfernte ſich Friedrich — ich kenne den Grafen von Thüringen beſſer.

Friedrich ging nun in Adelheidens Gemach, wo er durch ſein Betragen gegen ſie und den Grafen deutlich bewies, daß Gertruts Reden keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Verdroſſen begab ſich dieſe hingegen in ihr Kämmerlein, wo ſie ſich vornahm, öfter zu lauſchen, um wichtigere Beweiſe für ihren Argwohn zu erhalten. Verhindert durch Kunigunden, und weil Ludwig bald nachher abreiſte, konnte Gertrut dies nicht ſo bald thun, als ſie wünſchte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Was Frau Gertrut nicht vermochte, bewirkt Friedrichs Vater.

Seit dem Freundschaftsbunde, welchen Friedrich mit dem Grafen von Thüringen geschlossen hatte, war der Vater des letztern aus seinem Lande entfernt gewesen. Er hatte seinen Bruder, den Erzbischof Adalbert von Bremen, und den Markgrafen Udo von Soltwedel besucht, jetzt, da er wieder zurückkam, beschloß er einige Tage in Weissenburg bey seinem Sohne zu bleiben. Freudig verkündigte Friedrich seinem Vater, welche glückliche Bekanntschaft er in seiner Abwesenheit gemacht hätte, allein der alte Pfalzgraf schien sich dieser Bekanntschaft nicht zu freuen.

Daß sein Sohn von dem Grafen von Thüringen lernen könnte, sahe er ohne Mühe ein, und in dieser Rücksicht war ihm die Bekanntschaft zwischen beyden angenehm, mißfällig hingegen, daß Friedrich dem Grafen vergönnte, der geheime Gesellschafter seiner Gemahlin zu seyn. Der alte Pfalzgraf hatte erforscht, wie es Zeit her in Weissenburg zugegangen war, und Ludwigs öftere Besuche und Adelheidens unziemli-

cher, ob gleich von ihrem Gemahle bewilligter langer Aufenthalt zu Schaumburg machte den Argwohn in ihm rege, der in Frau Gertruts Busen lebte.

Verschiedene Ursachen brachten bey dem alten Pfalzgrafen und bey Frau Gertruten gleiche Wirkung hervor, doch waren die Ursachen des erstern gerechter, denn was er in Weissenburg erfuhr, war es nicht allein, was seinen Argwohn erregte. Markgraf Udo hatte ihm erzählt, was sich unter seiner Tochter und dem Grafen von Thüringen vor neun Jahren begeben hatte, woher in Friedrich dem Zweyten die Vermuthung entstand, daß die alte Liebe, von welcher ihm Udo erzählt hatte, von neuem entzündet worden wäre.

Ehe er sich entschliessen konnte, diese Vermuthung seinem Sohne mitzutheilen, wünschte er den Grafen von Thüringen in Weissenburg zu sehen, um in seinem Betragen gegen Adelheiden Bestärkung oder Widerlegung jener Vermuthung zu finden. Sein Wunsch blieb unerfüllt. Weislich hatte Adelheid dem Grafen durch einen geheimen Boten ermahnen lassen, fern von Weissenburg zu bleiben, so lange der alte Pfalzgraf in seinen Mauern lebte, weil sie

fürchtete, daß dieser heller sehen möchte als sein Sohn.

Frau Gertrut hatte indessen vernommen, daß der alte Pfalzgraf sich öfters sorgfältig erkundigt hatte, was sich während seiner Abwesenheit von Thüringen in Weissenburg ereignet hätte? Sie hoffte für die Entdeckung, welche sie vor kurzem gemacht hatte, bey ihm mehr Gehör zu finden, als bey seinem Sohne, und entschlossen, an ihn sich zu wenden, ging sie ihm oft nach, bis er einst die vorhin erwähnte Frage auch an sie that. Frau Gertrut berichtete, was ihr Herz so lange gepreßt hatte, wofür sie von dem Pfalzgrafen für ihre Treue mit einem Goldstücke belohnt wurde.

Regierungsgeschäfte hinderten endlich Friedrich den zweyten, länger auf einen Besuch Ludwigs in Weissenburg zu warten. Er machte also seinem Sohne den Argwohn bekannt, welcher ihm so gerecht schien, und die Nachricht, daß Adelheid einst Ludwigs Geliebte gewesen wäre, bewirkte was Frau Gertrut nicht hatte bewirken können. Eifersucht flammte in Ludwigs Busen hoch auf, und erzeugte den Vorsatz in ihm: den Grafen von Thüringen zu belauschen, so bald er wieder allein in Adelheidens Gemach seyn würde.

Wie seine Ankunft, ließ Adelheid die Abreise des alten Pfalzgrafen ihrem Geliebten kund machen, der nun nicht zögerte, nach Weissenburg zu eilen. Unfähig, sich zu verstellen, und doch nicht Willens, seine Eifersucht eher blicken zu lassen, bis sie sich stürmend äussern würde, hatte sich Friedrich krank gestellt, und sein Zimmer nicht verlassen. Adelheid, welche ihn jeder Verstellung unfähig glaubte, hielt auch dieses Krankseyn nicht dafür. Einige mal besuchte sie ihn, schrieb die Veränderung seiner Miene nicht der wahren Ursache: aufgeflammter Eifersucht; sondern seiner Krankheit zu, und freuete sich schon daß, wider ihre Erwartung, ihr Wunsch doch vielleicht bald erfüllt werden könnte.

Die Nachricht von Friedrichs Krankheit war das erste, was Ludwig bey seiner Ankunft in Weissenburg erfuhr. Durch den Vorwand: daß der Kranke schliefe, wurde er abgehalten, in sein Gemach zu treten. Er flog also zu Adelheiden, die er in so ungewöhnlich langer Zeit nicht gesehen hatte. Bey seinem Eintritte befanden sich Kunigunde und Gertrut bey der Pfalzgräfin. Eine Verrichtung, die Kunigunde Gertruten auftrug, entfernte diese aus dem Zimmer, und Kunigunde ließ nun die Liebenden

allein, indem sie durch eine andere Thür Gertruten nachfolgte.

Freudig, nach einer so langen Trennung sie wieder zu sehen, schloß Ludwig die Pfalzgrafin in seine Arme, und in diesem Augenblicke trat Friedrich in das Zimmer. Er war dem Grafen von Thüringen beynahe auf dem Fusse nachgefolgt, mit einem ungeheuren Schlachtschwerde bewaffnet, das der Schwache kaum heben konnte. Seine Eifersucht hatte ihn nicht länger rasten lassen, und erlaubte ihm auch jetzt nicht, vor der Thüre zu lauschen, wie er zu erst Willens gewesen war. Stürmend öffnete er die Thür, und erschrocken, doch der Gegenwart des Geistes nicht beraubt, bemerkte ihn Adelheid eher als Ludwig. Sie riß sich aus den Armen ihres Geliebten, und ehe noch Friedrich seine Wuth in Worten ausströmen konnte, rief sie ihm zu:

Dem Himmel sey Dank, daß ein guter Geist euch herbey führt, euer gekränktes Weib zu schützen! Entlarvt ist nun dieser Verwegene, der euch und mich bisher durch schändliche Mummerey täuschte. Schützt mich, mein Gemahl, schützt euer beleidigtes Weib.

Jetzt sank sie in Friedrichs Arme, indem dieser sein gewaltiges Schwerd mühsam empor hob: den Ehrenräuber Ludwig damit zu durch-

wehren. Nicht Furcht vor diesem Mordgewehr, sondern Furcht: daß vielleicht Friedrichs gesammte Dienerschaft, zur Unterstützung ihres Gebieters herbey eilen möchte; bewog den Grafen von Thüringen zu fliehen. Ein Sprung brachte ihn aus dem Zimmer, zwey andere die Stiegen hinab, und ehe Friedrich noch abndete, daß Ludwig entflohen wäre, sprengte dieser schon mit seinen Knappen durch die Schloßpforte.

Hinweg, Schlange, Tausendkünstlerin — stieß Friedrich jetzt seine Gemahlin von sich — ist dies die Treue, die du mir gelobtest, daß du mir einem andern bubst?

Und ist dies der Lohn für meine nie verletzte Treue — erhob dagegen Adelheid ihre Stimme — daß ihr unqerechtem und kränkendem Argwohne Raum gebt?

Vergebens, Heuchlerin — fuhr Friedrich tobend fort — vergebens suchst du mich länger zu täuschen. Gleich groß ist deine und Ludwigs Schuld. Liebtest du deinen Bubler nicht früher als mich?

Ein Kinderspiel — rief Adelheid — um das ein Mann sich nicht bekümmern sollte. Jetzt, Herr Pfalzgraf, tobt, so viel euch gefällt, Adelheid wird euch nicht antworten; diese Schaam werdet ihr aber empfinden, wenn ihr nach der

Rückkehr kalter Vernunft bemerkt, daß ihr wieder eine Unschuldige tödtet.

Meine Rache wird dich treffen, Gleisnerin — rief Friedrich — Jetzt soll sie deinen Buhler verfolgen, das Herz ihm aus dem Leibe reissen, das für dich voll unreiner Liebe brennt!

Eilend verließ Friedrich das Zimmer, den entflohenen Ludwig aufzusuchen, doch er erreichte nicht einmal den Hof seines Schlosses. Auf der Treppe fiel er über die ungewohnte Wehr, mit der er sich bewaffnet hatte, fiel so übel, daß er nicht länger an Ludwigs Verfolgung denken konnte. Herbeygerufene Diener mußten ihn hinweg tragen.

Kaum hatte Adelheid den Unfall ihres Gemahls vernommen, als sie in das Gemach eilte, wohin man ihn gebracht hatte. Ueber den Schmerz hatte er die Eifersucht vergessen, nur über jenen klagte er jetzt.

Beruhigt euch, mein theurer Gemahl — drückte Adelheid ihre Lippen fiebervoll auf den Mund des Klagenden, indem Ton und Miene Bewußtseyn ihrer Unschuld erkünstelten — auch dafür wird den frevelnden Verbrecher Strafe treffen, wenn ihr ihn auch nicht selbst bestrafen könnt.

O Adelheid — jammerte Friedrich — warum hast du mir die Ruhe, das Glück mei-

uns Lebens geraubt! Mich von dir geliebt zu wissen, — darin bestand beydes!

So ist auch beydes noch durch nichts gestört worden — versicherte Adelheid — erlaubt mir, euch ohne Zeugen meine Unschuld zu beweisen, und nehmt indeß meinen Schwur: daß ich euch noch immer so zärtlich und ungetheilt liebe als jemals.

Ludwigs Wink entfernte seine Diener, in deren Gegenwart er bisher mit seiner Gemahlin leise gesprochen hatte, und Adelheid begann ihre Rechtfertigung also:

Ich hoffe, daß ihr ein Kinderspiel für nichts mehr, als ein solches halten werdet.

Aber warum — fragte Friedrich — saget ihr mir nicht selbst, was ich nun von andern hörte?

Adelheid. Weil ich es, wie die andern Spiele meiner Kinderjahre, für zu unwichtig hielt, um euch mit der Erzählung desselben zu langweilen.

Friedrich. Nein, Adelheid, nicht gelangweilt hätte mich diese Erzählung, sondern vor vielen Leiden geschützt.

Adelheid. So wie mich ohne Zweifel vor dem unverdienten Verdachte, mit dem ihr mich jetzt quält. Zu spät bereue ich nun, daß ich den unwürdigen Ludwig nach mir maß; daß ich

glaubte, er hätte jenes Kinderspiel vergessen wie ich. Sein Betragen bis zu dem heutigen Tage bestärkte mich in meiner Vermuthung.

Friedrich. Bis zu dem heutigen Tage? Adelheid, schlägt dir dein Gewissen nicht?

Adelheid. Ein ruhiges Gewissen schlägt nicht, mein theurer Gemahl. Ich versichere euch, daß ich bis heut nicht das geringste an dem Grafen bemerkte, das jener Vermuthung widersprochen hätte.

Friedrich. Was euer Gemach für Sünden verborgen hat, weis Gott allein; daß aber der Verräther bey seinem letzten Aufenthalte in meinem Schlosse mit seinen Lippen auf der Hand buhlte, mit welcher ihr mir einst ewige Treue gelobtet, weis ich.

Adelheid. That er da mehr, als er vorher so oft vor euren Augen that? Ich duldete es, weil ihr darob euren Gefallen bezeigtet.

Friedrich — unwillig — Zuletzt wälzt ihr die Schuld auf mich.

Adelheid. Wenigstens trifft sie euch mehr als mich. Wart ihr es nicht, der mir gebot: nicht so mürrisch gegen den Grafen von Thüringen zu seyn, und wenn es ihm gefiele, in meinem Gemache zu verweilen, nicht alle meine Weiber um mich her zu versammeln?

Friedrich. Ich war es; und Tod und Verderben über den gleissenden Verräther, der mich Arglosen so frevelnd täuschte.

Adelheid. Ungern, aber gehorsam, wie immer, erfüllte ich euren Willen. Eine geheime Ahndung schien mich von dem Störer unseres ehelichen Glückes zurück zu schrecken. O daß ich ihr gefolgt hätte!

Schonung des Raums hält uns ab, die Fortsetzung dieses Gesprächs mitzutheilen, da sie sich ohnehin aus dem Anfange errathen läßt. Weitläuftiger führte Adelheid die Sätze aus, von welchen sie ausgegangen war, und erreichte ihre Absicht vollkommen. Durch Beredsamkeit und reichlich gespendete Liebkosungen verscheuchte sie aus Friedrichs Busen allen Zorn, der vorher darinnen brannte, und erweckte dagegen die Ueberzeugung: daß sie unschuldig wäre. Friedrich bat seine beleidigte Gemahlin um Verzeihung, und die Ruhe zu Weissenburg wurde noch an dem nämlichen Tage wieder hergestellt, an welchem sie erschüttert worden war.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ludwig zieht ein Ordenskleid an.

Lange war Ludwig schon fortgeritten, ehe er über das unerwartete Begegniß, das ihn aus Weissenburg verjagte, zusammenhängend nachzudenken vermochte, und als er es endlich so weit gebracht hatte, war ihm das Ganze immer noch unerklärbar. Friedrichs Eifersucht konnte er sich wohl durch seines Vaters Gegenwart in Weissenburg erklären, durchaus unmöglich war es ihm aber, die Ursache zu erforschen, aus welcher Adelheidens Benehmen floß. Rastlos dachte er darüber nach, und noch war sein Nachdenken vergebens. Bisweilen fürchtete er, daß Adelheid ihn getäuscht hätte, und nur Wollust gewesen wäre, was er für Liebe hielt, aber seine Liebe zu dem reizenden Weibe empörte sich wider diese Vermuthung, die auch durch alles, was dem heutigen Tage vorangieng, widerlegt zu werden schien.

Unter rastlosem Forschen und lauten Klagen; die geliebte Adelheid zum zweyten male von sich gerissen zu sehen, vielleicht von ihr selbst getäuscht worden zu seyn; wälzten sich zwey bange Tage für den Grafen von Thüringen lang-

sam fort, am Morgen des dritten erschien Adelheidens geheimer Bote. Hastig befahl Ludwig, ihn zu ihm zu führen, und hastiger noch erröffnete er ein Schreiben, das dieser Vertraute seiner Liebe ihm überreichte.

„Verzeiht, mein Geliebter — schrieb Adelheid — daß ich eure Liebe mit scheinbarem Undanke vergalt, denn daß ich an jenem unglücklichen Tage, wo meines Eheherrn Eifersucht durch seinen Vater aufgeregt, uns aus der süssesten Umarmung riß, undankbar gegen euch handelte, wähnt ihr ohne Zweifel. Mein theurer Ludwig irrt. Ich that blos, was Sorge für unser vereinigtes Bestes befahl. Hätte ich mich nicht gleich anfangs von dem Verdachte zu reinigen gesucht, den Friedrich wider mich heate: so würde mir dies nie möglich und alle Hoffnung der Wiederkehr jener seligen Tage, welche wir noch vor kurzem verlebten; vergebens gewesen seyn. So aber ist es mir gelungen, mich von meinem Eheherrn von aller Schuld, welche er mir beymaß, frey gesprochen zu sehen, wodurch ich nicht nur vielen Verdruß von mir entfernt habe, sondern auch unsere Wiedervereinigung erleichtert werden kann. Tag und Nacht sinne ich auf Mittel, diese zu bewirken; sinnt mit mir zugleich. Wer von uns den ersten glücklichen Einfall hat, theilt ihn dem an-

dern Theile mit. An dem Schreiber dieses Briefes habe ich einen neuen unbestechlichen Vertrauten erhalten. Ihr bedürft keines Vertrauten mehr, weil ihr selbst schreiben könnt; der Name meines Vertrauten ist euch aber nöthig zu wissen. Es ist Vater Hugo, im Kloster zu Goseck, und an ihn sendet ihr einen Brief, wenn ihr eurer Adelheid etwas zu sagen habt. Lebt wohl, mein Theurer, und laßt durch kurze Trennung eure Liebe sich nicht vermindern. Ewig und unverändert füllt sie den Busen

Eurer

Adelheid."

Aufgeklärt war nun das Räthsel, das Ludwig allein nicht zu lösen vermochte. Er glaubte sich nicht länger von Adelheiden getäuscht, sondern vries sich und sie glücklich, daß sie, bey allen Schrecken über Friedrichs unerwartete Erscheinung, Klugheit und List nicht verlassen hatte. Kein Zweifel an ihrer unveränderten Liebe beunruhigte ihn; daß auch sie durch keinen sich möchte beunruhigen lassen, war die Bitte einiger Zeilen, welche er ihrem Abgeschickten mit gab.

Rastlos sannen nun Adelheid und Ludwig, wie sie ihr zerrüttetes Glück wieder herzustellen vermöchten, vergebens aber boten sie alle Erfindungskraft auf. Wäre der alte Pfalzgraf

abwesend gewesen, vielleicht hätten sie versucht, den schwachen Friedrich zum zweyten male zu täuschen. Ein Versuch, der ihnen zwar dann gelungen seyn würde, jetzt aber ihnen nicht in den Sinn kam, weil die unvermeidliche Vereitelung desselben einleuchtend war. Die Liebenden mußten also einstweilen damit sich trösten, daß vielleicht ein glücklicher Zufall zu ihrem Vortheile sich ereignen könnte. Des gegenseitigen persönlichen Genusses beraubt, suchten sie ihre Liebe indessen durch Schreiben zu stärken, doch geschahen diese Stärkungen selten, denn in dem eilften Jahrhunderte waren Liebende nicht so schreiblustig als heut.

Daß Friedrich einmal verreisen möchte, war ein Wunsch, den Ludwig in jedem seiner Schreiben wiederholte, und ihm dann jederzeit die Bitte folgen ließ: daß Adelheid, wenn dieser Wunsch jemals erfüllt werden sollte, ihm ohne Verzug davon Nachricht geben, und zugleich, wo möglich, melden möchte, wie er unentdeckt zu ihr kommen könnte.

Nur einmal einen Kuß von dir, Geliebte — sagte Ludwig in einem seiner Schreiben — und ich bin wieder zu langer Trennung gestärkt. Ach lange, lange wird vielleicht noch diese Trennung dauern, da dein treuer Bote mir sagt, daß Friedrichs Gesundheit jetzt besser ist, als je.

So oft Ludwig jene Bitte that, so oft gelobte auch Adelheid Gewährung derselben, und bewies in der Folge, daß sie auch hielt, was sie versprochen hatte.

Weissenburg näher zu seyn, hauste Ludwig seit einiger Zeit zu Freiburg, wo er des Aufrufs seiner Geliebten: zu ihr zu kommen; sehnsuchtsvoll harrte. Ungeduld schuf ihm die Zeit, die er in Freiburg verlebte, zu einer Ewigkeit um; endlich erschien Vater Hugo, ungefähr sieben Wochen nach jenem unglücklichen Tage, an welchem Ludwig aus Weissenburg entsprang. Seine Sendung zu bekräftigen, überreichte Vater Hugo dem Grafen einen Ring von der Pfalzgräfin, wodurch dem Grafen das mögliche Mistrauen gegen den Gesandten völlig benommen ward.

Hugo brachte die fröhliche Mähr, daß der Pfalzgraf auf etliche Tage verreist, und seine Gemahlin allein in Weissenburg wäre; erfüllt mit zärtlicher Sehnsucht, den Grafen von Thüringen zu sehen. Eilt demnach — setzte er hinzu — ihre Sehnsucht zu stillen!

Es hätte dieser Auffoderung nicht bedurft; denn sobald Ludwig Friedrichs Abwesenheit erfuhr, näherte er sich schon der Thür seines Zimmers, um seinen Vertrauten, Reinhard, zu rufen,

sen, wenn der Mönch aus Goseck geendigt haben würde. Reinhard erschien, und Ludwig rief ihm zu:

Geschwind, Ritter, macht, daß ich und ihr zu Rosse steigen können! haltet auch ein drittes Roß für diesen heiligen Mann bereit.

Reinhard flog, und Ludwig fragte den Mönch: wie werde ich aber unbemerkt in das Schloß kommen können? Hat Adelheid oder habt ihr noch keine List ersonnen?

Sie wäre euch schon bekannt — antwortete Hugo — hätte eure Ungeduld mir weiter zu sprechen vergönnt. In diesem Kleide kommt ihr an meiner Seite sicher und unentdeckt in das Gemach der Pfalzgräfin — er überreichte ihm das Kleid seines Ordens, und fuhr dann fort — eurem Diener gebt immer wieder Gegenbefehle. Sorgfalt: nicht entdeckt zu werden; rathet euch, daß ihr euch der Beschwerde unterzieht, verkleidet mit mir nach Weissenburg zu pilgern.

Ein Rath, den ich nur dann annehmen könnte, wenn ich die holdselige Adelheid minder feurig liebte — erwiederte Ludwig — jeder Verzug ist unersetzlicher Verlust, und lange würde es sich noch verziehen, ehe ich Adelheiden sähe, wenn wir den ganzen Weg nach Weissen-

burg zu Fusse machen wollten. Nein, ehrwürdiger Vater, ihr müßt so viel Erbarmen mit meiner Ungeduld haben, daß ihr in weltlicher Kleidung mit mir bis in den Wald bey Weissenburg reitet. Dann übergeben wir die Rosse meinem Diener, ziehen das geistliche Gewand an, und kommen unentdeckt nach Weissenburg, wie wir vorher unsern Weg zurück legten, ohne zu verrathen, welches sein Ziel war.

Ludwigs wiederholte Bitten siegten über den Mönch. Er legte weltliche Kleider an, und schnell, wie auf den Flügeln des Windes, wurden die Eilenden von ihren Rossen nach dem Walde getragen, wo Ludwig dem Ritter Reinhard und einem treuen Knappen den Befehl gab: an der Gränze seines Landes mit den Pferden seiner zu harren. So eilend, daß Hugo ihn öfters keuchend bat: den Flug seiner Füsse zu mäßigen; näherte sich Ludwig Weissenburg, daß er mit seinem Begleiter, in Schweiß gebadet, erreichte.

Hugo ermahnte nun den ungeduldigen Grafen: langsamer einher zu schreiten, damit nicht durch seine Eil die Neugier derer, die ihn sähen, rege gemacht würde. Mit Mühe überzeugte sich Ludwig von der Nothwendigkeit der Befolgung dieses Rathes und ging dann, nach Hugos Vorschrift, mit diesem in Adelheidens

Gemach. Hier blieb Hugo nicht lange. Der Unterhaltung der Liebenden keinen Zwang aufzulegen, begab er sich in ein Seitengemach.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Kampf zwischen Leidenschaft und Gefühl des Unrechts.

Das Wiedersehn unter Geliebten nach langer Trennung, ist diese Trennung auch nur nach der Zeitrechnung der Liebe lang, ist einer von den Gegenständen, welchen keine Schilderung erreicht. Wir hoffen daher Verzeihung von unsern Lesern, daß wir keine solche Schilderung versuchen.

Ludwig hoffte, daß Adelheid in seinen Armen so viele Freude finden würde, als er in den ihrigen, zu seinem Erstaunen sahe er sich aber in dieser Erwartung getäuscht. In den ersten Augenblicken der Wiedervereinigung sprachen zwar Freude und Gefühl ihres Glücks aus Adelheidens Blicken, doch bald verkündigten sie Schmerz und Traurigkeit. Verwundert über

diese Erscheinung, fragte Ludwig nach der Ursach derselben.

Kann ich mich freuen — erwiederte Adelheid — wenn der Genuß einiger seligen Augenblicke durch langes Leiden, durch unermeßlich lange Trennung von dir erkauft werden muß?

Ludwig. O laß uns durch Erinnerung an das Vergangene der Gegenwart nichts von ihrer Seligkeit rauben! Vergessen sey unser Leiden, vergessen unsere Trennung, nun da beydes so schön belohnt wird!

Adelheid. Nicht Zurückrufung des Vergangenen, nein, der Gedanke an die Zukunft verfinstert meinen Blick, und belastet mein Herz mit unaussprechlichem Kummer. Schwarz ist sie, diese bange Zukunft; und selten nur erhellt ein Strahl schwacher Hoffnung das furchtvolle Dunkel ein wenig.

Ludwig. Ich bitte dich, Geliebte, quäle dich nicht mit unnützer Furcht. Wie schnell wandeln sich oft die Schicksale der Menschen, warum sollten wir uns dieser Hoffnung nicht trösten! Hinter dem Dunkel, das dir die Zukunft verbirgt, kann sie uns vielleicht rosenfarb glänzen.

Adelheid. Auch ich tröstete mich einst dieser betrüglichen Hoffnung; zu lange aber täuschte sie mich schon, um länger noch an ihr eine

Stütze zu finden. Rings um mich leiden, sehe ich vor mir nur Furcht und Grauen.

Ludwig. Eine Quaal von dir selbst ge-schaffen. Das Traurigste, das uns begegnen kann, ist, daß unsere Liebe nicht eher vollkommen bekrönt werden kann, bis Friedrich vollends dahin welkt. Und könnte dieser Zeitpunkt wohl fern seyn?

Adelheid. Vielleicht nicht; aber doch gewiß entfernter, als meine Liebe ihn wünscht, und muß ich auch bey geringer Entfernung nicht fürchten, daß deine Liebe erkaltet, ehe der zaudernde Tod die Fesseln zerbricht, die mich an einen Unwürdigen ketten.

Ludwig. Könnte Adelheid dies befürchten: so müßte sie das Herz nicht kennen, das nur für sie glüht, und ihre Liebe müßte nicht, wie meine Hoffnung wähnte, der meinigen an Feuer gleichen, weil sie sonst für jene Furcht keinen Begriff haben könnte.

Adelheid. Mein Ludwig irrt. Gleich ihm würde jene Furcht mich quälen, wenn seine Lage der meinigen gliche. Fern ist der Gedanke von mir: an deiner Liebe zu zweifeln; so wie die Ueberzeugung lebhaft in mir ist: daß nie ein Mann heisser geliebt wurde, als du von mir.

Ludwig. Woher dann aber jene Furcht, die dich nicht einnehmen würde, wenn du mich nicht verkenntest?

Adelheid. Abgezogen von allen Menschen seufzt deine Adelheid, in der einsamen Burg des Räubers ihres Glückes, traurig ihr Leben dahin. Durch nichts in der Beschäftigung mit dem Gedanken an dich gestört, kann kein Zweifel an ihrer ewigen Liebe in dir empor steigen: dich aber hindert das Leben im Zirkel der Menschen, dich hindern der Beschäftigungen mancherley, meinem Andenken dich so einzig zu widmen. Du siehst Weiber und Mädchen, schöner und besser als ich, siehst sie öfters und lebst von mir getrennt, und ungewiß, ob Wiedervereinigung je diese Trennung endigen wird. Wie leicht kann da nicht ein Weib, dem ich Arme weit nachstehe — und giebt es solcher Weiber nicht viele — wie leicht kann ein solches das Bild der Unglücklichen, die fern von dir klagt, aus deinem Busen reissen.

Ludwig. Daß ich dir einen Beweis geben könnte, von der ewigen Dauer meiner heissen Liebe, und von der Unmöglichkeit, daß irgend etwas sie vermindern kann!

Adelheid. Du könntest mir ihn geben diesen beruhigenden Beweis.

Ludwig. O so fodere ihn ohne Zaudern, damit deine Zweifel schwinden.

Adelheid. Zerbrich die Fesseln, in denen ich schmachte, und keine Zweifel quälen mich mehr.

Ludwig. Daß ich es könnte! Aber vermag ich Unmächtiger des Schicksals Rathschluß zu ändern?

Adelheid. Begreifst du so schwer, oder bist du so feig, um mich verstehen zu wollen? Sprach ich nicht deutlich genug?

Ludwig. Entsetzen ergreift mich, nun, da ich dich zu verstehen ahnde. Wäre es möglich, daß Adelheid verlangen könnte, wovor ich schaudere.

Adelheid. Du verstehst mich, aber deine feige Unentschlossenheit zeugt wahrlich nicht von der gepriesenen heissen Liebe. Jetzt höre meinen Entschluß. Du thust entweder, was unserer Liebe Glück fest gründen kann, oder siehest heut die unglückliche Adelheid zum letzten male; und hörst auch nicht eher wieder etwas von ihr, bis das Gerücht dir verkündigt: Gram und die Quaalen unglücklicher Liebe zehrten die Unglückliche auf; und dein Gewissen dir dann dumpf zuruft: du warst es, der sie mordete!

Ludwig. Adelheid! Schaudern durchbebt meine Glieder! Soll ein Verbrechen meiner Liebe

Beweis seyn! Ein Verbrecher also, oder ewig von dir getrennt! Weib du bist hart! Welch Opfer foderst du von mir! Und gesetzt, daß ich es brächte, was würde dann mein Lohn seyn! Quaalen der Hölle würden mich foltern, Friedrichs Schatten blutend mich verfolgen, und aus deinen Armen mich aufschrecken!

Adelheid. Hirngespinnste! Du weißt meinen Entschluß, und ich verlasse dich nun, damit du ungestört auch einen fassen kannst. Glaube nicht, daß Leidenschaft mir allein leicht vorstellt, was dich so schwer dünkt. Sprich, um dein zagendes Gewissen zu beruhigen, mit dem Vater Hugo. Dieser wird deine Begriffe läutern.

Adelheid verschwand, und im ermattenden Kampfe zwischen Liebe und Gefühle des Unrechts, blieb Ludwig eine Zeitlang sich allein überlassen, dann trat Vater Hugo in das Zimmer, wo jener kämpfte.

So verändert, Herr Graf — rief Hugo dem Unschlüssigen zu.

Wißt ihr, ehrwürdiger Vater, was in meinem Busen tobt? — fragte Ludwig.

Gedungen von Adelheiden, antwortete Hugo: selbstgeschaffene Quaal.

Ludwig. Nein, Quaal der Hölle, ein Vorschmack von dir, welche dann meine nicht ablassen

laſſende Peinigerin ſeyn würde, wenn Friedrichs Blut an meinen Händen rauchte, und zum Himmel empor um Rache ſchrie!

Hugo. Nicht jedes Blut ſchreit um Rache, Herr Graf. Habt ihr je gehört, daß wenn ein Weib ein Mondkalb gebahr, und ſie dies Unthier tödtete, daß ihr Gewiſſen dieſe That rügte.

Ludwig. Was ſoll dies, ehrwürdiger Vater? Iſt Friedrich nicht ein Menſch, wie ich und ihr?

Hugo. Ein Geſchöpf, das menſchliche Geſtalt hat, übrigens ein unnützes Glied in der menſchlichen Geſellſchaft. Ein Geſchöpf, das ſich und andern zur Laſt lebt. Plagt euer Gewiſſen fürderhin kein Vorwurf: ſo ſeyd ihr frey von jedem, wenn ihr gleich thut, was Liebe von euch begehrt. Friedrichs Tod endigt kein Leben, er endigt nur einen Traum — denn iſt Friedrichs Leben mehr — der ohnehin bald ausgeträumt ſeyn wird.

Ludwig. So ſpricht Vater Hugo, ein Mann, der Tugend predigen ſollte!

Hugo. Er ſprichts ſonder Furcht: wider ſeine Pflichten zu ſprechen. Was in manchen

Fällen Verbrechen seyn würde, hört auf, dies zu seyn, wenn Gutes damit bewirkt wird.

Ludwig. Unerklärbar. Noch einmal, Ihr sagt dies mir!

Hugo. Ich und jeder andere meines Standes würde es euch sagen. Doch freylich nicht laut, um Leute, die nicht prüfen können, nicht irre zu leiten.

Lange sprach Hugo. Ludwig wünschte seinen Reden Beyfall geben zu können, so glühend aber auch Liebe diesen Wunsch machte: so unmöglich wurde ihm jener Beyfall. Immer widersetzte sich ihm etwas in seinem Innern. Hugo entfernte sich endlich, worauf Adelheid wieder in das Zimmer kam.

Nun, mein Ludwig — rief sie dem Grafen zu — soll Adelheid durch deine Liebe glücklich seyn?

Ludwig. Durch den fürchterlichen Beweis, den du von ihr verlangst?

Adelheid. Durch ihn. Doch da du ihn fürchterlich nennst, ist schon mein Urtheil gesprochen. Du willst deiner Adelheid das Glück nicht geben, das du ihr geben könntest?

Ludwig. Ich bitte dich, Geliebte, verlange nicht, daß ich es erstürme. Harre, bis es dir die Zukunft gewährt.

Adelheid. So gehe dann, Heuchler, der Stärke der Liebe log, und kaum die schwächste empfindet! Gehe, aber bald wird der Ruf dir in die Ohren gällen: Adelheid fiel, ein Opfer deines Starrsinns.

Thränen erstickten die letztern Worte; Verzweiflung mahlte sich in Adelheidens Blicken; ihre Knie schwankten, und kaum vermochte sie noch einen Sessel zu erreichen, auf welchen sie hinsank. Ludwig eilte auf sie zu, aber die Schwache wehrte ihn von sich. Hinweg — lispelte sie — wenn du mir nicht schwörst, daß du meine Leiden endigen willst.

Ich schwöre es — rief Ludwig, bewußtlos was er that, und umschlang dann Adelheiden mit seinen Armen, sie aufzurichten.

Langsam und kunstmässig erholte sich Adelheid von der Schwäche, die sie erkünstelt hatte. Noch in Ludwigs Armen verfolgte sie ihren Plan weiter.

Damit nicht die Welt über dich lästert — sprach sie zu ihrem Geliebten — vollbringst

du, was Liebe von dir verlangt, unter dem Schein eines andern Rechtes. Sobald Friedrich zurückkommt, erfährst du dies durch einen Eilboten. Dann versammelst du deine Diener zur Jagd, kommst unter dem Vorwande: ein Wild, das deinen Blicken entflohe, zu verfolgen, in Friedrichs Gehege, und läßt dein Jagdgeschrey und dein Hifthorn nahe bey Weissenburg ertönen. Durch mich gereizt, kömmt dann Friedrich mit den Seinen heraus; ein Streit beginnt unter euch, der von Worten zu den Waffen fort schreitet und — das Uebrige ist dein Werk.

„Daß es vollbracht! daß es dann auch vergessen wäre! — wünschte Ludwig.

Still jetzt davon — bat ihn Adelheid — laß uns der Liebe leben! Laß uns den Vorgeschmack des Glückes empfinden, das nun bald uns erwartet.

Anfangs wurde Ludwig durch das Mahnen seines Gewissens zuweilen im Genusse dieses Vorschmacks gestört, bald aber schläferten Adelheidens Liebkosungen diesen unzeitigen Störer ein. In den Armen des reizenden Weibes dachte Ludwig des Versprechens nicht, das er geschworen hatte.

Zwey Tage blieb er bey der unwiderstehlichen Verführerin, dann ging er zurück nach Freiburg, wie er nach Weissenburg gekommen war, doch nur bis in den Wald von Vater Hugo begleitet.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Siegfried entscheidet über Friedrichs Leben.

Seinen Gedanken allein überlassen, und fern von den einschläfernden Liebkosungen Adelheidens, war Ludwig nicht lange nach Schaumburg gekommen, als sein Gewissen von neuem erwachte. Vater Hugo hatte es nicht zu beruhigen vermocht, mit seiner ganzen Schwere fiel der Gedanke: daß er ein Mörder werden wollte; auf Ludwigs Herz, und doch hatte er auch nicht Kraft genug, den Entschluß: es nicht zu werden; zu fassen. Gefühl für Recht hielt ihn zurück; Liebe zu Adelheiden und der Schwur, welchen er ihr, hingerissen von der Macht der Leidenschaft, geleistet hatte, foderte ihn auf: die That zu vollbringen, an die der bloße Gedanke ihn schaudern machte. Unmöglich war es ihm,

irgend einen Schluß zu fassen, und folternde Unruhe bewog ihn endlich, den treuen Reinhard, der von je her der Vertraute seiner Gedanken gewesen war, herbey zu rufen, um mit ihm Raths zu pflegen.

Ritter Reinhard war nicht der Mann, der Gewissensfragen entscheiden konnte, er selbst wußte also für seinen Herrn keinen Rath, doch erbot er sich, ihm welchen zu holen.

Laßt mich nach Maynz zum Erzbischofe Siegfried reiten — fing Reinhard an — denn dieser wird am besten zu entscheiden wissen, ob ihr der Frau Pfalzgräfin und dem Mönche folgen dürft.

Ein glücklicher Einfall — erwiederte Ludwig — auf, lieber Reinhard, eilt nach Maynz! Spricht Siegfried wie Hugo, so ist mein Gewissen beruhigt.

In wenig Augenblicken bestieg Reinhard sein Roß, und flog so schnell, als da er einst mit seinem Herrn auf dem Wege von Fulda nach Maynz ritt, zu Ludwigs gewesenen Lehrer. Ohne die Personen zu nennen, legte er dem Erzbischofe die streitige Frage vor, welcher entschied: daß ein solcher Mord zwar allerdings auch ein Verbrechen wäre, doch ein verzeihli-

ches das durch eine leichte Buße versöhnt werden könnte. Zufrieden mit dieser Entscheidung, nannte nun Reinhard Ludwigs und Adelheidens Namen, worüber Siegfried lebhaftes Erstaunen äusserte.

Diese Aeusserung war nicht Ausdruck der Wahrheit, nein, künstliche Verstellung. So sehr auch Reinhard sich geschmeichelt hatte, die Personen, welche die Streitfrage betraf, in einen geheimnißvollen Schleier zu verhüllen, so wenig blieben sie dennoch dem Erzbischofe verborgen, so bald Reinhard jene Frage nur aufwarf.

Ein Ritter, dessen Namen unsere Urschriften nicht melden, welcher ein Theilnehmer der Festlichkeiten gewesen war, mit welchen Ludwig die Verbindung seiner Schwester Uda feierte, hatte dem Erzbischofe erzählt, daß die junge Pfalzgräfin von Sachsen zu jedermanns Erstaunen, von ihrem Eheherrn Vergunst erhalten hätte, ohne ihn in Schaumburg zu bleiben, hatte erzählt, daß der Graf von Thüringen der Busenfreund des Pfalzgrafen wäre, und fast mehr zu Weissenburg lebte, als in Schaumburg.

Ehe ich in Schaumburg gewesen war — schloß der Ritter — glaubte ich nach einem

Gerüchte, das böser Leumund ausgesprengt hatte, die reizende Adelheid wäre der Knoten des Freundschaftsbundes zwischen Ludwig und Friedrich, schnell aber wich dieser Argwohn von mir, da ich Gelegenheit hatte, sie in Schaumburg zu beobachten. Glaubt mir, Herr Erzbischof, daß ich auf einen Blick entscheiden will, ob zwischen einem Manne und einem Weibe ein geheimes Verständniß obwaltet. Eingenommen von dieser Vermuthung kam ich nach Schaumburg, und fand sie widerlegt.

Dieser Versicherung des Ritters hatte der Erzbischof allen Beyfall versagt. Zu genau kannte er seinen ehemaligen Zögling, um glauben zu können, daß er der Gesellschaft des schläfrigen Friedrichs so viel Zeit opfern würde, wenn nicht der Umgang mit Adelheiden ihm die Langeweile ersetzte, die er an Friedrichs Seite unwidersprechlich finden müßte. Leicht wurde es daher dem Erzbischofe, die Personen zu errathen, welche Reinhard ihm verbergen wollte, und die Kenntnis derselben, nicht Gerechtigkeit, leitete seine Entscheidung. Um seines eignen Vortheils willen entschied Siegfried zum Vortheile der Liebe Ludwigs.

Der Plan zur Entrichtung des Zehnten in Thüringen war nicht so leicht ausgeführt

als erdacht. Markgraf Otto fand schon bey seinen Unterthanen viele Widersprüche, noch mehrere bey den thüringschen Fürsten. Nicht geneigt, alle sich zu Feinden zu machen, hatte er einigen gar nichts von dem Verlangen des Erzbischofs gesagt. Unter diesen befand sich auch Ludwig. Otto selbst hoffte, Siegfried würde von seinem Begehren abstehen, allein er versprach sich mehr Billigkeit von ihm, als er wirklich zeigte.

Frommer Eifer: das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu reissen; hatte den Erzbischof zu Maynz an der Spitze von siebentausend wohlgerüsteten Männern aus Europa nach Palästina gelockt. Das Glück war seinem Eifer nicht gleich. Statt den Besitz des heiligen Grabes den Christen wieder zu verschaffen, wäre Siegfried samt allen seinen Begleitern beynahe in die Gefangenschaft der Araber gefallen, ehe er das Ziel seiner frommen Pilgerreise noch erreicht hatte. Mancherley Beschwerden kühlten seinen Eifer ab, und er dankte Gott und dem heiligen Martin, dem Schutzheiligen seines Erzstiftes, als er sich wieder in Maynz sahe, obgleich die Schaar seiner Begleiter zu einem gar geringen Häuflein verkleinert worden war.

Unwillig vernahm jetzt Siegfried, daß Markgraf Otto nicht thätiger für ihn gearbeitet hatte. Er entließ ohne Verzug ein ernstliches Ermahnungsschreiben an ihn, worin er ihn des Namens eines frommen Sohns der heiligen Kirche, mit dem er ihn vorher belohnt hatte, unwürdig erklärte, ihn an die Verbindlichkeit seines Eides erinnerte, und ihm, unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen, gebot: das Versäumte nach zu holen. Otto entschuldigte sich so gut er vermochte, versprach auch, Siegfrieds Foderung den Fürsten bekannt zu machen, die er vorher übergangen hatte.

Nach dem bisherigen Erfolge konnte sich Siegfried von den Unternehmungen des Markgrafen wenig Günstiges versprechen. Er war unmuthig, daß sein Plan nicht besser gelang; und voll dieses Unmuths traf ihn Reinhard, der einen Tag später in Maynz ankam, als der Bote von dem Markgrafen. Nicht wenig freute sich Siegfried, daß Ludwig durch Reinhards Sendung ihm eine Gelegenheit zeigte, selbst von ihm zu beschren, was die Foderung des Markgrafen Otto vielleicht nicht erhalten würde.

Was unsern Leser[illegible]ichten, so sehr sich auch zu Maynz schon bekannt [illegible] der Liebe und [illegible]ung eines Entzwecks jedes Mitt[illegible]bischofs [illegible]ch war, bewies er auch hier. Er besch[illegible] durch Friedrichs Tod seinem Erzstifte, aus Ludwigs Lande den Zehnten zu erwerben, und aus diesem Beschlusse floß die Entscheidung, welche er dem Ritter Reinhard gab.

Sobald der Erzbischof von dem verstellten Erstaunen, das er äusserte, als Reinhard Ludwigs Namen nannte, zurück gekommen war, versprach er: dem Grafen von Thüringen und denen, welcher er sich zur Ausführung seines Plans bedienen würde, Ablaß zu geben, wenn sich der Graf dagegen in einer Urkunde mit einem Eide verbindlich machte: dem heiligen Stuhle zu Maynz den Zehnten zu entrichten.

So schnell, wie er nach Maynz geeilt war, ging Reinhard nun nach Schaumburg zurück, dem Grafen zu berichten, was er bey dem Erzbischofe ausgerichtet hätte. Das strafende Gewissen Ludwigs wurde hierdurch zwar beruhigt, doch behagte ihm das Mittel zu dieser Beruhigung nicht.

Unwillig vernahm er zu seinem Vertrauten, daß Otto nicht Siegfried mit dieser Foderung hervorgerufen hätte, was er längst vermuthete.

Ludwig hatte diese Vermuthung nicht selbst gemacht; der Abt Gerhard war es, der sie in ihm erregte. Bey einem Besuche, welchen Ludwig bey diesem würdigen Greise im ersten Jahre der Trennung von ihm gemacht hatte, erzählte er ihm die Aehnlichkeit, welche Bernhard mit ihm hätte, doch auch ohne die Verschiedenheit zu vergessen, die er in einer ihrer Meynungen bemerkt hatte. Gerhard versicherte, daß er Bernharden zu wenig kennte, um über ihn zu urtheilen, behauptete aber dagegen, daß jene bemerkte Verschiedenheit nicht Zufall wäre.

Aus Gefälligkeit gegen den Erzbischof — hatte Gerhard hinzu gesetzt — spricht Bernhard so. Gegen mich beklagte sich der Erzbischof schon bisweilen, daß seinem Erzstifte die Herrschaft über Thüringen entrissen worden wäre, und ohne Mühe las ich in seinem Herzen den Wunsch: sie wieder zu erringen. Durch Bernharden arbeitet jetzt Siegfried bey euch an der Erfüllung dieses Wunsches.

Gerhards Worte hatten zu viel Gewicht bey dem Grafen von Thüringen, um ihnen

nicht auch jetzt beyzuflichten, so sehr sich auch sein festes Zutrauen zu der Liebe und der väterlichen Sorgfalt des Erzbischofs dagegen setzte. Er erwartete, daß dieser zu vollenden suchen würde, was Bernhard angefangen hatte, und dann erst, als Siegfried ihn nach Schaumburg abreisen ließ, ohne ihm etwas von dem Zehnten zu sagen, glaubte er, daß Gerhard sich diesmal in seiner Vermuthung geirrt hatte, bis sich endlich jetzt das Gegentheil zeigte.

Ludwig wußte, wie viel er dem Erzbischofe zu Maynz schuldig war, dies Bewußtseyn konnte ihn aber nicht bewegen, das Opfer zu bringen, welches von ihm gefodert wurde. Zu jeder andern Zeit würde er es verweigert haben, und auch jetzt brachte er es nicht ohne Kampf. Doch der Kampf war ungleich, denn Liebe ist stärker und mächtiger, als Sorgfalt für das Beste eines Landes. Ludwig stellte die verlangte Urkunde aus, mit welcher Reinhard nach Maynz flog, und dafür den versprochenen Ablaßbrief erhielt.

Ludwig eilte nun, die Sünde zu begehen, für welche er schon Vergebung in Händen hatte. Mit Reinharden zugleich war ein Bote von Adelheiden in Freiburg angekommen, wel-

cher Friedrichs Zurückkunft meldete. Ludwig machte also Anstalt zu einer grossen Jagd auf den folgenden Tag, deren wahre Veranlassung er, außer dem Ritter Reinhard, auch den beyden Brüdern Dietrich und Ulrich von Teutleben entdeckte. Männer, auf deren Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, und die er eben deshalb zu seinen Mitgehülfen erkohr.

Ende des ersten Theils.

Ludwig der Springer
Graf von Thüringen.

Zwey Theile.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweyten Theils.

Seite

Erſtes Kapitel. Friedrich der Zweyte fühlt was Adelheid zu fühlen ſcheint. 289

Zweytes Kapitel. Ein Wochenbeſuch. 298

Drittes Kapitel. Aus den Streitigkeiten über den Zehnten erwächſt unſerm Liebenden ein zweyter Verdruß. 304

Viertes Kapitel. Staatsvortheil begünſtigt abermahls Adelheidens Liebe. 314

Fünftes Kapitel. Der Pfalzgraf will mit dem Grafen von Thüringen kämpfen. 321

Sechſtes Kapitel. Graf Ludwig, der Vater ſeines Volks. 332

Siebendes Kapitel. Politiſchen Inhalts. 348

Achtes Kapitel. Menſchen, die von Andern bemitleidet werden, belegt Siegfried mit dem Banne. 354

Neuntes Kapitel. Ludwig der Springer. 365

Zehntes Kapitel. Liebe befreit Ludwigs Unterthanen von ihren Unterdrückern. 382

Seite

Elftes Kapitel. Etwas von den thüringischen Unruhen. 393

Zwölftes Kapitel. Ludwig dankt und vergilt. 404

Dreyzehntes Kapitel. Dem Bruder schmerzt, was der Krieger that. 412

Vierzehntes Kapitel. Worinn der Leser unter Schlachtgetümmel geführt wird. 420

Funfzehntes Kapitel. Ludwig ersetzt den Verlust während des Krieges. 429

Sechszehntes Kapitel. Etwas von dem Fasten am Charfreytage. 436

Siebenzehntes Kapitel. Worinn zwey Lichter erscheinen. 449

Achtzehntes Kapitel. Der Knoblauchskönig. 459

Neunzehntes Kapitel. Den Graf von Thüringen blendet der Glanz einer Krone. 465

Zwanzigstes Kapitel. Markgraf Ekbert. 475

Ein und zwanzigstes Kapitel. Bukko macht noch mehr Kabalen. 483

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Ekbert rächt sich und seine Hoffnung lebt wieder auf. 493

Drey und zwanzigstes Kapitel. Indeß alle Welt sich freuet, trauert Ludwigs jüngster Sohn. 505

Seite

Vier und zwanzigstes Kapitel. Adelheid bauet. 515

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Friedrich erhält einen Befehl von seinem Großvater. 520

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Wunsch: daß Wahrheit Unwahrheit seyn mögte. 535

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Der Kaiser schafft dem Grafen von Thüringen auch einmal Vortheil. 546

Acht und zwanzigstes Kapitel. Ludwig erinnert seine Gemahlin an ihre mütterlichen Pflichten. 561

Neun und zwanzigstes Kapitel. Enthält einen Zeitraum von neunzehn Jahren. 572

Dreyßigstes Kapitel. Vergebens bittet Ludwig seine Gemahlin: seinem Alter nicht Ruh und Freude zu rauben. 576

Ein und dreyßigstes Kapitel. Bund wider Heinrich den Fünften. 586

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Ein Opfer väterlicher Liebe. 592

Drey und dreyßigstes Kapitel. Heinrich giebt einen zweyten Beweis seiner Wortbrüchigkeit. 600

Seite

Vier und dreyſſigſtes Kapitel. Ludwig bittet den Kaiſer um einen fröhlichen Tag. 610

Fünf und dreyſſigſtes Kapitel. Graf Heinrich vergißt über eine ſchöne Dirne ſeines Vaters. 617

Sechs und dreyſſigſtes Kapitel. Wiprecht rächt ſeinen Vater. 627

Sieben und dreyſſigſtes Kapitel. Ludwig erfüllt ſeine Gelübde. 635

Erſtes Kapitel.

Friedrich der Zweyte fühlt, was Adelheid zu fühlen ſcheint.

Sieh zu, wer ſich erfrecht in meinem Wildbanne zu jagen — befahl Pfalzgraf Friedrich einem ſeiner Diener, als der Lerm, den Graf Ludwig mit den Seinigen nahe bey Weiſſenburg machte, in ſein Badezimmer drang. Kaum hatte der Diener das Gemach verlaſſen, da ſtürzte Adelheid hinein.

Auf, mein Gemahl — rief ſie dem badenden Friedrich zu — auf, den Hohn zu rächen, der euch von dem frechen Ludwig widerfährt!

Es wäre Graf Ludwig — fragte Friedrich — deſſen Jagdgeſchrey in meinen Ohren tönte? Horch, es kommt noch näher!

Es ist es — antwortete Adelheid — der Frecke hat an dem Hohne noch nicht genug, dessen er sich schon gegen euch erkühnte.

Vielleicht — wendete Friedrich ein, der wenig Lust zu haben schien, sein Bad zu verlassen und der Aufforderung seiner Gemahlin nachzukommen — vielleicht hat nur Graf Ludwig sich über die Grenzen seines Gebietes verirrt, ohne dies eben zu wollen.

Wenn Ludwig Schaumburg so wenig vergesse, als ihr eure Ehre, so wäre ein solcher Irrthum vielleicht möglich — erwiederte Adelheid unwillig und spottend — Fürwahr, Graf Ludwigs Gedächtniß müßte das ungetreueste seyn, wenn er einen Weg vergessen haben sollte, den er noch vor kurzem so oft machte! Nein, euch zu höhnen war sein Vorsatz und, wahrlich ihr verdientet diesen Hohn, wenn ihr hier noch länger säßet und eures Leibes pflegtet, indeß ein Anderer euch in euren Gerechtsamen stört, und euer Eigenthum freventlich verwüstet. Seyd ihr ein Mann, Herr Pfalzgraf, so steigt heraus aus eurer weichlichen Leibespflege und eilt hinaus, den frechen Jäger zu bestrafen. Ich gehe jetzt, eure Diener zu versammeln, folgt ihr mir nicht bald nach: so stelle ich mich an ihre Spitze und versuche, ob ich ein Mann werden kann, da ihr ein Weib geworden seyd.

Adelheid, was denkt ihr von mir — rief Friedrich, der jetzt von seiner Gemahlin in Feuer gesetzt, hastig dem Bade entstieg — Befehlt meinen Leuten, daß sie sich eilend rüsten und mein Roß bereit halten, damit ich es in wenig Augenblicken besteigen kann.

Adelheid gieng und weniger langsam, als sie gefürchtet hatte, folgte ihr Friedrich nach. Die Seinigen erwarteten ihn schon und Friedrich gürtete ohne Säumen sein Schwerd um, und schwang sich mühsam auf sein Roß. Nicht fern von dem Schlosse, stieß er schon auf den unbefugten Jäger, den er über sein widerrechtliches Beginnen hart zur Rede setzte. Ludwig vertheidigte sich, doch waren seine Worte weniger gewählt, sich zu entschuldigen, als Friedrichs Zorn noch mehr zu entflammen. Bis zur Wuth entbrannt, zog Friedrich sein Schlachtschwerd, um damit die erlittene Schmach zu rächen, Ludwig aber wehrte den Streich, welcher ihn treffen sollte, ohne Müde ab.

Tod und Verderben über den, der unsern verehrten Gebieter anzugreifen wagt — stürzten sich jetzt die Ritter Reinhard, Dietrich und Ulrich auf den Pfalzgrafen los, und ehe dieser noch von den Seinigen unterstützt werden konnte, war seine Brust schon von Ritter Rein-

hards Jagdspieße durchbohrt. Seinen Fall zu rächen, verhinderte jene das Schrecken, in das er sie gestürzt hatte. Ihn, wo möglich, noch zu retten, schien ihr einziger Wunsch zu seyn.

Verwegener, was thatest du — rief Ludwig mit strafendem Blicke dem Ritter Reinhard zu!

Was meine Pflicht: euer Leben zu schützen und für euch mein Leben zu wagen; mir befahl — erwiederte Reinhard.

O hättest du diesen Schutz für nöthigere Fälle gespart — erwiederte Ludwig — hier hätte ich seiner nicht bedurft. Fern war es von mir, mit dem Pfalzgrafen kämpfen zu wollen, entwaffnen wollte ich ihn blos. Euer, Ritter Reinhard, ist die Schuld, wenn die Pfalzgräfin von Sachsen ihren Gemahl verliert — Er wendete sich hierauf zu Friedrichs Gefolge und fuhr fort — ihr selbst, feste Ritter und Knappen, müßt mir das Zeugniß geben, daß ich an dem Falle eures Herrn unschuldig bin.

Er sprachs und ritt nun eilend mit den Seinen wieder nach Freyburg zurück.

Jetzt brachte man den entseelten Friedrich in sein Schloß, wo ihn Adelheid mit lautschallenden Klagen empfing. Verzweiflungsvoll beschwor sie die Aerzte, ihren Gemahl ihr wieder zu geben, vergebens aber war alle deshalb an-

gewendete Mühe. Reinhard hatte so wohl gezielt, daß sein Jagdspieß das Herz des unglücklichen Friedrichs getroffen hatte. Seine Seel war schon entflohen, ehe man ihn in das Schloß zurückbrachte; und in die verlassene Hülle vermag keines Arztes Kunst eine Seele zurückzurufen.

Hat ein Mensch einmal die Stufenleiter des Verbrechens betreten, so sinkt er immer tiefer hinab. Adelheid auch also. Groß war schon ihr Verbrechen, daß sie dem, den sie Treue gelobt hatte, diese Treue brach und ihn, hieran noch nicht genug, so gar ihrer Leidenschaft opferte; aber grösser wurde es noch durch die Art, wie sie sich jetzt betrug, da man ihr den Geopferten brachte. Um allen Verdacht von sich abzuwenden, begnügte sie sich nicht, den folterndsten Schmerz zu äussern, nein mit seltner Kunst heuchelte sie Verzweiflung und Sinnlosigkeit und flehete frevelnd um Rache über Friedrichs Mörder.

Der Schmerz und die Verzweiflung, welche Adelheid erkünstelte, zerrissen wirklich das Herz des ältern Pfalzgrafen von Sachsen. Der Tod des einzigen Sohnes hätte beynahe auch ihm das Leben gekostet. Er wurde krank und sein Schmerz dadurch vermehrt, daß er den Getödeten nicht wenigstens noch einmal sehen konn-

te. Ohne seines Vaters Begleitung wurde Friedrichs Leichnam, in der Klosterkirche zu Gofeck, dem Schooße der mütterlichen Erde wiedergegeben. Damit dem Verblichenen jährlich an seinem Todestage die Exequien gehalten werden mögten, beschenkte Friedrich der Zweyte das Kloster mit dem Gute Nindorp.

Mehrmals hatte sich der Pfalzgraf schon den Tod seines Einzigen erzählen lassen, dennoch verlangte er nach seiner Wiedergenesung Wiederholung des schon oft Gehörten, mit Bemerkung auch des geringfügigsten Umstandes. Einige Diener des Verabschiednen erfüllten das Verlangen des Pfalzgrafen. Sie berichteten alles genau und endigten damit, daß sie den Grafen von Thüringen, an dem Falle ihres Herrn unschuldig erklärten. Der trostlose Vater stimmte ihnen nicht bey, er glaubte, daß Ritter Reinhard sein Mordgewehr auf Befehl seines Herrn gezückt hätte, und daß Ludwigs Jagen im Forste bey Weissenburg kein Werk des Zufalls gewesen wäre.

Einer der Diener wiederholte Ludwigs Versicherung: „daß einige seiner Begleiter, die des Waldes nicht kundig gewesen, ohne seine Schuld von ihm ab und aus seinem Jagdbezirke in das Gehege des Pfalzgrafen gekommen wären. Er wäre also absichtlich den Irrenden nachge-

eilt, um sie durch sein Jagdgeschrey wieder zu sich zu rufen, damit dem Pfalzgrafen aus ihrem Irrthume kein Schade erwachsen möchte.“

Glaubwürdiger wird diese Versicherung — setzte der Erzähler hinzu — da der Graf von Thüringen, als mein seliger Herr aus seinem Schlosse kam, den Weg wirklich wieder nach seiner Gränze nahm. Wir würden jetzt nicht den Tod eines geliebten Herrn betrauern, wenn euer Herr Sohn noch ein wenig länger in seinem Schlosse geharrt, oder seine Hitze gegen den Grafen etwas gemäßigt hatte.

Dies alles konnte den Argwohn nicht verscheuchen, welcher den Pfalzgrafen erfüllte und er traf den Grafen von Thüringen nicht allein, sondern auch die Wittwe des Getödteten. Sich zu überzeugen, ob er gerecht wäre, eilte Friedrich der Zweyte nach Weissenburg, so bald seine Kräfte es ihm verstatteten. Adelheid las seinen Argwohn in seinen Mienen, wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß er in den ihrigen nicht ihre Schuld las. Ihr Schmerz war zu groß, als daß der Pfalzgraf ihn für verstellt hätte halten sollen; und nicht Friedrichs Tod allein nannte sie als die Ursache desselben.

Fern war es von Adelheiden, nur im geringsten zu äussern, daß sie den Verdacht des

Pfalzgrafen verriethe, oft versicherte sie ihm aber dagegen, daß es ihr nicht unbewußt wäre, daß in ihm einst der Verdacht gelebt hätte; sie stände in einem geheimen Verständnisse mit dem Grafen von Thüringen; und daß eben dies ihren Gram, ihre Verzweiflung vermehrte. Auf eben die Art, nur mit mühsamerer Beredsamkeit, als gegen ihren Gemahl, rechtfertigte sie sich nun auch gegen den Vater desselben; und leichter wurde ihr jetzt diese Rechtfertigung als zu jeder andern Zeit.

Leidenden öffnet sich das Herz schneller, zumal wenn es selbst gleiche Leiden niederdrükken — diese Erfahrung machte Adelheid, so wie ausser ihr sie schon Viele gemacht haben. Zornig war einst Friedrich der Zweyte über sie, als er sie seinem Sohne untreu glaubte und zorniger noch, durch den entstandenen Verdacht, war er jetzt nach Weissenburg gekommen, gedämpft wurde aber sein Zorn durch den verzweiflungsvollen Schmerz, von welchem er Adelheidens Herz zerrissen sahe. Mitleid trat an seine Stelle und verdrängte nach und nach nicht nur ihn, sondern auch den Verdacht, mit welchem Friedrich nach Weissenburg gieng.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen war Friedrich durch Adelheidens künstliche Verstellung, von ihrer Unschuld völlig überzeugt

worden; ihr eignes Gewissen erinnerte sie aber nun an ihre Schuld. Ueber die Ermordung ihres Gemahls beruhigte sie es leicht, da die Stimme der Leidenschaft lauter in ihr war, als die Stimme des innern Richters, nicht so leicht aber konnte sie sich über einen andern Vorwurf beruhigen, der sie zu peinigen begann.

Im Eifer ihrer Bemühungen: ihre Unschuld zu beweisen; hatte sie sich so weit vergessen, daß sie, wie wir schon vorhin erwähnten, über Friedrichs Mörder um Rache flehte. Entsetzen ergriff sie, da jetzt die Furcht in ihr emporstieg: daß ihre Bitte an ihr und ihrem Buhler erfüllt werden könnte. Ungeheuchelter Schmerz quälte sie, bis sie nach zwey Tagen dem Vater Hugo ihre Furcht mittheilte und dieser ihr die Versicherung gab, daß diese Furcht, nach dem erhaltenen Ablaßbrief vom heiligen Vater zu Maynz, ganz unnöthig wäre. Hierdurch machte Adelheidens wahrer Schmerz der Freude Platz, die sie darüber empfand, daß sie nun endlich der Erfüllung ihres so lange vergeblichen Wunsches nahe war, wenn schon dies Naheseyn ihrer heissen Liebe für den Grafen von Thüringen öfters noch eine weite Entfernung schien, durch ihre verstellte Betrübniß hingegen erwarb sie sich Friedrichs Zutrauen immer mehr.

Zweytes Kapitel.

Ein Wochenbesuch.

Graf Ludwig ängstete sich zwar nicht mit Gewissensbissen, unermeßlich lang wurde ihm aber die Zeit, die er jetzt fern von Adelheiden zubringen mußte. Einen geheimen Besuch bey ihr zu machen, hielt er, während der Gegenwart des argwöhnischen Friedrichs, für zu viel gewagt. Er mußte also seiner Abreise harren und sich indessen begnügen, daß Adelheid durch den Vater Hugo oder den vertrauten Knappen, welcher Ludwigen schon öfters geheime Botschaften gebracht hatte, ihm von ihr und den Vorgegnissen zu Weissenburg bisweilen Nachricht geben ließ. Er zitterte bey dem Gedanken: daß Adelheid vielleicht nicht immer Gewalt genug über sich haben würde, um sich nicht dem verdachtvollen Pfalzgrafen zu verrathen; und Vater Hugo konnte diese Furcht nur mit schwerer Mühe von ihm bannen.

Adelheid erhielt indessen Gelegenheit, die Maske der schmerzlich betrübten Wittwe abzulegen, deren Behauptung ihr nicht wenig Mühe gekostet hatte. Friedrich hatte nicht nur allen Verdacht gegen sie aufgegeben, sondern

sie fieng auch an, ihm theuer zu werden, wozu ohne Zweifel die Hoffnung: seinen Stamm von neuem aufblühen zu sehen, die erste Veranlassung war.

Adelheid war ihrer Entbindung nahe und der alte Pfalzgraf fröhlich, bald einen Enkel auf seinem Schooße wiegen zu können. Um dieser ungebornen Frucht der Liebe ihres abgeschiednen Gemahls beschwor Friedrich seine Tochter: ihren Schmerz zu mäßigen; und innig freuete er sich, daß ihr dieß gelang. Gröſſer war aber noch Adelheidens Freude, daß sie nun nicht länger einer mühsamen Verstellung bedurfte.

So angenehm es aber auch der Pfalzgrafin war, daß aus dem Herzen ihres Schwiegervaters aller Verdacht wich; so unangenehm war es ihr hingegen, daß er nach und nach anfing eine Liebe und eine zärtliche Sorgfalt gegen sie zu äussern, die sie zuvor noch nie erfahren und auch jetzt nicht erwartet hatte. Diese zärtliche Fürsorge war eine Folge der in Friedrichs Busen belebte Hoffnung, und Adelheiden im höchsten Grade lästig, weil sie den Pfalzgrafen verleitete in Weissenburg zu bleiben und Adelheid dadurch verhindert wurde, ihren geliebten Ludwig einmal zu sehen.

Ludwigs Begierde: durch einen Besuch bey Adelheiden für die lange Zeit, die er noch würde von ihr getrennt leben müssen, sich Ausdauerungskraft zu verschaffen; besiegte endlich seine Bedenklichkeit: nach Weissenburg zu gehen, so lange Friedrich sich noch daselbst aufhielte. Durch den Vater Hugo ließ er Adelheiden bitten, ihm eine geheime Zusammenkunft zu erlauben und Adelheid, die sich nach ihrem Geliebten nicht weniger sehnte, als er nach ihr, würde seine Bitte ohne Säumen erfüllt haben, wenn sie nicht Friedrichs scharfen Blick gefürchtet hätte. Diese Furcht, zwang sie zu verweigern, was sie so gern bewilligt hätte, doch richtete sie den schmachtenden Geliebten durch die Versicherung auf: daß ihre Trennung nur noch kurze Zeit dauren würde.

Sagt meinem Ludwig — sprach sie zu dem Vater Hugo — daß mein Vater in kurzer Zeit nach Gröitzsch *) kommen und sich hier eine Zeitlang verweilen würde. Ich begleite ihn dann nach Gröitzsch, wo kein Friedrich uns belauschen würde.

Ein stärkender Trost war dies allerdings für den seufzenden Grafen, doch genügte er sei-

*) Diese Grafschaft gehörte damals noch dem Markgrafen von Salzwedel. Ein ungefähr acht Jahr nachher vertauschte er sie dem Grafen Wipprecht gegen das Balsenerland.

ner Sehnsucht nicht. Mehrere Wochen sollte er noch von Adelheiden getrennt leben — welche Ewigkeit für einen Liebenden! Wiederholt ließ er Adelheiden um die verweigerte Zusammenkunft bitten, aber unerschüttert fest stand ihr Entschluß: ihn nicht eher als in Grötzsch bey ihrem Vater zu sehen. Sie ließ ihn beschwören, nicht länger in sie zu dringen, damit sie nicht vielleicht einmal der Aufforderung ihres Herzens folgen und ihm, was er bäte, gewähren mögte, ließ ihn beschwören, daß er seine Ungeduld bezügeln mögte, weil ihrer Befriedigung leicht das Glück des Lebens geopfert werden könnte, da dies auf ewig vernichtet seyn würde, wenn Friedrich zur Bestärkung seines nun vergessenen Argwohns die geringste Veranlassung erhielte.

Ludwig fühlte das Gewicht dieses Grundes, der in ihm den Entschluß hervor brachte: der von Adelheiden bestimmten Zeit geduldig zu harren. Er blieb auch wenigstens seinem Entschlusse in so fern getreu, daß er Adelheiden nicht mehr mit der Wiederholung der schon oft verweigerten Bitte bestürmte, unmöglich war es ihm aber nicht jeden Morgen den Abend und jeden Abend den Morgen herbey zu flehen und sich so nach der frühen Ankunft des frohen Tages des Wiedersehens zu sehnen.

Indeß Ludwig der Zeit vergebens schnellere Flügel wünschte, nahete Adelheidens Niederkunft heran. Friedrichs Wunsch wurde erfüllt. Adelheid genaß eines Söhnleins und unbeschreiblich war die Freude des Großvaters, über die Geburt des Fortsetzers seines Stammes. Entzückt bedeckte er ihn und seine Mutter mit Küssen, und nannte den Neugebornen: Friedrich den Vierten.

Vergessen war nun in Weissenburg die Trauer, das Schloß hallte von lauter Freude wieder, doch war keiner seiner Bewohner so freudig als Großvater Friedrich. Um alle mit sich zu gleichen Empfindungen zuzustimmen, stellte er mancherley Feste an, die bald seine Nachbarn, bald seine Lehnsleute und Diener zur Freude auffodern sollten.

Der Ruf von dieser Festlichkeit war bis zu Ludwigs Ohren gedrungen und hatte in ihm die Hoffnung erregt: in diesem freudigen Gewirr nach Weissenburg kommen zu können, ohne entdeckt zu werden. Er sendete daher nach Gosek zu dem Vater Hugo, ihm seine Hoffnung mitzutheilen und, durch ihn Adelheiden um ihre Erfüllung beschwören zu lassen. Unwillig über Ludwigs Stürmen gieng Hugo nach Weissenburg, wo er nach vielen Bitten

endlich von Adelheiden erhielt, was Ludwig von ihr begehrte.

Die Geburt seines Enkels zu feyern, hatte Friedrich unter andern Festlichkeiten auch ein Lustrennen angestellt. An dem hierzu bestimmten Tage glaubte Adelheid, ihrer Geliebten ohne Gefahr sehen zu können, weil alles, was männlich war, aus dem Schlosse entfernt seyn würde und Ludwig daher, unter Hugos Geleitschaft, sicher und unentdeckt in ihr Zimmer kommen könnte.

Durch Hugos Gefälligkeit in ein geistliches Gewand verhüllt, trat Ludwig seine Wanderschaft nach Weissenburg an, wo Kunigundens Vorsicht es so einzurichten wußte, daß er in das Gemach seiner Geliebten kam, ohne von Jemand gesehen zu werden. Hugo und Kunigunde hielten Wache, damit die so lange getrennten Liebenden in ihrer Unterhaltung nicht gestört werden mögten.

Es hat unserm Vorarbeiter nicht gefallen, uns diese Unterredung Ludwigs mit Adelheiden mitzutheilen, ein Verlust, den wir um so mehr bedauren, weil wir dadurch ausser Stand gesetzt werden, unser Büchlein mit einem Minnegespräche im Wochenzimmer zu zieren, eine Seltenheit, die es — wo wir nicht irren — durch etwas Eignes vor allen seinen Brüdern

auszeichnen würde. Zu unserm Mißvergnügen wissen wir aber von jenem Gespräche nichts, als daß Adelheid ihrem Geliebten den Tag bestimmte, wenn ihr Vater nach Gröitzsch kommen würde. Er war nicht mehr fern und aufgeheitert durch diese frohe Nachricht und gestärkt durch die Küsse, mit denen Adelheid ihn beschenkte, verließ Ludwig Weissenburg so unbemerkt, als er dahin gekommen war.

Drittes Kapitel.

Aus den Streitigkeiten über den Zehnten erwächst unsern Liebenden ein zweyter Vortheil.

Fünf Wochen nach der Geburt Friedrichs des Vierten, traf der Markgraf von Soltwedel mit seiner Gemahlin in Weissenburg ein, wo die letztere mit Adelheiden zurück zu bleiben gedachte, bis diese stark genug seyn würde, ihrem Vater nach Gröitzsch zu folgen. Frau Oda äusserte diesen Vorsatz gegen Adelheiden, die mit ihm wenig zufrieden seyn konnte, weil durch die Ausführung desselben, ihre Trennung

von

von dem geliebten Ludwig verlängert worden wäre. Sie suchte daher ihre Mutter umzustimmen, welches ihr auch nicht schwer wurde, da diese ihre Versicherung: daß sie die kleine Reise von Weissenburg nach Gröitzsch sonder Nachtheil machen könnte; durch ihr vollkommenes Wohlbefinden bestättigt sahe. Friedrichs wiederholte Bitten hielten den Markgrafen zwey Tage in Weissenburg zurück, dann machte er sich mit den Seinigen nach Gröitzsch auf, wo alles Volk sich freuete, seinen Landesvater zu sehen.

Der Markgraf von Soltwedel war durch die Streitigkeiten über den Zehnten nach Thüringen gerufen worden.

Weit entfernt, seinen Antheil dieses Landes dieser Abgabe unterwerfen zu lassen, war sein Wille, einem mächtigen Nachbar die Sorge für das Beste seines Eigenthums aufzutragen, doch wollte er, ehe er dies thäte, sich zuvor in Gröitzsch selbst von dem Stande der Dinge genau unterrichten. Die Wahl des Fürsten, der freundschaftlich genug seyn würde, über die Gerechtsame der Grafschaft Gröitzsch zu wachen, wurde dem Markgrafen schwer. Daß Pfalzgraf Friedrich sich dieses Geschäftes gern unterziehen würde, bezweifelte er nicht, und ohne Bedenken würde er sich mit seiner Bitte an ihn

gewendet haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß er zu schwach und, vom nahenden Alter niedergedrückt, zu unthätig wäre.

Udo legte daher um seines Vortheils willen die Feindschaft ab, die von Ludwig dem Bärtigen auf seinen Sohn fort geerbt war. Ludwig selbst hatte ihm nie Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, das abgerechnet, das er zu Maynz über seine jugendliche Liebe zu Adelheiden gefühlt hatte, der Ruf hingegen ihm so so viel Löbliches von diesem jungen Fürsten gesagt, daß Udo seine Gerechtsame vollkommen gesichert hofte, wenn Ludwig sich entschlösse, ihr Beschützer zu werden. Daß er es werden mögte, war sein eifrigster Wunsch; und inniges Entzücken erfüßte Adelheiden, als ihr Vater diesen Wunsch in ihrer Gegenwart äusserte.

Willig wird Graf Ludwig euer Begehren erfüllen — versicherte Adelheid ihren Vater — Andern gefällig zu seyn, ist sein Vergnügen.

Mehr als diese Versicherung bewirkte vielleicht bey dem Markgrafen der Gedanke: daß Ludwig gegen Adelheidens Vater wahrscheinlich gefälliger seyn würde, als gegen jeden Andern. Das freundschaftliche Verständniß, in welchem Ludwig mit dem verstorbenen Pfalzgrafen von Sachsen gestanden hatte, war ihm nicht verborgen, so wie er ahndete, daß seine Tochter

die Stifterin desselben gewesen wäre. Zuweilen ahndete er auch wohl etwas mehr, absichtlich aber gab er sich keine Mühe, die Hülle von einem Geheimnisse hinweg zu reissen, dessen Aufklärung ihm vielleicht unangenehm seyn würde. Vielmehr gab er sich alle Mühe, sich zu überzeugen, daß Ludwig wirklich nur Friedrichs Freund; und der Tod des letztern nur eine unglückliche Folge von Reinhards treuer Sorgfalt für das Leben seines Herrn gewesen wäre. Liebe für seine Tochter brachte ihn nach und nach so weit, als den Pfalzgrafen von Sachsen Freude über die Erhaltung seines Standes gebracht hatte.

Voller Hoffnung: keinen vergebenen Weg zu machen; ritt demnach Udo, zwey Tage nach seiner Ankunft in Gröitzsch, nach Schaumburg, um dem Grafen von Thüringen die Aufrechthaltung der Rechte seines Eigenthums anzuempfehlen. Ludwig stellte sich über die Ankunft des Markgrafen mehr erstaunt, als er wirklich war, da Adelheid ihn schon im Geheim hatte benachrichtigen lassen, welch glückliches Begegniß für ihre Liebe sich ereignet hätte, indem ihr Vater durch seinen eignen Vortheil gereizt würde, seine Freundschaft zu suchen.

Udo ließ den Staunenden nicht lange warten, bis er ihm die Ursache seines Besuchs sagte, so wie dieser ihn nicht lange in der Ungewißheit ließ, ob die Hoffnung, welche er sich machte, erfüllt werden würde oder nicht. Mit Wärme versicherte Ludwig dem Markgrafen, daß er die Gelegenheit: ihm gefällig zu seyn; freudig benutzte, und seine Besitzungen in Thüringen die letzten seyn sollten, welche dem Stuhl zu Maynz den Zehnten bezahlten.

Laßt euch, theure Leser, durch die Vermuthung: daß Ludwig einem andern Lande die Freyheit erhalten wollte, die er dem seinigen verschwendete, um sich dafür Erlaubniß zu sündigen zu erkaufen, nicht reitzen, ihn deßhalb zu tadeln. Ludwig hatte sich zwar zu Entrichtung des Zehnten verpflichtet, aber fern war es von ihm, seinem Volke die Abgabe desselben auflasten zu wollen. Sein Wille war, seinen Unterthanen zu ersetzen, was sie dem Stuhle zu Maynz entrichten würden; und ob auch dieß gleich gewissermassen Verschwendung der Schätze seiner Unterthanen war — denn woher sonst als von diesen schreibt sich der Schatz eines Fürsten — so war sie doch gewiß, wenn man nicht auf die Veranlassung zu derselben sieht, leicht zu verzeihen.

Abgerechnet, daß Ludwig schon von seinem Vater einen beträchtlichen Schatz erbte, betrug der Zehnten keine so grosse Summe, als der Graf von Thüringen jährlich durch die weise Eingezogenheit, die ohne Ausnahme an seinem Hofe herrschte, ersparte. Der strengste Sittenrichter würde daher — wenn wir uns nicht irren — dem Grafen von Thüringen eine Ausgabe vergeben, die die Befriedigung der glühendsten seiner Leidenschaften zur Absicht hatte, wenn diese durch sie allein hätte befriedigt werden können. Doch wir wollen das Urtheil unserer Leser nicht leiten, sondern ihm nur den gehörigen Standpunkt zeigen.

Graf Ludwig bat seinen Gast: einige Tage bey ihm zu verweilen; er Markgraf entschuldigte sich aber mit den Geschäften, die ihn nach Gröitzsch zurückriefen und bat dagegen den Grafen, ihn dahin zu begleiten.

Nicht ich allein bitte euch — sprach er zu ihm — meine Gemahlin vereinigt sich mit mir, da sie den als Mann zu sehen wünscht, den sie schon als Jüngling schätzt.

Udo that keine Fehlbitte; freudig ergrif Ludwig die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, die geliebte Adelheid zu sehen. Daß Udo selbst um das, wonach er strebte, bitten wür-

de, war mehr, als seine kühnste Hoffnung sich geschmeichelt hatte.

Bey seiner Ankunft zu Gröitzsch fand er, daß die Gewogenheit der Markgräfin, die er schon vor mehrern Jahren besaß, sich eher vermehrt, als vermindert hatte. Ein zweytes glückliches Ereigniß für seine Liebe, für das er sich gern einem Zwange, in der Aeusserung seiner Leidenschaft, unterwarf.

Unsere Liebenden waren einverstanden, ihre Leidenschaft nicht gleich Anfangs zu verrathen. Sie betrugen sich, wie sie vorher in Friedrichs Gegenwart gewohnt gewesen waren, doch verbargen sie ihre Empfindungen nicht ganz so sorgfältig als damals, da in beyden die zuversichtliche Hoffnung lebte, daß sie sie in wenig Tagen ohne Zurückhaltung würden äussern können. Zufall oder Gefälligkeit von Adelheidens Eltern verschaffte auch dem Grafen das Glück, schon an dem ersten Tage seines Aufenthaltes zu Gröitzsch seine Geliebte einige Augenblicke ohne Zeugen zu sehen.

Nun, mein Ludwig — sank Adelheid in seine Arme — nun bin ich dein und nur der Tod kann das Band zerreissen, das, längst schon geschlungen, bald auf ewig geknüpft werden wird!

Daß es dieß schon wäre — wünschte Ludwigs Liebe — aber noch werden mehrere Wo-

chen verflieſſen, ehe mein Glück vollendet wird. O Geliebte, es waren Tyrannen des Menſchengeſchlechts, die die Geſetze des Wohlſtandes erdachten!

Stürme nicht, Ungeduldiger — ſuchte ihn Adelheid zu beruhigen — der Liebe Genuß wird die kurze Zeit beflügeln, die noch verflieſſen muß, bis des Prieſters Hand das Roſenband unſerer Ehe webt. In Gegenwart verleumderiſcher Zungen drücken uns zwar jetzt noch die Feſſeln des Wohlſtandes, bald abwerfen können wir ſie aber, wenn nur meine liebevollen Eltern Zeugen unſeres Glückes ſind.

Ludwig erfuhr bald, daß dieſe Hoffnung Adelheidens nicht grundlos war. Schon den zweyten Tag, den er in Grötzſch verlebte, gab die Markgräfin ſelbſt ihm Gelegenheit, ſeinem Ziele näher zu rücken.

Habt ihr auch zuweilen — fragte Frau Oda — der Zeiten gedacht, wo euer kunſtvolles Saitenſpiel Trübſinn und Langeweile von mir ſcheuchte?

Ungeſchwächt war bisher in mir die Erinnerung an dieſe glückliche Zeiten; und keine Ewigkeit wird ſie zu ſchwächen vermögen — antwortete Ludwig — daß ſie wiederkehren mögten!

Dies hängt allein von uns ab, Herr Graf — erwiederte die Markgräfin — kommt, laßt uns das Vergangene erneuern. Seht, hier ist eine Harfe, ich nehme meine Zitter und Adelheid singt. So kann sich unsere Einbildungskraft ohne Mühe um neun Jahre zurücksetzen.

Kaum hatte die Markgräfin geendet, als sie eilend ihre Zitter ergriff. Sie lächelte und ihre Mienen bewiesen deutlich, daß sie bey der Zurückerinnerung, an die in Maynz so froh dahin geschwundene Zeit, an mehr als bloses Saitenspiel dachte. Auch Ludwig dachte an mehr, wenn schon nur seine Blicke dieß mehrere erklärten. Diese ließ er sprechen mit dem Vorsatze: sie auch bald mit Worten zu begleiten; den das Betragen der Markgräfin so früh schon in ihm aufregte. Vielleicht hätte er ihn ohn längeres Zögern ausgeführt, wenn der Markgraf gegenwärtig gewesen wäre. Ludwig wollte mit einem mahle seine Hoffnung zur Wirklichkeit erhoben sehen und hielt daher, was ihm heut schon auf den Lippen schwebte, bis den andern Morgen zurück, wo er neben der Markgräfin auch ihren Gemahl bey Adelheiden fand.

Ein Zufall — wendete er sich zu Adelheiden — den ich das Unglück hatte herbey zu führen, machte euch, edle Frau, zur frühen

Wittwe. Zürnt nicht, daß ich euch diesen Namen wieder abzunehmen wünsche. Empfindungen für euch, die schon einst mein Herz füllten, verneuern sich jetzt. Ich biete euch meine Hand an; die Eurige würde mein Glück machen.

Erlaubt es mein Vater — stammelte Adelheid — so ist sie euer.

Ihr also, Herr Markgraf — wendete sich Ludwig hierauf zu Adelheidens Vater — entscheidet über mein Glück. Darf sich meine Hoffnung einer günstigen Entscheidung schmeicheln?

Die Hand meiner Tochter sey das Siegel unserer Freundschaft — erwiederte Udo — Adelheid sey euer, so bald hergebrachte Gewohnheit ihr vergönnt, die Trauerkleider abzulegen. Nehmt meinen Segen ihr Lieben!

Und auch den meinigen — rief Frau Oda — seltnes Glück wird euch werden, wenn meinen Wünschen für euch Erfüllung wird.

Ludwig schloß Adelheiden in seine Arme, küßte dann stammelnd die Hand ihrer Mutter und eilte von ihr zu dem Markgrafen, ihn zu umarmen.

Wie danke ich euch — sprach Ludwig, unfähig mehr zu sagen.

Durch treue Freundschaft für mich — antwortete Udo — und durch unveränderte Liebe für meine Adelheid.

Viertes Kapitel.

Staatsvortheil begünstigt abermals Adelheidens Liebe.

Selige Tage schwanden nun unsern Liebenden pfeilschnell dahin. Lebhafter als je, fühlten sie jetzt ihr Glück, da sie frey von Verstellung oder Zwang ihre Empfindungen ohne Zurückhaltung äussern konnten. Nur selten verließ Ludwig Gröitzsch; und rief ihn ja irgend ein nöthiges Geschäft zuweilen in sein Land zurück, so eilte er bald wieder zu dem Genusse der Liebe.

Oft sehnsuchtsvoll herbey gefleht, erschien endlich die Zeit, wo Adelheid die Trauerkleider mit Anstand ablegen durfte. Für sie und ihren Geliebten war es ein festlicher Tag, als sie ihn zum erstenmale wieder im bunten Gewande umarmte, und in beyden flammte der Vorsatz auf: durch die Furcht sich verleumdet und gelästert zu sehen, wenn sie sich jetzt schon vermählten, da Friedrichs Asche noch kein Jahr im Grabe geruhet hatte; von der Vollendung ihres Glückes sich nicht abhalten zu lassen, weil es ihnen überdies nicht schwer wurde, für diese Eil Entschuldigung zu finden.

Aus Gefälligkeit für seine Gemahlin und Tochter, und um ihre oft wiederholten Bitten zu erfüllen, war der Markgraf von Soltwedel schon länger in Gröitzsch geblieben, als er Anfangs sich vorgenommen hatte. Durch sie wurde er nun auch veranlaßt, noch so lange zu verweilen, bis Adelheid Ludwigs Gemahlin seyn würde. Noch lange in Gröitzsch zu leben, erlaubte ihm seine Sorgfalt für seine übrigen beträchtlichern Länder nicht. Er faßte also einen Entschluß, der mit dem Vorsatze und den Wünschen des liebenden Paares übereinstimmte. Der Wille des Markgrafen war: daß Ludwig in kurzer Zeit Adelheiden seine Gemahlin nennen sollte; und diesem Willen gemäß wurde nun nicht mehr verborgen, was wahrscheinlich schon vorher von Vielen vermuthet worden war.

Ludwig und Adelheid gaben sich öffentliche Beweise ihrer Liebe, laut sprach man davon, daß die Pfalzgräfin von Sachsen bald Gräfin von Thüringen werden würde und, daß ihr Vater mit ihrer Vermählung eilte, um sie selbst noch mit Festlichkeiten feyern zu können. Das Splitterrichten über diese Eil zu vermindern, sagte der Markgraf Allen, die ihn in Gröitzsch besuchten, daß einige Bewegungen, welche man unter den Wenden bemerkt hätte,

ihn nöthigten, bald in seine Markgrafschaft zurückzukehren. Diese nahe Abreise gab er als die Ursache an, daß er seine Tochter dem Grafen von Thüringen früher vermählen wollte, als sie selbst mit ihrem Verlobten wünschte.

Alle, denen der Markgraf von Soltwedel seine Absicht sagte, gaben ihm ihren Beyfall, nur in Weissenburg, wo man bald alles erfuhr, was bisher in Gröitzsch vorgegangen war; war man anderer Meynung. Alle Augenzeugen von Adelheidens heftigem Schmerze über den Tod ihres Gemahls tadelten sie bitter, daß sie ihn nach wenig Monden so ganz vergessen hatte, um sich einem Andern zu vermählen, und von dem Pfalzgrafen traf sie noch mehr als Tadel.

So bald das Gerücht: daß Ludwig, so lange sich Adelheid in Gröitzsch befand, beynahe nicht von ihrer Seite gewichen wäre; zu Friedrichs Ohren gekommen war, wurde der Verdacht neu belebt, welchen Adelheid zuvor mühsam besiegt hatte. Er sendete einen Kundschafter nach Gröitzsch, die Pfalzgräfin und den Grafen von Thüringen zu belauschen und erfuhr auf diese Art schon lange vorher, ehe man es laut sagte, daß Friedrichs Wittwe, Ludwigs Gemahlin werden würde. Hierdurch wurde sein Argwohn vermehrt, so wie er zum zuver-

sichtlichen Glauben erhöht wurde, als Friedrich von seinem Kundschafter die Nachricht erhielte, daß Adelheidens Vermählungstag schon bestimmt wäre.

Adelheid scheuete sich, den Pfalzgrafen wieder zu sehen, hielt es aber für nöthig, ihn, ehe sie sich mit Ludwig verbände, davon zu benachrichtigen, weil sie ausserdem Zorn und Argwohn noch mehr in ihm aufzuflammen fürchtete. Durch einen Boten ihm melden zu zu lassen, was sie sich scheuete, ihm selbst zu sagen, wagte sie ebenfalls nicht, weil sie befürchtete, daß der Pfalzgraf gegen ihren Abgesandten seinen Argwohn vielleicht herausstürmen mögte. Sie bat daher ihren Vater, einen Weg zu übernehmen, den sie nicht machen wollte und ein Anderer, ohne Gefahr für die Seaderin, nicht machen konnte. Udos väterliche Liebe erfüllte diese Bitte, ob schon Adelheid ihn nur unter dem Verwande bat, daß sie vor Friedrichs Vorwürfen zitterte, weil sie sich so bald nach dem Tode seines Sohnes wieder vermählte.

Udo kam nach Weissenburg, entledigte sich seines Auftrags und hörte zwar mehr, als Adelheidens Aeusserungen gegen ihn, doch nicht mehr, als er selbst befürchtet hatte.

Ihr berichtet mir nichts Neues, Herr Markgraf — sprach Pfalzgraf Friedrich bitter zu ihm — Ich bitte euch, sagt Frau Adelheiden, daß sie vor mir thun könnte, was sie gelüstete, doch vergeßt auch nicht hinzu zu setzen, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, sie und ihren Sohn, an dem ich nichts bedaure als den Namen Friedrich, ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen zu können.

Wie meint ihr das, Herr Pfalzgraf — fragte Udo mit zornigem Blicke.

Laßt es euch von eurer Tochter erzählen — antwortete Friedrich — jetzt weiter nichts, als daß ich wünschte: Ihr hättet diese Tochter dem Grafen von Thüringen neun Jahr früher vermählt. Mein Sohn . . . doch ich wollte ja weiter nichts sagen.

Woran ihr wahrlich sehr wohl thut — fuhr Udo grimmig auf — Ihr saget ohne dieß schon so viel, daß nur ein mitleidsvoller Blick auf euer zitterndes Haupt mich zurückhält, nähere Erklärung zu fodern, doch sollt ihr noch zum Abschiede wissen, daß Jeder es mit mir zu thun hat, der den Namen meiner Tochter verunglimpft. Ob sie und ihr Sohn in eurem Gedächtnisse leben oder nicht, darf beyde nicht bekümmern. Der billigdenkende Graf Ludwig wird, durch seinen starken

Arm, eurem verlaßnen Enkel die Rechte zu erhalten wissen, die ihm gebühren. Gehabt euch wohl, Herr Pfalzgraf und zittert vor meiner Rache, wenn eure geschwätzige Zunge Dinge zu reden wagt, die euer schwach werdendes Gehirn träumt. Worte, wie ihr sie gegen mich zu sprechen euch erkühntet, gegen andere gesprochen, würden diese Rache entflammen; und euch allein müßtet ihr es beymessen, wenn sie euch verzehrte.

Udo eilte hinweg, ohne von dem Pfalzgrafen, den Zorn und Wuth der Sprache beraubte, eine Antwort erhalten zu haben. Er verhehlte seiner Tochter Friedrichs Reden, doch schloß diese sowohl aus ihres Vaters unmuthigen Blicken als auch daraus, daß Friedrich sich gegen ihn, seines Enkels entsagt hatte, alles was ihr verborgen wurde. Sie zitterte bey dem Gedanken: daß ihr Vater von ihr Erklärung der Reden Friedrichs verlangen mögte, doch sie zitterte unnöthig. Wie vorher stellte sich Udo jetzt noch, als ob er von alle dem, was zwischen dem Grafen von Thüringen, Adelheiden und ihrem Gemahle vorgefallen war, nichts wüßte.

Aus Staatsklugheit stellte der Markgraf von Soltwedel sich unwissend. Diese allein, nicht tadelswürdige Liebe zu seiner Tochter,

hielt ihn ab, mit dieser zu rechten. Hätte er dies gethan, so würde Gerechtigkeit ihm befohlen haben, die Verbindung wieder zu zerreissen, die er zwischen dem Grafen von Thüringen und zwischen seiner Tochter getroffen hatte, und dann, fürchtete Udo, möchte auch der Freundschaftsbund zerrissen werden, durch den er Gröitzsch vor dem Zehnten zu sichern gedachte. Staatsvortheil war also auch diesmal mit Adelheidens Liebe verwebt.

Zu Gröitzsch wurde nun die Vollendung der Anstalten beschleunigt, die der Markgraf von Soltwedel zur Vermählung seiner Tochter gemacht hatte. Der Tag, der Adelheiden auf ewig mit dem Grafen von Thüringen verbinden sollte, kam bald herbey und unsere Urkunden berichten nichts davon, daß das junge Paar im Genusse seiner bekrönten Liebe durch die Furcht vor dem Richten der Welt gestört worden wäre. Glücklich, im vollesten Maase, waren Adelheid und Ludwig und, eingewiegt von Siegfrieds Absolutbrief — erinnert euch, billige Leser! der Finsterniß des eilften Jahrhunderts — schreckten keine Gewissensrügen sie aus ihrem Freudentaumel auf. Kein Gedanke: daß es durch ein schwarzes Verbrechen auf den höchsten Gipfel gehoben wurde; verminderte ihr Glück.

So

So bald die Festlichkeiten beendigt waren, mit welchen Udo die Vermählung seiner Tochter feyerte, sahe Gröningen sich wieder von seinem Landesvater verlassen. Udo kehrte mit seiner Gemahlin nach Seltwedel zurück, und Ludwig führte seine geliebte Adelheid nach Schaumburg.

Fünftes Kapitel.

Der Pfalzgraf will mit dem Grafen von Thüringen kämpfen.

Pfalzgraf Friedrich hatte bisher nicht, wie Adelheid befürchtete, etwas zu ihrem Nachtheile unternommen, doch war es nicht von ihm, den Gedanken an Rache für seinen Sohn aufzugeben. Nur um sich sicherer und fürchterlicher rächen zu können, hatte er bisher geschwiegen.

So bald Udo den Pfalzgrafen, wie wir im vorigen Kapitel berichteten, verlassen hatte, machte er nachtschlafender Zeit dem vertrautesten seiner Diener, dem Ritter Eckard, seinen Vorsatz bekannt: daß er den Mörder seines Sohns

zum Kampfe auf Leben und Tod heraus fodern wollte.

Dem Ritter Ekkard war es vergönnt, ganz vertraut mit seinem Herrn reden und öfters laut anderer Meynung seyn zu dürfen als er, jetzt aber bediente er sich dieses Vorrechtes nicht, weil er sahe, daß Friedrichs Blut zu sehr in Wallung war, um dem, was er sagen würde, mit kalter Prüfung nachdenken zu können. Er gab ihm im Gegentheile in allem Recht und versprach, mit Anbruche des andern Morgens sich nach Weissenburg aufzumachen, um dem Grafen von Thüringen Friedrichs Handschuh zu bringen. Seines Vorhabens voll, hatte der Pfalzgraf dem Ritter so viel zu sagen, daß dieser [illegible] spät in der Nacht von ihm schied, wo Friedrich ihn bat: er mögte morgen, ehe er sein Roß bestiege, noch einmal zu ihm kommen.

Der Morgen kam, mit ihm Ritter Ekkard. Nun, da die Hitze des Pfalzgrafen wieder abgekältet war, hoffte Ekkard ausrichten zu können, was er sich gestern nicht versprechen hatte. Gleich nach seinem Eintritte in des Pfalzgrafen Gemach wurde seine Hoffnung genähret, indem der Pfalzgraf ihm einen Gedanken mittheilte, der während der Nacht, die er

schlaflos zubrachte, durch kalte Ueberlegung gereift war.

Bevor ich den Kampf mit dem Mörder Ludwig beginne, werde ich mich mit euch in den Waffen üben müssen, da langes friedliches Leben mich ihres Gebrauchs entwöhnt hat.

Daran werdet ihr wohl thun, gnädiger Herr — antwortete Ekkard — zumal da ihr mit einem Manne eine Lanze brechen wollt, der neben voller Manneskraft den Ruf seltner Geschicklichkeit und Tapferkeit hat.

Friedrich. Zweifelt ihr, daß Mannskraft auch noch meine Muskeln schwellt?

Ekkard. Wenigstens wird dieser Arm, so kraftvoll auch sonst seine Streiche waren, jetzt da das nahende Greisenalter in ihm zittert, minder kräftig die Lanze werfen und das entwohnte Schlachtschwerd schwingen, als der starke und kampfgeübte Graf Ludwig. Erinnert euch, gnädiger Herr, daß der Graf die Jahre, die ihr in eurem Lande in friedlicher Ruhe verlebtet, unter Waffenübungen hinbrachte.

Friedrich. Dieß ist mir unvergessen, dagegen lebt aber auch die Erinnerung in mir, daß ich vor Zeiten mit dem besten Kämpfer, ohne Gefährde für meine Ehre, eine Lanze brechen konnte.

Ekkard. War ich nicht öfters Zeuge eures ruhmvollen Kampfes? Aber, gnädiger Herr, jene Zeiten sind so wie eure Kräfte verschwunden. Verzeiht der Ergebenheit eures Dieners seine Kühnheit.

Friedrich. Wozu dieß, lieber Ekkard. Freunde sprechen, wie es aus dem Herzen zum Munde fließt. — Nur allzustark fühle ich es, wie meine Kräfte sich vermindern, es hat aber auch nicht Vertrauen auf sie, sondern Vertrauen auf meine gerechte Sache den Vorsatz in mir befestigt: mit dem stärkern Ludwig zu kämpfen.

Ekkard. Mit Gunst, Herr Pfalzgraf, sonst hieltet ihr wenig auf die Meynung, daß gerechter Sache der Sieg würde oder, im gerichtlichen Zweykampfe, Sieg die Unschuld des Kämpfers bewiese.

Friedrich. Vielleicht that ich Unrecht, daß ich so dachte, sündigte vielleicht so gar, daß ich bey einem Gottesgerichte an der jederzeit gerechten Entscheidung zweifelte.

Ekkard. Eine Furcht, die, wie ich glaube, euer Gewissen nicht nagen darf. Vorurtheil stempelte den mörderischen gerichtlichen Zweykampf mit dem Namen: Gottesgericht. Ohne Zweifel wärt ihr noch gleicher Meynung wie sonst, stimmte nicht die entgegengesetzte mit

euren Wünschen überein. Jetzt eine Frage, gnädiger Herr! Warum wollt ihr mit dem Grafen von Thüringen kämpfen?

Friedrich. Soll ich es wiederholen, daß ich den Tod meines Sohnes rächen will!

Ekkard. Den könnt ihr rächen, ohne euer Leben zu wagen, sicherer im Gegentheil und frey von der Furcht: durch euren möglichen Fall mit dem brandmarkenden Rufe in die Grube zu sinken: Ihr hättet den Grafen von Thüringen ungerecht beschuldigt.

Friedrich. Geschwind, Herr Ritter, wie wäre das möglich?

Ekkard. Sehr leicht — doch kann freylich eure Rache minder schnell befriedigt werden, als wenn ich heut noch den Grafen von Thüringen zum Kampfe mit euch fodere.

Friedrich. Ist dieß, Ritter, so bitte ich euch, schweigt. Rache brennt so flammend in meinem Busen, daß ich fürchte, sie würde mich verzehren, wenn das Blut des Mörders meines Sohnes ihre Gluth nicht bald löschte.

Ekkard. Sollte spätere aber gewisse Rache nicht besser seyn, als die ungewisse frühere? Hört mich an, gnädiger Herr, und laßt dann kühle Prüfung entscheiden, was das Beste ist.

Friedrich. Wohl, so sprecht ohne Verzug.

Ekkard. Ihr scheint eures Bruders, des Herrn Erzbischoffs zu Bremen vergessen zu haben.

Friedrich. Wenigstens gedachte ich jetzt seiner nicht, denn wie kann Adalbert der Rächer meines Sohnes werden?

Ekkard. Sonder Mühe und fürchterlicher denn ihr. Ist König Heinrichs Herz nicht in Adalberts Händen? Ein Wort von diesem und des Reichs Oberhaupt selbst, wird Friedrichs Rächer. Adalbert klagt den Grafen von Thüringen, vor dem Oberhaupte und den Fürsten des Reichs, als den Mörder eures Sohnes an und Ludwigs Schmach ist gröſſer, wenn er als Mörder verurtheilt wird, als wenn er vielleicht, in einem ehrenvollen Kampfe, von eurer Hand fiele.

Friedrich folgte dem Rath seines Dieners, prüfte seinen Vorschlag mit kühler Ueberlegung und fand es bald der Klugheit gemäſſer, den Erzbischoff zu Bremen zur Rache seines Neffen aufzufodern, als einen Kampf zu wagen, dessen Entscheidung, auch bey gleichen Partheyen, ungewiſs gewesen seyn würde, und der daher den Pfalzgrafen mit einiger Furcht erfüllte, da Selbsterkenntniſs ihm sagte, daſs er dem kampfkundigen Ludwig sich nicht gleich stellen könnte. Jetzt stellte sich seiner Einbildungskraft auch Markgraf

Udo dar, wie er ihm, mit fürchterlichem Grimme, Rache gedrohet hatte. Ein furchterweckendes Bild, in welchem für den Pfalzgrafen neue Aufforderung lag, dem Rathe seines Vertrauten zu folgen.

Für sich selbst und für sein Land hatte der Pfalzgraf allerdings viel zu fürchten, wenn Udo, weit mächtiger als er, die Rache, mit welcher er ihm drohete, mit schwerer Hand geübt hätte. Ohne Mühe sahe er ein, daß, wenn er den Grafen von Thüringen zum Kampfe foderte, Udo ohne Zweifel seine Drohungen eher erfüllen würde, als wenn er sich auf die Art, wie Ekkard ihm rieth, an den Grafen rächte. Wurde Ludwig von Heinrich dem Vierten und den Fürsten des Reichs als Friedrichs Mörder verurtheilt: so war allerdings nicht zu vermuthen, daß Udo sich wider dieses Urtheil würde aufgelehnt, oder seinen Schwiegersohn deshalb an den Pfalzgrafen rächen können, weil dieser, durch seine mittelbare Klage, das über jenen gesprochene Urtheil bewirkt hätte.

Ritter Ekkard machte sich demnach, statt dem Grafen von Thüringen Friedrichs Foderung zum Kampfe zu bringen, zu dem Erzbischoff Adalbert auf den Weg, indeß Friedrich in seiner einsamen Burg schmerzlich klagte, daß die Hoffnung: seinen Stamm auch nach dem

Tode seines Sohnes fortblühen zu sehen, leerer Wahn gewesen wäre.

Die Geburt Friedrichs des Vierten hatte dem Pfalzgrafen entzückende Freude gemacht; jetzt war die Erinnerung an sein Daseyn ein qualvoller Gedanke für ihn, da es ihm unmöglich war, sich für seinen Großvater zu halten, so sehnlich er auch wünschte, es zu seyn. Sobald Ludwigs Aufenthalt zu Gröningen in dem Pfalzgrafen die Ueberzeugung hervor brachte, daß alles, was ihm Adelheid von ihrem frühern Umgange mit dem Grafen von Thüringen versichert hatte, leeres Vorgeben gewesen wäre, waren in ihm über den jungen Friedrich mancherley Zweifel empor gestiegen, die endlich den Vorsatz in ihm befestigten: Adelheidens Sohn nicht für seinen Enkel zu erkennen.

Die Hoffnung, welche sich Ekkard von Erzbischoff Adalbert gemacht hatte, wurde bey seiner Ankunft in Bremen vermindert, oder wenigstens die Zeit ihrer Erfüllung ungleich weiter hinausgesetzt, als Ekkard geglaubt hatte. Adalbert hatte sich eben von dem kaiserlichen Hofe nach seinem Erzstifte geflüchtet, weil die Fürsten, auf dem Reichstage zu Tribur, Heinrich den Vierten gezwungen hatten, seinen Rathgeber Adalbert von sich zu entfernen. Ungern verlor zwar Heinrich einen Mann, der

alles anwendete, seine sinkende Macht wieder herzustellen, dennoch mußte er ihn von sich lassen, weil die Fürsten, auf deren Kosten Adalbert die kaiserliche Macht zu vergrössern gedachte, aufgebracht über ihn waren, daß sie Heinrichen keine andre Wahl liessen, als entweder dem Reiche oder Adalberts Rathe zu entsagen.

Jetzt, Herr Ritter — sprach der traurige Erzbischoff zu Ekkarden — sucht man bey mir vergebens Hülfe, denn ihr sollt wissen, daß ich mir selbst nicht zu helfen vermag. Die Zeiten sind vorüber, wo mein Rath den König Heinrich leitete. Die Menge meiner Feinde hat endlich gesiegt, und ich bin jetzt weiter nichts als Erzbischoff von Bremen.

Ekkard klagte eine Zeitlang gemeinschaftlich mit Adalberten, doch der letztere war der Mann nicht, der lange klagen konnte. Sein Unternehmender Geist wußte sich in Widerwärtigkeiten bald zu rathen und, so heftig auch Anfangs Adalbert von einem Sturme erschüttert wurde, so schnell verstand er, sich wieder zu fassen. Diese Bemerkung machte Ekkard schon den andern Tag nach seiner Ankunft in Bremen, indem er den Erbischoff, den er gestern äusserst niedergeschlagen verlassen hatte, heut so heiter wieder fand, als ob ihm nichts Widriges begegnet wäre. Die Verwunderung

welche seine Blicke äusserten, zog Adalberts Aufmerksamkeit auf sich und, ohne erst des Ritters Verwunderung laut äussern zu lassen, suchte er schon, sie ihm zu benehmen.

Glaubt nicht, Herr Ritter — sprach der Erzbischoff — daß ihr einen Leichtsinnigen sehet, dessen Gleichgültigkeit sich darüber hinwegsetzt, daß Uebermacht der Feinde ihn von einem Posten verdrängte, den er nach saurer Mühe endlich erstrebt hatte; nein, nicht Gleichgültigkeit ist es, die den Unmuth verscheucht hat, den ihr gestern an mir bemerktet, sondern zuversichtliche Ueberzeugung, daß ich nach kurzer Zeit wieder besitzen werde, was meine finstere Laune gestern immer für verloren hielt.

Und, verzeiht einem alten Kriegsmanne seine Kühnheit, und worauf gründet sich diese Ueberzeugung? — fragte Ekkard.

Auf die genaueste Kenntniß der Gesinnungen Heinrichs — antwortete der Erzbischoff — Zu sehr an mich gewöhnt, in zu hohem Grade mir gewogen und, ohne Zweifel auch überzeugt, daß mein Rath immer sein Bestes bezielte, wird das Widerstreben aller Reichsfürsten ihn nicht abhalten können, seinen treuen Rathgeber wieder zu sich zu rufen. Ihr sollt mich einen schwachen Mann voll Eigendünkels schelten, Herr Ritter, wenn ich mich nicht, kurz

nach der Beendigung des Reichstages zu Trisur, ganz so wie zuvor wieder an dem kaiserlichen Hofe befinde. Dann wird es mein erstes Geschäft seyn, den Tod meines geliebten Neffen, an den Grafen von Thüringen zu rächen. Ihr habt sehr wohl gethan, wackerer Mann, daß ihr den Vorsatz meines Bruders: dieß selbst zu thun; vernichtetet.

Wenn es mir nun auch nur eben so wohl gelänge — wünschte Ekkard — die Geduld des Herrn Pfalzgrafen so lange zu beleben, bis seine Rache durch eure Vermittelung abgekühlt wird. Gerechte Zweifel lassen mich fürchten, daß ich dieß vergebens versuchen werde.

Meine Bemühungen sollen sich mit den Eurigen vereinigen — schloß der Erzbischoff — In einem Sendschreiben werde ich meinen Bruder zur Geduld ermahnen und ich hoffe, daß meine brüderliche Bitten nicht vergebens seyn werden. Fürwahr, es wäre Tollkühnheit, wenn der schwachwerdende Friedrich mit einem Manne zu kämpfen wagen wollte, dessen Tapferkeit und Waffenkunde ich an dem kaiserlichen Hofe so oft rühmen hörte.

Adalberts Brief, Ekkards freundschaftliche Erinnerungen und der Zuruf kaltprüfender Vernunft machten, daß Friedrich den Gedanken: sich selbst zu rächen; der in ihm auf-

wallte, als er erfuhr, daß sein Bruder diese Rache nicht sogleich vollbringen könnte, bald wieder aufgab. Unabläßig beschäftigte ihn aber der Wunsch: daß die Hoffnung seines Bruders so schnell erfüllt werden mögte, als er sich gegen den Ritter Ekkard geschmeichelt hatte.

Sechstes Kapitel.

Graf Ludwig der Vater seines Volks.

Als Graf Ludwig die Gränze seines Landes erreichte, schallten ihm und seiner Gemahlin, von allen seinen Unterthanen, ein lautes fröhliches Willkommen und die herzlichsten Wünsche für ihr Wohl entgegen. Es war nicht das gewöhnliche Jubeln, mit welchem die Völker, aus hergebrachter Gewohnheit, ihre Fürsten bewillkommen und das oft nicht Liebe verkündigt, sondern nur Frohseyn, daß sie heut einmal die Fesseln weniger drücken, mit welchen ihr Tyrann sie belastet hat, nein, der blödeste Beobachter konnte ohne Mühe bemerken, daß Ludwigs Volk wahre innige Freude über die Rückkehr seines geliebten Vaters empfand und Freude,

daß er ihm nun auch eine Mutter zuführte. Adelheid bemerkte dieß, und als sie endlich unter fortdaurendem Freudengeschrey des begleitenden Volkes, Schaumburg erreicht hatte, sank sie in die Arme ihres Gemahls, ihm ihre Empfindungen auszudrücken.

O, mein Ludwig — stammelte sie an seinem Busen — wie selig wird es sich unter einem Volke wohnen, das nur eine Familie auszumachen scheint, von der du der geliebte Vater bist! Noch kannte ich das Glück nicht ganz, das mir mit dir wird. Wie so ganz anders finde ich hier den Empfang, als wenn ich sonst zu einem Volke kam, das ich einst das meinige nannte. Ich bitte dich, Lieber, lehre mich die Kunst, die Liebe deines guten Volkes in so hohem Grade zu erwerben, als du sie besitzest.

Sie ist nicht schwer — erwiederte Ludwig — und bald wird meine Adelheid die Liebe der wackern Thüringer, über deren Aeusserungen sie sich jetzt freuet, mit ihrem Gatten theilen.

Wenigstens mein Theurer — versicherte Adelheid — wirst du in mir ein fleißige Schülerin finden, wenn du mich lehrst, jene Liebe zu erwerben.

Sie wird dein — antwortete Ludwig — wenn du dich in jeder Rücksicht gegen alle unsere Unterthanen beträgst, wie eine zärtliche Mutter gegen ihre Kinder und nicht schwer wird dir dies werden, wenn ich dich versichere, daß mein Volk elterlicher Liebe würdig ist.

Ein guter liebevoller Vater macht seinen Kindern gern Freude. Graf Ludwig auch also. In seinem ganzen Lande stellte er Lustbarkeiten an, damit die Seinigen wenigstens einen Theil der Freude empfinden mögten, welcher sein Herz voll war: daß er nun seine geliebte Adelheid laut die Seinige nennen durfte. Sein ganzes Land hallte von Freude wieder, und die Herzen aller seiner Unterthanen schlugen Liebe und Treue für Adelheiden, denn keiner zweifelte, daß sie, die Ludwig würdig gefunden hätte, seine Gattin zu seyn, auch des Namens einer geliebten Landesmutter würdig seyn würde.

Wir haben unsern Lesern schon berichtet, daß wir keine vollständige Geschichte Ludwigs des Springers schreiben, sondern nur diejenigen Begebnisse seines Lebens aufzeichnen wollten, von welchen wir glaubten, daß sie der Aufzeichnung werth wären und ihre Erzählung Unterhaltung gewähren würde; daher wir keiner Entschuldigung zu bedürfen glauben, daß wir über die ersten neun Jahre, welche nach Lud-

wigs Vermählung verflossen, flüchtig hinwegschlüpfen, weil während ihres Laufes, für unsern Plan, wenig Bemerkenswerthes vorfiel. Dies Wenige erlaubt uns, liebe Leser, in das Kapitel zusammen zu drängen, an welchem ihr jetzt leset.

Ganz Thüringen litt durch eine allgemeine Hungersnoth, allein in dem Theile des Landes, der den Grafen Ludwig Herr nennte, hatte kaum der Mangel sich verbreitet, als er ihm auch schon steuerte.

Kurz zuvor hatte er am Enselberge gejagt. Adelheid, die sich jederzeit ungern von ihm trennte, begleitete den geliebten Gemahl und verließ ihn auch dann nicht, als er hitzig einem schnell fliehenden Hirsche nachsetzte. Das gejagte Wild floh aus seinen Blicken in den dichten Wald und müde der nutzlosen Verfolgung, sahe sich jetzt Ludwig nach seinem Jagdgefolge um. Seine Blicke konnten es so wenig ausspähen, als den Hirsch, nur Ritter Reinhard, den er seiner Gemahlin zum Geführten gegeben hatte, war ihm nachgefolgt. Reinhard stieß in sein Hifthorn, den Zurückgebliebenen ein Zeichen zu geben. Sie erwiederten es, aber der kaum hörbare Laut ihrer Hörner zeugte von ihrer weiten Entfernung.

Laßt uns hier harren — begann Ludwig — Meine Adelheid ist ermattet und unter dem Schatten der sanftwehenden Eichen, dort nahe vor uns auf dem Berge, winkt ihr Kühle und Ruhe. Komm, liebe Adelheid, laß uns ihrer Einladung folgen und ihr, Herr Ritter, bleibt hier bey unsern Pferden, und gebt unsern zurückgebliebenen Gefährten zuweilen ein Zeichen, daß sie uns nachkommen.

Seine Gemahlin am Arme stieg Ludwig nun den Berg hinauf, wo im kühlen Schatten der Bäume eine herrliche Aussicht seine geringe Mühe reichlich belohnte. Zur Seite, am Fuße des Berges, spiegelte sich die Sonne in den sanften Wellen des Hörselflusses, der Fuß des Berges selbst war eine blumige Wiese, seine Mitte mit tausendjährigen Eichen, süßduftenden Birken und andern Waldbäumen bekränzt, sein Haupt ein Fels. Weit umher konnte man die Gegend überschauen. Sie war größtentheils lachend und würde es ganz gewesen seyn, wenn nicht Trümmern der nahe liegenden Stadt Eisenach widrigen Eindruck auf das Auge gemacht hätte.

Wie schön ist es hier — rief Ludwig aus, nachdem er sein Auge eine Zeitlang an der reitzenden Aussicht geweidet hatte.

Unaussprechlich schön — stimmte Adelheid ihm bey — doch auch hier wie in der ganzen Welt. Neben der Aufforderung zur Freude auch ein Gegenstand des Schmerzes. Dann erst würde der Beobachter nur angenehmer Empfindungen voll seyn, wenn diese Trümmern einer sonst blühenden Stadt ihn nicht zum Mitleid und zur Trauer erweichten. Aber warum steht mein Gemahl so tiefdenkend da?

Ich erwog eben — gab Ludwig zur Antwort — wie schön es seyn müßte, wenn Eisenach wieder eine blühende Stadt würde und ich und du, von einer Burg, auf der Spitze dieses schönen Berges erbauet, uns des Wohlstandes ihrer Bewohner freueten. Ja Adelheid, Eisenach soll wieder eine bevölkerte Stadt und, auf dieses Berges Gipfel, eine Burg gegründet werden.

Thut dies, mein Gemahl — erwiederte Adelheid — und nehmt im voraus schon einen dankbaren Kuß für den glücklichen Gedanken. Mehr noch als hier werden sich unsere Augen ergötzen, wenn wir einst, von dem Gipfel des Berges herab, eine grosse Fläche schönes und glückliches Land überschauen.

So bald der Bau meines lieben Freyburgs — versicherte Ludwig — mir um desswillen so theuer, weil ich von da aus so oft in deine

Arme zum Genusse der Liebe eilte — so bald dieser beendigt seyn wird, soll eine Burg, so schön als fest, das Haupt dieses Berges schmücken.

Mit diesem Vorsatze gieng Ludwig mit Adelheiden den Berg wieder hinab, an dessen Fusse sich indessen sein Jagdgefolge gesammelt hatte.

Freyburg war eben vollendet, als die Theurung in Thüringen ausbrach. Das ganze Land jammerte und Adelheid jammerte mit ihm, weil sie befürchtete, daß nun der Bau der Burg auf dem schönen Berge, den sie, seit sie ihn zum erstenmale gesehen, öfters wieder besucht hatte, verhindert werden würde. Sie äusserte diese Furcht gegen ihren Gemahl, der sie ihr aber bald zu benehmen wußte.

Eben deshalb — sprach Friedrich — weil die Armen meines Volkes jetzt Mangel leiden, will ich den Bau so schleunig beginnen als fortsetzen.

Und woher Brod nehmen für so viele Arbeiter? — fragte Adelheid besorgt.

Aus dem Lande meines Bruders Beringer — antwortete Ludwig — Sangerhausen ist seit mehreren Jahren mit so reichen Ernten gesegnet worden, daß der Ueberfluß, welchen mein Bruder, auf meine Bitte, aufbewahrt hat, vollkommen hinreichen wird, mein ganzes Land vor Mangel zu schützen. Diesen Ueberfluß habe ich

bereits von meinem Bruder gehandelt. Laß uns ihm die Bezahlung selbst bringen. Du saheſt ja ohnehin meinen Beringer noch nie.

Ludwig und Adelheid giengen nun nach Sangerhausen, wo sie sich aber nicht lange verweilten. Bald trafen sie wieder in Schaumburg ein, und ihnen voran und nach kam eine Menge Wagen mit Getraide beladen. Ludwig fieng nun den Bau der neuen Burg ohne Verzug an, und einige tausend Hände beschäftigten sich mit ihm, weniger um ihn schnell zu vollenden, als um den nothleidenden Armen Nahrung zu geben. Die Wohlthat, welche Ludwig seinen Unterthanen erzeigte, allgemein zu machen, ließ er das Schloß so prächtig bauen, als es in den damaligen Zeiten möglich war, so prächtig, daß sich Adelheid deshalb verwunderte, weil sie in ihrem Gemahle einen Feind aller Pracht zu schätzen gewohnt war.

Adelheid pflegte dem geliebten Ludwig keinen ihrer Gedanken zu verhelen, wenn er nur einigermaſſen auf ihn Bezug hatte. Auch diesmahl gieng sie von ihrer Gewohnheit nicht ab, überzeugt, daß ihr liebevoller Gemahl sie nicht mißverstehen und vielleicht für Tadel halten würde, was blos verzeihliche Verwunderung war. Ludwig gab den Grund an, welchen wir vorhin schon unsern Lesern sagten, nur mit dem

Unterschiede, daß seine Bescheidenheit nicht erlaubte, was er that, Wohlthat zu nennen.

Den Mehresten — endigte er — deren Hände sich mit diesem Bau beschäftigen, könnte ich auch durch andere Arbeiten Nahrung geben, aber die Werkleute und das Landvolk sind es nicht allein, welche Mangel leiden, die Künstler drückt er beynahe noch mehr als jene. Um dieser willen entschloß ich mich jetzt zu einer Pracht, die mir selbst wenig Vergnügen macht. Gern hätte ich ihrer entsagt und den Künstlern die Summen geschenkt, die ich so für ihre Arbeit bezahle, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die mehresten unter den Menschen eine verdiente Mahlzeit fröhlicher genieſſen, als eine geschenkte.

O mein Ludwig — weinte Adelheid, ihren Gemahl fest umschlossen, eine freudige Thräne — um wie Vieles muß dein Weib noch besser werden, ehe sie ganz deiner würdig ist.

Wenig Tage nachher war der Bau des Schlosses vollendet. Ludwig nannte es Wartburg und ließ nun ohne Säumen die Wiederherstellung Eisenachs beginnen. Das alte Eisenach hatte so gelegen, daß man es von der Wartburg nicht ganz übersehen konnte. Graf Ludwig ließ demnach seine neue Stadt auf ei-

nem andern Platze anlegen, wo nichts sie seinen Augen verbarg. Unglaublich schnell gieng Eisenach hervor, denn Ludwig gab jedem Dorfe seines Landes ein Stück der Mauer zu bauen, worauf Ludwigs Milde, nicht minder schnell, die Festen Schönburg und Neuenburg erschuf.

Durch dies alles verdiente sich Ludwig die Liebe seiner Unterthanen noch mehr. Alles Volk jauchzte ihm entgegen, wenn es ihn erblickte. Um ihn zu sehen und zu segnen schlichen Greise, auf den Stab gestützt, hinaus auf die Strasse, wenn ihre Enkel ihnen freudig zuriefen: Graf Ludwig kömmt; und die Mütter zeigten ihren Säuglingen den geliebten Fürsten und lehrten sie Vater stammeln. Diejenigen unter unsern Lesern, welche den unvergeßlichen König von Preussen, Friedrich den Zweyten, unter seinem frohen Volke gesehen haben, können sich eine lebhafte Vorstellung von dem Jubel machen, mit welchem der gleichgeliebte Ludwig von seinem Volke empfangen wurde.

Ludwig sahe sich nicht nur von seinem Volke geliebt, sondern auch von seinen Nachbarn und von seinen Zeitgenossen überhaupt geschätzt oder gefürchtet. Nichts blieb ihm also als Fürst zu wünschen übrig, und als Privatmann nicht mehr. Glücklich als Gatte und

Vater hätte Ludwig in seinen Wünschen unmäßig seyn müssen, wenn sie nicht befriedigt gewesen wären. Adelheid hatte ihm noch nie die geringste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, dadurch aber seine Freuden um vieles vermehrt, daß sie ihm während des Laufes der Zeit, welche dies Kapitel umfaßt, mit fünf Kindern beschenkte. Ludwig, Udo, Herrmann und Heinrich hiessen die Söhne und Kunigunde die Tochter dieser glücklichen Ehe.

Der Graf von Thüringen wendete so viele Sorgfalt auf die Bildung seiner Kinder, als auf die seinige war verwendet worden und nicht minder sorgfältig als seine eigne Kinder, ließ er den nachgebornen Sohn des Pfalzgrafen Friedrich erziehen. Der alte Pfalzgraf von Sachsen fand hierinnen einen Beweis mehr, daß Friedrich nicht sein Enkel wäre, Andere aber, denen das Gerücht in die Ohren geraunt hatte: Adelheid wäre durch Ludwigs Vermittelung so früh Wittwe geworden; glaubten in der Art, wie der letztere gegen den Sohn ihrer ersten Ehe handelte, einen Beweis des Gegentheils zu finden.

Das Gerücht, welches Anfangs bisweilen im geheim den Grafen Ludwig Friedrichs Mörder genannt hatte, verstummte bald, da Ludwig allgemeine Liebe und Achtung sich zu ganz

erwarb, um ihn einer so schwarzen Handlung fähig zu glauben. Der alte Pfalzgraf bemühte sich zwar oft, das verschollene Gerücht vom neuem aufzuregen, allein es allgemein in Umlauf zu bringen, gelang ihm so wenig, als seine Rache zu befriedigen, ob gleich sein Bruder Adalbert deshalb nichts unversucht ließ, da nicht nur seines Bruders Bitten, sondern auch sein Haß gegen den Markgrafen Udo ihn dazu auffoderten. -

Udo, nebst mehreren sächsischen Fürsten, hatte nach Adalberts Falle eine Fehde mit ihm angefangen, die für diesen, mit dem man als Nachbar so wenig zufrieden war, wie die Reichsfürsten als Heinrichs Rathgeber, so unglücklich wurde, daß ihm einst von allen Besitzungen seines Erzstiftes weiter nichts übrig war, als eine Meyerey, wohin er sich geflüchtet hatte. Adalbert schrieb den größten Theil an diesen Widerwärtigkeiten dem Markgrafen von Soltwedel zu, daher Rachbegierde gegen ihn seinen Busen erfüllte. Sich an dem mächtigen Markgrafen mit Heereskraft zu rächen, war Adalbert zu schwach und ihm daher die Gelegenheit erwünscht, welche sich ihm zeigte, sich durch die Schmach, die er über Adelheiden zu bringen gedachte, zugleich an ihrem Vater zu rächen.

Die Hoffnung, welche Adalbert gegen den Ritter Ekkard geäussert hatte, wurde größtentheils erfüllt. Der Erzbischoff kehrte bald wieder an den kaiserlichen Hof zurück, wo er aber einen Nebenbuhler fand, der ihn verhinderte, das ganz wieder zu werden, was er sonst war. Adalbert und Graf Werner theilten sich nicht mehr ausschüssig in Heinrichs Gunst. Durch eine Gefälligkeit gegen den jungen Fürsten, die wir weiterhin näher bezeichnen werden, hatte ihnen der Erzbischoff Siegfried zu Maynz einen Theil derselben geraubt.

Adalbert machte verschiedene Versuche, Heinrich den Vierten zum Rächer seines Neffen zu machen, aber keiner gelang ihm, da er an dem Erzbischoffe Siegfried einen mächtigen Gegner seines Vorhabens fand. Siegfried war dem Grafen von Thüringen noch immer gewogen, sein Wohl ihm immer noch so theuer als jemahls, wenn sich nur der Beförderung desselben sein eigner Vortheil nicht entgegen stellte. Da dies hier der Fall nicht war, wendete er alles an, das Ungewitter von dem Grafen abzuwenden, das Adalbert ihm zu bereiten gedachte. Er arbeitete nicht vergebens und bewog den Kaiser hauptsächlich dadurch Adalberts Bitten nicht Gehör zu geben: daß er ihm vorstellte, er würde sich den Thüringern noch mehr

verhaßt machen, als er es ohne dies schon war, wenn er einen ihrer mächtigsten und angesehensten Fürsten wegen eines Verbrechens verfolgte, von dem man ihn, ausser dem Lande des Pfalzgrafen von Sachsen, in ganz Thüringen frey spräche.

So lebte Ludwig unangefochten. Auch verstrichen mehrere Jahre, ehe er den Preiß entrichtete, den er für den Ablaßbrief des Erzbischoffs zu Maynz bewilligt hatte. Durch nichts waren seine Unterthanen dahin zu bringen, dem Erzbischoffe zu Maynz den Zehnten zu entrichten, ob gleich Ludwig sich aller möglichen Mittel bediente und sogar versprach, ihnen diese Abgabe durch andere Erleichterungen zu ersetzen. Zwang war das einzige Mittel, welches dem Grafen noch übrig geblieben wäre; und von diesem Gebrauch zu machen, verbot ihm so wohl Liebe zu seinem Volke als Staatsklugheit.

In einem freundschaftlichen Sendschreiben berichtete der Graf dem Erzbischoffe den unglücklichen Fortgang seines Unternehmens, indem er ihn zugleich um Rath fragte: was er nun beginnen sollte, um der Sache eine glücklichere Wendung zu geben. Zu seinem Erstaunen antwortete Siegfried blos: „Er mögte durch einige verunglückte Versuche sich nicht abschrecken lassen, sondern die bisher verweigerte

Foderung noch öfter an seine Unterthanen thun, allen Zwang vermeiden und von der Zeit erwarten, was bisher noch nicht geglückt wäre."

Unerklärbar war dem Grafen diese Aeusserung, da er sie mit der ihm bekannten Festigkeit Siegfrieds in seinen Entschlüssen nicht vereinigen konnte, nicht schwer aber würde ihm dies geworden seyn, wenn ihm die Triebfedern dieser anscheinenden Mäßigung bekannt gewesen wären.

Unwillig, daß sein Plan ihm nicht besser gelang, hatte Siegfried einen mächtigern Mitwirker zu demselben zu erhalten gesucht, als er bisher gehabt hatte, da er einsahe, daß Otto und Ludwig in Zukunft ohne Zweifel so wenig ausrichten würden, als bisher der Erfolg gezeigt hatte. Er fand diesen mächtigern Mitwirker in Heinrich dem Vierten, dessen Gunst er sich zu erwerben gewußt hatte.

Heinrich in der Liebe so veränderlich, als in seinem Hasse der Fürsten des Reichs beständig, war seiner Gemahlin Bertha schon im ersten Jahre der Ehe überdrüssig worden. Nicht zufrieden, daß er immer in den Armen einer oder mehrerer erklärten Geliebten die Vergnügungen suchen konnte, die er bey Bertha nicht mehr fand, wünschte er auch eine Gemahlin zu besitzen, die er mit voller Seele liebte. Er wen-

dete sich daher an den Erzbischoff Siegfried, um sich durch dessen Vermittelung von der nicht mehr geliebten Bertha scheiden zu lassen. Siegfried versprach zur Erfüllung des Wunsches des Kayſers alles, was in seinen Kräften stehen würde, anzuwenden, verlangte aber als eine Gegengefälligkeit von ihm, in seiner Absicht; von den Thüringern den Zehnten zu erhalten; ihm beyzustehn und Heinrich gab sein kaiserliches Wort, ihm nöthigen Falls durch Gewalt der Waffen zu verhelfen, wozu er bisher nicht hatte gelangen können.

Voll Vertrauen auf dies Versprechen hatte Siegfried Ludwigs Schreiben gelesen und die Antwort ertheilt, welche der Graf so mäßig fand. Indessen hatte er sich von dem Kaiser mehr versprochen, als der Erfolg bestätigte, denn lau verwendete er sich nur bey den Thüringern für das Beste des Erzstiftes zu Maynz, weil Siegfried an der Erfüllung seines Wunsches ebenfalls nur lau arbeitete. Heinrich durfte sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen; und Siegfried erhielt wie zuvor den Zehnten nicht.

Siebentes Kapitel.
Politischen Inhalts.

Vergebens bemühte sich Siegfried, den Kaiser zur Erfüllung seines Wortes zu vermögen, bis endlich im Jahr 1072 sein begünstigterer Nebenbuhler Adalbert starb, worauf Siegfrieds Geschicklichkeit den höhern Grad der Gunst, welche Adalbert besessen hatte, zu erhalten wußte, und die endliche Erfüllung seines lang genährten Wunsches, als den ersten Vortheil von derselben zu erhalten strebte. Gewisser zu gehen, suchte er mit seinem eignen den Nutzen des Kaisers zu verbinden, wozu sich eben eine günstige Gelegenheit darbot.

Die Thüringer so wohl als die Sachsen waren aus mehreren Gründen, von denen wir blos einen einzigen anführen, mit dem Kaiser unzufrieden. Heinrich hatte in beyden Ländern viele feste Schlösser anlegen lassen, die den Bewohnern derselben zu gerechten Beschwerden Veranlassung gaben. Die Besatzungen nährten sich, wie damals gewöhnlich, vom Raube, den sie in dem nahe liegenden Lande verübten und die Menge dieser Schlösser brachten in den Sachsen und Thüringern die Furcht hervor: daß der Kaiser die Absicht hätte, sie zu unterdrücken;

eine Furcht, die sich deshalb vermehrte, weil sie wußten, daß der Kaiser unter allen deutschen Völkerschaften ihnen am wenigsten hold wäre. Adalbert, der besonders die Sachsen deshalb haßte, weil er mit ihren Fürsten mehrmals in Fehde gelebt hatte, flößte dem Kaiser gleiche Abneigung ein, die Heinrich auch schon oft bewiesen hatte.

Drey Jahr vorher hatte schon Graf Otto in Thüringen Unruhen angefangen, indem er, von dem Prinzen Magnus von Sachsen, mit Volke unterstützt, einige kaiserliche Schlösser verheerte, um sich dafür zu rächen, daß der Kaiser ihn nicht nur des Herzogthums Bayern wieder entsetzt, sondern auch seine Grafschaft Nordheim und seine übrigen in Sachsen gelegene Erbgüter eingezogen hatte. *) Diese Unruhen waren zwar wieder gestillt, da der Kaiser den Grafen Otto durch die Zurückgabe seiner Erbgüter beruhigte, aber doch durch sie unter den Thüringern vielleicht der erste Saame zum Aufruhr ausgestreuet worden. Wegen Sieg-

*) Ein gewisser Egino gab vor: Herzog Otto hätte ihn gedungen, den Kaiser zu ermorden und zeigte sogar einen Dolch vor, welchen er hierzu von ihm erhalten zu haben versicherte. Otto wurde verurtheilt, sich durch einen gerichtlichen Zweykampf mit dem Ankläger von dieser Beschuldigung zu reinigen und als er diesen Zweykampf nicht eingehen wollte, weil Egino ihm nicht ebenbürtig war, von Land und Leuten verjagt.

friedens Anſinnen längſt ſchon ſchwierig, wurde durch die Anlegung mehrerer kaiſerlichen Feſten in ihrem Lande ihre Unzufriedenheit noch mehr entflammt. Sie verbanden ſich mit den gleich unzufriednen Sachſen und beyde Völker leiſteten ſich den gegenſeitigen Eid: hinfort jeder Bedrückung ihre ganze gemeinſchaftliche Macht entgegen zu ſtellen.

Schon die Nachricht von dieſem Bündniſſe machte dem Kaiſer groſſes Schrecken, aber bald wurde dies noch vermehrt, da er erfuhr, daß beyde Völkerſchaften ſich bereits im geheim mächtig rüſteten. So wie ſie dieſe Rüſtungen ſo viel als möglich zu verbergen ſuchten, wurde auch ihr Murren noch nicht laut. Nicht über den Kaiſer, ſondern nur über den Erzbiſchoff von Maynz beſchwerten ſich bis jetzt die Thüringer.

Siegfried wußte den Kaiſer zu überzeugen, daß ſie mit ſeiner Majeſtät nicht weniger unzufrieden wären, als mit ihm ſelbſt und ihre Klagen nur deshalb noch zurück hielten, um ſich vorher noch mehr zu rüſten. Er machte den Kaiſer auf die Macht der verbundnen Völkerſchaften aufmerkſam, verſicherte ihm, daß es ihm ſchwer werden würde, ſie zu beſiegen, wenn ſie erſt unter ſich ganz einverſtanden ſeyn würden und endigte damit, daß er ihn auffo-

dert, jetzt, da es vielleicht noch Zeit wäre, mit allen seinen Kräften an der Erstickung des Aufruhrs zu arbeiten.

Es wurde gewöhnlich den Rathgebern Heinrichs nicht schwer, ihn nach ihrem Willen zu lenken. Auch jetzt pflichtete er dem neuen Rathgeber bey und gieng nun mit ihm über den Vorwand zu Rathe, unter welchem er eine rechtmäßige Fehde mit den Verbundnen beginnen könnte, da sie selbst noch nichts wider ihn unternommen hatten, das eine so scharfe Ahndung, als Heinrich und Siegfried beabsichteten, gerechtfertigt hätte. Der Zehnten wurde endlich zu diesem Vorwande gewählt und beschlossen, daß Siegfried ihn alles Ernstes einfodern, und in seinem Fehdezug von der ganzen Macht des Kaisers unterstützt werden sollte.

Indeß Heinrich in Thüringen und Sachsen seine Schlösser mehr befestigte und mit stärkern Besatzungen versahe, auch eilend noch einige neue anlegte, schrieb Siegfried auf das nächste Frühjahr einen Sinod nach Erfurt aus, zu welchem alle Prälaten und Fürsten Thüringens geladen wurden. Zum Ausbruche der Feindseligkeiten noch zu wenig gerüstet, sahen die Thüringer sich gezwungen, der Foderung des Erzbischoffs, welche der Kaiser mit Drohungen

gewichtsvoller machte, nachzugeben. Sie bewilligten den Zehnten und Graf Ludwig, von seinem Gewissen gedrängt, war unter den Weltlichen der Erste, welcher dies that, so wie er wahrscheinlich der Einzige war, welchen der menschenfreundliche Vorsatz entflammte: seinen Unterthanen diese lästige Abgabe durch Erlassung anderer zu erleichtern.

Erfüllt war also nun der Wunsch des Erzbischoffs und die Thüringer von einer neuen Last gedrückt, durch welche sie aber eine ältere nicht von sich gewälzt hatten. Besatzungen der kaiserlichen Schlösser in ihrem Lande wurden nicht vermindert, oder ihrer Verheerungen weniger, im Gegentheile erlaubten sie sich Zügellosigkeiten, die man sogar bey erklärten Feinden unmenschlich gefunden haben würde. Sie begnügten sich nicht mehr, mit den Gütern der bedrückten Thüringer, sondern zwangen die Männer, ohne Rücksicht auf Stand oder Alter, zu Sklavenarbeiten und opferten die Weiber und Mädchen ihren Lüsten.

Vergebens schütteten die Leidenden ihre Klagen vor des Kaisers Throne aus. Unwillig wies er sie, mit den harten Worten zurück: daß dies Verfahren gegen freoelnde Kirchenverächter, die ihren Oberheiten die schuldige Abgabe

gabe verweigert hätten, noch zu gelinde Strafe wäre. Rache im Busen kehrten die Klagenden wieder zu den Ihrigen zurück; und zu dem Jammer, welcher ganz Thüringen erfüllte, gesellte sich nun lautes Murren über seinen Unterdrücker. Verzweiflung entflammte den Muth seiner Bewohner noch mehr, als sie vernahmen, daß Heinrich ein Kriegsheer sammelte, das er zwar wider die Pohlen führen zu wollen vorgab, wirklich aber den Verbundenen entgegen zu führen gedachte. Die Thüringer knüpften ihren Bund mit den Sachsen noch fester und das Feuer, das bisher nur noch unter der Asche geglimmt hatte, loderte in hellen Flammen empor.

Wir sind nicht gesonnen, eine Geschichte der thüringischen Unruhen zu schreiben, sondern davon nur so viel zu berichten, als mit den Begebenheiten unseres Helden verwebt ist; daher wir von den Vorfällen der zwey nächsten Jahre weiter nichts berichten, als daß Siegfried den Thüringern den Zehnten schon zu Ende des nämlichen Jahres wieder erließ, in welchem sie die Erlegung desselben bewilligt hatten, weil diese ihm unter keiner andern Bedingung vergönnten, in ihrer Fehde mit dem Kaiser ein bloßer Zuschauer bleiben zu dürfen.

Achtes Kapitel.

Menschen, die von Andern bemitleidet werden, belegt Siegfried mit dem Banne.

Bisher hatte Graf Ludwig noch wenig Antheil an den Streitigkeiten mit dem Kaiser Heinrich genommen, allein zwey Jahre nach ihrem Ausbruche bot er alle seine Macht auf, um sich mit seinen bedrängten Brüdern zu vereinigen. Vielleicht war es das Werk des Erzbischoffs Siegfried, daß Ludwigs Unterthanen das Joch weniger belastete, unter welchem ihre Nachbarn seufzten, welches um so wahrscheinlicher wird, da er sich Mühe gab, den Grafen für Heinrichs Vortheil zu gewinnen.

Gleich stark bemühten sich die verbundnen Fürsten hingegen, den mächtigen Ludwig auf ihre Seite zu ziehen und Ludwigs Wahl blieb nicht lange unentschieden. Weit entfernt, dem Unterdrücker beyzustehen, erklärte er sich vielmehr für die Unterdrückten und versicherte den Thüringern, daß seine Hülfe ihnen nicht entstehen würde, so bald sie derselben bedürften. Jetzt, da Heinrich ein weit zahlreicheres Heer ausrüstete, als er noch je wider die Verbundnen geführt hatte, und diesen verweigerte, ihre

Klagen und ihre Rechtfertigung vor seinen Thron zu bringen, jetzt glaubte es Ludwig die höchste Zeit, sich der Bedrängten anzunehmen.

Kurz nach dem Pfingstfeste führte Heinrich sein Heer nach Breitungen, wovon die Verbundnen nicht weit entfernt standen. Zahlreich war ihr Heer. Der Erzbischoff Wezel zu Magdeburg, der Bischoff Burkhard zu Halberstadt, Herzog Magnus von Sachsen und sein Oheim, Graf Herrmann, die Markgrafen Udo zu Soltwedel und Ekbert der Zweyte zu Meissen, Pfalzgraf Friedrich der Zweyte zu Sachsen und die Grafen Otto von Nordheim, Ludwig von Thüringen und Beringer von Sangerhausen, nebst mehreren sächsischen und thüringischen Grafen und Herren hatten alle ihre Macht aufgeboten, um sie dem Kaiser entgegen zu stellen; schwach fanden sie aber dennoch ihr Heer, als sie die zahllosen Schaaren erblickten, welche dem Kaiser folgten; denn unter allen geistlichen und weltlichen Fürsten, welche nicht unter den Verbundnen waren, hatte sich keiner des Zuges geweigert.

Noch hatten sich die Thüringer nicht von ihrem ersten Schrecken erholt, als Heinrich schon bis Beringen vorrückte und seine Gegner angriff, ehe sich diese noch in Schlachtordnung gestellt

hatten. Angreifen und Siegen war beynahe Eins. Tapfer und verzweiflungsvoll vertheidigten die Verbundnen ihr Leben, doch konnten sie dem Kaiser den Vortheil nicht wieder entreissen, den er gleich Anfangs über sie erhalten hatte. Ihr Widerstand machte die Schlacht nur blutiger, vermehrte nur die Menge ihrer Leben. Glücklich pries sich, wer entkam und jagte eilten Alle zur Flucht. Blut floß in Strömen, das Schlachtfeld war mit Todten überdeckt und mit Sterbenden, deren Wehklagen grausend in die Luft tönten.

Heinrich und Siegfried waren unter dem Heere der Sieger die Einzigen, welche mit den Besiegten kein Mitleid hatten; die Herzen aller andern erfüllte es und Alle bereueten, das Blutbad so viel verpasst zu haben. Das Murren wider den Kaiser wurde unter seinem Heere so allgemein, daß er dem Ausbruch eines Aufruhrs nur mit Mühe verhindern konnte. Auf den Erzbischof zu Mayntz konnte weder das Klagen der Ersten noch das Murren der Andern Eindruck machen. Mit einer Fühllosigkeit und einer Härte sonder gleichen that er die Geschlagenen in den Bann, um ihr Elend, wo möglich, noch zu vermehren. Er gedachte hierdurch die Sieger nicht nur so fühllos zu machen, als er selbst war, weshalb er sie auch

öfters erinnerte, daß ein guter Christ sündigte, wenn er mit Schanden Mitleid hätte; sondern er wollte sich auch an den Thüringern rächen, weil ein zweyter Synod, den er das Jahr zuvor in Erfurt gehalten hatte, sich nicht nach seinem Wunsche geendigt hatte.

Siegfried hatte damals die Thüringer so sehr wider sich aufgebracht, daß durch ihre Erbitterung sein Leben zweymal in Gefahr kam. Er hatte nicht nur den Zehnten von neuem gefodert, sondern auch den Geistlichen einen Befehl des Pabstes Gregors des Siebenten bekannt gemacht, nach welchem es ihnen hinfort nicht erlaubt seyn sollte, sich zu verheyrathen, auch denen, welche schon in der Ehe lebten, geboten wurde, entweder ihre Weiber von sich zu lassen oder ihre Aemter nieder zu legen.

Die Geistlichen waren so wenig gesinnt, diesem Befehle nach zu kommen, als die Weltlichen, den Zehnten zu entrichten. In beyden entbrannte Wuth wider den Erzbischoff und nach seiner Foderung, so wie nach der Bekanntmachung des päbstlichen Befehls, rettete er sein Leben nur mit Mühe. In besonders großer Gefahr war es bey der letztern Gelegenheit, wo alle Geistliche einstimmig beschlossen hatten, den Erzbischoff zu tödten, damit seine Nachfolger an ihm ein Beyspiel nehmen und nie wie-

der es wagen möchte, eine Forderung an sie zu thun, an die der bloße Gedanke sie schon empörte.

Aus Rache wegen ihres Beginnens gegen ihn floß also Siegfrieds Härte gegen die Besiegten, doch war sie nicht die einzige Ursache derselben. Siegfried, seinem Charakter getreu: kein Mittel zu Erreichung seiner Absicht unbenutzt zu lassen; glaubten die unglücklichen Thüringer durch den, über ihr vereinigtes Heer ausgesprochenen, Bannfluch auf das Aeußerste zu bringen und sie zu bewegen, um einen Frieden auf jede Bedingung zu bitten, wo dann freylich die Entrichtung des Zehnten eine der ersten geworden seyn würde.

Der Erzbischoff erreichte seine Absicht nicht. Das Volk, zur Verzweiflung gebracht, beschloß eher den letzten Blutstropfen zu wagen, als einem Sieger sich zu unterwerfen, dessen Härte sie zittern machte. Die Geschlagenen sammelten sich wieder und warfen sich zum Theil in die Festen des Landes, wo Verzweiflung den Entschluß in ihnen befeuerte: sich entweder für die erlittene Niederlage zu rächen, oder unter dem Schutte ihrer Festen sich begraben zu lassen. Mitleid mit ihren bedrängten Brüdern, bewog des Kaisers Krieger zu neuer Unzufriedenheit; und ihr Murren nöthigte den Kaiser,

das unglückliche Land zu verlassen und seinen Kriegern zu vergönnen, wieder heim zu den Ihrigen zu ziehen.

Dennoch hatten die Verbundnen nicht lange Zeit, sich zu erholen, da Heinrich, ehe er sein Heer entließ, sich von den Fürsten desselben das Versprechen hatte geben lassen: sich mit ihrem Volke und neuer Verstärkung im Spätherbste zu Herstungen einzufinden. Sie kamen: und ob gleich das Heer jetzt minder zahlreich war, als das erste, so übertraf es doch das Heer der Verbundnen weit. Bey dem Anblicke eines mächtigen Heeres entsank diesen der Muth. Noch voll Trauer über den Verlust so vieler ihrer Brüder und seufzend unter dem Drucke des Elendes und des Bannfluches, fing das Volk an zu zagen. Viele wollten den Frieden auch durch die härtesten Bedingungen erkaufen, noch Kleinmüthigere sogar ihre jetzigen Wohnplätze verlassen und andere suchen, um dem Zorne des Kaisers zu entfliehen.

Uneinigkeit drohete unter den Verbundenen auszubrechen und ihr Elend auf das höchste zu bringen, doch gelang es den Bemühungen des Bischoffs Burkhard und des Grafen Otto von Nordheim, diesen glimmenden Funken noch in der Asche zu ersticken. Allgemein wurde nun zum Frieden gestimmt, der auch nach ei-

nger Zeit zu Stande kam, doch freylich unter Bedingungen, die für die Verbundenen äußerst hart waren.

Die, zur Vermittelung des Friedens, vom Kaiser in das Lager, der Verbundnen gesendeten Fürsten verlangten im Namen ihres Senders, daß die thüringischen und sächsischen Heerführer sich der Gnade des Kaisers unterwerfen sollten; und nach langem Kampfe mit sich selbst bewilligten endlich diese die vorgeschriebene Bedingung, nachdem sie von den abgesendeten Fürsten das Versprechen erhalten hatten: es bey dem Kaiser dahin zu vermitteln, daß ihnen weder an Leib und Leben noch Ehre und Gut etwas widerfahren sollte.

Der Tag zur Unterwerfung wurde bestimmt, die abgesandten Fürsten giengen wieder zurück in das kaiserliche Lager, und Graf Ludwig benutzte die wenigen Tage, welche bis dahin noch übrig waren, um nach Schaumburg zu eilen, wohin ihn die Bitten seiner Gattin riefen. Ungewohnt von ihrem Gemahle so lange getrennt zu leben, hatte Adelheid schon längst sehnlich seine Rückkehr gewünscht, jetzt da sie von einer Tochter entbunden worden war, sendete sie einen Eilboten in das Lager, und ließ ihren Gemahl beschwören: ihr Sehnen wenigstens in so weit zu stillen, daß er sie einv

ge. Tage lang durch seine Gegenwart stärkte. Graf Ludwig glaubte jetzt das Lager ohne Gefahr verlassen zu können, daher er seinem Bruder die Aufsicht über die Seinigen anbefahl und nach Schaumburg ging.

Das Wiedersehen war nicht freudig. Mit lauten Klagen empfing Adelheid ihren Gemahl, denn die Bedingungen des Friedens, welche sie kurz vor seiner Ankunft vernommen hatte, quälten sie mit einer Furcht, die Ludwig durch die sorgfältigste Mühe ihr nicht zu benehmen vermogte. Ludwig hatte geglaubt, daß er ihr durch die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden Freude machen würde und es daher sein Erstes seyn lassen, sie ihr zu geben, wozu er die Aeusserung seiner Freude fügte: daß er nun bald wieder in den Armen seiner geliebten Adelheid würde leben können.

Falsche Hoffnung — erwiederte Adelheid — Eben dieser traurige Friede wird meinen Ludwig noch länger von mir reissen.

Ludwig. Nein, wiedergeben wird er mich dir. Woher jene unnöthige Furcht, die blos ein Geschöpf übler Laune ist?

Adelheid. Daß sie dies wäre! Aber leider ist sie nur allzugerecht! Wird dich und alle verbundne Fürsten ein anderes Schicksal

treffen, als das, welches Magnus vor wenig Jahren beseufzte?

Ludwig. Nein, liebes Weib, wir haben keinen Kerker zu fürchten. Das Versprechen der Friedensvermittler schützt uns vor ihm.

Adelheid. Es sollte euch schützen, aber unerfüllt wird es bleiben, sey dies nun Folge der Lauigkeit, mit welcher die Fürsten, welche euch jenes Versprechen gaben, sich für euch bey dem Kaiser verwenden, oder Folge der Härte Heinrichs allein. Fürchterlich wird seine Rache euch treffen, hat er euch erst in seiner Gewalt.

Ludwig. Dann müßte Heinrichs Herz eisern, Menschengefühl ihm fremd seyn, wenn er Männer zermalmen wollte, die, im Vertrauen auf seine Gnade, sich vor ihm demüthigen.

Adelheid. So wird es seyn. Bange, schreckensvolle Ahndung sagt es mir, daß ich bald meine Neugeborne mit Thränen benetzen werde, die dir, im Kerker Schmachtenden, fließen. Meine arme Adelheid ist ein Kind des Kummers, doch Glück für sie, daß sie ihn noch nicht fühlen kann!

Ludwig. Ich bitte dich, geliebtes Weib, suche die Schreckgestalten von dir zu entfernen, die deine Phantasie erschafft.

Ludwig wiederholte nicht nur diese Bitte öfters, sondern überzeugt, daß hier Erfüllen schwerer war als Bitten, bemühete er sich, selbst zu bewirken, was er über die Künste seiner Adelheid fand. Aber vergebens suchte er sie zu zerstreuen, vergebens die zuversichtliche Hoffnung in ihr zu beleben, welcher er voll war, die Hoffnung: daß Heinrich die verbundnen Fürsten in der gerechten Erwartung nicht täuschen würde, welche sie sich von seiner Gnade und von dem Versprechen seiner Abgesandten machten. Furcht und Ahndung überfüllten Adelheidens Herz zu sehr, um für andere Eindrücke darinnen Raum zu lassen; und durch Gram und Jammer äusserte sich das Steigen jener qualvollen Empfindungen immer mehr, je näher die Zeit heran rückte, wo Ludwig wieder in Lager zurückgehen mußte. Adelheid machte einen Versuch, ihren Gemahl hiervon abzuhalten, der aber freylich nicht gelingen konnte.

Soll ich Einziger mich wider den Kaiser auflehnen — wendete Ludwig dagegen ein — da Thüringens und Sachsens vereinigte Macht ihm nicht widerstehen konnte?

Der Tag der Trennung brach an. Ludwig — doch laßt uns nichts von den Schrecken dieses Tages sagen, nichts von den Qualen, welche er für den Grafen von Thüringen und

seine Gemahlin im Gefolge hatte. Ludwig schied, von Wehmuth und Sorge für die gestörte Ruhe seiner geliebten Adelheid niedergedrückt; und trostlos jammerte Adelheid über sein Scheiden.

Als Ludwig im Lager anlangte, fand er die verbundnen Fürsten schon zum Aufbruche bereit. Heinrich der Vierte hatte eine Fläche bey Spira, unfern Kindelbrück und Creussen, zu dem Platze seines Triumphs über die Verbundnen gewählt. Sein Heer hatte sich in zwey Linien gestellt, durch welche sich die besiegten Fürsten, Furcht und Verzweiflung in ihren Blikken, dem Kaiser näherten, der auf einem errichteten prächtigen Throne, mit der stolzen Miene eines überlegenen Siegers ihrer Unterwerfung harrte. Sie geschahe, aber getäuscht sahen sich nun die Gedemüthigten in ihren Hoffnungen; und erfüllt wurde hingegen Adelheidens Furcht. Seinem Worte und dem Versprechen seiner Abgesandten zuwider, ließ Heinrich die, zum Gehorsam zurückkehrenden, Fürsten verhaften und übergab sie nach der Sitte jener Zeiten, den ihm ergebnen Fürsten zur sichern Verwahrung.

Wir nennen von diesen Unglücklichen blos den Herzog Magnus von Sachsen mit seinem Oheim, den Markgrafen von Soltwedel, den Pfalzgrafen Friedrich, den Grafen Otto von

Nordheim und unſern Ludwig mit ſeinem Bruder Beringer; und ſchweigen auch jetzt von den Begebenheiten aller Andern, um uns nur mit unſerm Helden zu beſchäftigen.

Neuntes Kapitel.

Ludwig der Springer.

Graf Ludwig wurde auf die Feſte Giebichenſtein gebracht, wo er ſeine Freyheit wenig beklagte, als Adelheid, ihre Kinder und alle Unterthanen Ludwigs den Verluſt ihres Gatten und Vaters. In Ludwigs Lande waren die Klagen ſo allgemein, als ob jedes Hauß, jede Familie einen Vater verloren hätte. Unter Allen war aber freylich Adelheid die Troſtloſeſte.

Als Ludwig aus dem kaiſerlichen Lager nach dem Giebichenſtein abgeführt wurde, befahl er den vornehmſten und vertrauteſten ſeiner Dienern, den Rittern Reinhard von Reinſtädt und Ulrich von Teutleben ſeine Gemahlin an, um ſie in ſeiner Abweſenheit zu ſchützen und wegen ſeines Unglückes zu tröſten. Beyde wetteiferten, den Befehl ihres geliebten Herrn am beſten zu erfüllen, doch war ihnen dies nur

zur Hälfte möglich, da sie alles vergebens anwendeten, die Klagende zu trösten.

Ihr bemüht euch umsonst, wackere Männer — sprach Adelheid öfters zu ihnen — Trost bleibt fern von diesem verwundeten Herzen, und Ruhe würde ich mir zum Vorwurfe machen, so lange mein Gemahl im Kerker seufzet. Das einzige, was mich einigermassen beruhigen kann, ist auf Mittel zu sinnen, ihn daraus zu befreyen. Vereinigt euch mit mir, Ritter! Spannt gleich mir eure Erfindungskraft an, vielleicht daß Eins unter uns etwas ersinnt, wie es möglich wäre, Ludwigs Kerker zu öffnen.

Vergebens boten alle ihre ganze Erfindungskraft auf. Den Grafen schnell oder unmittelbar aus seinem Kerker zu befreyen, fanden sie unausführbar. Reinhard erbot sich endlich, zu dem Erzbischoffe Siegfried zu eilen und ihn so lange zu beschwören, bis er des Grafen Befreyung zu vermitteln versprächе, welche ihm, wenn er sich nur dafür verwenden wollte, nicht schwer werden könnte, da es dem Ritter so wenig als jedem Andern unbekannt war, welches Gewicht seine Worte bey dem Kaiser hatten.

Seit jenem Tage, wo Adelheid die Bedingungen des geschlossenen Friedens erfahren

hatte, kehrte jetzt zum erstenmale wieder Freude in ihr Herz. Leidenden ist auch jeder Schimmer von Hoffnung willkommen, der kleinste belebt sie zur Freude. Auch Adelheid fühlte die wohlthätige Wirkung der Hoffnung, welche Reinhards Worte in ihr belebten. Hastig bat sie ihn, ohne Verzug nach Maynz zu eilen und, wenn er den Erzbischoff hier nicht treffen sollte, nicht eher zu rasten, bis er ihn ereilt und die Zusage von ihm erhalten hätte, von welcher das Glück und die Zufriedenheit ihres Lebens abhienge.

Reinhard fand den Erzbischoff noch mit dem Kaiser in Thüringen, wo er sogleich alles anwendete, um die Absicht seiner Reise zu erreichen, auch war er so glücklich, das Versprechen von dem Erzbischoffe bald zu erhalten, nach welchem sich seine Ergebenheit für den Grafen Ludwig beynahe nicht weniger sehnte, als Adelheidens zärtliche Gattenliebe. So eilend, als er zu dem Erzbischoffe gekommen war, gieng er nun wieder nach Schaumburg zurück, wo er durch die fröhliche Botschaft, welche er mitbrachte, Trost in Adelheidens zerrissenes Herz goß.

Ruhig, beynahe heiter, verlebte nun die zärtliche Adelheid einige Tage, weil ihre Hoffnung den glücklichen nahe wähnte, der sie mit dem entrissnen Gemahle wieder vereinigen wür-

de; aber bald verdrängte Gram und Troſtloſigkeit jene Heiterkeit wieder, da ſchon zwey Wochen verfloſſen waren und Adelheid ſich noch immer vergebens nach der Erfüllung ihrer Hoffnung ſehnte. Ihr Wunſch bewog den Ritter Reinhard, eine zweyte Reiſe zu dem Erzbiſchoffe anzutreten, von der er mit neuen Verſprechungen von ihm zurückkehrte. Siegfried hatte verſichert, den Kaiſer härter gefunden zu haben, als er erwartet hätte, zugleich aber auch hinzu geſetzt, daß er nun anfienge, ſeinen Bitten geneigteres Gehör zu geben und ihre Erfüllung ohne Zweifel nicht mehr fern wäre.

Wir wollen euch, theure Leſer, keine Schilderung der Gefühle Adelheidens zu machen verſuchen, als der Erfolg ihr bewies, daß Siegfried ihr nur mit leerer Hoffnung geſchmeichelt hatte, ſo wie wir nicht alle die wiederholten Reiſen erwähnen, welche Reinhard zu dem Erzbiſchoffe machen mußte, ehe jene traurige Ueberzeugung in Adelheiden feſt wurde. Unbekannt iſt es uns, ob Siegfried nichts für Ludwigs Beſtes that, oder ob Heinrich zu ſehr wider den letztern erbittert war, um ihm die Freyheit wieder zu geben, da zuvor alle Vorſtellungen, die er ihm durch den Erzbiſchoff hatte machen laſſen, um ihn zum Beytritte zu ſeiner Parthey

zu

zu bewegen vergebens gewesen waren, genug Ludwig schmachtete zwey Jahre in seinem Kerker, ungeachtet der Versprechungen Siegfrieds, welche seine Gemahlin Anfangs mit tröstenden Hoffnungen erfüllt hatten.

Nichts also von Adelheidens Gram und Klagen während der Dauer dieser Zeit, nichts, als daß sie alle Qualen folterten, die eine liebevolle zärtliche Gattin foltern können, die der Gedanke an den leidenden Gemahl des Tages und im Traume unabläßig beschäftigt. Auch von den Empfindungen Ludwigs in seinem Kerker weiter nichts, als die Geschichte der letztern Tage seiner Gefangenschaft.

Gleich vom Anfange derselben an hatte Ludwig auf Mittel gedacht, sich selbst zu befreyen, weil er befürchtete, daß Niemand sich für ihn vermitteln oder jede Vermittelung nutzlos seyn würde. Mit List und der nöthigen Vorsicht machte er Versuche, einen unter seinen Wächtern zu bestechen, allein ob diese Versuche schon nicht ganz mißglückten, so gelangen sie doch nicht nach Ludwigs Wunsche. Er fand endlich unter seinen Wächtern einen Mann, wie er ihn wünschte, voll guten Willens ihm beyzustehen, listig und verschwiegen — doch konnte er ihn durch die dringendsten Bitten und

die glänzendsten Versprechungen zu nichts bewegen, als zur Vermittelung eines Briefwechsels mit seiner Gemahlin. Unerbittlich war sein Vertrauter, wenn Ludwig ihn beschwor, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn und Ludwig mußte zuletzt mit seinen Bitten schweigen, weil jener ihm drohete, die Dienste, welche er ihm bisher geleistet hatte, einerdin zu verweigern, wenn er ihn noch einmal in Versuchung führen würde, den Eyd der Treue, welchen er dem Kaiser geleistet hätte, zu brechen.

Da Ludwig im Innern seines Kerkers keinen Mitarbeiter an seinem Plane finden konnte, bemühete er sich, ausserhalb desselben welche zu erhalten und jedes Schreiben an seine Gemahlin enthielt Bitten: mit dem Ritter Reinhard und Ulrich auf eine List zu sinnen, wie diese getreuen und unternehmenden Männer ihn aus seinem Kerker befreyen könnten. Selbst damals that er diese schon, als Adelheid sich noch mit der Hoffnung schmeichelte, daß Siegfried ihres Gemahls Befreyung bewirken würde. Ludwig war mißtrauisch gegen den Erzbischoff, daher die Versprechungen desselben bey ihm wenig Glauben fanden.

Aus jedem andern Kerker hätte vielleicht Ludwig, durch die List der Seinigen, eher gerettet werden können, als aus dem, in welchem

et vergebens auf sein Entkommen sann. Er beklagte seine Freyheit in einem Gemache des Giebichensteins, zu welchem es unmöglich war, von aussen zu kommen.

Nach unsern Urschriften hatte damals der Fels, auf dessen Spitze der Giebichenstein erbauet war, eine andere Gestalt, die Saale nicht den Lauf, wie jetzt, und unsere Leser, denen es sonder Zweifel bekannt seyn wird, daß seit sieben hundert Jahren mancher Berg ungestaltet, der Lauf manches Flusses verändert worden ist, werden die Glaubwürdigkeit unserer Berichte nicht bezweifeln.

Der Theil des Schlosses, in welchem Ludwig schmachtete, war an dem äussersten Rande des Felsens erbauet und senkrecht, wie die Mauer des Schlosses, war der Fels auf dieser Seite, von seiner Spitze bis hinab zum Fusse, an welchem die Wellen der Saale spielten. Gleich unmöglich war es demnach, so wohl vom Fusse des Berges, als auch auf dem Gipfel desselben in Ludwigs Kerker zu kommen, und Reinhard und Ulrich strengten ihre Erfindungskraft ohne Erfolg an, da unmögliche Dinge durch keine Erfindungskraft möglich gemacht werden können.

Es blieb demnach dem Grafen keine Hoffnung zu entkommen übrig, als durch einen Sprung in die Saale, den er, als ein guter Schwimmer, längst gewagt haben würde, hätte die Furcht ihn nicht zurück geschreckt, daß der Fels unter dem Wasser vielleicht nicht so senkrecht seyn mögte, als über demselben und war er dies nicht, so sahe freylich Ludwig seinen Tod unvermeidlich mit jenem Sprunge verbunden. Auf die Gefahr: zerschmettert zu werden; wollte Ludwig dieses Wagstück nicht unternehmen, er verlangte daher von Reinharden eine lange Schnur, um mit dieser die Gestalt des Felsens unter dem Wasser zu untersuchen. Er erhielt diese Schnur ohne Verzug, befestigte einen Stein daran, den er mit blutenden Nägeln aus der Mauer seines Kerkers gegraben hatte und ließ ihn hinab in die Tiefe.

Furcht: die einzige Hoffnung, an der er noch eine schwache Stütze fand, sinken zu sehen, bemächtigte sich seiner, da er sein ausgeworfenes Loth auf Felsen stossen fühlte, er mochte es werfen wohin er wollte; und namenloses Schrekken trat an die Stelle jener Furcht, da er nach dem Heraufziehen im Mondenschein sahe, daß die Schnur nur einige Ellen tief unter dem Wasser gewesen war. Diese traurige Entdekkung machte Ludwig, als er sich eben ein Jahr

in seinem Gefängnisse befunden hatte, und trostlos: alle Hoffnung zur Flucht sich beraubt zu sehen; jammerte er beynahe acht Monden lang, als endlich eine neue Hoffnung ihm Trost und Muth gab.

Ludwigs Zeitverkürzung bestand einzig darinnen, daß er unverwandt hinab in die Saale blickte, um die auf ihr herumschiffenden Fischer und die Menschen zu sehen, welche an ihrem jenseitigen Ufer wandelten. So unterhielt er sich auch einmal mit seinem gewöhnlichen Zeitvertreibe, als er ein Weib, mit einem langen weiten Gewande bekleidet, in das Wasser fallen sahe. Er beklagte die Unglückliche, doch freuete er sich bald, da er sahe, daß ihr Gewand sich auf der Fläche des Wassers ausbreitete und den obern Theil ihres Leibes so lange über demselben empor hielt, bis ein Fischer mit seinem Kahne herbey eilen und sie retten konnte.

Zu der Freude, welche Mitgefühl entzündet hatte, gesellte sich bald eine andere. Freude über einen glücklichen Einfall, zu welchem der Unfall des Weibes die Veranlassung gegeben hatte. Wie dies Weib könnte vielleicht auch mich ein langes weites Gewand über dem Wasser empor halten, so daß ich die Felsenspitzen, die unter demselben verborgen sind, nicht erreichen würde — dachte Ludwig, und fing sogleich

an, über diesen Einfall tiefer nachzudenken. Er fand bald seine Hypothese um so wahrscheinlicher, weil er überlegte, daß die Luft, die sich unter seinem Gewand verfangen würde, ehe er das Wasser erreichte, jenes noch leichter über diesem empor halten müßte, als das Gewand des Weibes.

Den Rest des Tages, an welchem er die für ihn so glückliche Bemerkung gemacht hatte, und die ganze ihm folgende Nacht brachte er damit zu, über die Mittel nachzudenken, welche seinen Sprung minder gefährlich machen könnten. Ein wichtiges glaubte er gefunden zu haben, da es ihm einfiel, daß man sein Springgewand, von Leinwand bereitet, auf der innern Seite mit Wachs bestreichen könnte, um das durch das Eindringen des Wassers zu verhindern. Völlig bestimmt war er bald zu dem Sprunge, zu welchem ihn vorher die heisseste Sehnsucht nach der Freyheit nicht hatte bewegen können, doch beschloß er, ehe er ihn wagte, zu seiner Sicherheit neue Untersuchungen über die Felsen unter dem Wasser anzustellen.

Zu diesem Gebrauche verlangte er des andern Tages von dem Ritter Reinhard, dem er, nebst Adelheiden, die frohe Neuigkeit berichtete, daß er mit der gerechtesten Hoffnung sich schmeichelte: in wenig Tagen durch die Flucht

sich in Freyheit zu setzen, zwey Schnuren von gleicher Länge mit der, die er ihm vorher gesendet hatte. Die Schnuren langten an und Ludwig sah sich im Grisse schon frey.

So bald die Nacht ihm verstattete, mit seinen Untersuchungen anzufangen, brach er aus einem Sessel, der sich in seinem Gefängnisse befand, ein Bein aus, an dessen beyden Seiten er die erhaltenen Schnuren befestigte und das Holz nun hinab liess, bis er fühlte, daß es auf der Fläche des Wassers schwamm. Nun, da er an seiner Schnur bemerken konnte, wie tief es von dem Fenster seines Kerkers bis auf die Oberfläche des Wassers war, wurde es ihm auch nicht schwer, zu messen, wie tief unter demselben die Felsen sich befanden. Oft mußte er sein Loth, auf eben die Art verfertigt, wie wir vorhin erzählt haben, auswerfen, ehe er sich überzeugte, daß das Wasser über ihnen nirgends niedriger war, als drey Ellen, eine Tiefe, welche er nicht erreichen konnte, wenn die obere Hälfte seines Körpers, durch das erfundene Springgewand über dem Wasser empor gehalten wurde.

Ludwig machte nun den Ritter Reinhard ohne Verzug mit seinem Plane bekannt. Er beschrieb ihm die Form des Gewandes genau, welches er zur Ausführung desselben nöthig hat-

te, und meldete ihm zugleich, auf welche Art er es ihm überliefern könnte. Reinhard versprach, alles dem Befehle seines Herrn gemäß einzurichten und Ludwig verfolgte indessen seinen Plan weiter. Er stellte sich krank, gab einige Tage lang vor, daß seine Krankheit sich mit jedem vermehrte und bewirkte dadurch, daß man sein Verlangen erfüllte und nach Schaumburg sendete, um seinen Geheimschreiber zu holen, von welchem er seinen letzten Willen wollte aufsetzen lassen.

Von dieser Botschaft schon unterrichtet, machte sich, mit dem Geheimschreiber zugleich, Ritter Reinhard auf, welchem als Zeugen der Eintritt in Ludwigs Kerker nicht verweigert wurde. Kränker denn je, stellte sich der Graf, als seine Befreyer sich ihm näherten, klagte besonders über den heftigsten Frost und bat den Ritter: ihm wärmere Kleidung zu verschaffen. Reinhard erhielt von Ludwigs Wächtern Erlaubnis, dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Er gieng und brachte nach seiner Rückkehr, nebst einem mit Pelze gefütterten Kleide, auch das mit Wachs bestrichene leinene Gewand.

Dies — sprach Reinhard zu dem Grafen, indem er ihm das letztere überreichte — erhielt eure Frau Gemahlin von einem weisen, heilkundigen Manne, mit der Versicherung:

daß euer Uebel gehoben werden würde, wenn ihr euch einige Tage lang mit diesem Gewande bekleidetet.

Ludwigs Diener leaten ihm jetzt beyde Gewande an, der Pelzrock wurde das Oberkleid; doch äusserte der Graf, bey allen Versicherungen des Ritters, wenig Vertrauen zu den Heilkräften des mitgebrachten Gewandes.

Ich fühle meinen Tod schon zu nahe — sprach er wehmuthsvoll — um nach Genesung hoffen zu können. Laßt uns daher eilen, damit er mich nicht überrascht.

Der Geheimschreiber holte hierauf seine Schreibegeräthschaft hervor. Ludwig sprach mit ihm und dem Ritter heimlich und jener schien gar fleissig zu schreiben, ob gleich niemand die Zeichen, welche er statt der Buchstaben machte, würde haben entziffern können, denn Ritter Ulrich von Teutleben, welcher hier die Rolle des Geheimschreibers spielte, war zwar der Waffen, aber nicht der Feder kundig.

Was Ludwigs Wächter für die Erklärung seines letzten Willens hielten, war, wie unsere Leser ohnehin schon vermuthen werden, gemeinschaftliche Ueberlegung über den Sprung, welchen Ludwig den andern Tag wagen wollte.

Reinhard fand die Erfindung seines Herrn: mit dem Windrocke; sehr glücklich, allein er

zweifelte, daß Graf Ludwig mit den Füssen das Wasser zuerst erreichen würde, und rieth ihm daher, daß er nicht, wie seine Absicht gewesen war, den Rock während des Sprunges gegürtet lassen, sondern vorher den Gürtel öffnen sollte, damit das lange weite Gewand mit Luft gefüllt und, durch den Druck derselben auf das Wasser sein ganzer Körper vor dem Niedersinken geschützt würde.

So — meynte Ritter Reinhard — könnte der Graf sich ohne Gefahr in die Fluthen der Saale stürzen, doch versicherte er ihm auch zugleich, daß zu noch grösserer Sicherheit, des andern Tages einige Fischer, unter denen auch er sich verkleidet befände, mit ihren Kähnen in der Nähe des Schlosses herumschiffen würden. Immer aufmerksam auf das Fenster eures Kerkers — endete der Ritter — wird mir der Wink nicht entgehen, welchen ihr mir dann gebt, wenn ihr zum Sprunge bereit seyd. Ich eile hierauf mit meinen Fischern unter euer Fenster, wo wir ein starkes vierfaches Tuch ausbreiten, um euch damit aufzufangen.

Ludwig setzte den andern Nachmittag zur Zeit seines Sprunges fest, worauf die Ritter ihn mit der wiederholten Versicherung verliessen: zu seinem Empfange alles aufs Beste einzurichten. Die Zeit der Flucht des Grafen

war also nicht mehr fern, allein seine Ungeduld machte, daß ihm diese kurze Zeit eine unermeßliche Länge zu haben schien. Endlich brach sie heran.

Seit Ludwig sich krank gestellt hatte, waren seine Wächter so menschenfreundlich gewesen, ein Fenster seinem Lager gerad über zu öffnen, um dem Fieberkranken die wohlthätige Wärme der Sonne, wie sie sie gewöhnlich im Monat August verbreitet, empfinden zu lassen. Auch heut war dies Fenster offen, denn Ludwigs Wächter ahndeten die wahre Ursache nicht, warum ihr Gefangener es offen wünschte, da selbst dann, wenn er gesund gewesen wäre, der Gedanke an den Sprung, welchen er wagen wollte, fern von ihnen gewesen seyn würde. Ueberhaupt glaubten sie, auf einem Mann, der sich auf seinem Lager kraftlos herum warf, keine genaue Aufsicht nöthig zu haben, suchten daher, ohne sich um ihn zu bekümmern, sich die Zeit so gut als möglich zu kürzen und waren besonders öfters sehr eifrig mit dem Brettspiele beschäftigt.

Gestern hatte zwar Ludwig zu dem heilenden Gewande, welches Reinhard ihm von seiner Gemahlin gebracht hatte, wenig Vertrauen geäussert, laut rühmte er aber heut seine Kräfte. Er versicherte, daß er sich stärker

fühlte, als seit langer Zeit, versuchte so gar, auf einen Stab gestützt, in seinem Kerker herum zu schleichen, doch klagte er noch immer gleich stark über Frost, und blieb daher vor dem geöffneten Fenster stehen, um sich in der Sonne zu erwärmen. Sorglos sassen indessen seine Wächter beym Brettspiele, wo sie sich so vertieft hatten, daß sie weder den Wink bemerkten, welchen Ludwig dem Ritter Reinhard gab, noch darauf Acht hatten, daß er sich seines Pelzrockes entledigte.

Jetzt befand sich Reinhard mit seinen Fischern unter Ludwigs Fenster; das Tuch war schon ausgebreitet; Ludwig blickte noch einmal zurück auf seine Wächter: ob sie ihn nicht beobachteten; und da er das Gegentheil bemerkte, schwang er sich auf das Fenster, empfahl sich mit den Worten: heilige Jungfrau nimm deinen Knecht auf; in den Schutz der Mutter Gottes, und wagte getrost den Sprung in eine fürchterliche Tiefe.

Wahrscheinlich hätte er seines Windrockes nicht bedurft, da es dem Ritter Reinhard mit seinen Gehülfen, gelang, ihn aufzufangen. Eilend wurde er nun an das jenseitige Ufer der Saale geführt, wo Ritter Ulrich mit seinem schnellen Leibrosse auf ihn wartete. Reinhard beschenkte die Fischer, warf seinem Herrn einen

Mantel um, seinen abentheurlichen Anzug darunter zu verbergen, stieg mit ihm zugleich zu Pferde und Alle eilten mit rastlosem Jagen nach Sangerhausen.

Hier sahe Ludwig seine geliebte Adelheid und seinen Bruder Beringer, der schon mehrere Monate zuvor seiner Haft entlassen worden war. In ihren Armen freute sich Ludwig seines Entkommens, doch wurde seine Freude dadurch vermindert, daß er seine Mutter nicht wieder fand, die während der Zeit, die er im Gefängnisse zubrachte, gestorben war. Adelheid hatte alle ihre Kinder mit sich nach Sangerhausen genommen, damit Ludwig gleich den ganzen Zirkel seiner Lieben um sich her sehen mögte, aber bald bemerkte Adelheid, daß sie hierdurch seine Wünsche noch nicht befriedigt hatte.

Was macht mein gutes Volk? — war Ludwigs erste Frage, nachdem er alle seine Lieben umarmt hatte.

Trauer über den Verlust ihres geliebten Vaters — antwortete Adelheid — ist beynahe das einzige Leiden deiner Thüringer. Daß zahllose andere sie minder trafen, als ihre mitleidswürdigen Nachbarn, danken wir den wackern Grafen Wilhelm und Dietrich, die sie sogar von vielen dieser Leiden befreieten.

Das belohne Gott den biedern Mägnern — erwiederte Ludwig — Ich kann es ihnen nur danken. Eile, geliebte Adelheid, mir zu erzählen, was seit jenem traurigen Tage, der mich von dir riß, meinem armen Volke begegnete.

Adelheid erzählte, doch glauben wir, ihr nicht nach erzählen zu dürfen, weil sie verschiedne, ihr Land nicht unmittelbar betreffende Umstände übergieng, von welchen wir unsere Leser zu benachrichtigen für nöthig halten; wir widmen daher die nächsten Kapitel der Erzählung derselben und einem Auszuge aus dem weitläufigen Berichte Adelheidens an ihren Gemahl, und schlieſſen dies mit der Nachricht, daß Ludwigs Sehnsucht nach seinem Volke ihm nur einige Tage in Sangerhausen zu rasten erlaubte.

Zehntes Kapitel.

Liebe befreit Ludwigs Unterthanen von ihren Unterdrückern.

Als die Unruhen in Thüringen ausbrachen, hatten die Grafen Wilhelm und Dietrich von

Brena ihr unglückliches Vaterland verlassen, und sich bis über die Elbe geflüchtet, wo sie sich einen Anhang zu machen suchten. Gero der Vater dieser Grafen besaß zwar den Namen eines unternehmenden und tapfern Mannes, aber kein Land, und konnte daher bey seinem Tode seinen Söhnen nichts hinterlassen, als gute Lehren: wie sie ohne Eigenthum sich in der Welt forthelfen und den Namen wackerer Männer erwerben könnten. Die jungen Grafen hatten diese Lehren treulich in ihren Herzen bewahrt, jetzt beschlossen sie, sie auszuführen und ihr Vaterland entweder von seinen Unterdrückern zu befreyen, oder im Kampfe für die Freyheit desselben rühmlich ihr Leben zu enden.

Es gelang ihnen an ihrem Zufluchtsorte muthige Männer zu finden, die zur Ausführung ihres Plans mit wirken wollten, nur war die Zahl derselben noch zu klein, um etwas unternehmen zu können, bis sich, ohngefähr ein halbes Jahr nach der Verhaftung der verbundnen Fürsten, mehrere ihrer Landsleute zu den Grafen gesellten, welche gleich ihnen aus dem Vaterlande geflohen waren, um fern von den Bedrückungen, unter welchen es seufzte, im Auslande besserer Zeiten zu harren.

Heinrich glaubte die Thüringer und Sachsen am ersten im Zaume halten zu können,

wenn er ihnen durch unerträgliche Laſten allen Muth nähme. Er ließ nicht nur alle Schlöſſer und Feſten wieder herſtellen, in deren Beſitz er ſonſt geweſen war, und welche die Verbundnen bey dem glücklichen Anfange der Unruhen zerſtört hatten, ſondern legte noch mehrere an, verjagte die rechtmäſſigen Beſitzer der ſchon im Lande vorhandenen, und bemächtigte ſich auch dieſer, um dadurch ſeine Macht im Lande immer feſter zu gründen. Den Beſatzungen, mit welchen alle dieſe Schlöſſer reichlich verſehen waren, vergönnten ihre Befehlshaber jede Zügelloſigkeit, weil dadurch das Elend der Beſiegten vermehrt wurde. Man zwang dieſe zur Erbauung der Schlöſſer, durch welche ſie vollends ganz unterjocht werden ſollten, belegte ſie mit immer neuen Schatzungen und unterließ nichts, ihre Noth auf das Aeuſſerſte zu bringen.

Dies alles hatte Viele bewogen über die Elbe zu flüchten, um wenigſtens Leib und Leben zu retten. Den, beynahe täglich hier ankommenden, Sachſen und Thüringern wurde bald die Gegenwart ihrer Landsleute, der Grafen Wilhelm und Dietrich, bekannt. Sie ſammelten ſich zu ihrem Panier, ſchworen gleich ihnen Blut und Leben für die Freyheit ihres Va-

ter-

terlandes zu wagen; und so sahen sich die Grafen in den Stand gesetzt, Streifzüge nach Sachsen und Thüringen zu unternehmen, um den Tod und das Elend ihrer Brüder an den kaiserlichen Landesverwesern und Burgvögten zu rächen. Durch den glücklichen Erfolg, welcher ihr Unternehmen bekrönte, wurde der Muth dieser Schaar belebt, so wie vielleicht auch die reiche Beute, mit welcher sie öfters zurückkehrte, nicht ohne Reitz für sie war.

Die Zahl der Krieger, welche unter den Grafen von Brena für Thüringens Freyheit, zum Theil auch wohl nur für den Vortheil ihres Seckels kämpften, vermehrte sich mit jedem Tage. Dietrich und Wilhelm begnügten sich jetzt nicht mehr mit leichten Streifereyen, sondern wagten schwerere und länger dauernde Unternehmungen, in welchen ihnen das Glück nicht weniger hold war. Die Lehnsleute der verhafteten Fürsten vereinigten sich mit ihnen, die nun nicht mehr über die Elbe zurück giengen, weil sie in Sachsen und Thüringen festen Fuß fassen konnten. Mit dem Geschrey: Heil den Rettern des Vaterlandes! liefen ihnen ganze Schaaren des bedrängten Volkes zu, wodurch ihre Macht nach und nach so groß wurde, daß Heinrich sie zu fürchten begann.

Graf Herrmann, der Oheim des Herzogs Magnus zu Sachsen, war indessen so glücklich gewesen, seiner Haft zu entkommen. Er vereinigte sich mit den Grafen von Brena, und Heinrichs Furcht vermehrte sich, da er Graf Herrmanns Tapferkeit schon vorher, zu seinem Schaden, hatte kennen lernen. *) Die Verbundnen breiteten sich in Thüringen und Sachsen aus und verlangten sogar von dem Grafen Otto von Nordheim, daß er zu ihrer Parthey treten sollte, wenn er auf der Harzburg länger sicher leben wollte.

Graf Otto war der Einzige, welchen der Kaiser bisher wieder in Freyheit gesetzt hatte. Er mußte seine beyden Söhne zu Geisseln stellen, wußte aber durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er dies that und durch verstellte Ergebenheit gegen den Kaiser sich die Gunst desselben bald wieder in so hohem Grade zu erwerben, daß er ihm das neu erbaute Schloß Harzburg eingab und ihn zum Statthalter über einen

*) Magnus befand sich als Erbprinz zum erstenmale in der Gefangenschaft des Kaisers, als sein Vater starb. Heinrich wollte ihm unter keiner andern Bedingung seine Freyheit wiedergeben, als daß er allen Ansprüchen auf die Erbgüter und Lehen des Verstorbenen entsagen sollte, allein Graf Herrmann nahm sich seines Neffens an, befehdete den Kaiser und nöthigte ihn, durch die Eroberung Lüneburgs, den Gefangenen frey zu lassen.

groſſen Theil von Sachſen ernannte. Otto ſtellte ſich blos aus Liſt dem Kaiſer ergeben. Es war ſein ernſter Wille, bey der erſten günſtigen Gelegenheit, wieder ſein erklärter Feind zu werden, und er würde wahrſcheinlich nicht angeſtanden haben, ſich mit den verbundnen Grafen zu vereinigen, wenn nicht zwey wichtige Gründe ihn abgehalten hätten. Liebe zu ſeinen Söhnen, die er nicht in der Gewalt des Kaiſers laſſen wollte, wenn er feindſelig gegen ihn handelte, war der erſte; Furcht: — daß der neue Bund noch zu ſchwach wäre, um ſich der ganzen Macht des Kaiſers mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs entgegen ſtellen zu können; der zweyte.

Indeſſen blieb doch die Foderung der Grafen an Otto nicht ohne Nutzen. Sie bewirkten wenigſtens ſo viel damit, daß Otto gelobte, ſich für die Freylaſſung der verhafteten Fürſten bey dem Kaiſer zu verwenden, und den Thüringern und Sachſen ihre verlornen Rechte und Freyheiten wieder zu verſchaffen. Daß aus der Harzburg, dieſem den Sachſen vom Anfange ſo verhaßten Schloſſe, die kaiſerliche Beſatzung gezogen wurde, war eine zweyte glückliche Folge jener muthigen Erklärung.

Wilhelm und Dietrich drangen bald auch in Ludwigs Land, wo Kaiser Heinrichs Völker die Wartburg besetzt hielten, und kaum hatte Adelheid die Botschaft erhalten, daß sich jene Schaumburg näherten, als sie ihnen entgegen gieng und sie mit aller Gewalt, welcher ein reizendes Weib fähig ist, beschwor: die Fesseln zu zerbrechen, unter deren Last ihr bedrängtes Volk seufzte. Die Grafen versicherten, daß dies die Absicht ihrer Herkunft wäre, und nahmen übrigens die Einladung Adelheidens an: in ihrem Schlosse ein wenig von ihren Beschwerden zu rasten.

Adelheid war jetzt dreißig Jahr, doch würde keiner, dem dies Alter nicht bekannt war, sie für so alt geschätzt haben. So wie ihre Schönheit sehr früh zur Vollkommenheit aufblühete, stand sie jetzt noch in der herrlichsten Blüthe, ohne von ihrem Glanze das geringste verloren zu haben. In dem Busen des Grafen Wilhelm, der bisher nur für Vaterlandsliebe glühte, entglimmte jetzt auch eine andere Liebe, welche die Blicke der reizenden Gräfin von Thüringen, ohne es zu wollen, entzündeten.

Graf Wilhelm, war ein edler Mann von strengen Grundsätzen, daher von Gedanken und Empfindungen frey, die vielleicht in dem Herzen manches andern Mannes, mit ihm in

gleicher Lage, Adelheiden und ihrem abwesenden Gemahle Gefahren gedroht hätten. Das Entzünden der Liebe zu verhindern, ist auch dem strengsten und besten Manne unmöglich; das Fortlodern ihrer Flammen zu hemmen, vermag aber jeder, dessen ernster Wille es ist; und Graf Wilhelm gab einen Beweis dieser, freylich schweren, Möglichkeit.

Zwey Tage blieb er in Schaumburg an der Seite des schönen Weibes, das ihn zuerst Liebe gelehrt hatte, dann beschloß er, von ihr zu scheiden, so heftig sich auch sein Herz der Ausführung dieses Vorsatzes widersetzte; aber Rechtschaffenheit gebot sie, weil Adelheid das Eigenthum eines Andern war, und Wilhelm, taub gegen die Stimme seines Herzens, folgte dem Zurufe der Vernunft und der Pflicht. Sein Vorsatz war nicht nur: an dem Grafen von Thüringen nicht zum Verbrecher zu werden, nein er wollte auch, aus Sorgfalt für die Ruhe seines Herzens, eine Leidenschaft so früh als möglich zu unterdrücken suchen, da dieser Sieg durch längeres Verweilen ihm nur schwerer werden würde. Ungeachtet Adelheidens Bitten, riß er sich am dritten Tage von ihr los um seine Krieger nach der Wartburg zu führen.

Adelheidens Bitten an Wilhelm, flossen nicht aus der nämlichen Quelle, woraus sein

Wunsch: länger verweilen zu dürfen; floß. Gleich Anfangs mit günstigen Vorurtheilen für Wilhelm, den Ritter des Vaterlandes, eingenommen, fühlte Adelheid bald die vollkommenste Achtung für ihn, da sie in ihm den edeln biedern Mann kennen lernte, der er wirklich war. Geschwinder als gewöhnlich gieng diese Achtung zur Freundschaft über, denn schon des andern Tages, nach Wilhelms Ankunft zu Schaumburg, wurde Adelheid von ihrem Herzen aufgefodert, dem Befreyer ihres Volkes den Namen Freund zu geben, mehr aber als Freundschaft für ihn zu empfinden, war fern von Adelheiden, deren Herz nur das Bild ihres abwesenden unglücklichen Gemahls füllte.

Wartburgs Eroberung wurde dem Grafen Wilhelm schwer. Noch hatte keine Feste ihm so lange widerstanden, noch nie die Belagerten den Seinigen so vielen Schaden gethan. Nicht von gleichen Gründen wie er zu Wartburgs Einnahme bewogen und unwillig, daß die kaiserliche Besatzung schon mehrere seiner Krieger erlegt hatte, foderte Graf Dietrich seinen Bruder auf: von der widerstehenden Feste hinweg vor eine andere zu ziehen, die ihnen vielleicht weniger Beschwerden machen würde; durch nichts aber konnte Wilhelm, ihm beyzustimmen, vermogt werden.

Durch die Entfernung von Adelheiden und einen ununterbrochnen Kampf war es Wilhelm nun, da er schon zwanzig Tage vor der Wartburg gelegen hatte, gelungen, die Liebe zu Adelheiden bis zur Freundschaft herab zu stimmen, doch war diese Freundschaft von seltner Stärke, war vielleicht platonische Liebe, wenn schon Wilhelm aus Unkunde dieses Namens sie nicht das mit belegte. Nichts von dieser Stärke hätte sie haben müssen, wenn Wilhelm ein Gelübde, das er im Stillen an Adelheidens Seite that: nicht eher zu rasten, bis die Wartburg erobert und alle kaiserliche Krieger und Gerichtsvögte aus Ludwigs Lande verdrängt seyn würden; so bald hätte vergessen sollen. Ihm getreu gab er auch dann die Belagerung der Feste nicht auf, als sein Bruder ihn mit einem Theile der Krieger verließ. Unterstützt von den Unterthanen Ludwigs setzte er sie fort und Wartburgs Uebergabe belohnte bald seine Mühe.

Ohne Säumen führte er nun die andere Hälfte seines Vorsatzes aus. Nach kurzer Zeit sahen sich Ludwigs Länder von ihren Unterdrückern befreyt, wofür dem Grafen Wilhelm von allen Bewohnern der glühendste Dank wurde. Adelheid wollte mit ihrem Danke nicht die letzte seyn, daher sie nach Freyburg gieng, wo Wilhelm, nach vollendeter Verjagung der

Unterjocher, zuerst ein wenig von seiner Arbeit raßete.

Abelheidens Bitten nicht nur, sondern auch eigner Drang der Freundschaft bewogen den Grafen Wilhelm, sich größten Theils in dem Lande des Gemahls seiner Freundin aufzuhalten. Hier, an der Seite einer Freundin, die ihn schätzte und im Zirkel froher Bürger, die ihn, ihren Befreyer, verehrten, ruhte er von seinen Zügen in die angränzenden Länder aus, oder dachte auf neue Unternehmungen. Sein Werk war es, daß das ganze Land, bis zur Zurückkunft seines Beherrschers, nichts von den Beschwerden erfuhr, welche die naheliegenden drückten.

Heinrichs Völker waren verjagt und dies lenkte von seinen Kriegern, an welchen es der menschenfreundliche Wilhelm tadelte, daß sie neben der Vaterlandsliebe auch Bereicherungssucht nährten, hielt er von Ludwigs Lande entfernt, damit die Raubgierigen nicht vielleicht auf Kosten seiner Bewohner sich zu bereichern suchen mögten.

Eilftes Kapitel.

Etwas von den thüringischen Unruhen.

Die Unruhen in Thüringen, zum Theil auch in ganz Deutschland, haben zu starken Einfluß auf die Geschichte unseres Helden, als daß wir uns nicht mehr mit ihnen beschäftigen müssen, als vielleicht diejenigen unter unsern Lesern gern sehen, welche statt dieser trockneren Einschaltung nur Abentheuer zu lesen wünschen, die der Held oder die wichtigern Personen dieser Geschichte bestanden: doch schmeicheln wir uns bey dem größten Theile unserer Leser keiner Entschuldigung deshalb nöthig zu haben.

Die seinen Wünschen so ganz widersprechenden Nachrichten, welche Heinrich fortdauernd aus den unterjochten Ländern erhielt, bewogen ihn einen Reichstag nach Worms auszuschreiben, um sich mit den Fürsten über die Mittel zu berathen, wie die Ruhe im ganzen Reiche wieder herzustellen wäre. Das Wegbleiben mehrerer der ansehnlichsten Reichsfürsten bewies ihm, daß die sächsischen und thüringischen nicht allein mit ihm unzufrieden gewesen waren, so wie er fand, daß die gegenwärtigen nicht mit ihm zu gleichen Absichten stimmten.

Alle tadelten seine Härte gegen Thüringen und Sachsen, und verlangten die Freylassung der noch verhafteten Fürsten, welche Heinrich nicht ohne die größte Gefahr für sich bewilligen zu können glaubte. Ohne etwas beschlossen zu haben, wurde der Reichstag geendigt und Heinrich sahe sich in der Hoffnung getäuscht: daß ein zweyter, kurz nachher in Maynz angefangener, für ihn von glücklicherem Erfolge seyn würde. Dringender noch als in Worms foderten die Fürsten hier die Freystellung ihrer Mitfürsten, zu welcher sich aber Heinrich, bey allen Vorstellungen nicht entschliessen konnte, weil er dann helles Aufflammen des von neuem entzündeten Feuers befürchtete.

Indeß Heinrich die Loslassung der noch hafteten Grossen verweigerte, fanden einige unter ihnen Mittel zu entkommen. Unter diesen befand sich auch einer der mächtigsten und erbittertsten Feinde des Kaisers, der Bischoff Burkhard von Halberstadt. Unglaublich war es dem Kaiser, daß Alle ohne Verrätherey entronnen seyn sollten. Er fürchtete, daß die Fürsten, welchen er sie zur Verwahrung übergeben hatte, ihm untreu waren und beschloß daher endlich, denen noch im Gefängnisse Schmachtenden ihre Freyheit wieder zu geben, damit sie wenigstens als Geschenk von ihm erhielten, was List

und Verrätherey ihnen ohnehin bald verschaffen würden, da er in dem ersten Falle von den Freygewordnen weniger zu befürchten zu haben hoffte, als in den letztern.

Ausser dem Grafen von Thüringen, wurden alle verhaftete Fürsten aus ihren Kerkern hervor gerufen und, nach geleistetem Versprechen: kaiserlicher Majestät hinfort treu und gewärtig zu seyn; in ihre verlornen Besitzungen und Rechte wieder eingesetzt. Unverkennbar war es aber, daß sie dies Versprechen nur nothgedrungen leisteten, so wie der Kaiser ebenfalls nur durch Noth hatte gezwungen werden können, sie ihrer Haft zu entlassen, weil im entgegen gesetzten Falle ein allgemeiner Aufruhr auszubrechen drohete und Heinrich vom Pabste Gregor dem Siebenden verfolgt und in den Bann gethan, die Ruhe in Deutschland eifriger als jemals wünschen mußte.

Ludwigs Freylassung verbinderte Pfalzgraf Friedrich der Zweyte, welcher, ehe noch der Kaiser Befehl zu derselben gegeben hatte, ihm für die seinige dankte. Rache gegen den Grafen Ludwig brannte noch immer gleich stark in Friedrichs Busen. Um sie versteckt üben zu können, war er, bey dem allgemeinen Ausbruche der thüringischen Unruhen, Anfangs Willens gewesen, sich für den Kaiser zu erklä-

ren, wodurch er Gelegenheit zu finden hoffte, seine Rache durch Ludwigs Blut auszulöschen. Ritter Ekkard hatte auch diesmal bewiesen, wie viel seine Vorstellungen über dem Pfalzgrafen vermogten, denn nur durch sie bewogen, focht er für das Beste seines Vaterlandes.

Da er glaubte, mit Ludwigs Anklage keine Zeit versäumen zu dürfen, ließ er sie unmittelbar seinem Danke für die wieder erhaltene Freyheit folgen. Heinrich versprach Ludwigs Schuld oder Unschuld streng, und gerecht untersuchen zu lassen und, wenn die erstere bewiesen werden würde, ihn hart zu bestrafen. Ludwig blieb daher noch länger verhaftet. Heinrich freuete sich, wenigstens einen der thüringischen Fürsten ausser Stande zu sehen, ihm zu schaden und wünschte, daß wider Alle ähnliche Anklagen mögten erhoben worden seyn, damit er ihre Entfernung mit Fug und Rechte hätte verweigern können.

Adelheid hatte diese geheime Ursache der längeren Verhaftung ihres Gemahls geahndet, aber bekannt wurde sie damals, ihr so wenig als ihm. Der Kaiser hatte dem Pfalzgrafen geboten, den Grafen von Thüringen nicht eher schuldig zu nennen, bis seine Schuld durch die Richter bewiesen worden wäre — und der Pfalzgraf schwieg, voll der Ueberzeugung: daß

Heinrich, um seines eigenen Vortheils willen, gewiß nicht ermangeln würde, ihn an dem Grafen von Thüringen zu rächen.

Nach der Zeit, wo Kaiser Heinrich dem Pfalzgrafen jenes Versprechen gab, verwirrten ihn der verdrießlichen Verwicklungen so mancherley, daß er nicht an die Erfüllung desselben dachte, weil er einzig damit beschäftigt war, sich aus den Verwirrungen heraus zu arbeiten, welche ihn mit immer größern Gefahren drohten. Die Macht der Söhne des Grafen Gero war bis zu einer furchtbaren Größe emporgewachsen, und ob gleich von den freygelassenen Fürsten, sich noch keiner mit ihnen verbunden hatte, so schienen doch mehrere geneigt, dies nächstens thun zu wollen. Alles Ernstes dachte daher Heinrich darauf, diese Macht zu zertrümmern, ehe ihm dies vielleicht durch noch mehrere Verstärkung unmöglich werden würde.

Er beschied den Grafen Otto nach Saalfeld, um mit ihm Raths zu pflegen, welche Mittel zur Herstellung der Ruhe in Sachsen die wirksamsten seyn würden. Heinrich wählte den Grafen Otto vorzüglich deshalb zum Mittler zwischen sich und den Missvergnügten, weil er ihn sich treu glaubte und überzeugt war, daß seine Vermittelung bey jenen wirksamer,

als jede andere, seyn würde, da Otto, selbst ein Sachse, bey ihnen in großem Ansehen stand.

Otto gieng nach Saalfeld, fand aber hier nicht den Kaiser, sondern an seiner Statt nur den Bischoff Eppo von Zeiß, welcher, ohne sich eben viel mit dem Grafen von Nordheim über den Gegenstand zu unterhalten, den er für die wichtigste Ursache seiner Betagung gehalten hatte, ihm im Namen des Kaisers kund machte, daß er ein Heer sammeln sollte so eilend und zahlreich als es ihm möglich wäre, um es auf einen bestimmten Tag nach Meissen zu führen, wohin Heinrich mit einem andern Heere, durch böhmische Hülfsvölker verstärkt, kommen wollte, um von hier aus einen Zug wider die Räuberbande der Grafen Wilhelm und Dietrich vorzunehmen.

Jetzt fielen die Bewegungsgründe weg, welche den Grafen Otto einige Wochen früher abgehalten hatten, sich zur Parthey der Grafen von Brena zu schlagen. Diese war nicht mehr schwach und seine Söhne, vorher des Kaisers Geissela, befanden sich in Freyheit, daher Otto nicht länger zögerte, sich, was schon längst seine Absicht gewesen war, wider den Kaiser zu erklären.

Sagt dem Kaiser — sprach Otto treuherzig zu dem Bischoff — daß gerade Männer, die ihr Vaterland lieben und denen des ganzen Reiches Wohlfahrt am Herzen liegt, der verkehrten Anschläge bald müde werden, die Schmeichler und Vaterlandsfeinde ersinnen und der Kaiser ausführt; müde der Verwüstungen, welche die raubgierigen Böhmen in unserm bedrängten Vaterlande verüben. Traut der Kaiser diesen Hülfsvölkern mehr, als den wackern Deutschen, die nie die Treue gegen ihren Kaiser verletzten, wenn er ihre Rechte nicht kränkte, so mag er nun auch versuchen, ob sie den Sachsen und Thüringern das schwere Joch aufzulasten vermögen, das des Kaisers ungerechter Zorn ihnen schon längst bestimmte. Fern sey es von mir, unschuldiges Blut zu vergiessen und zu der Erreichung jener Absicht zu arbeiten, da Pflicht mir befiehlt, für mein Volk, für die gerechte Sache zu fechten. Des Kaisers Härte zwingt mich, ihn zu verlassen; und einen neuen Beweis seiner Ungerechtigkeit würde er geben, wenn es ihm gefiele, mich meineidig zu nennen.

Eppo brachte diese Erklärung des Grafen von Nordheim nach Meissen, wo Heinrich sich schon mit einem böhmischen Heere befand. Klein war dies Heer, aber Heinrich hatte ge-

hofft, es bald durch den Grafen von Nordheim und alle freygelassene Fürsten, denen er Befehl gegeben hatte, mit ihren Getreuen nach Meissen zu kommen, verstärkt zu sehen. Durch die traurige Botschaft des Bischoffs von Zeitz, wurde Heinrichs Hoffnung jetzt schon zur Hälfte zertrümmert; und ganz sank sie dahin, als er sich noch mehreren Tagen noch immer allein in Meissen sahe.

Keiner der Fürsten, welche er dahin entboten hatte, erschien. Alle handelten dem Grafen von Nordheim gleich. Die mehresten aus freyer Wahl, wie er, einige auch von ihren Unterthanen gezwungen, weil diese nicht wider ihre Brüder fechten wollten. Ein mächtiges Heer versammelte sich in kurzer Zeit, unternahm aber noch nichts, weil die Anführer desselben nicht so gleich in dem Plane ihrer Unternehmungen einig werden konnten.

Um die günstige Zeit zu einem Angriffe wider den Kaiser, jetzt ehe sein Heer sich noch verstärkte, nicht ungenutzt vorbey streichen zu lassen, nahmen die Grafen Wilhelm und Dietrich sieben tausend Reuter, mit welchen sie nach Meissen eilten, des festen Vorsatzes: den Kaiser zu überraschen und durch seine Gefangennehmung die Unruhen mit einem mahle zu

enden.

enden. Begläckt wäre den muthigen Männern vielleicht dieſes Vorhaben, wenn nicht die hoch angeſchwollene Mulda ſie verhindert hätte, des Kaiſers Heer zu erreichen. Benachrichtigt von der Gefahr, welche ihm ſo nahe war, flohe Heinrich ohne Verzug durch Böhmen nach Regensburg und dankte ſeinem Schickſale, daß ſeine Feinde durch die Waſſer der Mulda abgehalten wurden, ihm nachzuſetzen.

Die verbundnen Länder hatten alſo für jetzt nichts mehr von dem Kaiſer zu fürchten: Man freuete ſich des raſchen Entſchluſſes der Grafen von Brena und der nicht minder raſchen Ausführung deſſelben, für niemand aber war er vortheilhafter als für Ekbert den Zweyten.

Dieſer junge Fürſt hatte ſchon, beym Leben ſeines Vaters, von dem Kaiſer die Anwartſchaft auf die Markgrafſchaft Meiſſen erhalten. Sein Vater hinterließ ihn minderjährig und Dedo, Markgraf in der Lauſitz, erhielt auch Meiſſen. In den letzten Lebensjahren deſſelben nahm Ekbert an der Regierung Theil, vergebens aber hoffte er, ſie bald allein zu übernehmen. Kaiſer Heinrich, um den Herzog Wratislav von Böhmen für die Dienſte zu belohnen, welche er ihm, während der Dauer der

thüringischen Unruhen geleistet hatte, belehnte ihn mit Meissen und umsonst schmeichelte sich Ekbert, den Kaiser, seine nahen Verwandten, durch Bitten dahin zu vermögen, daß er ihm bestätigte, was er ihm schon längst vorher verliehen hatte.

Diese Hoffnung, Treue gegen den Kaiser und Blutsfreundschaft hatten ihn bisher zurückgehalten, den Auffoderungen der vereinigten Fürsten zu folgen, und an ihren Streitigkeiten mit dem Kaiser Theil zu nehmen. Jetzt überzeugte er sich endlich, daß er durch die Waffen allein seine verlornen Rechte wieder [illegible]n könnte, versammelte die Bewohner der Markgrafschaft, die ihm anhiengen, zu einem Heere, eilte damit nach der Hauptstadt derselben, verjagte die zurückgelassene böhmische Besatzung und setzte sich bald in den Besitz des ganzen Landes. Um sich darinnen erhalten zu können, trat er in den Bund der vereinigten Fürsten, der bald nachher auch durch den Beytritt des Erzbischoffs Siegfried verstärkt wurde, den die Furcht: vielleicht selbst mit dem Banne belegt zu werden, wenn er dem gebannten Heinrich länger treu bliebe; hierzu bewog.

Daß Gregor der Siebende den Kaiser noch mehr zittern machte, als die Macht der verbundnen Fürsten, daß er deshalb nach Italien pilgerte und sich in Canossa vor seinem un-

versöhnlichen Feinde demüthigte, gehört nicht in unsere Geschichte, da ohnehin dies alles schon dem Publikum des breitern erzählt worden ist. Nicht unberührt dürfen wir aber lassen, daß zu eben der Zeit, wo Heinrich von dem Pabste Absolution erhielt, durch die Legaten des letztern angeregt, die sächsischen, thüringischen und andere mit dem Kaiser unzufriedne Fürsten, den Herzog Rudolph von Schwaben in Forchheim zum Könige wählten.

Heinrich eilte nach Deutschland zurück, wo er seine alten Freunde mit so zahlreichen Schaaren seiner wartend fand, daß er den Gegenkaiser Rudolph, welcher ihm entgegen gezogen war, bis nach Sachsen zurückdrängen konnte. Nicht angegriffen zwar, doch auch nicht Willens, selbst anzugreifen, befand er sich noch hier, als Schaumburg seinen geliebten Landesvater wieder sahe, zu welchen wir uns nun zurück wenden.

Zwölftes Kapitel.

Ludwig dankt und vergilt.

Die Zurückerinnerung der Liebe gegen ihren verehrten Vater, welche in den Herzen aller Unterthanen Ludwigs glühete, wird es unsern Lesern nicht schwer machen, sich das allgemeine Frohlocken zu denken, mit welchem Ludwig bey seiner Rückkehr in sein Land, nach so langer schmachvoller Entfernung, bewillkommt wurde. Gleiche Freude als Ludwigs Unterthanen: ihn wiederzusehen; fühlten, empfand er, da er sich nun wieder unter denen befand, für die sein Herz so warm und väterlich schlug.

Graf Wilhelm hauste mit den Seinen auf der Wartburg, wohin Ludwig eilte, um diesem biedern Manne für den Schutz zu danken, dessen sich während seiner Abwesenheit seine Gemahlin, seine Kinder und sein ganzes Land gefreuet hatten. Feurig umarmte ihn Ludwig und bemühete sich, ihm die dankvollen Empfindungen seines Herzens so deutlich als möglich zu verdolmetschen.

Rühmt nicht so hoch, was Pflicht war — suchte Wilhelm Ludwigs Dank von sich abzulehnen — und was ihr an meiner Stelle

ebenfalls zu thun nicht angestanden hätte. Süß hat schon meine wenige Mühe die Freundschaft belohnt, mit welcher eure Frau Gemahlin mich ehrt, wollt ihr sie noch mehr belohnen, so schenkt mir auch die Curige.

Ihr wart schon in dem Besitze meiner vollkommensten Achtung und meines innigsten Dankes — erwiederte Ludwig — Wie gern verbindet sich mit diesen nicht Freundschaft, wenn es ihr vergönnt wird, sich an sie zu schliessen. Ewig wird die meinige für euch dauren. Würde nur auch bald der Wunsch erfüllt: Euch Beweise derselben geben und wenigstens einen Theil dessen erwiedern zu können, was ihr an mir thatet!

O wie schnell — antwortete Wilhelm — kann sich vielleicht, bey der oft so unvermutheten Umwandlung der menschlichen Schicksale, eine Gelegenheit zeigen, wo ich eurer Hülfe bedarf. Bis dahin, theuerster Freund, gebt mir dadurch einen Beweis eurer Freundschaft, daß ihr nie wieder von Dank sprecht. Ihr würdet mich sonst nöthigen, mich von euch zu entfernen, so wie die öftere Wiederholung jenes Wortes mich vorher schon von eurer Frau Gemahlin mehr entfernt hielt, als meine Freundschaft wünschte. Gefälligkeiten von Freunden Freunden erwiesen, verlieren auch den geringen

Werth, welchen sie haben, wenn so oft erneuerter Dank ihnen folgt.

Wilhelms Verlangen gemäß unterließ demnach Ludwig, ihm den Dank zu wiederholen, dessen sein Herz immer gleich voll blieb; und Wilhelm gewährte dagegen die Bitten Ludwigs und seiner Gemahlin: bey ihnen zu verweilen, bis er zu einem neuen Kampfe gerufen würde. Glücklicher als je fühlte sich jetzt Ludwig, da neben der Liebe seiner Adelheid, der Freude über seine Kinder, an welchen die Sorgfalt, welche er auf ihre Erziehung verwendete, durch einen glücklichen Erfolg belohnt wurde, und der Ergebenheit der treuen Ritter Reinhard und Ulrich, die Freundschaft eines biedern Mannes, der so ganz nach Ludwigs Herzen war, sein Leben versüßte.

Friedlich lebte so Ludwig der Liebe und Freundschaft beynahe ein Jahr, als er mit dem Grafen Wilhelm und den andern verbundnen Fürsten, unter König Rudolphs Anführung, zum Kampfe wider den Kaiser Heinrich auszog. Es war bey Mellerstädt in Franken, wo beyde Heere auf einander stiessen und eine der fürchterlichsten Schlachten geliefert wurde. Mit gleicher Tapferkeit, doch nicht mit gleichem Glücke fochten beyde Heere, und unter den Verbundnen zeichneten sich Graf Otto, Graf Frie-

drich von Sommersenburg, Graf Wilhelm und unser Ludwig besonders aus.

Mit Löwenmuthe focht der letztere mit einem der kaiserlichen Heerführer, ob gleich ein Blick auf das Panier desselben, in welchem er ein Huhn sahe, ihn mit der Furcht erfüllte: seinen Schwager zu tödten. Ludwig schauderte bey diesem Gedanken, doch hier befahl Pflicht den Schwager zu vergessen und, nur den Feind seiner Parthey zu sehen. Verwandschaft konnte Ludwigs starken Arm nicht zurück halten. Er streckte seinen Gegner zu Boden und erfuhr nun aus seinem eignen Munde, daß er sich nicht geirrt, sondern wirklich den Gemahl seiner Schwester, Hilbegaard, den Grafen Poppo von Henneberg, getödet hatte.

Mit gleichem Muthe, wie Graf Ludwig kämpften auf dem andern Flügel des verbundnen Heeres die Grafen Otto und Friedrich; und die Verbundnen würden vielleicht gesiegt haben, wenn nicht zuletzt die Schaaren, welche jene beyden Grafen anführten, aus Irrthum sich gegenseitig für Feinde gehalten hätten. Indeß sie mit einander fochten und das verbundne Heer dadurch in Verwirrung gerieth, erklärte sich der Sieg für den Kaiser, und das Jubelgeschrey über denselben wurde durch die

Freude über die Gefangennehmung des Grafen Wilhelm noch um vieles vermehrt.

Graf Eberhard mit dem Barte, einer der treuesten Anhänger und der ersten Rathgeber des Kaisers, hatte diesen glücklichen Streich vollführt. Viele Gefangene hatte schon der tapfere Graf Eberhard gemacht, aber noch war seine Freude über keinen so lebhaft gewesen, als über den Grafen Wilhelm, diesen furchtbaren Feind seines Herrn. Er führte ihn zu dem Kaiser und lautes Frohlocken begleitete Wilhelms Schritte; allgemeine Klagen über diesen Unfall hörte man aber unter dem verbundnen Heere, und Graf Ludwig jammerte, mit den Kriegern des Gefangenen, am lautesten.

Die hereinbrechende Nacht machte der Schlacht ein Ende, die für die Verbundnen allerdings sehr unglücklich gewesen war. Eine grosse Anzahl ihrer Krieger war erschlagen und, ausser dem Grafen Wilhelm, noch viele gefangen worden, unter welchen Erzbischoff Siegfried, der Bischoff zu Worms und Graf Herrmann die vornehmsten waren. Rudolph mit seinem ganzen Heere war geflohen, nur Friedrich und Ludwig befanden sich noch auf dem Schlachtfelde, von welchem sich die Kaiserlichen in ihr Lager zurückgezogen hatten. Jener, um seinen unglücklichen Irrthum, der den Verlust der Schlacht

zur Folge hatte, wo möglich wieder zu verbessern, dieser, um alles anzuwenden, seinen Freund Wilhelm den Kaiserlichen wieder zu entreissen, eine Absicht, zu welcher Wilhelms Krieger sich mit ihm verbunden hatten.

Dem kaiserlichen Lager so nahe als möglich, stellte Ludwig mehrere Posten aus, um etwas von dem Grafen Wilhelm zu erforschen. Einige von Wilhelms Leuten verwechselten ihre Schilder und Feldbinden mit denen, welche sie den auf der Wahlstatt liegenden kaiserlichen Kriegern abnahmen und schlichen sich so, getrieben von Ergebenheit für ihren Anführer, in das feindliche Lager. Es wurde ihnen nicht schwer, den Grafen auszuspähen, da die Freude über seine Gefangennehmung allgemein und die Nachricht von derselben das Erste war, was man den Kundschaftern berichtete, die durch ihre Verkleidung für zurückkehrende Verirrte von dem kaiserlichen Heere gehalten wurden. Sie erfuhren, daß er sich in dem Zelte des Grafen Eberhard befände; und eine kleine Entfernung dieses Theils des Lagers von den übrigen belebte die Hoffnung in ihnen, daß es ihnen gelingen würde, ihren geliebten Anführer zu retten.

Heimlich, wie sie in das Lager gekommen waren, schlichen sich einige wieder hinaus, dem Grafen Ludwig ihre Entdeckung zu melden,

indeß die Andern in der Nähe des Zeltes zurück blieben, worinnen sich Wilhelm befand. Einer von ihnen hatte Muth genug, sich hineilt zu schleichen, Muth genug, sich sogar seinem Herrn zu entdecken und ihm die Hoffnung mitzutheilen, welche er sich von dem Grafen Ludwig machte. Der Erfolg verwandelte sie bald in Wirklichkeit.

In dem Augenblicke, da die zurückkehrenden Kundschafter zu dem Grafen Ludwig kamen, glühete auch der Vorsatz in ihm auf: für die Freyheit seines Freundes sein Leben zu wagen. Wer unter euch — wendete er sich zu seinen Kriegern — wer unter euch nicht undankbar ist, folge mir jetzt, um den wackern Grafen Wilhelm zu retten!

Den zu befreyen, der einst uns befreyete! — ist Pflicht — und willig folgen wir ihrem Rufe — ertönte gleichlautend die Stimme aller Krieger Ludwigs. Wilhelms Krieger standen zugleich zum Aufbruche bereit; und vereinigt eilten nun beyde Schaaren, ihren Vorsatz auszuführen. Geführt von den zurückgekehrten Kundschaftern, schlichen sie sich unbemerkt bis vor Graf Eberhards Lager, in welches sie sich nun, mit so wenigem Geräusche als möglich, damit sie durch dies nicht Unterstützung für Eberharden herbeyrufen mögten, muthvoll stürzten und

rachegl\u00fchend in Eberhards Zelt drangen, wohin bey dem ersten Geräusche schon diejenigen von Wilhelms Kriegern, die sich verkleidet im Lager befanden, geeilt waren. Jetzt benutzten sie die Verwirrung, entfesselten ihren Herrn und waren mit ihm schon hinter die Hereindringenden geflohen, ehe der überraschte Eberhard noch Zeit zum Widerstande hatte.

Ludwigs Absicht war nun erreicht und da es wider die Klugheit gewesen seyn würde, lange zu verweilen, weil er von der kaiserlichen Uebermacht, wenn das Waffengeräusch das ganze Heer herbeygerufen hätte, unfehlbar umringt worden wäre, eilte er, mit seinem geretteten Freunde, so schnell als möglich, in Sicherheit zu kommen. Eberhard setzte den Fliehenden nach, jedoch zu seinem Unglücke. Einer von ihnen zerschmetterte mit einem Streitkolben sein Haupt, worauf die kaiserlichen Völker, über den Tod ihres Anführers erschrocken und hierdurch muthlos gemacht, in ihr Lager zurück flohen.

Nun habt ihr zehnfältig vergolten, was ich einst euch in den Eurigen leisten konnte — warf sich Wilhelm in Ludwigs Arme, so bald er sich mit ihm völlig ausser Gefahr sahe.

Ludwig und Wilhelm vereinigten sich mit dem Grafen Friedrich, dessen Leute sich indessen mit Plündern beschäftigt hatten und folgten dann, mit anbrechendem Morgen, dem geflohenen Könige Rudolph nach.

Dreyzehntes Kapitel.

Dem Bruder schmerzt was der Krieger that.

Schrecken und Furcht hatte sich Rudolphs so sehr bemeistert, daß er rastlos bis in den Thüringer Wald zurück flohe. Hier setzte er sich mit seinem Heere, das, so viel es auch gelitten hatte, noch über sechszigtausend Streiter zählte. Dennoch hatte Rudolph nicht Muth genug, zu einer neuen Unternehmung wider Heinrichen. Ruhig blieb er in Thüringen, indeß dieser Schwaben verheerte, ihn dieses Herzogthums entsetzte und Friedrich von Hohenstaufen damit belehnte. Die Verbundnen genossen auf diese Art vier Monate lang der Ruhe; und Ludwig lebte mit seinem Wilhelm, den größten Theil dieser Zeit, zu Wartburg.

In der Schlacht bey Mellerstädt hatte der Graf von Thüringen bewiesen, daß der Vor-

theil seiner Partey ihm heiliger war, als Blutsfreundschaft; jetzt zeigte er, daß er seine Schwester deshalb nicht weniger liebte, weil ihr Gemahl sein Feind gewesen war. Er beklagte ihren Unfall; klagte öfters an dem Busen seiner Adelheid, daß das Schicksal dem Grafen von Henneberg eben durch ihn den Tod gegeben hätte; schämte sich nicht, seinem Falle zuweilen eine Thräne zu weihen und beschloß endlich, diese Thränen mit Hildegardens stärker rinnenden zu vereinigen und diese geliebte Schwester zu trösten zu suchen.

Er sendete daher den Ritter Reinhard nach Henneberg, von den Söhnen des Erschlagenen sicheres Geleit zu verlangen und säumte nicht, so bald er dies erhalten hatte, zu seiner Schwester sich aufzumachen. Traurig war der Empfang. Hildegardens Liebe zu ihrem erschlagnen Gemahle reizte sie bisweilen, ihrem Bruder Vorwürfe zu machen; immer aber hielt Liebe zu ihm selbst, diese Vorwürfe zurück, da es ihr schiene, daß er sie um so minder verdiente, je unverkennbarer sich sein Schmerz über den Tod des Grafen Poppo äusserte.

O mein Bruder — sprach Hildegard — welchen schrecklichen Empfindungen hast du mich Preis gegeben! Mein Bruder, nach meinem Poppo unter allen Männern mir der theu-

erste, schlägt Schwesterliebe in meinem Busen laut für dich. Unmöglich ist es mir, diese heisse Liebe zu mindern; und doch sollte Poppos Gemahlin seinen Mörder nicht lieben! O. Gott, warum mußte dies eben mein Bruder seyn; warum fiel Poppo nicht unter den Streichen eines Andern, wenn ja das Schicksal mich zur klagenden Wittwe machen wollte!

Bemühe dich nicht nutzlos — erwiederte Ludwig — das unerforschliche Schicksal zu ergründen und, ist dir meine Ruhe theuer, so raube sie mir nicht, indem du den Schmerz, den ich gleich dir empfinde, durch unverdiente Vorwürfe vermehrst.

Daß sie sich aus meinem Herzen hervordrängen — seufzte Hildegard — dies ist es, was meine Leiden vergrössert.

Sey gerecht Schwester — fuhr Ludwig fort — Nicht dein Bruder war es, der deinen Gatten tödete, sondern unglückliches Geschick und des Krieges eiseraes Gesetz. Schande würde unsern Ruf ewig gebrandmarkt haben, hätten Poppo und ich deshalb minder tapfer gefochten, weil wir verschwägert waren. Ehre, zwar Scheinehre vielleicht, aber des Kriegers Heiligthum, verpflichtete uns im Gegentheile zu noch wüthenderem Kampfe: Einer von uns mußte fallen. Daß dein Poppo fiel

— o Schweſter mache dies nicht mir zum Vorwurfe!

Nach vier Tagen, welche Ludwig in Henneberg zugebracht hatte, gewöhnte ſich Hildegard nach und nach des Schickſals Schuld nicht mehr ihrem Bruder beyzumeſſen, ſo wie ſie nun glaubte, daß ſie durch die nicht verminderte Liebe gegen dieſen Bruder, an ihrem Gemahle nicht zur Verbrecherin würde. Drey Tage wartete noch Ludwig, dann glaubte er es Zeit, an der Erreichung einer zweyten Abſicht ſeiner Reiſe nach Henneberg zu arbeiten. Als er ſich einſt mit Poppo, dem älteſten Sohne Hildegardens, allein befand, that er den erſten Schritt hierzu.

Fern ſey es von mir, mein theurer Vetter — begann er — Euch zur Untreue gegen Heinrichen verleiten zu wollen . . .

Welches auch ein nutzloſer Verſuch ſeyn würde — unterbrach ihn Poppo.

Seyd ohne Sorgen — fuhr Ludwig fort, ohne den empfindlichen Ton, in welchem ſein Vetter ſprach, zu rügen — ich werde ihn nicht machen. Auch könnt ihr verſichert ſeyn, daß ihr mir deshalb nicht minder werth ſeyn werdet, weil ihr entſchloſſen ſeyd, wider die Sache zu fechten, die ich, ſo lange noch mein Blut wallt, vertheidigen werde. Nicht als

Heinrichs Feind, nicht als Graf von Thüringen, nein nur als Hildegardens Bruder that ich jene Frage an euch. Soll ich, was ihr mir sagtet, schon für bestimmte Antwort halten?

Für die bestimmteste — antwortete Poppo — die durch nichts verändert werden kann.

Von dem jungen Grafen hinweg, gieng Ludwig zu seiner Mutter, um das angefangene Werk zu vollenden.

Vor einiger Zeit, theure Schwester — redete er sie an — liessest du mich versichern, daß das Glück, welches dir deines Gemahls treue Liebe gewährte, dadurch vermindert würde, daß er der Feind deines Vaterlandes wäre; versichern, daß dir dies manche trübe Stunde machte, weil Liebe für dein Vaterland dein Herz deshalb nicht weniger erfüllte, weil du es seit funfzehn Jahren nicht gesehen hättest.

Auch jetzt ist es mir noch theurer als Henneberg — antwortete Hildegard — und freudig würde ich dahin zurückkehren, um mein Leben zu beschliessen, wo ich geboren wurde, wenn nicht mütterliche Liebe mich an Henneberg fesselte und an die Pfänder der Liebe meines unvergeßlichen Poppo.

Und

Und wenn diese Pfänder — fragte Ludwig — dir das Leben in ihrer Mitte dadurch weniger angenehm machten, daß sie, gleich ihrem Vater, wider dein Vaterland kämpften; würde dies, mit den innigsten Bitten deines Bruders verbunden, dich nicht vermögen können, nach Thüringen zurück zu kehren?

Eine Frage, die ich nicht so gleich entscheiden kann, — antwortete Hildegard — Groß ist der Drang, in meinem geliebten Vaterlande zu leben; allein verbietet mir nicht Liebe zu meinen Söhnen, diesem Drange gemäß zu handeln?

Wenigstens minder — versicherte Ludwig — als er dir jetzt scheint. Du wirst in Henneberg ebenfalls von deinen Söhnen größtentheils entfernt leben, da zwey von ihnen Heinrichs Aufgebot bald von dir rufen wird; und wer bürgt dir dafür, daß der vierjährige Gottwerth seine ältern Brüder nicht auch begleitet? Kinderlos lebtest du dann in Henneberg, wie in Thüringen, und setztest daneben deinen Bruder der Gefahr aus, wenn vielleicht Henneberg der Schauplatz des Krieges werden sollte, als Feind zu dir zu kommen. Nichts bindet dich an Henneberg, da deine Söhne groß und mannhaft sind und keine Tochter von dir Erziehung

fodert. Folge daher der Aufforderung deines Herzens und kehre zurück in das Land, das dich gebahr. Geschätzt von meiner Gattin, geliebt von meinen Kindern und nie von beyden getrennt, wirst du in Thüringen, wenn auch zuweilen die Pflicht: für unser Vaterland zu kämpfen; mich von deiner Seite reißt, ruhigere und frohere Tage verleben, als hier im Lande deiner Söhne, die keiner mütterlichen Pflege mehr bedürfen.

Gönne mir Zeit, deinen Vorschlag zu prüfen — bewies Hildegard den Eindruck, den er auf sie gemacht hatte — Gemeinschaftlich mit meinen Söhnen will ich dies heut noch thun.

Sie that es. Die jungen Grafen von Henneberg riethen ihr einstimmig: Ludwigs Einladung anzunehmen, weil sie in der Gesellschaft seiner Gemahlin und ihrer Töchter allerdings mehr Vergnügen und Zerstreuung finden würde, als in Henneberg nur von ihren Frauen umgeben. Hildegard begleitete daher ihren Bruder, wurde von seiner Gemahlin freudig empfangen, und freuete sich an ihrer Seite, daß sie wieder in ihrem Vaterlande war. Oefters dankte sie es ihrem Bruder, daß er sie bewogen hatte, Henneberg zu verlassen, und Adelheid dankte ihm nicht minder oft

für die Freundin, welche er ihr in seiner Schwester gegeben hatte.

Jetzt dachte Ludwig an die Ausführung eines Wunsches, den er schon seit langer Zeit in seinem Busen nährte, des Wunsches: alle seine Geschwister einmal um sich her versammelt zu sehn. Er sendete daher Eilboten nach Bielstein und Sangerhausen: seine Geschwister um die Erfüllung desselben zu bitten, welche auch nicht zögerten, ihm diese Bitte zu gewähren.

Graf Berinzer hatte sich schon vor mehreren Jahren mit Bertha, der Tochter des Grafen Konrads von Wettin, vermählt, die ihn mit einer Tochter, Kunigunde, und einem Sohne, Konrad, beschenkte. Diese drey begleiteten ihn nach Schaumburg, wo sie den Grafen von Linderbeck mit seiner Uda und fünf Söhnen schon fanden. Auch Ludwigs älteste Schwester, die Klosterfrau Adelheid, verließ ihre stille Zelle, wohin Liebe zur Einsamkeit sie geführt hatte, auf einige Zeit, um ihren Bruder nichts zu wünschen übrig zu lassen und, um selbst einmal die Lieben zu sehen, von welchen sie geschieden lebte.

So wohl der Genuß häuslicher als rauschenden Freuden verkürzte dem Grafen Ludwig

und seinen Gästen die glücklichen Tage, welche sie zu Schaumburg zubrachten. Nur wenige schienen es ihnen gewesen zu seyn, als nach vier Wochen die Nachricht: daß sich Kaiser Heinrich zu einem neuen Heereszuge wider die verbundnen Fürsten rüstete: die Grafen Beringer und Dietrich mit den Ihrigen wieder in ihre Herrschaften zurück rief. Mit ihnen zugleich verließ auch Adelheid ihren Bruder und eilte nach ihrer geliebten Zelle, in welche sie sich öfters, mitten in dem Genusse der Freuden zu Schaumburg, gesehnt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Worinn der Leser unter Schlachtgetümmel geführt wird.

Ganz unvermuthet hoffte Heinrich die Sachsen zu überraschen, als er im Jahr 1080, zu Ende des Jenners, in Thüringen eindrang, doch sahe er sich bald in seiner Hoffnung betrogen, da er bey Flarchheim das Heer der Verbundnen zahlreich und wohlgerüstet vor sich fand. Noch trennte beyde Heere nur ein Bach, den Heinrich von einer Abtheilung des seinigen

umgehen ließ, um so die Verbundnen im Rükken zu überfallen.

Erstaunt waren diese zwar, als sie die Feinde ihrem Rücken sich nähern sahen, aber doch vereitelte eine geschickte Schwenkung, welche Rudolph machte, Heinrichs Absicht. Dem Grafen Otto von Nordheim erlaubte seine Stellung nicht, gleich Anfangs an dem Gefechte Theil zu nehmen, bald aber stürzte er sich mit der Tapferkeit, die man gewöhnlich an ihm bewunderte, unter das feindliche Heer, wo er mit den Seinigen fürchterlich würgte.

Die kaiserlichen Heerführer fochten nicht minder tapfer; und besonders erkämpften sich Herzog Wratislav von Böhmen, welcher Rudolphs königliche Lanze erbeutete, und sein Schwiegersohn, der Graf Wiprecht von Gröitzsch, rühmliche Lorbeeren, doch war es ihrer Tapferkeit unmöglich, dem Kaiser den Sieg zu verschaffen. Er wurde genöthigt, die Flucht zu ergreifen, obgleich Markgraf Ekbert von Meissen an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, sondern in einiger Entfernung ein müssiger Zuschauer geblieben war, ohne Zweifel in der Absicht, sich nach Beendigung derselben für den Sieger zu erklären.

Sobald Heinrich sich zurück zu ziehen begann, folgten ihm Ludwig und Wilhelm mit

ihren Schaaren nach. Ohne zu rasten setzte Heinrich seine Flucht fort, bis er sich in der Nacht mit seinem ermatteten Heere bey Eisenach lagerte. Begünstigt von der Finsterniß umgiengen ihn jetzt Ludwig und Wilhelm, vereinigten sich mit der Wartburger Besatzung, überfielen Heinrichs sicheres Heer, richteten unter demselben eine grosse Niederlage an, und erbeuteten viele Kostbarkeiten. Der Kaiser selbst befand sich in Gefahr, gefangen zu werden, sahe aber seine Flucht, durch die treuen Dienste des Grafen Ludwigs von Gleichen, erleichtert, welcher ihn auf verborgnen Wegen in Sicherheit brachte.

Der Kaiser verließ Thüringen; ein beträchtlicher Theil seines Heeres blieb aber noch, unter dem Herzoge von Böhmen und dem Grafen Wiprecht zurück. Wratislav bemühte sich, Meissens Besitz wieder zu erhalten, und war Anfangs so glücklich in seinen Unternehmungen, daß er einen grossen Theil der Markgrafschaft einnahm, allein Elbert, von den übrigen thüringischen Fürsten unterstützt, entriß ihm die erhaltnen Vortheile bald wieder; und Wratislav dankte es nur der seltnen Tapferkeit seines Schwiegersohnes, daß sein Heer beym Zurückzuge nicht ganz aufgerieben wurde.

Ruhig blieb es nun einige Monate in Thüringen, bis Heinrich, durch die letzteren Unfälle zwar geschwächt, aber noch nicht ganz entkräftet, ein neues Heer sammelte, und damit auszuführen gedachte, was ihm bey seinem letzteren Heereszuge nicht gelungen war. Sein Heer war nicht zahlreich, doch hielt ihn dies nicht zurück, an die Gränzen des feindlichen Landes vorzurücken, wohin er die bayerischen und böhmischen Hülfsvölker, sich mit ihm zu vereinigen, berufen hatte. Bey seiner Ankunft fand er sie noch nicht, dagegen aber eine überlegene feindliche Macht, mit welcher ein Treffen zu wagen, Klugheit ihn widerrieth. Um indessen nicht müßig zu seyn, machte er einen verstellten Angriff auf Goslar und zerstörte, durch diese Kriegslist begünstigt, Erfurt.

Mit der Zerstörung der Hauptstadt Thüringens wurde den Verbundnen zugleich, durch ihre Kundschafter, berichtet, daß nach Heinrichs Plane, Naumburg ein ähnliches trauriges Schicksal treffen sollte. Sie eilten demnach, ihm zuvorzukommen und diese Stadt zu schützen, daher Heinrich, als er ihr nahe kam, das ganze verbundne Heer schon bereit fand, ihn zu empfangen. Ohne die Bayern und Böhmen noch immer zu schwach, mit Hoffnung des Sieges mit den Verbundnen schlagen zu können, änderte Hein-

rich seinen Plan und zog sich, ohne von seinen Gegnern verfolgt zu werden, bis zwischen Droyßig und Gera zurück.

Mit inniger Freude vernahm er jetzt, daß die längst herbey gewünschten Bayern und Böhmen über Weyda zu seiner Hülfe heran naheten.

Sonder Verzug stellte er sich nun, vereinigt mit den erhaltenen Hülfsvölkern, in Schlachtordnung und wählte absichtlich eine solche Stellung, daß er die, nicht fern von ihm fliessende, Elster im Rücken behielt. Er wollte nicht nur diesen hierdurch frey behalten, sondern auch die Seinigen zu noch gröſserer Tapferkeit nöthigen, indem er ihnen die Gelegenheit zur Flucht benahm.

Das vereinigte Heer war dem kaiserlichen unmittelbar nachgefolgt, und befand sich ihm jetzt so nahe, daß es nur der See Grona *) von ihm trennte. Dieser hinderte die vereinigten Fürsten, sogleich den Angriff zu machen, wozu ohnehin ein Theil ihres, durch beschwerliche Wege, ermüdeten Volkes nicht geneigt zu seyn schien. Sie rasteten daher ein

*) Ein See befindet sich jetzt nicht mehr zwischen Gera und Droyßig, aber den Osterfeld, nicht fern von Droyßig, ein grosser Teich, welcher vielleicht vor sieben hundert Jahren See seyn oder heissen konnte.

wenig und erflehten, in dem zwey und achtzigsten Pfalm, welchen einige Bischöffe, die sich bey dem Heere befanden, anstimmten, vom Himmel Hülfe und Sieg über die Feinde. Dieser Andachtsübung folgten Ausfoderungen an die Gegner, durch spöttische und schimpfliche Reden reizender gemacht, durch welche sich aber Heinrich dennoch nicht aus seiner Stellung lokken ließ.

Otto, Ludwig und Wilhelm voll brennender Begierde mit dem Feinde zu schlagen, hatten bald ausgespäht, daß der See, an einer seiner Seiten, ohne Gefahr zu durchwaden war, und rasteten nun nicht eher, bis sie das ganze Heer zu dem einstimmigen Entschlusse entflammt hatten: dies zu thun und mit dem Angriffe nicht länger zu zögern. Ein Theil der Reisigen verliessen ihre Rosse, um das mehr entkräftete Fußvolk zu unterstützen und mit dem Feldgeschrey: für Freyheit und Vaterland; begann die Schlacht.

Unglücklich war ihr Anfang für das verbundne Heer, indem der rechte Flügel des kaiserlichen, vom Kaiser selbst und dem tapfern Radbod befehligt, die Angreifenden so tapfer empfieng, daß Schrecken und Verwirrung sich bald unter ihnen verbreitete. Schon wendeten sie sich zur Flucht, schon verleitete der Wahn:

des Sieges bereits gewiß zu seyn; die Bischöffe unter dem kaiserlichen Heere, das Tedeum mit lauter Stimme tönen zu lassen, als der Grafen Otto, Ludwig und Wilhelm gemeinschaftlicher Zuruf an ihre Krieger, ihre Ermahnungen: für Freyheit und Vaterland tapferer zu fechten; und ihr eignes Beyspiel die Fliehenden mit neuem Muthe belebte.

Ordnung kehrte augenblicklich unter diese drey Schaaren zurück, und wüthend stürzten sie sich unter ihre Gegner; unterbrachen sie in ihrem Siegsgesange, statt dessen nun Waffengeräusch und das Winseln der Verwundeten in die Luft erschallte und endigten ihr Wüthen nicht eher, bis Blut und Getödete den Boden bedeckten, ein grosser Theil der kaiserlichen Krieger in die Elster gesprengt und ihr übergebliebenes Häuflein bis nach Droyßig zurück gedrängt war. Radbods Fall, gleich beym ersten Angriffe, hatte Schrecken und Unordnung unter den Seinigen vermehrt, wodurch den Angreifenden der Sieg erleichtert wurde.

Angeführt von Heinrichen von Lacha, hatte indessen der andere grössere Theil des kaiserlichen Heeres, gegen den Gegenkaiser Rudolph und die übrigen verbundnen Fürsten, gefochten; doch minder tapfer, vielleicht auch nur weniger glücklich, als die Vorausgedrungenen, kämpften die

Zurückgebliebenen. Hohen Muthes voll drängte sich zwar Rudolph in des Treffens größtes Getümmel, aber Glück gesellte sich nicht zu seinem Muthe. Ein Streich Friedrichs von Hohenstaufen beraubte ihn seiner rechten Hand und, unfähig mit der linken sich, ausser ihm, auch wider den heraudringenden Gottfried von Bouillon zu vertheidigen, gelang es dem letztern, Rudolphs Kampf durch einen Lanzenstoß zu endigen. Von seinem Streitrosse herab gestürzt, würden die Huftritte der Rosse vollendet haben, was Friedrich und Gottfried begannen, wenn nicht einige muthige und treue Knappen Rudolphs, ihren Herrn aus dem Gewühle der Schlacht gerissen und so sein Leben gerettet hätten.

Wie gewöhnlich verbreitete auch hier der Fall des Anführers nachtheilige Furcht unter dem Heere. Von allen seinen Kriegern geliebt, schien die Nachricht von Rudolphs Unfalle, die sich nur zu bald allgemein verbreitete, die Arme zu lähmen, deren kraftvolle Streiche zuvor so viele Gegner zu Boden geworfen hatten. Heinrich von Lacha und seine Gefährten benutzten das für sie glückliche Ereigniß.

Durch das Glück, welches sich bisher für sie erklärt hatte, noch muthiger gemacht, drangen sie auf die Feinde los, die vielleicht nur

durch die schnellste Flucht einer fürchterlichen Niederlage entgingen.

Zu früh kehrte Heinrich von Lacha auf den Wahlplatz zurück; zu früh stimmte auch er den Siegesgesang an. Die ersten Worte desselben wurden schon durch das Feldgeschrey der jetzt siegenden Grafen, erstickt. Bey allem Muthe, den diese drey gleich stark beseelte, blieben sie doch, als sie sich dem Heere Heinrichs von Lacha nahten, einige Augenblicke lang zweifelhaft, ob sie den Angriff wagen sollten. Die Menge der Gegner, welche die Zahl der Ihrigen weit übertraf, war es nicht, was sie bedenklich machte — denn tapfere Männer zittern vor keiner Uebermacht — nein, nur der Gedanke an den langen Kampf, welcher, so wie die eilige Rückkehr zu ihren verlassenen Heerführten die Ihrigen ermüdet hatte, vermochte dies.

Unentschlossenheit mahlte sich in den Blicken, mit welchen die drey Heerführer sich ansahen, aber nicht lange dauerte sie. — Laßt uns den Sieg vollenden! — rief bald einer dem andern zu. Ein Beweis, daß Alle gleichen Muthes voll waren.

Der Gedanke an Freyheit und Vaterland, die uns nur der Feinde gänzliche Niederlage sichert, wird unsere sinkenden Kräfte stärken — setzte Ludwig hinzu.

Er wird sie stärken, und uns den Sieg verschaffen — tönte nun das Geschrey von einem Theile des Heeres zum andern. Der Vorsatz, die Hoffnung ihrer Anführer entzündeten in der Brust jedes einzelnen Kriegers gleiche; und ohne länger zu weilen, wurde der Kampf voll Zuversicht des Sieges begonnen. Nie vielleicht haben vom Kampfe zurückkehrende Völker so löwenmäßig gefochten, wie jetzt Otto und seine Gefährten, doch war vielleicht auch die Erinnerung an den vorher erkämpften Sieg nicht ohne Nutzen für sie. Sie belebte ihren Muth und die kaiserlichen Krieger unter Heinrich von Lacha, traf das nämliche Schicksal, wie jene unter Heinrich des Vierten eigner Anführung. Nur wenige entgiengen, durch die Flucht, dem Tode durch der Feinde Mordgewehr oder in der Elster.

Funfzehntes Kapitel.

Ludwig ersetzt den Verlust während des Krieges.

Ruhig konnte sich Ludwig in den Armen seiner Gattinn der Lorbeeren freuen, die er bey

Wartburg und Gera erwarb. Kaiser Heinrich und seine Getreuen hatten zu viel gelitten, um wider die Verbundnen so bald wieder etwas unternehmen zu können. Gelang es dem Kaiser gleich, gegen das Ende des Jahres, wieder ein Heer zusammen zu ziehen: so war doch dies zu wichtigen Unternehmungen zu klein; und auch zu den kleinern, welche Heinrich vielleicht beabsichtet hatte, konnte er es nicht benutzen, weil die Verbundnen auf die erste erhaltene Nachricht: daß Heinrich sich mit Heeresmacht ihren Gränzen näherte, um wie er vorgab, unter diesem Schutze in Goslar das Weihnachtsfest sonder Gefährde und ruhig feyern zu können; eilend eine Macht versammelten, gegen welche die seinige nur eine Schaar war. Sie liessen dem Kaiser wissen, daß er Gott in Goslar nur dann ruhig würde dienen können, wenn er sein Heer entliesse, das er ja ohnehin zur Uebung der Andacht nicht bedürfe.

Um sich ihr Zutrauen zu erwerben, erfüllte Heinrich ihr Verlangen und versuchte nun, ob es ihm vielleicht durch mündliche Verhandlungen gelingen möchte, die Ruhe des Reichs wieder herzustellen, und die Sachsen zur Treue zurück zu führen, da er beydes durch Gewalt nicht vermocht hatte. Er erreichte seine Absicht nicht, die vielleicht nur durch die päbst-

lichen Legaten vereitelt wurde, durch welche Gregor die Verbitterung der Verbundnen gegen den, ihm verhaßten, Heinrich nicht nur bey gleicher Stärke zu erhalten, sondern wo möglich noch zu vermehren strebte. Die Verbundnen waren über den Pabst beynahe nicht weniger unzufrieden, als mit dem Kaiser und dennoch wußten die Ränke der Abgesandten des erstern, sie immer von neuem zu verwirren und nach dem Erfordernisse des päbstlichen Vortheils, zu leiten. Doch nichts von Gregor und seinen Ränken, da uns dies zu weit von unserm Faden abführen würde!

Die Wunde, welche Rudolph durch die Lanze Friedrichs von Hohenstaufen erhielt, war so gefährlich, daß er zwey Tage nach der Schlacht sein Leben in Merseburg endigte, wohin er durch seine Knappen gebracht worden war. Im Besitz der allgemeinen Liebe der Seinigen, die er sich durch Leutseligkeit und wirklich väterliche Fürsorge für jeden seiner Krieger, deren Wunden er oft eher zu verbinden befahl, als seine eignen, erworben hatte, foderte sein Tod Alle, die ihm anhiengen, zur Klagen auf, da er im Gegentheile Heinrichen und seine Parthey mit Freude erfüllte, die sich sogar über die Art desselben laut äußerte, indem man nicht ermangelte, sie gerechte Strafe

eines Aufrührers zu nennen, der sich der Rechten, mit der er einst seinem Lehnsherrn Treue geschworen hätte, später hin zum strafwürdigen Kampfe wider ihn bediente.

Vortheilhaft war Rudolphs Tod allerdings für den Kaiser, da nun die abtrünnigen Fürsten ohne Haupt waren. Vielleicht machte auch wirklich die Art desselben auf Leichtgläubige Eindruck, genug mehrere Fürsten, die sonst zu Rudolphs Parthey gehört hatten, kehrten jetzt zur Treue gegen Heinrichen zurück.

Heinrich hoffte daher, daß er von allen deutschen Fürsten wieder allgemein würde anerkannt werden, wenn er nur erst mit dem fürchterlichsten seiner Widersacher, dem Pabste Gregor, ausgesöhnt wäre. Vor seinem Banne zitterte er mehr, als vor Sachsens und Thüringens vereinigter Macht. Von neuem damit belegt, beschloß er, nach Italien zu gehen, doch nicht um sich zum zweyten mahle vor dem stolzen Hildebrand zu demüthigen, sondern ihn zu züchtigen. Das weitere hievon gehört in die Geschichte Heinrichs des Vierten; doch so viel mußten wir melden, weil Heinrichs Zug nach Italien Thüringen die Ruhe wiedergab, die so lange aus seinen Gränzen entfernt gewesen war.

Ludwigs

Ludwigs Land hatte zwar durch den Schutz des Grafen Wilhelm und späterhin durch die Sorgfalt seines Beherrschers weniger gelitten, als Thüringens andere Länder, dennoch fand Ludwig vieles, was Verbesserung bedurfte und dies alles zu verbessern, war sein eifrigstes Bestreben, so bald des Kaisers Abreise nach Deutschland Thüringen längere Ruhe versprach.

An seinen Städten und Festen fand Ludwig wenig wieder herzustellen, viel aber an verheerten Feldern bey Langensalza und Eisenach. Zum Glücke für Ludwigs Unterthanen, war der Schatz, welchen ihr Landesvater für sie, nicht für sich selbst gesammelt hatte, in einem verborgnen Gewölbe in der Wartburg unversehrt geblieben. Jetzt öffnete Ludwig das Gewölbe, das die kaiserlichen Völker nicht entdeckt hatten; und reiche Gaben verbreiteten unter seinen Unterthanen bald wieder den Wohlstand, dessen sie sich vor dem Kriege freueten.

Bald nach seiner letzten Rückkehr in Adelheidens Arme wurde Ludwig zum siebenten mahle Vater. Adelheid gebahr ihm ein Töchterlein, das er, zum Andenken an seine Mutter Cecilie nannte. Um seinem Volke, nach so vielen traurigen Tagen, auch einmal wieder einige rauschend fröhliche zu verschaffen, stellte

Ludwig über die Geburt dieser Tochter Festlichkeiten an, welche drey Tage dauerten und mit einem Ringelrennen und Lanzenstechen endigten.

Unter den Rittern, welche diese letztere Lustbarkeit nach Schaumburg zog, befand sich auch Ritter Thimo von Nordeck, ein tapferer, waffengeübter Mann, der auch hier Beweise von seiner Geschicklichkeit gab. Er erkämpfte den ersten Dank, welchen er aus den Händen der verwittweten Gräfin von Henneberg erhielt.

Ritter Thimo hatte sich Frau Hildegarden zu seiner Dame erkohren, und Frau Hildegard freuete sich während des Lanzenstechens der Geübtheit ihres mannhaften Ritters. Eifrig hatte sie gewünscht, daß er Sieger werden mögte und gab ihm daher, als er wirklich den Preis aus ihren Händen empfing, den Kuß, zu welchem sie Turnierbrauch verpflichtete, freudiger und wärmer, als ihn vielleicht ein Anderer erhalten hätte.

Diesem gesetzmäßigen Kusse folgten nach einiger Zeit mehrere freywillige. Frau Hildegard hatte ihren Ritter so schön geküßt, daß er es tief in seinem Innern fühlte. Er fand an Poppos drey und dreißig jähriger Wittwe Behagen, nahm daher die Einladung ihres

Bruders, der gern in der Gesellschaft kampfgeübter Männer lebte, mit Freuden an und blieb nach dem Tage, wo er den schönen Preis erhalten hatte, noch einige Tage in Schaumburg.

Dieser längere Aufenthalt gab ihm zu der Bemerkung Gelegenheit, daß er Frau Hildegarden nicht mißfiel, so wie er gewahr wurde, daß er sich nirgends so wohl befand, als an ihrer Seite. Er wünschte daher, auch in Norbeck sich ihrer Gegenwart freuen und, durch Vereinigung auf immer, sich viele so glückliche Tage verschaffen zu können, als er durch Hildegardens Vermittelung in Schaumburg verlebt hatte, weshalb er, bey Hildegarden und ihrem Bruder, um die Hand und das Herz warb, von deren Besitze er sich für das Glück seines Lebens Vermehrung versprach. Ritter Thimo bat nicht vergebens; zog darauf wieder heim nach Norbeck, um daselbst zum Empfange seiner Braut die nöthigen Anstalten zu treffen, kehrte aber bald wieder zurück nach Schaumburg, wo Hildegard ihm ihre Hand reichte.

Sechszehntes Kapitel.

Etwas von dem Fasten am Charfreytage.

Drey Jahre verflossen nun für unsern Ludwig und die Seinigen, so leer an Begebenheiten, daß wir von ihnen nichts zu erwähnen wissen, als daß Adelheid ihres Vaters Tod betrauerte. Bemerkenswerther hingegen ist, was ihr und ihrem Gemahle begegnete.

Bisher hatte Adelheidens Gewissen ihr wegen der Erwerbung ihres ersten Gemahls noch keinen Vorwurf gemacht, ob gleich sie allein seine wahre Mörderin war, denn unvergessen wird es hoffentlich unsern Lesern seyn, daß Ludwig nur durch Adelheidens zauberische Verführung zu einer That hingerissen wurde, vor der er Anfangs zurück schauderte. Mit einem mahle erwachte jetzt ihr Gewissen, das vielleicht Sinnlichkeit allein so lange schlummernd erhalten hatte, und seine fürchterlichen Rügen schienen sie auch für diese lange Ruhe strafen zu wollen.

Mit schmerzlichem Erstaunen wurde Ludwig die Veränderung gewahr, welche sich mit seiner Gattin so schnell begab. Vorher hatte er sich ihrer immer frohen Laune gefreut, jetzt

betrübte er sich über den Tiefsinn, welcher jene verdrängt hatte. Adelheidens einst heiterer Blick senkte sich, Schwermuth verkündigend, auf den Boden, und zwang sie sich auch bisweilen zur Heiterkeit oder zum Lächeln, so glich dies Lächeln den Strahlen der Sonne, wenn sie zwischen Gewitterwolken getrübt hervor blicken.

Oefters beschwor Ludwig seine Adelheid mit der Allgewalt der zärtlichsten Liebe, den Gram ihm zu entdecken, der ihre Stirne umdüsterte, und schon an ihrer Schöne zu nagen begann; allein er sahe hier diese Allgewalt Ohnmacht, denn ohne Mühe überzeugte er sich, daß das, was Adelheid ihm als Ursache ihrer Veränderung nannte, dies nicht war. Mancherley körperliche Leiden gab sie als jene mächtig wirkende Ursache an, unverkennbar war es aber, daß schwere Seelenleiden an ihrem Herzen zehrten.

Absichtlich verbarg sie diese ihrem geliebten Gemahle, weil sie befürchtete, daß im entgegengesetzten Falle auch ihn die Qualen foltern mögten, denen sie beynahe erlag. Der Gedanke an den ermordeten Gemahl raubte ihr des Tages die Ruhe, des Nachts den Schlaf. Siegte auch dieser über den ermatteten Körper, so war er sonder Erquickung, weil fürchterliche Träume ihn störten. Der ermordete Friedrich

erschien der Schlummernden in tausenderley fürchterlichen Gestalten, die sie öfters aus ihrem Schlafe aufschreckten. Ihr Schreyen erweckte zuweilen auch ihren Gemahl, doch blieb ihm die Veranlassung dazu verborgen, da Adelheid nur Töne, nicht Worte, von sich hören ließ. Sie nannte Wirkung der Unruhe ihres Blutes, was Folge der Unruhe ihrer Seele war; und Ludwig rief nach und nach viele Aerzte, aus fernen Landen, zusammen und bot dem einen hohen Preis, der seiner Gemahlin unruhiges Blut wieder ruhig machen könnte.

Keiner vermogte dies, denn Arzney für den Körper bestimmt, wirkt nicht, wenn der Grund des Uebels in der Seele liegt. Auch blieben die Arzneyen, welche Adelheid erhielt, unangetastet von ihr. Ueberzeugt, daß sie ihr nicht helfen konnten, verbarg sie sie bis zur Zeit, wo die Aerzte sie verbraucht glaubten und hieß dann ihre Kunigunde, in einen Teich, nahe bey dem Schlosse werfen, was öfters, die Aerzte mit Anstrengung aller ihrer Kunst und ihr Gemahl, mit Aufwand vieler Kosten ihr verschafft hatten.

Kunigunde allein wußte, was ihre Gebieterin bekümmerte, und alles Ernstes bemühete sie sich, das Uebel, das sie zu so lebhaftem Mitleide auffoderte, zu heben oder wenigstens zu

mindern. Ihre Bemühungen blieben so ganz ohne Erfolg, wie die Anstrengung der Aerzte, ob sie sich schon mit ihnen nicht gleicher Mittel bediente. Oeftere Erinnerungen an den Ablaßbrief, des Erzbischoffs Siegfried sollten, nach Kunigundens Hoffnung, bewirken, was die Aerzte nicht vermogten. Sie irrte. Adelheid zweifelte, daß dies Pergament eine Sünde versöhnen könnte, die ihr Gewissen mit unaussprechlichen Foltern bestrafte.

Umsonst wiederholte ihr Kunigunde unzählig oft, daß Siegfried, wie alle heilige Väter, die Kraft: Sünden zu vergeben; gehabt hätte. Adelheid stellte ihre Qualen zum Beweise auf, daß diese Vergebung nicht wirksam seyn könnte, und alle Beredsamkeit Kunigundens vermogte sie nicht zu überzeugen, daß ein Hirngespinst sie quälte. Anderer Mittel glaubte sich daher Kunigunde bedienen zu müssen, um ihrer Gebieterin, Ruhe, und dem Grafen von Thüringen, eine heitere Gemahlin wieder zu geben. Sie rieth ihr, ihrem Beichtvater ihr Herz zu entschleiern und Adelheid entschloß sich endlich hierzu, weil sie Linderung der Leiden wünschte, die mit jedem Tage peinigender wurden.

Adelheid wurde von ihrem Beichtvater getröstet, doch nicht entsündigt. Dies — versicherte er — vermögte nur der heilige Vater

zu Rom, welchen sie, verbunden mit ihrem Gemahle, um Ablaß flehen müßte.

Dem Rathe ihres Beichtvaters gemäß, entdeckte Adelheid ihrem Ludwig, was sie ihm so lange verborgen hatte, und dieser gab einen Beweis, wie mächtig Vorurtheile wirken. Es entstanden in ihm nicht nur keine ähnlichen Bedenklichkeiten, wie sie seine Gemahlin quälten, sondern er lächelte so gar über die ihrigen, doch unterdrückte er dies Lächeln bald, weil er bemerkte, daß es Adelheiden wehe that. Er bediente sich nun der nämlichen Trostgründe, welche Kunigunde zur Beruhigung seiner Gemahlin angewendet hatte, allein mit nicht glücklicherm Erfolge. Zum erstenmale vielleicht in ihrer achtzehnjährigen Ehe waren Ludwig und Adelheid ganz entgegen gesetzter Meynung. Dieser stützte sich auf die Kraft der von Siegfried erhaltenen Absolution, da sie hingegen jene ohne alle Kraft glaubte.

Vergebens bemühte sich Ludwig, seine Gattin zu beruhigen, und eben so vergebens suchte diese, ihm zu beweisen, daß ihr Gewissen sie nicht ohne hohe Ursache quälte. Von neuem suchte sie Rath bey ihrem Beichtvater, welcher sie ermahnte, alles anzuwenden, um bey ihrem Gemahle die Absicht zu erreichen, die sie bisher verfehlt hatte. Leicht war es, diesen

Rath zu geben, ihn auszuführen aber äusserst schwer. Auf keine Weise wollte dies Adelheiden gelingen, wodurch ihre Leiden noch vermehrt wurden, weil sie anfieng ihren geliebten Gemahl für einen verstockten Sünder zu halten. Lange und oft dachte sie über ein Mittel nach, durch das es ihr möglich seyn würde, sein Herz zu rühren; endlich hoffte sie eins gefunden zu haben.

Graf Ludwig war ein frommer Mann, und ein strenger Beobachter aller kirchlichen Gebräuche. Hierauf stützte sich die Hoffnung Adelheidens: daß sie ihre Absicht dennoch erreichen würde; und wirklich sah sie auch diese Hoffnung bald erfüllt. Mit saurer Mühe stellte sie sich einige Tage lang heiterer, oder wenigstens ruhiger, als sie wirklich war, da sie hingegen zuvor die Empfindungen, welche sie quälten, vor ihrem Gemahl nicht mehr verborgen hatte. Sie hielt öfters mit ihrem Beichtiger Rath und, geleitet von diesem, schritt sie zu der Ausführung ihres Vorhabens.

Es war am Charfreytage 1084, als Adelheid die Tafel, an welcher sie diesmal, ausser dem Ritter Reinhard, allein mit ihrem Gemahle speiste, nicht nach den Vorschriften der Kirche mit Fastenspeisen, sondern mit Fleischgerichten besetzen liess. Ihr Befehl hatte alle Be-

diente aus dem Zimmer entfernt, wohin sie nun ihren Gemahl zum Mittagsmahle führte. Ludwig wunderte sich über die aufgetragenen Speisen und fragte Adelheid: ob sein Koch des heutigen Tages vergessen hätte.

Nein — antwortete diese — aber welchen Einfluß hat der heutige Tag auf unsere Mahlzeit?

Ludwig. Unerklärbar, daß meine Adelheid heut eine Verordnung der heiligen Kirche vergißt, da sie sonst wider keine derselben handelten.

Adelheid. Laßt dies jetzt mein Gemahl: Seht, wie gut dies Huhn zubereitet ist! Sollte es heut eurem Gaumen weniger behagen, als an einem andern Tage?

Ludwig. Vielleicht nicht, aber absichtlich beschwerte ich noch nie mein Gewissen; und dies würde ich thun, wenn ich heut verbotne Speise genösse.

Adelheid. Ich thue jenes so wenig als ihr, allein seit dem ihr mich belehrt habt, daß sich mein Gewissen über die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrichs unnöthig beunruhigt, daß sich mein Verstand — durch euch aufgeklärt — über mancherley Vorurtheile hinweggesetzt, die mich sonst einnahmen.

Ludwig. Was auch eure Absicht mit diesen Speisen und mit euren Reden seyn mag: so bitte ich euch mir andere erlaubte Gerichte bringen zu lassen, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch ungesättigt wieder verlassen soll, denn von allen, was ich hier sehe, werde ich nichts berühren.

Adelheid — lächelnd — Heut von einem Huhn zu essen — sollte dies strafbarer seyn als die That, über welche ich mich so angstvoll quälte, ehe meine Begriffe durch eure Bemühungen erhellt wurden!

Sie hatte indessen dem Ritter und ihrem Gemahle vorgelegt und fing jetzt an zu essen, aber keiner ihrer Gesellschafter folgte ihrem Beyspiele. Ihre Bitten: gleich ihr zu thun; blieben ohne Wirkung, dennoch wiederholte sie sie, bis endlich Ludwig unwillig aufstand und im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen. Adelheid hielt ihn zurück, wodurch Ludwigs Unwille zu steigen schien. In bittrerm Tone und mit einem finsterem Blicke, als Adelheid je beydes an ihn bemerkt hatte, fragte er sie: Sage Weib! was dies Possenspiel soll?

Adelheid. Nichts weiter, als mich belehren: ob es wirklich weniger Sünde ist, am Charfreytage Fleisch zu essen, als einen Men-

schen zu ermorden; zu belehren, ob die Verordnungen der Kirche verbindlicher sind, als Gesetze, älter denn sie, — Gesetze — die in jedes Menschen Herz geschrieben sind und denen auch die Heyden und Wilden im Morgenlande gehorchen. O ich beschwöre euch, mein theurer Gemahl, schenkt mir, schenkt eurer Schülerin noch einige Augenblicke Geduld!

Reinhard. Auch ich, gnädiger Herr, bitte euch: verweilt noch ein wenig.

Adelheid. Was sehe ich, Herr Ritter! eure Mienen haben sich verändert. Irre ich mich nicht, so lese ich Unruhe in ihnen. Sollte vielleicht der Zweifel in euch entstanden seyn: daß es verzeihlicher wäre, am Charfreytage ein Messer zu ergreifen, um damit ein Huhn zu essen, als mit einem Jagdspiese die Brust eines Menschen zu durchbohren? Ich bitte euch, eilt, meinem Gemahle euren Zweifel zu entdecken, damit er ihn euch benimmt. Er kann das ohne Mühe: denn ihr sollt wissen, daß ich noch vor wenig Tagen mir bittere Vorwürfe machte, daß ich einst, durch meinen Gemahl und euch, des Pfalzgrafen Friedrichs Mörderin wurde, bis mein Herr und Gemahl mir bewies, daß ich durch jene Vorwürfe unnöthig mein Leben verbitterte. Morden, Herr Ritter, mögt ihr immer, aber an Fasttagen Fleischessen dürft

ihr nicht. Nicht wahr, mein Gemahl! ich fan-
ge an euch zu verstehen?

Ludwig. Ich schaudere, da ich nun
auch dich zu verstehen ahnde. O Adelheid!
dein Verstand . . . .

Adelheid — ihn unterbrechend — Ist
nicht verwirrt, wie ihr zu befürchten scheint,
aber schaudert deshalb immer, doch nicht über
mich allein, nein, auch über euch, den Mörder
eines unschuldigen Mannes, dessen Blut über
euch und mich um Rache schrepet und dessen
abgeschiedner Geist jede Nacht, um die zwölfte
Stunde, den Leib von mir fodert, den ich ihm,
durch euch raubte. Sahet ihr ihn noch nie,
wenn ich, durch ihn vom Schlafe aufgeschreckt
mit Angstschweiß bedeckt, mich an euren Busen
verbarg? Erschien auch euch, Ritter, Friedrichs
Geist noch nie und zeigte euch in einen Schein-
körper gehüllt, die tödende Wunde, die euer
Speer in seinen wahren Körper bohrte? Ha,
ihr bebt! Jedes eurer Glieder zittert! Schwe-
te er vielleicht jetzt euren Augen vorüber? O
kehre wieder, Geist Friedrichs, und stelle dich
in der furchtbarsten Gestalt meinem Gemahle
dar! Rufe ihm, mit der Stimme des brüllen-
den Donners, das Wort Mörder ins Ohr,
damit du ihn erweckst aus dem Schlafe, in
den Betrug und Habsucht eines bösen Pfaffen

ihn wiegten; damit er sein Verbrechen erkennt, Reue seinen Busen zerreißt und er gen Rom pilgert, um — wenn es möglich ist — sich und sein verbrecherisches Weib entsündigen zu lassen.

Friedrichs Geist erschien zwar nicht, doch sahe Adelheid, daß ihre Absicht nicht mislang. Was sie kurz vorher schon an dem Ritter Reinhard bemerkte, wurde sie jetzt auch an ihrem Gemahle gewahr. Entsetzen hatte ihn ergriffen. Er begann an der Kraft des Ablaßbriefes zu zweifeln, der bisher die Erkenntniß seines Verbrechens und, als Folge, auch das Entstehen der Reue verhindert hatte, Adelheidens Worte machten so tiefen Eindruck auf ihn, daß sie ihm die Kraft raubten, sie in ihrer langen Rede, auf die sie vorher schon gedacht hatte, zu unterbrechen; die Kraft, nun, da sie schwieg, zu sprechen. Ritter Reinhard befand sich mit ihm in gleicher Lage und Adelheid fuhr fort:

Zum Troste reuiger Sünder wurde den Dienern Gottes Macht gegeben, schon begangene Sünden zu vergeben; aber Mißbrauch dieser Macht ist es, wenn einer, von Habsucht geblendet, sich erkühnt, Ablaß für Sünden zu ertheilen, die erst begangen werden sollen. Dies der Fall bey dem Erzbischofe Siegfried, dem Gott

jetzt in jenem Leben seinen Frevel nicht gedenken mag. War das, was er von euch für den Ablaß verlangte, ein Preis, wie er sich ziemt? War seine Foderung nicht ein Beweis seiner Habsucht? und ist den Geistlichen jene apostolische Gewalt wohl zur Befriedigung dieses Lasters gegeben? Doch gesetzt auch, daß es ihnen erlaubt wäre, durch Ablaßbriefe im voraus Vergunst zum Sündigen gegeben — erlaubt, mit der Vergebung der Sünden zu wuchern, sie zur Befriedigung ihrer Habsucht zu benutzen — so muß dennoch Siegfrieds, euch gegebener, Ablaßbrief kraftlos seyn.

Ludwig. Warum das? Vorhin fodertest du Belehrung von mir, jetzt fodere ich im Ernste von dir, was du von mir nur zum Scheine verlangtest. Gott verzeih es dir, Adelheid, wenn du zunütz die Qualen in mich ausgegossen hast, deren vorher dein Herz allein voll war.

Adelheid. Dank sey Gott und dir für dies Geständnis! O laß Reue recht lebhaft in dir werden und uns dann beyde zum heiligen Vater eilen, um durch Bußen, von ihm aufgelegt, unser schweres Verbrechen zu versöhnen.

Ludwig. Du vergißt, was ich von dir verlangte. Vollende, Adelheid!

Adelheid. Durch gute Werke allein kann man Vergebung der Sünden erhalten *) ; kein gutes Werk war es aber, was Siegfrieds Geiz von euch begehrte. Dies ein Grund, warum sein Ablaßbrief kraftlos seyn muß; daß ihr, was er zum Preise dafür begehrte, nicht thatet, dies ist der Zweyte. Nur ein einziges mahl habt ihr den Zehnten entrichtet, und auch dies einzige mahl hätte er ihn sonder Zweifel nicht erhalten, wärt ihr nicht, sammt allen thüringischen Fürsten, auf dem Sinod zu Erfurt dazu gezwungen worden.

Ludwig. Adelheid, du erregst Zweifel in mir, die ich vorher zwar leicht aus deinem Busen zu verbannen hoffte, von denen ich aber nun schmerzlich empfinde, wie schwer sie zu besiegen sind.

Reinhard. O gnädiger Herr, beginnt dies nutzlose Werk nicht! Eilt lieber, nebst mir, vom heiligen Vater das Blut von unsern Händen wischen zu lassen, womit sie zu bespritzen schreckliche Täuschung uns einst verleitete. Nur allzuqualvoll fühle ich es jetzt, welch grosses Verbrechen wir begiengen; und zeigt gleich

Frie-

*) Vergiß nicht, Leser, daß du dich in dem finstern eilften Jahrhundert befindest!

Friedrichs Schatten mir seine Wunde nicht: so ruft doch mein Gewissen das Wort Mörder mir so schreckensvoll zu, als Friedrich, aus seiner Gruft empor gestiegen, es kaum vermögte.

Siebenzehntes Kapitel.

Worinnen zwey Lichter erscheinen.

Ueberzeugt war also Ludwig noch nicht von der Ungültigkeit des von Siegfried erhaltenen Ablaßbriefes, doch waren wenigstens wichtige Zweifel in ihm empor gestiegen, weshalb er sich an seinen Beichtvater wendete, damit dieser sie lösen mögte. Ludwig erstaunte, von diesem das nämliche zu hören, womit Adelheid ihn bereits geschreckt hatte. Er gab seinem Beichtvater die Vorwürfe zu hören, die er dem Erzbischoffe Siegfried und dem Vater Hugo nicht machen konnte, weil beyde nicht mehr in dem Lande der Lebendigen wandelten, und endete dann mit den bittersten Vorwürfen gegen sich selbst: daß er so schwach gewesen war, durch jene sich blenden zu lassen.

Die Gefühle, welche ihn damals durchbebten, als Adelheid ihn zuerst zu Friedrichs Ermordung auffoderte, kehrten jetzt mit grösserer Stärke zurück, und ihre Qualen vermehrten sich durch die Reue, welche sich zu ihnen gesellte. Unter gleichen Foltern, wie seine Gemahlin, klagte Ludwig einige Tage; Ruhe war fern von ihm, und Traumbilder, welche ihm den ermordeten Friedrich darstellten, schreckten ihn, wie jene, von dem Lager auf. Trost und Linderung zu suchen, eilte er mit seiner Gemahlin, nach Halberstadt zu seinem vertrauten Freunde, dem Erzbischoffe Bukko. Eifrig bemühete sich dieser, beyde zu trösten und versprach sogar, den Grafen auf seiner Pilgerreise nach Rom zu begleiten, wo der heilige Vater ihn und seine Gemahlin von dem Verbrechen entsündigen würde, über welches sie jetzt gerechte Reue fühlten.

Der freundschaftliche Bischoff war alles Ernstes bedacht, durch tröstlichen und aufrichtenden Zuspruch das Quälende dieser Reue zu mildern, welches ihm auch, durch die öfters wiederholte Versicherung, die er dem reuigen Paare gab, daß ihr Verbrechen zwar groß wäre, aber doch durch die Absolution des heiligen Vaters und die von ihm aufgelegte Buße von ihnen genommen werden würde; wenigstens zum Theil gelang. Ludwig und Adelheid wurden ruhiger,

doch eilte jener, seine Reise nach Rom anzutreten, weil das Bewußtseyn seines noch nicht versöhnten Verbrechens ihn für alle Freuden des Lebens unempfänglich machte. Ein Blick auf seine Kinder hatte ihm sonst selige Vaterfreuden gegeben, jetzt erfüllte ihn Schmerz, wenn er sie ansahe, weil er sie bedauerte, daß sie Kinder eines Mörders waren.

Die Ruhe, welche ihn in den Armen seiner Adelheid flohe, hoffte er, würde wiederkehren, der Schmerz, zu welchem alles, was er sahe, ihn aufforderte, weil seine Einbildungskraft geschäftig war, in allem Erinnerung an seine Schuld aufzusuchen, würde von ihm weichen, wenn des heiligen Vaters Ablaß diese Schuld von ihm gewaschen hätte.

Wenig Tage nach seiner Rückkehr von Halberstadt machte er daher schon Anstalten zu seiner Pilgerreise. Er bat den Grafen Wilhelm von Brena, während seiner Abwesenheit in Wartburg zu dauren, um die Seinigen und sein Land beschützen zu können, und Graf Wilhelm müßte weniger Freundschaft für Ludwigen und seine Gemahlin gehabt haben, als er wirklich hatte, wenn er sich nicht ohne Verzug aufgemacht hätte, um die Bitte des Erstern zu erfüllen.

In den Augen eines so strengen Mannes, als Graf Wilhelm war, mußte Ludwig und Adelheid allerdings viel verlieren, als der erste ihm ohne Zurückhaltung die Ursache entdeckte, warum er gen Rom ziehen wollte. Doch Wilhelms Freundschaft bemühte sich, für die schwarze That seiner Freunde Entschuldigungen aufzusuchen und — wie leicht findet innige Freundschaft diese nicht! — Der widrige Eindruck, den die Nachricht von einer That seiner Freunde, welcher er sie nie fähig geglaubt hätte, auf den Grafen Wilhelm machte, wurde also bald wieder verwischt, wozu die schmerzvolle Reue, welche er an jenen bemerkte, nicht wenig beytrug.

Adelheid war fest entschlossen, ihren Gemahl nach Rom zu begleiten, theils um selbst dem heiligen Vater zu beichten, theils auch damit die Ruhe, welche sie sich von seiner Absolution versprach, ihr, wenn sie diese selbst vernähme, einige Tage früher zu Theil würde. Die dringenden Bitten ihres Gemahls: sich ihren kleinen Töchtern, die ihrer Pflege so nöthig bedürften, nicht zu entziehen; würde vielleicht nicht hinreichend gewesen seyn, ihren Entschluß zu ändern, wenn nicht Bukko ihr die Pflicht: bey ihnen zurück zu bleiben: recht lebhaft geschildert hätte. Zugleich suchte er sie noch mehr zu beruhigen, indem er ihr versi-

cherte, daß der Sünde ihrer Jugend nicht gedacht werden würde, wenn sie vollbrächte, was ihr der heilige Vater durch ihren Gemahl zur Buße auflegen würde, und wenn sie sich hinfort ernstlich befleißigte, durch gute Werke und einen frommen, tugendsamen Wandel ihr Vergehen vergessen zu machen.

Ohne seine Gemahlin, aber begleitet von dem Bischoffe Bukko und dem Ritter Reinhard, trat Ludwig seine Reise an, dieser leistete ihm Gesellschaft, um sich ebenfalls Ablaß zu holen, jener aus Freundschaft, vielleicht aber auch, um von dem heiligen Vater Dank und Lob zu ernten, daß er an der Erreichung seiner Absichten in Deutschland so eifrig arbeitete und der unversöhnlichste Feind des, jenem so verhaßten, Kaisers Heinrich war.

Glücklich langten Alle in Rom an, wo sie von Gregor dem Siebenten freudig empfangen wurden, da dieser lebhafte Freude an allem empfand, was seinem Ansehen schmeichelte und es vermehren half, so wie er keine Gelegenheit: es noch höher zu heben; ungenützt vorbeystreichen ließ. Auch der, welche sich ihm jetzt dazu zeigte, bediente er sich. Ludwig beichtete alle seine Sünden; und das Bekenntniß derselben zeichnete sich gewiß dadurch vor vielen ähnlichen aus, daß die Versicherung der

Reue, welche er damit verband, Wahrheit war. Er schloß mit dem eifrigen Verlangen, welches er hätte: jede Buße, die ihm der heilige Vater auflegen würde, gewissenhaft zu befolgen.

Pabst Gregor, seinem Grundsatze gemäß: die Macht der Geistlichen, dieser Stütze des heiligen Stuhles, zu Rom immer zu vergrössern und weiter auszubreiten, und das Ansehen dieses Standes zu erhöhen; befahl dem Grafen von Thüringen zur Büssung für seine Sünden, besonders für die größte derselben, nach seiner Heimkunft ein Kloster zu erbauen, dereinst selbst ein Mönch desselben zu werden und sein Leben darinnen zu beschliessen, um durch Bußübungen die Sünden zu versöhnen, die er in seinen frühern Jahren begangen hätte. Gleiche Buße legte er auch Adelheiden auf; billigern Preißes kam aber Ritter Reinhard davon, weil er zu arm war, um selbst ein Kloster zu stiften, doch mußte er geloben: dem Kloster zu Goseck, in dessen Nähe Friedrich ermordet worden war, die Hälfte seines Vermögens zu spenden, worauf unsere Pilger ihren Heimweg wieder antraten.

Beruhigt durch ein Vorurtheil ihres Zeitalters, genossen nun Ludwig und Adelheid die Zufriedenheit wieder, welche sonst ihr glückliches Loos gewesen war. Ihr Gewissen quälte sie

nicht länger, und empfänglich wurden ihre Herzen wieder für Freude; wobey jedoch beyde nicht vergaſſen, ſich ihres Verſprechens gegen den Pabſt bald zu entledigen. Ludwig gieng mit ſeinem Freunde Bukko zu Rathe, über den ſchicklichſten Platz, ein Kloſter zu ſtiften, und Adelheid nahm ſich vor, dies in Scheiplitz zu thun. Am beſten befand ſich Ritter Reinhard bey der ihm aufgelegten Buße, denn zwiefältigen Erſatz gab ihm die Güte ſeines Herrn, für die Summe, welche er nach Goſeck ſpendete.

Noch hatte Graf Ludwig keinen Ort erkohren, als Reinhard, — ein Töpfer aus dem Thüringer Walde — zu ihm kam, um ihm ein Wunderzeichen zu erzählen, das ſchon mehrere Nächte ihn und ſeine Nachbarn in groſſes Erſtaunen geſetzt hätte. Reinhard hatte nicht fern von einer Waſſerquelle ſeine Wohnung aufgeſchlagen und ſchon viele Jahre hier gehauſt, ehe er die Erſcheinung entdeckte, die jetzt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, daher glaubte er ſeinem Landesvater, der keinem ſeiner Unterthanen den Zutritt verſagte, zu entdecken, was ihm ſo merkwürdig ſchien. Reinhard hatte vom Rande der Waſſerquelle zwey Lichter hervor ſteigen ſehen, die ſich bis nahe vor ſeine Wohnung fort bewegten, hier ein we-

nig hin und her hüpften, dann wieder zur Waſſerquelle zurück ſchwebten und verſchwanden.

Einige Nächte hatte ſchon Reinhard dieſe wandelnden Lichter mit Verwunderung und geheimen Schauder geſehen, als er es endlich ſeinen Nachbarn erzählte. Alle hörten ihn mit gleichen Empfindungen zu, waren Anfangs nicht geneigt Reinhards Berichte zu glauben, glaubten ihn aber, weil Reinhard die Wahrheit deſſelben ſo oft betheuerte und ſie auffoderte, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, welches ſie, wie er verſicherte, ganz ſonder Gefährde thun könnten. Einer unter den Zuhörern, ein Freygeiſt des elften Jahrhunderts, der weder Erſcheinungen noch Wunderzeichen glaubte, konnte durch nichts von der Wahrheit überzeugt werden, die Reinhard ſo oft betheuerte, der erſte war er aber, welcher Reinharden verſprach, die nächſte Nacht in ſeiner Wohnung der Erſcheinung der Lichter zu harren. Sein Spott über ihre Verzagtheit, und die wiederholte Verſicherung Reinhards: daß die Lichter ihren Weg her und hin friedlich machten; bewog Alle zu dem nämlichen Entſchluſſe, welchen der Ungläubige gefaßt hatte, und als die Nacht herein brach, waren alle Nachbarn Reinhards in ſeiner Wohnung verſammelt.

Die Lichter stiegen hervor und manches Zuschauers Haar strebte höher empor, je mehr die Näherung der Lichter seine Furcht vergröſserte, doch schämten sich alle diese zu äussern, damit der Spott des Ungläubigen sie nicht von neuem treffen mögte. Sonder Furcht zeigte sich im Gegentheile dieser, und als Reinhard sagte, daß die Lichter nun nicht näher kommen, sondern bald wieder zurück wandeln würden, faste er den Vorsatz: auf sie zu zu gehen, um zu erforschen, was dies eigentlich für eine Erscheinung wäre. Alle beschworen ihn, bey der Liebe zu seinem Leibe und Leben, diesen frevelhaften Vorsatz nicht auszuführen, der Ungläubige ließ sich aber nicht zurücke halten, ob er gleich zur Vorsicht ein Kreuz vor sich machte, als er seine Wanderung antrat.

Nicht wenig prahlte er mit seinem Muthe, da er sich hastig den Lichtern genähert hatte und diese nun zurück wichen. Er verfolgte sie, bis er, da er kaum noch einige Schritte gegangen war, durch einen Sumpf verhindert wurde, dies länger zu thun. Naß und bis zur Hälfte seines Körpers mit Schlamm bedeckt, kehrte er zurück, worauf nun seine Gefährten für seine Spötterey sich dadurch rächten, daß sie ihn über seinen Unfall aus allen Kräften verlachten.

Dies alles erzählte Reinhard dem Grafen Ludwig weitläufiger, als wir, theure Leser, euch; und der Graf, der der Naturlehre nicht kundiger war als der Töpfer, hielt die Erscheinung der Lichter für ein Zeichen, daß er sein Kloster auf dem Platze erbauen sollte, wo jene sich zeigten. Zugleich schien ihm auch ihre Erscheinung ein Beweis, daß Gott und der heiligen Jungfrau das Opfer angenehm wäre, das er ihnen zu bringen gedachte. Ohne Verzug nahm er einige Baulente zu sich, begleitete mit ihnen den Töpfer und ließ sich von diesem den Platz zeigen, wo die Lichter verweilten. Auf dieser heiligen Stätte — sprach er — soll des Klosters Kirche stehen.

Eilend wurde nun der Anfang mit der Erbauung des Klosters gemacht, welches Ludwig mit der Geschwindigkeit, die ihm beym Bauen gewöhnlich war, beendigte. Er nannte es Reinhardsbrunnen, weihete es der heiligen Jungfrau, zum Danke für ihren Schutz, der vor zehn Jahren, bey seinem Sprunge vom Giebichenstein, sich an ihm kräftig gezeigt hatte, begabte es mit ansehnlichen Besitzungen und legte, als die Kirche eingeweihet wurde, das Gelübde ab; so bald Sorgfalt für die Seinen und für sein Land es ihm vergönnen würde, das Ordenskleid, das er einst entheiligt

hatte, mit der Lanze zu vertauschen und in Reinhardsbrunn, durch Buße und frommen Wandel, sich vollends ganz von seinen Sünden zu reinigen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Knoblauchs König.

Wichtige Veränderungen waren indessen in Deutschland überhaupt und besonders in Thüringen und Sachsen vorgegangen. Während Heinrichs Aufenthalte in Italien wurde, von denen wider ihn verbundnen Fürsten Graf Herrmann von Luxemburg zum Könige gewählt, doch hatten die verbundnen Fürsten von dieser Wahl so wenig Nutzen als Herrmann vom königlichen Namen Ehre. Er hatte wenig Macht und konnte sich daher seinem, bey allen seinen Verfolgungen noch immer mächtigen, Gegner nicht entgegen stellen. Daß er sich durch seine Schwäche und von seiner Residenz Eisleben, wo damals viel Knoblauch wuchs, den Beynamen: der Knoblauchskönig; erwarb, war alles, was Herrmann mit seiner neuen Würde gewann.

Indessen war er doch Ursache, daß Heinrich nach Deutschland zurückkehren mußte, ehe er seine hochfliegenden Absichten mit dem Pabste erreichte; wahrscheinlich aber würde ihm dies auch bey längerm Verweilen nicht gelungen seyn, da sich Gregor in dem Herzoge Robert von Apulien einen mächtigen Beschützer zu verschaffen wußte, wider welchen Heinrich nichts ausrichten konnte.

Vorher hatte der Kaiser geglaubt, daß es ihm nicht schwer werden würde, dem Labirinthe, in welchem er irrte, zu entkommen, wenn nur erst seine Streitigkeiten mit dem Pabste beygelegt wären. Indeß er hierauf vergebens alle Mühe verwendete, hatte sich die Lage der Dinge in Deutschland, ungeachtet der Wahl eines neuen Gegenkaisers, so sehr zu seinem Vortheile geändert, daß er hoffte: durch seine Gegenwart die so lange zerrüttete Ruhe bald wieder herzustellen, worauf er sich dann auch mit mehrerer Wahrscheinlichkeit schmeicheln konnte, seine Absichten wider den Pabst durch zu setzen.

Von den mächtigsten seiner Gegner hatte ihn der Tod befreit. Der Erzbischoff Siegfried, Markgraf Udo, Pfalzgraf Friedrich der Zweyte, und Graf Otto von Nordheim waren nicht mehr; und Heinrich glaubte mit Rechte, daß

der schwache Herrmann den verbundenen Fürsten den Verlust jener mächtigen und tapfern Männer nicht würde ersetzen können. Besonders freuete er sich über den Tod des Grafen von Nordheim, da er der Tapferkeit dieses heldenmüthigen Mannes beynahe allein den Verlust der Schlachten zuschrieb.

Bey allen guten Hoffnungen sahe sich dennoch Heinrich ausser Stande, gleich nach seiner Zurückkunft in Teutschland, wider die verbundnen Fürsten etwas zu unternehmen, wenn es ihm schon gelang, einige derselben auf seine Seite zu bringen, weil er an den Markgrafen Ekbert einen zu mächtigen Gegner fand.

Unter unnützen Verhandlungen verflossen zwey Jahre, ohne daß der Kaiser seinem Zwekke näher kommen könnte, oder die verbundnen Fürsten über ihn einen Vortheil erlangten. Eine, zur friedlichen Uebereinkunft, angestellte Versammlung wurde am Ende so unfriedlich, daß nebst mehreren Grossen Wilhelms Bruder, Graf Dietrich, seinen Tod in derselben fand. Bey einer andern wollte man untersuchen: ob Heinrich vom Pabste Gregor mit Rechte in den Bann gethan worden und daher dieser Bann für Andere verbindlich wäre oder nicht; allein man gieng auseinander, ohne etwas entschieden zu haben.

So ſtanden die Sachen in Thüringen während der Zeit, daß Ludwig in Rom war und nachher das Kloſter Reindardsbrunn erbaute. Ueberzeugt, daß ihm mehrere ähnliche Unterhandlungen nichts frommen würden, brachte Heinrich ein Heer zuſammen, mit dem er vor Magdeburg zog. Die Verbundnen waren nicht zum Kampfe gerüſtet und König Herrmann gerieth, bey der Näherung des Kaiſers, in ſolche Furcht, daß er ſich nach Dänemark flüchtete, wohin ihn der Erzbiſchoff Hartwig von Magdeburg und Biſchoff Bukko begleiteten. Magdeburg öffnete dem Kaiſer ſeine Thore und die verbundnen Fürſten, zu unmächtig, ſich ſeinem zahlreichen Heere entgegen zu ſtellen, ergabn ſich ihm. Heinrich, ſchwach und gütig, hielt dieſe Ergebung, die nur nothgedrungen war, für freywillig, lauchzte ſchon, daß er ſeine Abſicht erreicht hätte und vergaß die Regeln nöthiger Vorſicht ſo ganz, daß er ſein Heer auseinander gehen ließ.

Er ſelbſt blieb noch einige Zeit in Magdeburg und glaubte dadurch, daß er Hartwigs und Bukkos Stellen mit andern ihm ergebenen Geiſtlichen beſetzte, für ſeine künftigen Sicherheit viel gethan zu haben, bald aber ſahe er, wie ſchrecklich er ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht hatte. Die verbundnen Fürſten,

weit entfernt mit dem Kaiser hinfort in Frieden leben zu wollen, hatten sich ihm nur zum Schein ergeben, um dadurch die Entfernung seines Heeres zu bewirken. So bald sie diesen Zweck erreicht sahen, rüsteten sie sich, so verborgen als möglich, und überfielen den Kaiser in Magdeburg.

Ihr Heer war nicht groß, aber doch weit zahlreicher, als die kleine Schaar, welche Heinrich bey sich behalten hatte, daher sich diese zur schnellsten Flucht genöthigt sahe. Verfolgt zwar von den Verbundnen, aber doch glücklich, entkam er nach Hirschfeld, hielt sich bey dem ihm völlig ergebenen Abte Hartwig einige Tage verborgen und eilte dann nach Bayern, mit dem festen Vorsatze: seine Rache gegen die ungetreuen und heuchlerischen Thüringer nicht länger zu mäßigen, sondern sie ihnen auf das empfindlichste fühlen zu lassen.

Mit einem mächtigen Heere kehrte der Kaiser bald wieder zurück, zu nicht geringem Schrecken der Verbundnen, welche sich dieser schnellen Rückkehr nicht versehen hatten. Müde der Verwüstungen und Unruhen ohne Ende, thaten jetzt die mehresten verbundnen Fürsten wirklich, was sie vorher nur zum Scheine gethan hatten. Sie unterwarfen sich ihm von neuem und Heinrich, getrieben von der Unbe-

ständigkeit aber — wenn man lieber will — von der ihm angebornen Herzensgüte, die ohne Zweifel die größte Ursache alles des Unglücks war, das ihn traf, vielleicht auch aus Furcht: seine Gegner durch Verzweiflung nicht aufs Aeusserste zu bringen; vergab den Fürsten, vergaß seines Verlustes und züchtigte nur einige der strafwürdigsten.

Markgraf Ekbert war der Einzige, der sich dem Kaiser nicht unterwarf, bald aber reuete ihm seine Widersetzlichkeit, da er von dem Kaiser in die Acht erklärt wurde. Er machte einen Versuch, diesen Unfall durch verstellte Ergebenheit von sich abzuwenden und der Erfolg desselben entsprach seinen kühnsten Hoffnungen vollkommen. Der Kaiser verzieh ihm, und gab ihm alle Besitzungen zurück, deren er ihn kurz zuvor für verlustig erklärt hatte.

Ludwig hatte an allen diesen Unruhen keinen Theil genommen, nicht sowohl aus Treue für den Kaiser, den er im Gegentheile so wenig für den rechtmäßigen Oberherrn der Thüringer erkannte, wie irgend einer unter ihnen, als aus Liebe für sein Volk, das er den Widerwärtigkeiten des Kriegs nicht wieder Preis geben wollte und aus Furcht: daß die verbundnen Fürsten, itzt, da einig, die sich sonst

sonst zu ihnen gehalten hatten, zur Parthey des Kaisers getreten waren, zu schwach seyn mögten, wider diesen etwas auszurichten. Innig dankte ihm sein Volk, daß er diesem Vorsatze, den er gleich Anfangs faßte, treu blieb, bald aber bewog ihn Freundschaft, jenem Vorsatze untreu zu werden.

Neunzehntes Kapitel.

Den Grafen von Thüringen blendet der Glanz einer Krone nicht.

So bald Hartwig und Bukko erfuhren, daß die Ruhe in ihrem Vaterlande einigermaßen wieder hergestellt wäre, eilten sie aus Dänemark dahin zurück, begleitet von König Herrmann, den jedoch nur ihre stürmenden Ueberredungen bewegen konnten, seinen Zufluchtsort zu verlassen.

In hohem Grade waren schon die Fürsten über Herrmanns Flucht, zu einer Zeit, wo sie eines Anführers am nöthigsten bedurften, unzufrieden gewesen, und Bukko und Hartwig wurden es nun noch mehr, da es ihnen so viele

Mühe kostete, ehe sie ihren verzagten König zur Rückkehr vermogten. Ueberzeugt, daß die Streitigkeiten mit Heinrich dem Vierten, wenn die Verbundenen, ein unglückliches Ende nehmen würden, wenn sie keinen tapferen und muthigen Anführer hätten, giengen beyde geistliche Herren schon unterwegs zu Rathe, welcher von den verbundenen Fürsten ihrer Parthey die Vortheile am wahrscheinlichsten würde verschaffen können, die sie sich von Hermanns Wahl zum Könige vergebens versprochen hatten. Ihre Wahl fiel einstimmig auf den Grafen von Thüringen.

Die peregrinirenden Bischöffe fanden auf ihrem Wege, in dem Bischoffe Adalbert zu Würzburg, einen Leidensgefährten. Gleich ihnen war Adalbert von dem Kaiser aus seinem Bisthume verjagt worden, und wollte ebenfalls in der Fremde bessere Zeiten harren. Hadewig und Bukko waren von der Hoffnung erfüllt, sich nach ihrer Zurückkunft von ihren Freunden, bald wieder in den Besitz ihrer verlornen Rechte gesetzt zu sehen. Sie versuchten in Adalberts Busen gleiche Hoffnung zu beleben, welches ihnen auch so vollkommen gelang, daß Adalbert, derselben voll, sich zu ihnen gesellte.

So bald unsere Wanderer die sächsische Gränze erreicht hatten, gesellte sich eine Schaar Gewappneter zu ihnen, die vertriebenen Bischöffe mit Gewalt wieder einzusetzen. Er hätte dieser Hülfe nicht bedurft, denn die Bürger zu Magdeburg und Halberstadt empfingen ihre vertriebenen Seelenhirten mit offnen Thoren und Armen, und verjagten die Räuber ihrer Stellen. Herrmann ging nach Eisleben, Adalbert blieb in Magdeburg bey dem Erzbischoffe und Bukko eilte nach der Wartburg, den Plan auszuführen, welchen er mit dem Grafen Ludwig hatte. Innig freute sich Ludwig, seinen alten Freund glücklich wieder in seinem Vaterlande zu sehen und von ihm zu hören, daß er sich wieder in dem Besitze seines geraubten Bisthums befände.

Freuet euch nicht zu sehr, Herr Graf — sprach Bukko — Nach wenig Wochen wird mich Heinrich wahrscheinlich von neuem nöthigen, mein graues Haupt über die Elbe zu tragen. Freund, es ist traurig im Greisenalter unstät und flüchtig seyn zu müssen!

Ludwig. Folgt dem Rathe der Klugheit, und unterwerft euch dem Kaiser, wie alle unsere Fürsten thaten, um sich und den Ihrigen Ruhe zu erkaufen.

Bukko. Gott bewahre mich, daß ich diesen gebannten Tyrannen für das Oberhaupt des Reichs erkenne! Fern sey es von mir, mich ihm nur je zu nähern, wenn dies nicht als Feind geschieht!

Ludwig. Ein Entschluß, den ich von eurer Festigkeit vermuthete. Aber was bleibt euch jetzt sonst übrig, als dem Beyspiele anderer Fürsten zu folgen?

Bukko. Nichts vielleicht, als in einer Einöde die wenigen Tage meines Lebens vollends zu beendigen, und die Felsenklüfte die Klagen wiederhallen zu lassen: daß der Muth, der sonst den Sachsen und Thüringern eigen war, ganz von ihnen gewichen ist.

Ludwig. Ihr irrt, Freund, noch ist es nicht so weit mit uns gekommen. Hoher Muth belebt noch beyde Völker, und Heinrich wird die Beweise davon schmerzlich fühlen, wenn sie sich nur erst von den bisher ausgestandnen Drangsalen ein wenig wieder erholt haben.

Bukko. Vergebene Hoffnung! Wäre der Muth unseres Volkes nicht ganz dahin geschwunden: so würden sie nicht dulden, daß Heinrich mit ihren geistlichen Vätern bis nach dem Eingeben seiner tyrannischen Willkühr verführe.

Ludwig. Ein Vorwurf, den ich von euch am wenigsten erwartet hätte; denn hat euch nicht die Treue eures Volkes die Rechte wieder errungen, welcher Heinrich euch beraubt hatte?

Bukko. Weil dies ohne Mühe geschehen konnte. Doch glaube ich auch gern, daß meine treuen Bürger Blut und Leben willig für mich wagten; aber was würde ein solches Wagstück mir und ihnen frommen? Können diese Wenigen etwas wider Heinrichs Macht vermögen? Alles aber vermögten die verbundnen Fürsten, wenn sie ernstlich wollten. Ihr, Herr Graf, ehrt mich mit dem Namen Freund, und ich schmeichle mir, daß ihr auch wirklich der meinige seyd.

Ludwig. Oft versicherte ich euch dies schon — und Freundschaftsversicherungen heuchelte ich noch nie.

Bukko. Freunde darf man um Hülfe flehen und sich dabey der Hoffnung getröstn: nicht vergebens zu bitten. Von euch allein, Herr Graf, erwartet Bukko, erwartet euer Freund, Hülfe und Beystand, wider die Uebermacht seines Unterdrückers.

Ludwig. Daß ich sie euch gewähren könnte!

Bukko. Verzeiht, wenn ich euch sage, daß ihr könntet, wenn ihr wolltet.

Ludwig. Ihr vergeßt, Freund, daß ich durch Gewalt mich selbst nicht zu schützen vermag; vergeßt, daß nur scheinbare, durch die Zeitumstände nöthig gemachte, Unterwerfung mich und mein Land vor Heinrichs Macht sichern konnte.

Bukko. Und dennoch wiederhole ich, was ich vorher sagte. Auf euch allein kömmt es an — und ich kann ohne Furcht: wieder vertrieben zu werden; in Halberstadt hausen; auf euch — und Thüringen und Sachsen lachen Heinrichs Macht, zertrümmern sie und sehen bald die Ruhe zurückkehren, die Heinrich so lange gewaltsam zerrüttete.

Ludwig. Ihr sagt mir Dinge, Herr Bischoff, die ich so wenig einsehen kann, als die Zuversicht erklären, mit welcher ihr sprecht.

Bukko. Und doch ist beydes so leicht! Den Verbundnen mangelt nichts, als ein tapferer und muthiger Anführer; denn muthvoll würden sie seyn, wenn der Knoblauchskönig Herrmann nicht selbst verzagte. Der selige Siegfried hätte unserer Parthey keinen schlimmern Streich spielen können, als daß er die Wahl dieses Mannes beförderte, der des königlichen Namens so unwürdig ist, als der Cha-

ſt: der Anführer der wackern Thüringer und Sachſen zu ſeyn.

Ludwig. Der Erzbiſchoff zu Maynz konnte unmöglich eine Veränderung voraus ſehen, die gewiß keiner der Wahlfürſten vermuthete; denn welcher unter ihnen hätte glauben ſollen, daß ein heldenmüthiger Graf ein verzagter König werden würde?

Bukko. Zu vermuthen war dies freylich nicht, aber doch zu befürchten, da nicht die Schultern jedes Helden ſtark genug ſind, die ſchwere Bürde eines Königs zu tragen. Einmüthig ſeyd ihr alle mit mir, daß unter dem Schattenkönige Herrmann das Heer der Verbundnen die Schmach, welche es ſeit zwey Jahren traf, nie wieder durch Thaten, hieher und groß, wie man ſie ſonſt an ihm bewunderte, vergeſſen machen wird; wollte Gott, daß ihr es auch in Abſicht der Wahl des Mittels wäret, das allein den alten Ruhm unſers Heeres erneuern kann!

Ludwig. Und dies Mittel wäre?

Bukko. Daß ihr, tapferer Mann, der Anführer der Verbundnen werdet. Wie er euch, würdet ihr dem Namen Ehre machen, den Herrmann ſchändet und deſſen Heinrich ſich noch widerrechtlich anmaßt. Auf, Freund! nehmt euch der Bedrängten an, die nicht allein in

unsern Ländern, nein in ganz Deutschland ei nes Vaterlandsfreundes harren, der ihre Be drängnisse endigen soll! Auf, die Rechte der heiligen Kirche zu schützen, die ein von ihr Ausgestoßener frevelnd mit Füssen tritt! Laßt es mich den Verbündnen verkündigen, daß ihr sie zum Kampfe wider Heinrichen führen wollt — und freudig werden ihre Schaaren herbey eilen, um, euch an ihrer Spitze, den Namen wieder zu erringen, den sie schier verloren ha ben und euch dann, nach kurzem Kampfe, auf den Thron heben, auf welchem Heinrich lange schon so unwürdig prunkte.

Ludwig. Und dies alles spricht der Bi schoff Bukko, mein Freund spricht dies ernst lich zu mir?

Bukko. Ueber wichtige Gegenstände sprach ich nie anders, als ernstlich. Aber warum be zweifelt ihr dies hier? Warum fragt ihr, ob euer Freund mit euch spricht?

Ludwig. Weil ich nicht glauben konn te, daß er mir rathen würde, mich in einen Abgrund zu stürzen; denn nur allzugut nehme ich den unergründlichen Abgrund wahr, der sich neben der schwindelnden Höhe befindet, die ihr mir zeigtet. Der geringste Stoß von einem Andern würde mich darinnen mein Grab fin

den lassen; und dieser Blösse hätte ich unzählige zu befürchten.

Bukko. Freund, sollte ich mich auch in euch geirrt haben? Sollte auch von euch der Muth gewichen seyn, den ich zu finden hoffte?

Ludwig. Der Muth wird mich nie verlassen, Tollkühnheit aber war immer fern von mir; und den höchsten Grad derselben würde ich äussern, wenn der Vorsatz in mir entstünde, den ihr zu beleben strebt. Wenn alle Fürsten Thüringens und Sachsens mir die königliche Würde antrügen: so würde ich mich ihrer Annahme weigern, und noch viel weniger bin ich sie zu erschleichen gesonnen.

Bukko. Ruhig wollt ihr also zusehen, wenn euer Vaterland noch mehr verwüstet, das Volk den Lasten unterjocht wird, die es zwar einmal mühsam von sich warf, wahrscheinlich aber bald wieder seufzen wird; ruhig zusehen, wenn eure Nachbarn vertrieben werden, und die heilige Kirche geschändet wird?

Ludwig. Ihr müßtet mich nicht kennen, Herr Bischoff, wenn ihr dies wirklich von mir vermuthen könntet. Keiner kann mehr für sein Vaterland glühen, keiner ihm Blut und Leben willliger aufopfern wollen als ich, aber es nutzlos zu vergeuden, verbeut mir Liebe

zu den Meinigen und zu meinem Volke. Für das Beste seiner Kinder sorgen ist die heiligste Pflicht eines Manns, der Vater ist.

Bukko. Könntet ihr für diese besser sorgen, als wenn ihr euch in den Stand sezzet: nach wenig Jahren vielleicht alle eure Söhne mit Herzogthümern belehnen zu können?

Ludwig. Still Freund, damit mir eure riesenmäßigen Hoffnungen kein Lächeln abzwingen! Rudolph war ein mächtigerer Fürst denn ich, und der Verbundnen zu seiner Zeit eine grössere Zahl, als jezt, und dennoch frommte es ihm zu nichts König zu seyn, als daß er zuerst sein Herzogthum und dann sein Leben verlor.

Bukko. Ist es deshalb eine Folge, daß euch gleiches Schicksal treffen muß?

Ludwig. Nichts weniger, aber doch wäre es möglich, und schon diese Möglichkeit gebietet meine Liebe zu den Meinen zu vermeiden. Hört jezt meinen Entschluß, Herr Bischoff, den nichts zu erschüttern vermag! Freundschaft für euch gebietet mir, mich mit aller meiner Macht dem Kaiser zu widersezzen, wenn er es wieder wagen sollte, euch von eurem heiligen Stuhle stossen zu wollen, um darauf eins seiner Geschöpfe zu heben, doch nicht dann allein will ich mich Heinrichen entgegen stellen, nein, heut

noch bin ich dazu bereit, wenn es euch möglich ist, die Verbundnen durch völlige Einigkeit fest zu verketten und, besonders den Markgrafen Ekbert von dem Wankelmuthe zu heilen, den er seit zehn Jahren bald mehr bald minder bewies. So bald ihr mir die Versicherung bringt, daß Markgraf Ekbert hinfort unsere Parthey nicht wieder verlassen, auch in keiner Schlacht ein müssiger Zuschauer bleiben will, rüste ich mich, zum Kampfe wider den Unterdrücker unseres Volkes zu ziehn.

Bukko gab sich alle Mühe den Entschluß des Grafen von Thüringen zu ändern, unerschüttert blieb er aber, wie Ludwig schon vorher gesagt hatte, daher Bukko sich nach Meissen aufmachte, um zu versuchen, ob seine Beredsamkeit über den Markgrafen Ekbert mehr vermögen würde.

Zwanzigstes Kapitel.

Markgraf Ekbert.

Markgraf Ekbert der Zweyte war ein Fürst von ein und zwanzig Jahren, unter den Verbundnen der mächtigste und einer der mächtigsten unter allen Fürsten des Reichs. Muth und Tapferkeit, von denen er, wie unsere Leser sich

erinnern werden, schon in seinen frühern Jahren rühmenswerthe Beweise ablegte, waren seine größten Tugenden; Wankelmuth, Rachsucht, Gewissenlosigkeit und Tollkühnheit seine größten Fehler. Wie den mehresten muthigen jungen Männern schien ihm alles möglich, was er wollte; und es wurde nicht schwer ihm Hoffnungen wahrscheinlich zu machen, die tausend Andern im höchsten Grad unwahrscheinlich schienen. Waren sie aufgeregt: so strebte er eine Zeit lang alles Ernstes, sie zu verwirklichen; gelang dies aber nicht in kurzer Zeit: so erschlaffte seine Thätigkeit, und die Hoffnung, die ihn vorher beschäftigt hatte, verschwand.

Ekbert war also ganz der Mann, wie ihn Bukko zu seiner Absicht bedurfte, in so fern es darauf ankam, Heinrich dem Vierten schnell einen mächtigen Gegner entgegen zu stellen; unbrauchbar aber dazu, wenn Heinrichs Macht nicht in sehr kurzer Zeit zertrümmert werden würde. Die Furcht: daß dies nicht geschehen mögte; hatte wahrscheinlich den Bischoff abgehalten, sich gleich an Ekberten zu wenden, da er voraus befürchtete, daß er seine Absicht mit dem Grafen von Thüringen nicht erreichen würde. Jetzt hoffte er, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil er es wünschte, den Wankelmuth des jungen Helden zu besiegen und,

wenn auch seine Unternehmungen nicht gleich Anfangs ein glücklicher Erfolg bekrönen würde, die Hoffnung: die kaiserliche Krone zu erhalten: in ihm zu bestigen.

Von Wartburg hinweg hatte Vulko so gleich nach Meissen eilen wollen, allein er änderte seinen Entschluß, als es ihm einfiel, daß Eberts Hoffnung zur kaiserlichen Krone noch lebhafter werden würde, wenn mehrere sie ihm versprächen. Er wandelte daher zuerst nach Magdeburg, berichtete dem Erzbischoffe Hartwig seine fehlgeschlagene Hoffnung, so wie die neu entstandene und trat dann, begleitet von ihm und dem vertriebenen Bischoffe zu Würzburg seine Reise nach Meissen an.

Ebert fand nicht wenig Vergnügen an der Eröffnung, welche die drey heiligen Väter ihm machten. Sie hatten nicht nöthig, ihre Beredsamkeit anzustrengen, denn Eberts Hoffnung und seine rasche Einbildungskraft kamen ihnen zu Hülfe, und zauberten die kaiserliche Krone schon auf sein Haupt, da die Bischöffe sie kaum genannt hatten. Ebert ahndete nicht, wie Ludwig, daß man ihn einem Abgrund entgegen führte, nein, er sahe sich schon im Geiste den Römerzug thun und sich von Gregors Händen mit dem Kleinode zieren, das ihm die Bischöffe — woran er aber freylich nicht

dachte — dafür, daß er sich für sie aufopfern sollte, zum Preiße boten, ob gleich dieser Preis nicht in ihren Händen war.

Keinen Augenblick wollte Ekbert versäumen, um sein bald zu erkämpfen, was er sich so zuversichtlich versprach. Er war unwillig, daß er nicht seine ganze Macht durch ein Wort nach Meißen zaubern konnte, um heut noch, an ihrer Spitze, sich auf sein Streitroß zu schwingen und den Kampf um den glänzenden Preis, der seinen Ehrgeiz so mächtig reizte, zu beginnen. Da dies nicht möglich war, mußte er sich begnügen, durch Eilboten alle seine Getreue und Lehnsmänner aufbieten zu lassen, indeß andere allen thüringischen und sächsischen Fürsten, welche sich noch nicht ganz für den Kaiser erklärt hatten, Ekberts Vorsatz kund machten und sie aufforderten, ihre Macht mit der seinigen zu vereinigen.

Die drey geistlichen Väter versprachen, zur Erreichung der letztern Absicht selbst thätig mitzuwirken und reißten daher im Lande herum, die Fürsten zur schnellsten Rüstung aufzufodern. Schwerer zwar, als bey dem Markgrafen Ekbert, wurde es ihnen bey einigen, sie nach ihrer Absicht zu leiten, doch waren ihre Reisen so wirksam, daß nach einiger Zeit, ausser den Grafen Ludwig und Wilhelm, noch mehrere der

verbundnen Grossen ihre versammelten Heere verliessen und sich nach Meissen begaben, um mit dem Markgrafen sich über den Plan zu ihren weitern Unternehmungen zu bereden. Die Bischöffe waren indessen auch wieder in Meissen eingetroffen, nachdem Hartwig und Burkhard durch ihren Eifer: eine zahlreiche Schaar zu bewaffnen; den übrigen Fürsten ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hatten.

Wähnt nicht, ihr wackern Vertheidiger gekränkter Freyheit, ihr Beschützer der entheiligten Kirche und ihrer Diener — redete Adalbert die Versammelten an — wähnt nicht, daß nur eigner Vortheil aus mir spricht, wenn ich euch rathe, mit eurem muthigen Heere eilend nach Franken aufzubrechen. Ein treuer Hirte, sehne ich mich zwar nach meinen Schaafen, die jetzt ein Miethling und Ketzer irre leitet, aber nicht diese Sehnsucht, nicht der Wunsch: mein Haupt zu Würzburg wieder friedlich niederlegen zu können, ist es, der jenen beschwerenden Rath gebahr, nein, Sorgfalt für euren eignen Vortheil, edle Fürsten und Herren, erzeugte ihn. Am ersten werdet ihr eure Länder vor den Verheerungen des Krieges sichern können, und Heinrichen zugleich in seinem Herze anerobern, wenn ihr Franken, dieses ketzerische Land, das sich erfrecht, dem gebannten Heinrich noch im-

mer mit fester Treue anzuhängen, mit eurer Heeresmacht überströmt; und habt noch daneben den Vortheil, euch mit dem wackern Herzoge Welf von Bayren vereinigen und so, des Ketzers Heinrichs Macht noch schneller aufreiben zu können.

Keiner war unter den Versammelten, der diesen Rath nicht weislich gefunden hätte. Es wurde beschlossen, ihm ohne Verzug gemäß zu handeln. Die versammelten Fürsten bestimmten einen Tag, wo sie ihre Schaaren miteinander vereinigen wollten, und verliessen nun eiligst den Markgrafen Ekbert, um zu der festgesetzten Zeit auf dem Sammelplatze einzutreffen. Der Tag erschien, und mit ihm ein zahlreiches, muthvolles Heer, dessen Anblick dem Markgrafen Ekbert für seine Hoffnung die besten Aussichten gewährte. Einstimmig wurde er zum ersten Anführer desselben ernannt. Die Grafen Ludwig und Wilhelm waren nach ihm die Obersten; und in dem Busen jedes Kriegers brannte glühende Begierde: unter diesen tapfern Anführern die Flecken auszuwischen, die ihr Ruhm seit zwey Jahren erhalten hatte.

König Herrmann hatte versprochen, sich mit den Seinigen auch auf dem Kampfplatze einzufinden, allein der bestimmte Tag verstrich, und

und Herrmann kam noch nicht. Unbekümmert um ihn, von deſſen Gegenwart ſie ſich ohnehin nicht viel heilſames verſprachen, waren die Verbundnen des andern Morgens ſchon im Begriffe, mit ihrem Heere aufzubrechen, als ſie durch einen von Herrmann abgeſendeten Eilboten, die Nachricht erhielten, daß Heinrich ſich mit einer groſſen Macht den ſächſiſchen Gränzen näherte und ſeine leichten Truppen ſo gar im Lande ſchon umher ſtreiften. Hierdurch wurden zwar die Verbundnen auf einige Augenblicke in Ungewißheit geſetzt: was ſie nun thun ſollten; doch fanden ſie es nach kurzer Prüfung am rathſamſten, ihren Vorſatz auszuführen und gen Franken zu ziehen, weil ſie glaubten, daß ſie dadurch den Kaiſer nöthigen würden, von ſeinem Vorhaben wider Sachſen abzuſtehen und ihnen nachzufolgen. Sie lieſſen daher dem König Herrmann, neben der Botſchaft von ihrem Vorſatze, die Bitte überbringen: Heinrichs Heer zu umgehen und ihnen nachzueilen.

Sie ſelbſt ſetzten ihren Zug ohne Raſt fort bis vor Würzburg, deſſen Belagerung ſie mit aller Macht begannen. Die Feſte hielt ſich, bis Heinrich zu ihrem Entſatze ein Heer herbeyführte, dem der gröſte Theil des ver-

bundnen bis Bleickfeld entgegen gieng. Hier stellten sich beyde Heere in Schlachtordnung und liessen ohne Zögern die Trommeten zum Anfange des Treffens ertönen. Die Schlacht war fürchterlich und der Ausgang für den Kaiser höchst unglücklich, doch hatte die Tapferkeit der Verbundnen weniger Antheil an dem Siege, als Verrätherey. Ekberts List, durch Bukkos Einschläge unterstützt, hatte Mittel zu finden gewußt, die köllnischen und utrechtischen Völker, welche sich bey dem kaiserlichen Heere befanden, zur Flucht zu erkaufen, wodurch den Verbundnen der Sieg erleichtert wurde. Würzburgs Uebergang war die Folge desselben; und Bischoff Adalbert freute sich nicht wenig: seines Körpers zu Würzburg wieder ruhig pflegen zu können: aber nicht lange freute er sich dieses Gewinns.

Heinrich zog bald wieder mit einem neuen Heere daher, das vorzüglich die Treue mehrerer Städte, unter welchen sich, das ihm so ganz ergebne, Worms besonders auszeichnete, verschafft hatte, belagerte Würzburg und war so glücklich, es nach kurzer Zeit einzunehmen, worauf er sich des nämlichen Mittels bediente, um die Verbundnen nach Sachsen zu ziehen, das sie zuvor angewendet hatten, um ihn nach Franken zu nöthigen. Unmittelbar nach der

Eroberung Würzburgs, machte er sich mit seinem ganzen Heere bey nächtlicher Weile auf, nahm damit den Weg nach Sachsen und hatte bereits einen grossen Theil desselben zurückgelegt, ehe noch den Verbundnen sein Entschluß kund wurde. Eilend zogen sie ihm nun nach.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Bukko macht noch mehr Kabalen.

Kaiser Heinrich hatte zwar für gut befunden, den Grafen Wilhelm einmal einen Räuber zu schelten, vielleicht war aber nie ein Krieger menschlicher und strenger gerecht, als dieser übel bescholtne Wilhelm. Er bediente sich zwar ebenfalls der List im Kriege, verabscheute aber manches, was andere Krieger sich unter diesem Namen erlauben, und besonders empörte sich sein ganzes Inneres dawider, durch Geld oder andere Bestechung sich den Sieg zu erkaufen.

In hohem Grade war er daher mit dem Markgrafen Ekbert unzufrieden, da er erfuhr, daß er sich dieses Mittels bey Bleichfeld bedient hätte. Er entdeckte seinem Freunde Ludwig seinen Unwillen, und brachte in ihm eine

ähnliche Empfindung hervor, wenn schon Ludwig nicht so weit gieng als Wilhelm, der dem Markgrafen Ekbert sonder Zurückhaltung erklärte: daß er mit den Seinigen sein Heer verlassen würde, wenn er sich zur Erhaltung des Sieges jemahls wieder anderer, als gerechter, Waffen bediente.

Vermehrt wurde Wilhelms Unwille und Ludwigs dem seinigen gleich, als das verbundne Heer Thüringen, wo es Heinrich den Vierten schon fand, erreicht hatte, und jene ihn nicht bewegen konnten, den Wunsch des ganzen Heeres zu erfüllen und den Kaiser anzugreifen. Ekbert machte ihnen dagegen bekannt, daß er mit seinem Vetter Heinrich friedliche Unterhandlungen angefangen hätte, welche ohne Zweifel dem Blutvergiessen ein Ende machen, und den bedrängten Ländern die so lange entrissene Ruhe wieder geben würden. Dies eigenmächtige Verfahren Ekberts empörte die Grafen Wilhelm und Ludwig gleich stark. Sie machten ihm die bittersten Vorwürfe und bereueten es, mit einem Manne sich eingelassen zu haben, der den Wankelmuth auch als Mann beybehielte, der ihm kaum in seinem Jünglingsalter zu verzeihen gewesen wäre.

Murren konnten sie zwar über Ekbert unziemliches Beginnen, allein es abzuändern ver-

mogten sie nicht, denn kaum hatten sie Ekberts Zelt verlassen, als ein kaiserlicher Herold zu ihrem Lager erschien, die Anführer des Heeres im Namen seines Herrn zu frazen: ob sie sich dem Kaiser, gleich dem Markgrafen von Meissen unterwerfen, oder von ihm mit schwerer Hand gezüchtigt werden wollten. Murrend versprachen sie das Erstere, weil ihnen keine Wahl übrig blieb, doch waren alle weit entfernt ihr Versprechen halten zu wollen. Endlich und scheinbar willig gelobte hingegen Markgraf Ekbert: dem Kaiser hinfort ohne Wandel treu zu bleiben, wenn er sein Heer entlassen und die Untreue nicht ahnden wollte, welche er bisher an ihm begangen hätte. Heinrich war diese Bedingungen eingegangen, worauf ein Tag festgesetzt wurde, an welchem beyde Heere auseinander giengen.

König Herrmann sahe nun weiter keine Hoffnung vor sich: den Namen länger zu behaupten, der ihm bisher nur Sorge und Unruhe gemacht hatte. Er ließ daher Heinrich dem Vierten melden, daß er auf die königliche Würde Verzicht thun wollte, wenn jener das Vergangene vergessen und ihn in dem Besitze seiner Erb- und Lehngüter nicht stören würde. Heinrich, erfreut eines Gegners sich entledigen

zu können, der zwar an sich nicht mächtig, aber deshalb für ihn gefährlich war, weil er einer mächtigen Parthey zum Haupte diente, gewährte ihm sein Verlangen und Herrmann gieng wieder zurück nach Luxenburg, wo er sein Leben bald endigte.

Kaum hatte Herrmann Thüringen verlassen, als Ekbert einen Herold an den Kaiser sendete und ihm kund machen ließ, daß sein Gewissen und die, seinem Vaterlande schuldige, Treue ihm nicht verstatteten, was er dem Kaiser kurz zuvor gelobt hätte, zu erfüllen. Gerechter Unwille bemächtigte sich des Kaisers; und seinem Zorne über den eydbrüchigen Ekbert kam nun der Zorn über sich selbst bey: daß er sich abermals von einem Manne hatte täuschen lassen, der ihn zuvor schon mehrmals hintergangen hatte. Die Völker des Markgrafen hatten sich indessen wieder zusammen gezogen, daher Sorge für seine Sicherheit dem Kaiser eilige Flucht zu befehlen schien, da er das entlassene Heer nicht so schnell wieder zusammen rufen konnte, als bey der ihm nahen Gefahr nöthig war.

Ganz ohne Bedeckung war Heinrich zwar nicht, allein er wagte es nicht, sich ihrem Schutze anzuvertrauen, weil der größte Theil desselben aus einer Schaar bestand, mit welcher der Erzbischoff Hartwig, an dem nämlichen Ta-

ge, an dem Ekbert Treue gelobt hatte, zu ihm übergegangen war. Heinrich ahndete den Erzbischoff so treulos als den Markgrafen, äusserte dies durch Kaltsinn gegen ihn, und glaubte es seiner Sicherheit am zuträglichsten, sich nach der Feste Quedlinburg zu flüchten. Hier betagte er einen Fürstenrath, der gröstentheils aus Thüringern und Sachsen bestand und von dem Kaiser berufen worden war, über den eydbrüchigen Ekbert zu richten.

Ludwig und Wilhelm waren ebenfalls nach Quedlinburg berufen, und eben im Begriffe sich dahin auf den Weg zu machen, als Bukko in Ludwigs Gemach trat und ihn und seinen Gesellschafter bat, nicht nach Quedlinburg zu gehen, um an der wahrscheinlichen Verurtheilung eines Unschuldigen keinen Antheil zu nehmen.

Unschuldig nennt ihr einen Mann, der mit wackern Männern sein Spiel treibt und mit Eydschwüren scherzt? — fragte Wilhelm mit hohes Unwillens.

Wenigstens ist Ekbert minder schuldig, als ihr ihn glaubt — antwortete Bukko — Hört mich — und eure Gerechtigkeit wird ihn entschuldigen!

Wir wollen euch, theure Leser, nicht wiederholen, was Bukko erzählte, weil sein Bericht nicht ganz der Wahrheit gemäß war, denn

weislich bemühete er sich, zu verbergen, welchen grossen Antheil er selbst an Ekberts That hatte. Laßt uns daher diese lieber erzählen, wie sie wirklich war, nicht wie Bukko sie bemänteltei

Unwillig, daß er nicht von Franken so gleich nach Rom hatte ziehen können, um sich vom Pabste die kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen, war Ekbert schon müde, um dieses Kleinod zu ringen, da er mit seinem Heere das kaiserliche in Thüringen erreicht hatte. Hartwig und Bukko waren die einzigen unter den Verbundnen, welchen die wahre Ursache bekannt war, warum Ekbert mit Heinrichen kämpfte, daher er sich auch nur ihnen allein entdeckte.

Ihr habt mich getäuscht — beklagte er sich gegen sie — Welche Hoffnung bleibt mir übrig, die Krone zu erringen, durch deren Glanz ihr mich verblendetet, da Heinrichs Macht noch grösser ist, als wir sie glaubten!

Ein standhafter Mann, Herr Markgraf, muß nicht gleich durch einige Hindernisse sich schrecken lassen — strafte Hartwig Ekberts Verzagtheit.

Und gesetzt, daß es mir gelänge, Heinrichs Macht, bey aller Wahrscheinlichkeit des Gegentheils zu zerschmettern — fuhr Ekbert fort — gesetzt, daß ich die Krone von seinem Haupte risse, was würde mir dies frommen,

so lange Herrmann seine Hand nach ihr ausstreckt?

O dieser wird sie euch gern überlassen, wenn ihr sie mit Versprechungen oder drohend von ihm verlangt — suchte Bukko dem Markgrafen Muth ein zu sprechen, fand aber, daß dies nicht so leicht war und überzeugte sie bald, wie sehr er sich in der Erwartung: Ekberts Hoffnung, wenn sie sinken würde, ohne grosse Mühe stützen zu können, getäuscht hatte. Feyerlich erklärte ihm Ekbert, daß er morgen schon friedliche Verhandlungen mit dem Kaiser beginnen würde, wenn ihm der Bischoff nicht bis dahin die Nachricht bringen könnte, daß Herrmann der Krone, so wie des königlichen Namens, entsagte.

Bukko bemühte sich vergebens den Markgrafen anderes Sinnes zu machen, so daß er endlich mißvergnügt von ihm schied. Da sein eigner Vortheil sich diesem Mißvergnügen entgegen stellte, beschloß er kurz nachher, Herrmanns Gesinnung zu erforschen, ohne ihm jedoch die Ursache dieser Forschung zu entdecken. Herrmann verbarg es dem kundschaftenden Bischoffe nicht, daß er nicht gesonnen wäre, einem Namen, der ihm keinen Vortheil brächte, die Ruhe seines Lebens noch länger aufzuopfern.

„Erhalten wir — sprach Herrmann — nicht bald einen völlig entscheidenden Sieg über Heinrichen, oder kömmt es dem unbeständigen Markgrafen von Meißen vielleicht in den Sinn, unsere Parthey wieder zu verlassen; so kehre ich nach Luxenburg zurück und überlasse gern den königlichen Namen Jedem, der diese Scheinehre so theuer als ich erkaufen will.

Bukko hinterbrachte dem Markgrafen von dieser Erklärung so viel, als er, der dem Kaiser unversöhnliche Rache geschworen hatte, seinen Absichten dienlich erachtete. Ihm, der von der Sünde des Meineides entbinden konnte, schien es erlaubt, diese Sünde selbst zu begehen und Andere dazu zu verleiten. Er rieth daher dem Markgrafen, dem Kaiser sich zum Scheine zu ergeben, damit Herrmanns Entsatzung des königlichen Namens, die hierauf unmittelbar folgen würde, ihm gerechte Hoffnung gäbe dieselbald, sammt der Krone, zu erhalten.

So geneigt auch Ekbert war, diesen Vorschlag anzunehmen: so hielt ihn doch Furcht vor den vereinigten Fürsten zurück; dies so gleich zu thun. Er gedachte der Erklärung des Grafen Wilhelm und fürchtete, daß das verbundne Heer mehr solche strenge Männer zählen mögte.

Bukko wußte auch diese Furcht zu besiegen, indem er ihm das Versprechen gab; die vereinigten Fürsten, ohne Ausnahme, wieder auf seine Seite zu bringen, wenn auch einige mit ihm unzufrieden werden sollten, daß er ohne ihren Beyrath mit dem Kaiser Friede gemacht hätte. Er gab ihm zu bedenken, wie viel er über sie vermögte, da es ihm, wie dem Markgrafen unverholen wäre, nur wenig Worte gekostet hätte, um den Grafen von Thüringen, aus einem müßigen Beobachter, zu dem lebhaftesten Theilnehmer an dem Kriege mit Heinrichen zu machen; und Ekbert that, was unsern Lesern schon aus dem Vorhergehenden bekannt ist.

Der Markgraf machte sein Vorhaben, vor der Ausführung desselben, dem Erzbischoffe Hartwig bekannt, welcher ihn seines vollkommensten Beyfalls versicherte und ihm nun entdeckte, daß er, um den Verbundnen in Zukunft noch nützlicher seyn zu können, als bisher, zu dem Kaiser über zu gehen Willens wäre.

Es wird euch und den Eurigen mehr frommen — setzte er hinzu — wenn ich mich bemühe, euch unter dem feindlichen Heere selbst eine Parthey zu machen, als wenn ich mit meiner kleinen Schaar bey euch fechte. Ihr bedürft dann keine Kundschafter, da ich euch alles berichten werde, was in Heinrichs Lager vorgeht.

Ekbert war mit diesem Vorsatze Hartwigs so zufrieden, als dieser mit dem seinigen. Nicht also Bischoff Bukko, der aber darüber noch mehr unzufrieden war, daß Ekbert schwor: sich an ihm zu rächen, wenn die Befolgung seines Rathes unglückliche Folgen für ihn haben würde.

Aller Ueberredungskünste bediente er sich deshalb, die Grafen Ludwig und Wilhelm nicht nur von ihrer Reise nach Quedlinburg zum Fürsteurathe abzuhalten, sondern auch sie dahin zu vermögen, sich von neuem mit dem Markgrafen zu verbinden, bey aller Mühe erreichte er aber seine Absicht kaum zur Hälfte. Beyde Grafen versprachen nicht nach Quedlinburg zu gehen, versicherten aber zugleich ernstlich: daß sie mit dem Markgrafen nie wieder in Verbindung treten würden, um nicht wieder das Spielwerk seiner Unbeständigkeit zu werden.

Sein Wort — sprachen beyde — muß dem Manne heilig seyn; Ekbert aber bricht es, so oft es ihm gelüstet, und leistet Eidschwüre, die er nicht zu halten gedenkt.

Mißmuthig über den unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen und furchtvoll: daß Ekberts geschworne Rache ihn treffen würde; schied Bukko von den Grafen und wußte Ekberten das, was er ausgerichtet hatte, durch Beysätze und Unwahrheiten gemildert und verschönert,

so vorzustellen, daß ihn seine völlige Zufriedenheit belohnte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ekbert rächt sich und seine erstorbene Hofnung lebt wieder auf.

Mit Beystimmung der Fürsten, die der Kaiser nach Quedlinburg berufen hatte, erklärte er den eidbrüchigen und aufrührischen Ekbert zum zweyten mahle in die Acht, und ließ ihm von seinen Besitzungen nur seine Erbgrafschaft Braunschweig. Mit dem Isselgau, oder der jetzigen Provinz Oberissel, belohnte der Kaiser die treuen Dienste, die ihm der Bischoff Konrad zu Utrecht schon seit so vielen Jahren geleistet hatte, Meissen hingegen gab er, nächst dem Herzog Wratislav, dem nachgelaßnen Sohne Dedo des Dritten, Heinrich Graf zu Eilenburg, zum Lehen.

Dies hatte Ekbert vermuthet; daß aber die Grafen Ludwig und Wilhelm sich weigern würden, seine verlornen Länder wieder erobern zu helfen und mit dem Kaiser eine neue Fehde zu beginnen, befürchtete er nicht, bis er sich endlich zu seinem Schrecken hiervon überzeugte. Er eilte nun nach Halberstadt, wiederholte sei-

ne Drohungen gegen den Bischoff, wodurch er ihn zu noch thätigerer Vermittelung für ihn bewog. Es war wirklich nicht des Bischoffs Schuld, daß die erzürnten Grafen sich nicht mit dem Markgrafen verbanden, denn er ließ nichts unversucht, um dies zu bewirken, konnte aber doch dadurch nicht verhindern, daß Ekbert ihm im geheim die empfindlichste Rache schwor.

Der getäuschte Markgraf gieng nun nach Braunschweig, versammelte hier eine beträchtliche Schaar Krieger, mit denen er sich, verbunden mit allen, die ihm noch in Meissen treu geblieben waren, den Unternehmungen Wratislaws widersetzte. Er konnte wenig wider seinen Gegner ausrichten und beschloß deshalb ernstlich, sich dem Kaiser zu unterwerfen.

Die Ueberlegung: daß es schon manchem, wider den der Kaiser die gerechtesten Ursachen hatte, im höchsten Grade aufgebracht zu seyn, gelungen war, von ihm Verzeihung zu erhalten, belebte die Hoffnung in ihm: daß dies auch ihm gelingen und Heinrich ihm wiedergeben würde, was er ihm genommen hatte. Auch war Rachsucht vielleicht ein mitwirkender Grund zu dem Entschlusse Ekberts, der durch jene Hoffnung erzeugt wurde, weil er glaubte, daß es ihm dann, wenn er mit dem Kaiser ausgesöhnt wäre, nicht nur leichter werden würde, sich

an dem Bischoffe Bukko zu rächen, sondern daß er auch, unter dem Scheine der Treue gegen den Kaiser seine Rache im Verborgenen befriedigen könnte.

Ekbert sendete daher Abgeordnete an den Kaiser, versprach zur Bürgschaft seiner künftigen Treue Geisseln zu stellen; und Heinrich war wirklich gütig genug, ihm zu verzeihen. Laut sagte es nun Ekbert, daß er, zum ersten Beweise seiner hinfort unwandelbaren Treue gegen den Kaiser den Bischoff zu Halberstadt, diesen erbittertsten seiner Feinde, züchtigen wollte und begann, unmittelbar nach dieser Aeusserung, den Bischoff zu befehden.

Bukko, zu schwach, um ihm zu widerstehen, versuchte friedliche Unterhandlungen mit ihm anzufangen und schlug eine Zusammenkunft zu Goslar vor, um hier, durch den Rath unpartheyischer Fürsten, ihre Streitigkeiten auszugleichen. Ekbert nahm dies an, eilte aber, dem Bischoffe in Goslar zuvor zu kommen und wußte es bey den Bürgern, die dem Kaiser ganz ergeben waren, dahin zu bringen, daß sie einen Aufstand wider den Bischoff machten, in welchem er sein unruhiges Leben endigte.

Die Nachricht von Bukkos Tode machte auf Niemand so tiefen Eindruck, als auf den Erzbischoff Hartwig, dem er mit allen Neben-

umständen berichtet wurde, doch brachte sie nicht Mitleid hervor, sondern Furcht, daß vielleicht auch ihn Ekberts Rache treffen mögte. Doch ehe wir erzählen, was er that, um sich vor ihn zu sichern, sind wir den Lesern noch eine Aufklärung, über das frühere Betragen des Erzbischoffs, schuldig.

Der Beyfall, welchen Hartwig äusserte, als Ekbert ihm sein Vorhaben: den Kaiser durch eine verstellte Unterwerfung zu hintergehen, um sich Vortheil zu verschaffen; entdeckte, war Heucheley. Er wollte dadurch nur den Grafen täuschen, um sich mit List von ihm los zu machen, weil er bey ihm, wenn seine Absicht nicht gelänge, nicht sicher zu seyn fürchtete. Er war dem Kaiser so wenig treu, als dem Markgrafen und seiner Parthey, und würde sich mit jenem nicht verbunden haben, wenn nicht Furcht vor diesem es ihm gerathen hätte.

Jetzt, da Heinrich nicht mehr an Ekberts unwandelbarer Treue zweifelte, weil er ihm, was er vorher noch nie that, Geisseln gegeben hatte, glaubte Hartwig dennoch nicht, daß Ekbert wirklich Willens wäre, den erneuerten Schwur seiner Treue zu halten und er wurde in seiner Vermuthung gestärkt, als Bukkos Ermordung ihn überzeugte, daß Rachsucht den

Mark-

Markgrafen zu dem Kaiser zurück getrieben hätte. Daß zwar Ekbert seine Rache gegen ihn nicht auf gleiche Art üben konnte, wie gegen den unglücklichen Bukko, sahe Hartwig sehr leicht ein, doch vergaß er nicht, daß ihm hierzu andere Mittel übrig blieben, weil er wußte, daß es dem Markgrafen wenig Mühe kosten würde, ihn bey dem Kaiser verdächtig zu machen.

Er suchte ihm demnach zuvor zu kommen, erinnerte den Kaiser, wie oft Ekbert ihn getäuscht hatte, und schloß mit der Ermahnung: auch jetzt seinen Versicherungen und Schwüren ewiger Treue nicht zu trauen. Heinrich gab ihm nicht so leicht Gehör, als er gehofft hatte, doch nach und nach siegte des Bischoffs List, worauf er nun seine Bemühungen nicht eher endete, bis er den Kaiser bewog: ein Heer an die thüringischen Gränzen zu führen, wo sich bald ergeben würde, ob Ekbert ihm wirklich treu oder noch immer ein geheimer Anhänger der mißvergnügten Thüringer und Sachsen wäre.

Kaum hatte der Kaiser beschlossen, nach dem Rathe des Erzbischoffs ein Heer zusammen zu rufen, als es diesem einfiel, daß er nun dann erst völlig sicher seyn würde, wenn der Markgraf von Meissen, so wohl als der Kaiser sein Freund wäre. Er dachte demnach über

die Mittel nach, wie er dies möglich machen könnte — und was ist einem listigen Verräther nicht möglich! Sobald seine List ein solches Mittel ersonnen hatte, sendete er einen Vertrauten an den Markgrafen, durch den er ihm melden ließ, daß der Kaiser Willens wäre, Thüringen zu befehden und, zuerst ihn und dann auch alle andere Fürsten, auf ewig unfähig zu machen, sich ihm fernerhin zu widersetzen.

Die Liebe zu seinem Vaterlande und den verbundnen Thüringern — beschloß der Abgesandte — hätte ihm nicht vergönnt dem Herrn Markgrafen das furchtbare Ungewitter zu verheimlichen, das sich über den Häuptern dieser Sorglosen zusammen zöge. Mit Gefahr seines Lebens, oder wenigstens seiner Freyheit, riethe er ihnen daher, sich mit aller Macht zu rüsten, um sich den Absichten des Kaisers: sie ganz zu vernichten; entgegen setzen zu können, doch verspräche er sich auch, daß der Markgraf seine patriotischen Absichten nicht verkennen und ihn vielleicht verrathen würde. Unverbrüchliche Verschwiegenheit gedächte er dadurch zu belohnen, daß er dem Markgrafen, wenn er sich mit den übrigen Fürsten Thüringens und Sachsens wider Heinrichen verbände, alles getreulich berichten würde, was von dem Kaiser und seiner Parthey zum Nachtheile der Verbundnen be-

schlossen werden mögte, und daß er überhaupt alles thäte, was den Verbundnen ersprießlich seyn könnte.

Der wankelmüthige Ekbert war so gleich zum Kampfe wider den Kaiser bereit, doch hielt ihn die Furcht, daß er allein zu schwach seyn würde; zurück, die Rüstungen schon zu beginnen. Er theilte Hartwigs Abgesandten seine Furcht mit und foderte ihn auf: sich mit ihm zu den Grafen Ludwig und Wilhelm auf zu machen, um diese zum Beytritte zu dem Bündnisse wider den Kaiser zu vermögen. Er selbst zweifelte, die über ihn zürnenden Grafen hierzu zu überreden, und seine wiederholten Bitten bewirkten endlich so viel, daß Hartwigs Abgesandter ihn begleitete. Ihr Weg gieng zuerst nach der Wartburg, wo Ludwig nicht wenig erstaunte, von dem Markgrafen Ekbert heimgesucht zu werden.

Das Wohl des Vaterlandes führt mich zu euch — begann Ekbert.

Kann das euch am Herzen liegen? — fragte Ludwig bitter.

Ich fühle euren Vorwurf, Herr Graf — antwortete Ekbert — doch jetzt ist die Zeit zu edel, um mich gegen euch zu rechtfertigen, bey besserer Weile werde ich es thun. Jetzt, bitte

ich euch, vergeßt, um eures eignen Besten wil-
len, aus Liebe für das Wohl eures Vaterlandes,
des Großen, den ihr wider mich hegt und alles
Geschehenen. Laßt uns einträchtig über die
Mittel zu Rathe gehen, die Gefahren von uns
zu wenden, die uns schon so nahe sind. Hört
diesen Mann, den ihr schon sonst als einen
treuen Diener des Erzbischofs Hartwigs, als
einen eifrigen Freund unserer Sache kannt et,
hört ihn und schondert!

Verzeiht, Herr Graf — nahm jetzt Hart-
wigs Abgeschickter das Wort — wenn ich, ehe
ich rede, zu meiner Sicherheit von euch, auf
euer Schwerd, den Eid der Verschwiegenheit
verlange.

Den schwöre ich euch — erwiederte Lud-
wig — doch nun bitte ich euch auch zu reden
und meine Ungeduld nicht höher zu spannen,
da ihr sie bereits genug zu der wichtigsten Nach-
richt vorbereitet habt.

Hartwigs Vertrauter sprach, und Ludwig
gab seinem Berichte um so eher Glauben, da
auch er bereits von einem Freunde an dem
kaiserlichen Hofe erfahren hatte, daß sich Heinz
rich zu einem Kriegszuge rüste. Er versprach,
seine ganze Macht aufzubieten und sich, ver-
bunden mit dem Markgrafen, dem Kaiser zu
widersetzen, so bald dieser etwas Feindseliges wi-

der Thüringen unternehmen würde. Diesem Versprechen fügte er bey, beynahe eben so wichtige bey, den Grafen Wilhelm zu vermögen, daß auch er sich mit dem Markgrafen zum Besten des Vaterlandes verbände.

Freudig daß er seine Absicht erreicht hatte, kehrte Ekbert nach Meißen zurück, indeß Ludwig zu seinem Freunde Wilhelm eilte, ihm die Gefahr meldete, welche Thüringen bedrohete und ihn aufforderte: zur Abwendung derselben das Seine beyzutragen. Es würde keiner langen Aufforderung bedurft haben, wenn Ludwig von seinem Freunde weiter nichts verlangt hätte, als zum Kampfe für das Vaterland sich bereit zu halten. Ein Wink hätte den tapfern Wilhelm schon zum Kampfe gerufen; viele Mühe kostete es aber dem Grafen von Thüringen, ihn zur Verbindung mit Ekberten zu bewegen.

Wilhelm war so sehr wider den Markgrafen aufgebracht, daß Ludwig Ihm vergebens vorhielte: das allgemeine Recht erfodre jetzt, daß er seinen Zorn wider Ekberten vergäße. Er wiederholte seinem Freunde alles, was Ekbert sich gegen ihn zu seiner Entschuldigung bedient hatte, bat ihn: einem feurigen jungen Mann, den Ehrgeiz und der Bischoff Bucko verführt hätten, nicht allzustreng zu richten, und verlang-

te zuletzt als Beweis der Freundschaft, was Wilhelm auf keine andere Art leisten zu wollen schien.

Bewogen durch Ludwigs Bitten trat also Graf Wilhelm dem Bundesse wider den Kaiser bey, worauf es dem Markgrafen Ekbert nicht schwer wurde, nun da zwey der mächtigsten und tapfersten Fürsten gewonnen waren, auch den größten Theil der übrigen auf seine Seite zu ziehen; durch nichts liessen sich aber die Grafen Friedrich von Sommerschenburg und Heinrich von Eilenburg bewegen, dem Bunde beyzutreten. Kaum war er geschlossen und die Rüstungen so weit beendigt, daß nur noch einige Trompetenstöße nöthig waren, um ein mächtiges Heer zu versammeln, als einige ausgesandte Kundschafter dem Markgrafen auch schon die Nachricht brachten, daß sich Heinrich mit einer zahlreichen Macht Thüringens Gränzen näherte.

Ekbert sendete dem Kaiser einen Boten, durch welchen er ihm seine Treue wiederholt versichern, zugleich aber auch melden liess, daß kaiserlicher Majestät Heeresmacht ganz Thüringen mit Besorgnissen erfüllte. Im Namen aller Fürsten dieses Landes und des verbundenen Sachsens bäte er daher den Kaiser, durch die Entfernung seines Heeres von ihren Gränzen ihre Besorgnisse zu heben. Der Markgraf hoffte,

daß die Antwort, welche er von dem Kaiser auf diese Erklärung erhalten würde, als Anfang zum Kriege würde dienen können — und er irrte sich nicht in dieser Hoffnung.

Der Erzbischoff Hartwig ermangelte nicht, das Betragen des Markgrafen gegen den Kaiser, als einen Beweis geltend zu machen, daß er sich in seiner Vermuthung von ihm nicht getäuscht hätte. Ziehet an die meißnische Gränze, gnädigster Herr — endigte Hartwig — und ich will meinen Kopf verlieren, wenn sich Ekbert nicht eurem weitern Vorrücken mit aller Macht widersetzt.

Hartwigs Rathe gemäß ließ der Kaiser dem Markgrafen antworten: daß nur diejenigen nöthig hätten vor ihm zu zittern, denen ihr Gewissen sagte, daß sie es nicht treu mit ihm meinten; und gab dann, so bald der Brief entlassen worden war, seinem Heere Befehl: nach Meissen vorzurücken. Vorbereitet von dem Erzbischoffe Hartwig, vermuthete der Kaiser zwar, den Markgrafen mit den Seinigen in den Mauren zu finden, aber ein Heer anzutreffen, das wo nicht mächtiger, doch wenigstens nicht minder mächtig war, als das seinige, hatte er nicht geahndet. Ermattet von der Eil, mit welcher er nach Meissen gezogen war, glaubte jetzt Heinrich sein Heer zu keiner Schlacht ge-

schickt, zu welcher sein Gegner geneigt zu seyn schien. Er suchte sie daher zu vermeiden und zog sich eilend bis nach Merseburg zurück. Hier lagerte er sich und nahm eine glückliche Stellung, in welcher er den Feind zu erwarten beschloß.

Das verbundne Heer ließ den Kaiser nicht lange vergebens harren. Den Tag, nachdem er sein Lager aufgeschlagen hatte, rückte es schon vor ihn, und den andern Morgen wurde das Zeichen zur Schlacht gegeben. Jeder Krieger des vereinigten Heeres focht als ein Held, das kaiserliche Heer erlitt die fürchterlichste Niederlage, so daß Heinrich sich genöthigt sahe, sich nach Merseburg zu flüchten und dem Feinde sein Lager zur Beute zu lassen. Heinrichs Flucht war so eilend, daß er, um nur sich zu retten, sich nicht einmal Zeit nahm, die Reichskleinodien in Sicherheit zu bringen. Ekbert erbeutete sie und sahe dies als eine günstige Vorbedeutung an, daß sie einst sein werden würden, denn mit dem Tage, da er sich zum Kampfe wider Heinrichen rüstete, wurde die Hoffnung wieder neu in ihm, die einst Bako so in ihm hervor gebracht hatte.

Mit reicher Beute beladen, rückte das Heer der Verbundnen vor Merseburg, umschloß diese Feste und ängstigte den Kaiser und Alle,

die sich dahin geflüchtet hatten so sehr, daß Heinrich sie zu übergeben versprach, wenn man ihn mit den Seinigen sicher und ungehindert wollte abziehen lassen. Ekbert nahm dies Erbieten unter keiner andern Bedingung an, als daß er eine Urkunde ausstellen sollte, in welcher er die Rechtmäßigkeit des Bannes, unter dem er lebte und die Verbindlichkeit, sich davon losz sprechen zu lassen erkennen und zugleich geloben mußte, dies letztere unverzüglich zu thun. Nothgedrungen gieng Heinrich diese harte Bedingung ein, worauf er mit den Seinigen freien Abzug, und von dem Markgrafen die Zurückgabe der erbeuteten Reichskleinodien erhielt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Indeß alle Welt sich freuet, trauert Ludwigs jüngster Sohn.

Fröhlich zogen nun die Thüringer und Sachsen wieder heim zu den Ihrigen, sich mit ihnen ihrer Lorbeeren und ihrer Beute ruhig zu freuen, und jauchzend wurden die Zurückkehrenden von ihren Lieben empfangen. Unter allen Gattinnen und Müttern, die die Rückkehr ihrer Lieben mit Freude erfüllte, war vielleicht

keine, die sich so unaussprechlich freuete, als Adelheid, da sie als Gattin und Mutter gleich starke Aufforderung dazu hatte.

Drey Söhne Adelheidens waren mit ihrem Gemahle zum Kampfe ausgezogen, der junge Pfalzgraf Friedrich, Friedrichs des Dritten Nachgeborner und Ludwigs Söhne, Ludwig und Herrmann. Bange Sorgen für ihr Wohl hatten öfters die zärtliche Mutter und die liebvollen Schwester erfüllt, jetzt mußten diese Sorgen durch Freude reichlich vergolten, Freude, daß keinem etwas widriges begegnet war, und jeder unter ihnen rühmliche Beweise des Muthes gegeben hatte. Lauter Jubel tönte in der Wartburg, doch einer von den Bewohnern des Schlosses stimmte nicht mit zu dem allgemeinen Jauchzen.

Es war Heinrich, Ludwigs jüngster Sohn. Vergebens hatte dieser funfzehnjährige Jüngling seinen Vater gebeten, ihn, als er zum Kampfe auszog, mit sich zu nehmen, um die Waffen, die er in den Kampfspielen geschickt zu führen verstand, auch einmal im ernsten Kampfe zu versuchen. Ludwig hätte wahrscheinlich die Bitte seines muthigen Sohnes erfüllt, wenn nicht Adelheid ihn beschworen hätte: nicht alle ihre Söhne mit einem mahle von ihr zu reissen — denn Udo, welches wir vergessen haben zu melden,

lebte schon seit einigen Jahren nicht mehr in dem väterlichen Hause, sondern in Halberstadt, wo Stephan, der nach Bukkos Tode Bischof wurde, ihn zum künftigen geistlichen Fürsten bildete.

Traurig war Heinrich, während der Abwesenheit seiner Brüder, auf dem Schlosse zu Wartburg umher geschlichen und trauriger wurde er noch, nun da diese sich gegen ihn ihrer Thaten rühmten. Vielleicht hatten dies die Freudetrunkenen Jünglinge mit einem höhnischen Seitenblicke auf ihn gethan. Genug Heinrichs Trauer und Mißmuth stiegen so hoch, daß er sich in sein Gemach verbarg und klagte, bis sich endlich sein Vater seines Grams erbarmte und den unmuthigen Jüngling aufzurichten suchte.

Er versicherte ihm, daß seine Brüder sich keines Vorzugs vor ihm rühmen dürften, da es ihm nur an Gelegenheit gemangelt hätte, gleich jenen Feinde zu Boden zu strecken. Auch hoffe ich — setzte Ludwig hinzu — daß alle deine Brüder jenes Ruhms, der ihnen wenig Ehre machen würde, sich enthalten werden, da ihnen allen unverhohlen ist, daß ich dich nicht deshalb zurück ließ, weil ich befürchtete: Du dürftest dich noch nicht in einen Kampf wagen; sondern um deine Mutter nicht ohne Schutz zu lassen.

Daß ihn sein Vater zum Beschützer seiner Mutter erkoh, beruhigte zwar den kampflustigen Jüngling, doch nahm er nicht eher an der allgemeinen Freude Theil, bis sein Vater versprochen hatte, ihn, so bald er selbst wieder zum Kampfe ausziehe, der Erfüllung des Wunsches: Lorbeeren zu ernten; nahe zu bringen und daß dann Ludwig oder Hermann zum Schutze der Mutter zurück bleiben sollte.

Heinrich sahe seinen Wunsch bald erfüllt, denn kaum waren zwey Monden vergangen, als die Nachricht: daß Heinrich sich ihren Gränzen schon wieder näherte; die verbundnen Fürsten von neuem in das Feld rief. Heinrich fiel in die Besitzungen des Markgrafen Eberts ein, der sich dafür an ihm dadurch zu rächen suchte, daß er mit den übrigen verbundnen Fürsten die Güter verwüstete, welche Heinrich in Sachsen besaß. Am sichersten glaubte er, den Schauplatz des Krieges aus seinem Lande in das kaiserliche zu verlegen, wenn er Quedlinburg belagerte, weshalb er ohne Säumen vor diese Feste zog.

Daß Heinrichs Schwester Aebtißin zu Quedlinburg war — dies war es nicht, was in dem Busen des Markgrafen die Hoffnung hervor brachte: Heinrich würde unverzüglich Meissen verlassen, um zu Quedlinburgs Entsetzung

herbey zu eilen, nein, die Nachricht: daß Heinrichs Gemahlin Adelheid, sich bey der Aebtißin zu Quedlinburg befände; war es, was jene Hoffnung belebte. Heinrich hatte sich kurz vorher mit Adelheiden vermählt und Ekbert wußte zu gut, wie viel Anziehendes ein schönes Weib in den erstern Wochen für den Kaiser hatte, um glauben zu können, daß er seine geliebte Adelheid der Gefahr aussetzen würde, nach der Eroberung Quedlinburgs, die nur er mit seiner ganzen Macht zu verhindern hoffen konnte, eine Beute der Sieger zu werden.

Muthig und thätig wurde die Belagerung der Feste begonnen und eben so fort gesetzt, ob schon Ekbert vernahm, daß Heinrich indessen sein Schloß Gleichen belagerte.

Er wird die Belagerung schon aufheben, wenn das Gerücht ihm verkündigt, in welcher Gefahr seine Adelheid schwebt — sprach Ekbert — und thäte er es nicht, so ist Quedlinburg und Adelheid in wenig Tagen unser, und dem wollüstigen Heinrich kein Preis zu theuer, um die letztere wieder zu lösen.

Er gab hierauf Befehl: alles bereit zu machen, die belagerte Feste des andern Tages zu bestürmen; verändert wurde aber dieser Plan, da kurz nachher ein geheimer Bote von dem Erzbischoffe Hartwig anlangte, welcher eine angenehme

Nachricht und den Beweis brachte, daß Ekbert in seiner Vermuthung nicht geirrt hatte.

Bey Merseburg schon hatte Hartwig bewiesen, daß er die Versicherung: des Besten des Markgrafen immer eingedenk zu seyn; nicht vergessen hatte. Er ergriff mit den Seinigen die Flucht, so bald er sahe, daß Heinrichs Krieger wichen und erleichterte dadurch den Verbundnen den Sieg. Jetzt gab er noch einen thätigern Beweis von seiner Treulosigkeit gegen den Kaiser und von dem Bestreben: den Markgrafen sich zum Freunde zu machen. Daß es nicht aus Ergebenheit für ihn, oder aus Eifer für die Sache der vereinigten Völker, sondern blos aus Furcht geschahe, werden unsere Leser aus dem Vorhergehenden leicht ermessen können.

Hartwig ließ dem Markgrafen melden, daß der Kaiser ihm Befehl gegeben hätte, mit dem größten Theile seines Heeres nach Quedlinburg aufzubrechen; indeß Heinrich selbst, bis nach seiner Zurückkunft, mit dem kleinern Theile Gleichen eingeschlossen halten wollte. Er beschrieb ferner dem Markgrafen den Weg, den er nach Quedlinburg zu nehmen gedächte und rieth ihm, die Belagerung dieser Feste eiland aufzuheben und auf einem andere Wege nach Gleichen zu ziehen, wo es ihm nicht schwer werden würde,

Heinrichs dort versammelte Macht mit einem Streiche zu vernichten, ihn vielleicht selbst gefangen zu nehmen und dann seinen grossen Plan zur Reife zu bringen.

Ohne Verzug theilte Ekbert die erhaltne Nachricht den Grafen Ludwig und Wilhelm, und den übrigen ersten Anführern des Heeres mit, doch verbarg er weislich, daß er sie von dem Erzbischoffe Hartwig erhalten hatte, weil er befürchtete, daß die Gewissenhaftigkeit des Grafen Wilhelms sich weigern würde, diese frohe Botschaft zu benutzen. Daß sie die Belagerung Quedlinburgs so gleich aufheben wollten, hierinn stimmten alle rathschlagende Fürsten überein, nicht ganz einig hingegen waren sie, ob es rathsamer wäre, den Kaiser jetzt gleich selbst, oder zuerst die zu Quedlinburgs Entsetzung abgesendete Schaar anzugreifen.

Der Vornehmste unter denen, welche für das letztere stimmten, war Graf Beringer, dessen Rath aber wenig Gewicht hatte. Vielleicht hatte es Cecilie durch ihre übergrosse Zärtlichkeit gegen diesen Schoossohn verschuldet, daß er so gar nichts von der Tapferkeit besaß, die seinen Bruder beseelte, daß wir bey so vielen Kriegsnachrichten, die wir euch, theure Leser, mittheilen mußten, noch nicht einmal Gelegenheit hatten, seinen Namen zu nennen.

Es war jedoch nicht schwer, den Grafen von Sangerhausen zu überzeugen, daß an dem Kaiser selbst mehr gelegen wäre, als an dem Erzbischoffe zu Magdeburg und man daher die, vielleicht nie wiederkehrende, Gelegenheit: durch jenes Gefangennehmung dem unseligen Kriege mit einem mahle ein Ende zu machen, nicht unbenutzt lassen müsse.

Das Heer brach also auf, nahm einen Weg, der von dem, welchen Hartwig zog, weit genug entfernt war, um nicht vielleicht von seinen Kundschaftern entdeckt zu werden. Der Gedanke an die bey Merseburg errungenen Lorbeeren, vielleicht auch bey manchen an die erhaltne Beute, machte alle Krieger fröhlich und kampfbegierig, doch konnte es keiner unter ihnen mehr seyn, als Heinrich und Lothar, ob gleich diese nicht jene Erinnerung, sondern nur der Wunsch: eben so ehrenvolle Zeichen um ihre Schläfe zu winden, als die, womit die mehresten Krieger des verbundnen Heeres prangten, schlachtdurstig machte.

Heinrich hatte an dem jungen Grafen von Supplingenburg, der jetzt vierzehn Jahre alt war und einst, nach dem Tode des Sohnes Heinrichs des Vierten, auf den kaiserlichen Thron gehoben wurde, einen Gefährten gefunden, dem

gleicher

gleicher Muth und gleiche Wünsche bald freundschaftlich mit ihm verbanden. Lothar bat den Vater seines Freundes: an Heinrichs Seite fechten zu dürfen; und Ludwig erfüllte diesen Wunsch gern, da das feurig rollende Auge des Jünglings ihm bewies, daß er seinen Sohn gewiß nicht zur Flucht verleiten würde.

Noch weit genug von dem Kaiser entfernt, rastete das Heer ein wenig von den Beschwerden des schnell zurückgelegten Weges, doch gaben die Anführer bald wieder Befehl zum Aufbruche, weil die Kälte eines Decembertages den Ihrigen noch beschwerlicher wurde, als zuvor der Weg. Vor jener sich zu schützen hatten des Kaisers Krieger sich Hütten erbaut, in welchen sie, frey von der Furcht: bald daraus vertrieben zu werden; rasteten. Wie groß war daher ihr Schrecken, als sie am Christabende, zur Zeit, da die Sonne zu rüste gieng, mit der Nachricht: daß das Heer der Verbundnen sich nahe; zugleich das Feldgeschrey derselben vernahmen und sich angegriffen sahen, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Hütten zu verlassen und sich in Schlachtordnung zu stellen.

Angriff, Niederlage: und Flucht folgten so schnell auf einander, daß sie beynahe Eins zu seyn schienen, daher Lothar und Heinrich, nicht

so wohl durch Kampf als durch hitzige Verfolgung der Fliehenden Zeugnisse ihres Muthes geben konnten. Ihr Feuer riß sie mit zu denen fort, welche dem Kaiser bis nahe vor Bamberg nachsetzten; und sie würden sich bis unter die Mauren dieser Stadt gewagt haben, wenn nicht die versuchtern Anführer der Nachsetzenden es für Zeit gehalten hätten zurückzukehren, um nicht in einem feindlichen Lande von den Ihrigen abgeschnitten zu werden.

Der Wunsch derjenigen, welche sich bey Gleichen nach so reicher Beute gesehnt hatten als bey Merseburg, wurde erfüllt, so wie der Kaiser bey allem Unglücke wenigstens den Wunsch erfüllt sahe: daß seine Adelheid gerettet werden mögte. Souder Gefährde brachte sie Hartwig bis nach Bamberg, wo der Kaiser, weil es ihm an Macht gebrach, den Krieg wider die Verbundnen zu erneuern, und er über dies seine Gegenwart in Italien jetzt für nöthiger hielt als in Deutschland, sich damit begnügte, Ekbert von neuem zu ächten und den Grafen Heinrich zu Eilenburg, zum zweyten mahle, mit Meissen zu belehnen.

Ekbert konnte also noch nicht die Ruhe geniessen, welcher sich die andern verbundnen Fürsten freyten. Er lebte mit seinem Gegner Heinrich in Fehde, bald aber machte sein Tod

dieser Fehde ein Ende. Er fand ihn in einer Mühle zu Eisenbüttel, nicht fern von Braunschweig, wo er sich eines Tages nieder gelegt hatte, um ein wenig auszuruhen, aber von einigen der Anhänger Heinrichs von Eilenburg, welche ihn ausgespäht hatten, zur ewigen Ruhe befördert wurde.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Adelheid bauet.

Adelheid hatte, nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Scheiplitz zum Wittwensitze erhalten, und hier war es, wo sie das Kloster erbaute, dessen Stiftung ihr von dem Pabste zur Buße war aufgelegt worden. Sich in der Abwesenheit ihres Ludwigs, während der Dauer der letztern Feldzüge, die Zeit zu verkürzen, hatte sich Adelheid nach Scheiplitz begeben und den Bau des Klosters angefangen. Er war schon seiner Vollendung nahe, als Graf Ludwig mit seinen Söhnen von Gleichen siegreich zurück kam, worauf Adelheid die Beendigung ihres Baues bis auf das folgende Jahr verschob, weil Liebe zu ihrem Gemahle und zu ihren

Kindern sie nach der Wartburg zurück riefen, und über dies der Winter eine unschickliche Jahreszeit zum Bauen ist.

Der Winter verstrich unter dem Genusse der Freuden, welche Adelheid darüber empfand, ihren Gemahl und ihre Söhne jezt wieder um sich zu sehen; und grosse Vermehrung erhielt diese Freude durch die Hoffnung: daß sie ihre Gegenwart vielleicht lange würde geniessen können; die durch die Nachrichten, von dem Tode des Markgrafen Ekbert, und von dem Zuge des Kaisers nach Italien, in ihr belebt wurde.

Nun da Ekbert nicht mehr ist, und die Gebeine des unruhigen Bukko in Friede schlummern, hat Thüringen endlich Hoffnung, die Ruhe wieder zu erhalten, nach der es schon so lange vergebens seufzte — sprach einst Adelheid zu ihrem Gemahle — und in mir lebt die Zuversicht, daß ihr, mein theurer Gemahl und meine geliebten Söhne nicht so bald wieder von mir gerissen werdet, denn müde der nutzlosen Bemühung: es zu unterjochen; wird Heinrich fern von Thüringen bleiben, da nun Ekberts hochfliegenden Pläne ihn nicht mehr zurück zwingen.

Daß du richtig prophezeitest — wünschte Ludwig — denn bey allen glänzenden Siegen, die wir über unsern Unterdrücker erfochten, wün-

schen gewiß alle Fürsten, daß des Krieges einmal ein Ende seyn mögte, in welchem sie sich zwar Ruhm, ihrem Lande aber keine Vortheile erkämpften. Thüringen ist so sehr entvölkert und verheert, daß nur lange Ruhe ihm den Verlust ersetzen kann, den es trotz seinen Siegen litt. Auch ich — dir, meine Adelheid, darf ich es gestehen, da du überzeugt bist, daß nicht Feigheit aus mir spricht — auch ich bin des rastlosen Kampfes müde, wenn schon Gold mein Land vor den Verwüstungen schützte, über die andere klagen.

O nehmt meinen heissesten Dank für das schöne Geständniß, das meine zuversichtliche Hoffnung stärkt — erwiederte Adelheid an dem Busen ihres Gemahls.

Ungern würde ich mich wieder zum Kampfe rüsten — fuhr Ludwig fort — und nur zu Lustgefechten ziehe ich hinfort mein Schwerd, wenn Heinrich es nicht von neuem wagt, die Freiheit meines Vaterlandes beschränken zu wollen; wagte er dies aber: so ist mein Arm wie sonst zum muthigsten Kampfe bereit.

Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit seines Beginnens, und durch Unfälle und gerechte Demüthigungen nieder gedrückt, wird Heinrich ruhig bleiben und eure Adelheid sich, an eurer Seite, im Zirkel ihrer Kinder, glücklicher Ta-

ge freuen können — endigte Adelheid dies Gespräch.

Der Winter war zu Ende und der Frühling begann mit einem Feste, das Ludwig anstellte, um das rühmliche Verhalten seiner Söhne, bey Merseburg und Gleichen, zu belohnen und seinen Getreuen die Widerwärtigkeiten, die sie gemeinschaftlich mit ihm erduldet hatten, durch Freude zu vergelten. Ludwig schlug seine Söhne und den jungen Pfalzgrafen Friedrich zu Rittern, nachdem sie bey einem Turniere, nach üblichem Brauche am zweyten Tage desselben, neue Zeugnisse ihrer Waffengeübtheit abgelegt hatten.

Daß Ludwig zuweilen feyerliche Gelegenheiten durch Lustbarkeiten glänzender machte, dies war das Einzige, worinn er von den Vorschriften abgieng, welche ihn einst Siegfried gegeben hatte, doch geschahe es nicht ohne Grund. Ludwig glaubte es seinem Volke schuldig zu seyn, ihm zuweilen durch rauschende Feste zu lauter Fröhlichkeit und Erholung Gelegenheit zu geben und die Sparsamkeit, welche er sonst in allen Dingen zeigte, hielt ihn hiervon nicht ab, wenn er schon durch sie geleitet, auch bey diesen Lustbarkeiten alle unnütze Pracht vermied; und sein Volk dankte ihm für diese frohen Tage, so wie es ihm für seine Sorgfalt

dankte, daß er jeden seiner Tage froh und glücklich zu machen strebte.

So bald die Lußbarkeiten beendigt waren, deren sich Ludwigs Land jetzt gefreuet hatte, dachte Adelheid daran, den Bau ihres Klosters zu Scheiplitz zu vollenden und, durch die Freygebigkeit ihres Gemahls unterstützt, war der Bau nach kurzer Zeit mit aller Pracht ausgeführt. Adelheid bevölkerte nun die Zellen ihres Klosters mit frommen Jungfrauen, die aus andern Klöstern, welche daran Ueberfluß hatten, nach Scheiplitz versetzt wurde.. und that, gleich ihrem Gemahle, das Gelübde: ihr Leben anschaulich und büssend im Kloster zu beschliessen, wenn nicht der Tod sie eher überraschte, als Sorgfalt für die Ausbildung ihrer Töchter ihr vergönnte, von ihnen zu scheiden.

So bald Adelheid vom Pabste Gregor durch ihren Gemahl Ablaß erhalten hatte, endigten sich zwar die Qualen, womit ihr Gewissen sie zuvor über Friedrichs Ermordung peinigte, aber vollkommen beruhigt war sie noch nicht worden. Folterten sie gleich jene Gewissensbisse nicht mehr, so machte ihr doch bisweilen der Gedanke Kummer: daß sie der Tod übereilen könnte, ehe sie sich durch die Gründung des Klosters ganz von ihren Sünden gereinigt hätte.

Besonders stieg dieser Gedanke öfters in ihr empor, als ihr Gemahl, nach der Vollendung des Klosters Reinhardsbrunn, verhindert wurde, das zu Scheiplitz so gleich zu beginnen, wie er seiner Gemahlin versprochen hatte. Der neue Krieg, welcher in Thüringen ausbrach, machte es dem Grafen Ludwig unmöglich, sein Versprechen zu erfüllen, daher Adelheid, weil der Gedanke, an die Möglichkeit ihres schnellen Todes, immer lebhafter in ihr wurde, den Bau in der Abwesenheit ihres Gemahls begann. Nun, da er vollendet und das Gelübde: die letzten Zeiten ihres Lebens im Kloster zu beschliessen; abgelegt war, kehrte die Ruhe, die Adelheiden so lange geflohen hatte, erst ganz in ihren Busen zurück, bald aber wurde sie durch neue Leiden unterbrochen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Friedrich erhält einen Befehl von seinem Grosvater.

Wenig Tage nach dem, da der junge Pfalzgraf Friedrich seine Volljährigkeit erreicht hatte, trat ein Unbekannter zu ihm, und verlangte einige Worte mit ihm im geheim zu sprechen.

Friedrich, neugierig was ein Mann, der ihm ganz fremd war, ihm zu sagen haben könnte, eilte das Verlangen des Unbekannten zu erfüllen. Er verließ die Söhne Ludwigs, in deren Gesellschaft er sich befand, um in dem Walde bey Scheiplitz zu jagen, ob gleich der älteste ihn warnte, sich dem Fremden nicht anzuvertrauen.

Ich, der mit keinem Menschen in Feindschaft lebte — wendete Friedrich ein — habe nichts zu fürchten, am wenigsten von diesem unbewaffneten, freundlich lächelnden Greise. Laßt mich, seyd ohne Sorge und versprecht mir, mich nicht zu belauschen.

Das wollen wir nicht — antworteten Alle — aber zu deiner Sicherheit hier verweilen, das wollen wir. Ein Ruf — und wir stürzen dir nach.

Friedrich befahl seinem Knappen: ihn zu begleiten; mußte aber auch diesen zurück lassen, als er den Greis fragte: was er von ihm begehre.

Nichts, a's daß ihr euren Knappen hier eurer Zurückkunft zu warten gebietet — antwortete dieser — denn der, zu dem ich euch führen soll, muß euch ganz ohne Zeugen sprechen. Ihr könnt nun den Weg gerad vor euch allein fortsetzen, bis ihr zur Rechten einen Rit-

ter gewahrt, der euch winken wird. Dieser ist es, von dem ihr Dinge erfahren werdet, durch die ihr euren Weg gewiß für belohnt haltet. Zur Bürgschaft, daß ihr euch meinem Herrn sonder Gefährde nahen könnt, will ich mich, bis ihr wiederkehrt, der Gewalt eures Knappen übergeben.

Friedrich ging, folgte dem Winke des Ritters im Walde, der sich ihm als Ritter Ekkard ankündigte. Friedrich wußte von diesem Manne weiter nichts, als daß er in einer nahen Burg die letzten Tage seines Lebens ruhig und einsam dahin fliessen liesse und sich damit beschäftigte; Armen und Nothleidenden Gutes zu thun. Dies alles war zwar weniger als unsre Leser schon vom Ritter Ekkard wissen, aber doch genug, alle Furcht, die er ohnehin nicht kannte, von dem jungen Pfalzgrafen zu entfernen.

Was habt ihr mir zu sagen, Herr Ritter — fragte er.

Als euer Herr Grosvater, den Gott tröste! seinen Tod nahe fühlte — begann Ekkard — rief er mich zu sich und gab mir einen Auftrag an euch, mit dem Befehle: mich desselben erst dann zu entledigen: wenn ihr wahrhaft gemacht und vollbürdig seyn würdet.

Friedrich. Euch gab mein Grosvater einen Auftrag? Herr Ritter, wie kamt ihr zu dem Markgrafen Udo.

Ekkard. Verzeiht, daß ich euch dagegen frage: warum ihr es so ganz vergessen habt, daß ihr ausser dem Markgrafen von Soltwedel noch einen Grosvater hattet?

Friedrich. Freylich hatte ich noch einen, aber ich habe mich gewöhnt, den Pfalzgrafen von Sachsen nicht Grosvater zu nennen, weil es ihm nicht gefiel, mir den Namen seines Enkels zu geben.

Ekkard. So nennt ihn nun so; wie er euch, einige Zeit vor seinem Ende, seinen Enkel nannte. Hört mich erst, und dann nehmt die Beweise, daß ich euch nicht täuschte.

Friedrich. O gebt mir diese lieber gleich jetzt, damit ich überzeugt werde, daß ihr mir Wahrheit berichtet. Glaubt mir, Herr Ritter, daß es mich öfters schmerzte, von dem Pfalzgrafen von Sachsen nicht als ein Enkel erkannt zu werden, ohne zu wissen, was ihn hierzu verleitete?

Ekkard. Und dies könnte euch wirklich so ganz unbekannt geblieben seyn?

Friedrich. Herr Ritter, ich beleidigte die Wahrheit noch nie, beynahe muß ich aber befürchten, daß ihr dies jetzt thut, da schnelles

Argwohnen eines Fehlers gewöhnlich ein Beweis ist, daß der Argwohnende ihn selbst besitzt. Ich bitte euch daher nochmals, gebt mir gleich jetzt die Beweise, die ihr mir später hin zu geben versprochen habt.

Ekkard. Dies würde ich thun, wenn ich nicht eurem sterbenden Herrn Grosvater gelobt hätte, genau nach seinen Vorschriften zu handeln. Meinem Versprechen genau nach zu kommen ist Pflicht, und ich hoffe von euch, Herr Pfalzgraf, daß ihr eure Ungeduld so lange bezähmen werdet, bis es mir erlaubt ist, sie zu befriedigen. Doch laßt mich zum Zwecke eilen! Ihr versichertet mich, daß es euch betrübt hätte, von eurem Grosvater nicht Enkel genannt worden zu seyn, und ich versichere euch, bey meiner ritterlichen Ehre, daß mich dies ebenfalls tief schmerzte. Ich vermogte etwas bey meinem seligen Herrn, und schmeichelte mir daher immer mit der Hoffnung: daß es mir noch gelingen würde, ihn anderes Sinnes zu machen; aber vergebens war sie, bis ich euch einst im Forste zwischen Freyburg und Weissenburg jagen sahe. Ihr standet eben still und ich ritt so langsam als möglich vor euch vorüber, um euch recht lange und aufmerksam betrachten zu können. Zu meiner Freude bemerkte ich an euch seltne Aehnlichkeit mit eurem

Vater, von dem ihr euch nur durch das Feuer, das aus euren Augen blitzt, unterscheidet, und eilte hierauf zu meinem seligen Herrn, ihm meine Bemerkung mitzutheilen.

Friedrich. Ihr wolltet auch zum Zweck eilen, Herr Ritter, ich finde aber, daß ihr sehr damit zögert.

Ekkard. Gemach, Herr Pfalzgraf, ich zögere nicht ohne Noth. Die Nachricht, welche ich eurem Grosvater brachte, machte tiefen Eindruck auf ihn. Er wünschte euch zu sehn, um sich von der Aehnlichkeit zwischen euch und seinem Sohne zu überzeugen, da ich sie ihm, als so auffallend geschildert hatte.

Friedrich. Sonderbar, Herr Ritter. Sollte Pfalzgraf Friedrich gezweifelt haben, daß ich meines Vaters Sohn wäre?

Ekkard. Wenigstens bezweifelte er, daß Friedrich der Dritte euer Vater wäre.

Friedrich. Unmöglich, Herr Ritter! Warum dies?

Ekkard. Jetzt ist es mir noch nicht vergönnt, euch diese Frage zu beantworten. Geduldet euch einige Augenblicke und erlaubt mir indessen fortzufahren. Durch die Aehnlichkeit mit eurem Vater wurde der Zweifel meines seligen Herrn gewaltig erschüttert. Ich sann auf Mittel, ihn ganz zu vernichten, aber

schwer würde es mir, ein solches Mittel zu finden. Friedrichs aufgeregte grosväterliche Liebe bewog ihn endlich, in einen Vorschlag zu willigen, den ich ihm machte. Verkleidet begaben wir uns nach Schaumburg, wo ihr euch eben damals aufhieltet und beschlossen, hier so lange zu verweilen, bis euer Grosvater Gelegenheit gefunden haben würde, euch so genau zu betrachten wie es mir geglückt war. Sie fand sich bald. Ihr gienget mit den Söhnen des Grafen von Thüringen dem Hause vorüber, in welchem wir uns aufhielten, und ich foderte euren Grosvater auf: unter den Jünglingen, welche er sähe, seinen Enkel zu suchen. „Dieser ist der Sohn meines Friedrichs, oder die Natur lügt," zeigte euer Grosvater auf euch und umarmte mich dann mit einem Feuer, des ich von einem Greise wie er nicht vermuthet hätte. „Gott und euch sey Dank" — rief er aus — „ich habe einen Sohn gefunden und will nun freudig in die Gruft sinken, da ich weiß, daß mein Stamm noch grünt."

Friedrich. Aber warum erzeigte mir der Pfalzgraf nicht die Wohlthat, selbst es mir zu sagen, daß er mir hinfort ien Namen nicht verweigern wollte, nach dem ich mich so oft sehnte.

Ekkard. Weil der Tod ihn daran hinderte. Freude hatte den schwachen Greis so

heftig erschüttert, daß er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Weissenburg erkrankte. Der Tod folgte nach zwey Tagen der Krankheit und wurde eurem Grosvater dadurch verbittert, daß er von hinnen scheiden mußte, ohne euch umarmt und seinen väterlichen Segen gegeben zu haben.

Friedrich. Was hinderte ihn aber beydes zu thun?

Ekkard. Die Nähe seines Endes und die Ueberzeugung: daß es vergebens seyn würde, wenn er euch zu sich rufen liesse, da eure Frau Mutter und ihr Herr Gemahl euch schwerlich würden verstattet haben, seinem Rufe zu folgen.

Friedrich. Ein neues Räthsel! Werden ihr die Finsternisse bald aufhellen, in die ihr mich führt.

Ekkard. Bald, Herr Pfalzgraf, werden sie sich in Licht verwandeln. Zuvor eine Frage! Habt ihr nie etwas von der Art des Todes eures Vaters gehört?

Friedrich. Man hat mich versichert, daß er auf der Jagd, durch die Unvorsichtigkeit eines seiner Begleiter, eine tödliche Wunde erhalten hätte, an welcher er gestorben wäre.

Ekkard. Auf diese Art war die Wahrheit verunanstaltet worden, bis ihr die Jahre erreichtet, bis zu welchen ihr zurück denken könnt.

In Weissenburg erzählte man sich zwar damals noch die Geschichte von dem Tode eures Vaters der Wahrheit gemäß, aber auch hier wurde diese schon vor mehreren Jahren mit dem Gerüchte verwechselt, das euch zu Ohren gekommen ist.

Friedrich. Und was, Herr Ritter, sagt die Wahrheit?

Ekkard. Daß euer Vater meuchlings ermordet wurde, zwar wohl bey einer Jagd, aber nicht durch einen seiner Gefährten, sondern durch Meuchelmörder, von seinen Feinden gedungen.

Friedrich. Nein, Ritter, nun hör ich euch nicht länger, wenn ihr mir nicht zuvor die Wahrheit aller der unglaublichen Dinge beweist, die ihr mir schon berichtetet.

Ekkard. Eine Schrift durch eures Grosvaters Handzeichen und mit seinem Siegel bekräftiget, wird euch diese Beweise geben und alles Dunkle so schnell aufhellen, wie ein Blitz die Finsterniß der Nacht. Ehe ich sie euch aber überliefern darf, müßt ihr mir noch einige Schritte folgen.

Friedrich. Ich folge, Ritter, aber auf mein Schwerd schwöre ich euch Rache, wenn ihr mich täuscht!

Ekkard. Mein grauer Kopf sinke vor der Zeit in die Grube, wenn ihr euren Weg nicht belohnt findet!

Sie giengen fort, bis sie eine steinerne Bank erreichten, wo Ekkard den jungen Pfalzgraf zu verweilen bat.

Hier — sprach Ekkard — jammerte euer Grosvater oft über den zu früh entrissenen Sohn; und hier findet ihr Beweise und Aufhellung zu allem, was ich euch sagte. Wollt ihr die Foderung erfüllen, die euer Grosvater an euch macht, so kommen alle jene Dinge in eure Hände.

Friedrich. Und diese Foderung ist?

Ekkard. Lest sie selbst, wenn ihr mir die Steinplatte herab heben helft, welche diese Bank bedeckt.

Friedrich that dies, und Ekkard hob nun aus dem Gemäuer einen Stein heraus, langte ein Stück Pergament hervor und überreichte es dem jungen Pfalzgrafen. Friedrich las:

„Jüngling, der du dich einen Sohn des Pfalzgrafen Friedrichs des Dritten nennst, wisse, daß dieser hier meuchelmörderisch fiel! Rollt sein Blut in deinen Adern: so schwöre einen feyerlichen Schwur, den Tod deines Vaters an seinem Mörder blutig zu rächen, und

empfange den Segen deines Grosvaters; sein Fluch treffe dich aber, wenn du zu vollbringen zögerst, was er und Kindespflicht dir gebieten. Wenig Augenblicke vor seinem Tode verlangt dies dein Grosvater von dir, soll der dejnige einst ruhig seyn, so erfülle sein Verlangen".

Friedrich. Geist meines Grosvaters höre meinen Schwur! Dein Fluch — und wenn er der schrecklichste wäre — treffe mich, wenn ich den Tod meines Vaters nicht blutig räche! Nun Ritter?

Ekkard. Schwört auf euer Schwerd, wie es einem Ritter ziemt.

Friedrich entblößte sein Schwerd und wiederholte den Schwur, worauf er gegen den Ritter Ekkard fortfuhr: aber wer war der Verruchte, der mich zum Waysen machte, ehe ich geboren wurde. Dies — erwiederte Ekkard — und Antwort auf alle Fragen, die ich euch nicht beantwortete, findet ihr in diesem Pergamente, das ihr aber nicht eher entsiegeln dürft, bis ihr euch wieder daheim in eurem Gemache befindet. Jetzt kehrt zurück zu Graf Ludwigs Söhnen und kommt morgen wieder hierher, wo ihr mich treffen werdet, um den Rath und Willen eures Grosvaters weiter von mir zu vernehmen. Schwer wird es euch sonder Zweifel seyn, mit der Entsiegelung des Pergaments

so lange zu harren, als ich euch vorschreiben mußte, aber nur unter dieser Bedingung darf ich es euch geben.

Friedrich. Ich gehe sie ein und suche euch hier morgen wieder. Jetzt eile ich zurück zu meinem Knappen und dann mit ihm zu meinen Brüdern.

Ekkard. Zuvor müßt ihr Verschwiegenheit geloben: daß ihr mich hier traft, geloben, daß ihr nicht nur, was ihr von mir erhieltet, verborgen halten wollt, sondern auch, so viel an euch ist, die Empfindungen verhelen, die euch erfüllen werden, wenn ihr das Pergament eröffnet habt.

Friedrich versprach beydes, und eilte nun so schnell als möglich, sich Aufklärung alles dessen zu verschaffen, was ihn mit folternder Neugierde erfüllt hatte.

Begierig das Abentheuer zu erfahren, zu welchem hin sich ihr Bruder von ihnen losgerissen hatte, harrten Ludwigs Söhne im Walde der Zurückkunft Friedrichs. Vergebens suchten sie ihn auszuforschen, und ihre Neugierde wurde um so brennender, da es sich unverkennbar zeigte, daß Friedrich etwas Wichtiges begegnet war.

Denkt euch, theure Leser, Friedrichs namenloses Schrecken, als er die Pergamentrolle

öffnete, darauf gleich Anfangs die Worte fand. Graf Ludwig von Thüringen ist der Mörder Friedrichs des Dritten, und nun die Geschichte der Liebe Ludwigs und Adelheidens so umständlich und aufgeklärt las, wie ihr sie im ersten Theile gelesen habt, nur mit dem Unterschiede, daß ihrer frühern Liebe nicht gedacht und hierdurch die spätere noch strafbarer wurde.

Pater Hugo war der Verfasser dieses Aufsatzes, den er, aufgefodert durch die Qualen seines aufgewachten Gewissens auf seinem Todbette verfertigt und dann Friedrich dem Zweyten übersendet hatte. Die Rache des Greises entbrannte hierdurch mehr als jemals und seine Klagen: daß er sie nicht befriedigen konnte; ergossen sich unaufhörlich gegen den Ritter Eckard. Mit dem Grafen von Thüringen zu kämpfen machte Friedrich dem Zweyten die Schwäche seines hohen Greisenalters unmöglich, und eben so wenig konnte er seine Klage wider ihn bey dem Kaiser erneuern, da dieser sich eben damals in Italien befand, wo er den Pabst Gregor zu züchtigen gedachte. Auch versprach sich Friedrich wenig von dieser Erneuerung seiner Klage, weil der Kaiser das Versprechen: Ludwigs Schuld streng zu untersuchen und ihn, wenn sie sich bewiese, nicht minder

streng zu bestrafen, unerfüllt gelassen hatte, so ernstlich er es ihm auch sechs Jahr zuvor gab.

Zuweilen fiel es wohl dem Pfalzgrafen ein: seine Rache durch einen gedungenen Mörder üben zu lassen, doch dieser immer nur flüchtige Gedanke wurde jederzeit, durch die Rüge seines Gewissens, bald wieder verscheucht. Sein Gewissen verstattete dem Greise nicht, Meuchelmord durch Meuchelmord zu rächen, nein, nur im gerechten Kampfe oder durch Klagen beym Kaiser, schien ihm dies erlaubt. Daher gesellte sich, als er durch Friedrichs des Vierten Aehnlichkeit mit seinem Sohne allmächtig hingerissen wurde, ihn für seinen Enkel zu erkennen, zu der Freude: seinen Stamm auch nach seinem Tode noch grünen zu sehen; auch die, welche die Hoffnung hervorbrachte: daß er nun wahrscheinlich auch einen Rächer seines ermordeten Sohnes gefunden hätte. Er traf daher die Maaßregeln, denen Ritter Ekkard heut treu handelte und denen wir ihn noch ferner werden treu handeln sehn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wunsch; daß Wahrheit Unwahrheit seyn möge.

Sehnsuchtsvoll flehete Friedrich die Stunde herbey, um welche er, nach der Bitte des Ritters Ekkard, wieder in den Wald bey Scheiplitz kommen sollte. Sie erschien und so heimlich als möglich, auch von seinem Knappen nicht begleitet, machte sich Friedrich auf den Weg. Ekkard, welcher es vermuthete, daß Ungeduld ihn nicht lange würde rasten lassen, harrte seiner schon.

O! Ritter — rief Friedrich ihm zu — welchen Qualen hat mich die schreckliche Schrift, die ich von euch erhielt, Preis gegeben! Denkt euch die fürchterliche Lage, in der ich mich befinde, und bemitleidet mich. Doch nein, was nützt mir euer Mitleid! Rath gebt mir Ritter, Rath, ob ich die Bande der Dankbarkeit, die Bande des Bluts zerreissen, oder den Schwur, den ich gestern hier ablegte, brechen und es wagen soll, von dem Fluch meines Grosvaters mich verfolgt zu sehn!

Ekkard. Daß ihr euch zuerst bemüht, euch zu fassen und dann dem Befehle der Pflicht folgt — dies ist mein Rath.

Friedrich. Ihr seyd ein schlechter Rathgeber Ritter! Was ihr mir da sagtet, konnte ich selbst erklügeln, was aber Pflicht hier befiehlt, wisset ihr sonder Zweifel so wenig als ich. Ihr habt mir die Ruhe meiner Seele, vielleicht für mein ganzes Leben, geraubt. O! Gott, mußte es seyn, daß ich der Unwissenheit, die mich glücklich machte, entrissen wurde! Mußte es seyn, daß ich den, den ich gleich einem Vater liebe, gegen den diese Liebe schuldiges Opfer ist, das seine zärtlich väterliche Sorgfalt mir abfodert, daß ich den meines Vaters Mörder, die, die mich gebahr, ein Ungeheuer fand!

Ekkard. Es mußte seyn, beklagenswürdiger Jüngling! Erkennt den Rathschluß des Schicksals und hadert nicht mit ihm. Wäre es sein Wille nicht gewesen: so würde euer sterbender Grosvater nicht diese qualvollen Gefühle, die ihr jetzt erduldet, in euch haben aufregen dürfen.

Friedrich. Still mit diesem Troste, er wirkt nicht. Rath, Ritter, will ich von euch, wenn ihr welchen habt! Doch vorher sagt: ob dieser Hugo nicht vielleicht log?

Ekkard. Trägt nicht seine Erzählung das Gepräge der Wahrheit?

Friedrich. Wenigstens rechtfertigt sie zugleich meinen Argwohn. Ein Böswicht, der

solcher Thaten fähig ist, als Hugo hier von sich bekennt, kann auch leichter ein schändlicher Lügner seyn. Hugo ist es, der meinen Vater mordete, denn meine Mutter und ihr Gemahl würden diese Frevelthat nicht auf sich geladen haben, hätte jener Bösewicht nicht ihr Gewissen einzuschläfern gewußt.

Eckard. Ich stimme euch bey, daß aber Hugo nicht log, ist nicht schwer zu beweisen. Entsinnt ihr euch noch der Krankheit eurer Mutter vor sechs Jahren, die kein Arzt zu heilen vermogte und die sie dann erst verließ, als Graf Ludwig von Rom wiederkehrte.

Friedrich. Oft beklagte ich meine Mutter in jenen traurigen Tagen: aber warum ruft ihr diese jetzt meinem Gedächtnisse zurück?

Eckard. Um euch zu beweisen, daß Hugo Wahrheit bekannte. Das Gewissen eurer Mutter wachte damals auf und — ich habe nie einen Kundschafter zu Wartburg gehabt, daher ich blos muthmaße — und wahrscheinlich entdeckte sie ihrem Gemahle Anfangs die Ursache ihrer Leiden nicht. Später hin muß dies aber geschehen und Graf Ludwigs Gewissen ebenfalls aufgeweckt worden seyn, da er, den sonst keine Schuld belasten kann, nach Rom pilgerte. Dies, und daß Ritter Reinhard zu eben der Zeit, da Graf Ludwig und seine Ge-

mahlin Klöster stifteten, eine namhafte Summe nach Goseck spendete — dies beydes giebt einen unwiderleglichen Beweis für die Wahrheit der Erzählung Hugos.

Friedrich. O! daß ihr mir lieber Beweise von der Unwahrheit derselben geben könntet! Ihr runzelt die Stirn, Herr Ritter, zürnt vielleicht, Friedrichs Sohn so sprechen zu hören, aber vergeßt nicht, daß ich auch Adelheidens Sohn, und Graf Ludwigs Pflegesohn bin. Vergeßt nicht, daß Graf Ludwig sich meiner annahm, da mein Großvater mich von sich stieß!

Ekkard. Dies alles ist mir unvergessen, kindliche Liebe aber muß stärker seyn, als Dankbarkeit. Ueber dies, Herr Pfalzgraf, wisset ihr nicht, ob ihr dem Grafen von Thüringen für das, was er an euch that, Dank schuldig seyd, da ihr die Quelle nicht kennt, aus der es floß. Bestreben: sich von dem Verdachte zu rechtfertigen, in welchem er stand, leitete den Grafen sonder Zweifel.

Friedrich. Still, Ritter, schmäht den Grafen von Thüringen nicht! Von allmächtiger Leidenschaft hingerissen und irre geführt durch Hugo und Siegfried, konnte er zwar wohl meines Vaters Mörder werden, aber gleissen und unedel handeln kann er nicht.

Ekard. Geist des ermordeten Friedrichs steige hervor, verlösche in dem Herzen deines Sohnes die Liebe zu deinem Mörder und entflamme es zur schuldigen Rache! und du, Geist Friedrichs des Zweyten, erinnere ihn an den Schwur: daß dein Fluch ihn treffen sollte, wenn er, der verbündete Jüngling, den Tod seines Vaters nicht blutig rächte! Horch, was rauscht dort, wo Friedrich ermordet wurde, in den Bäumen! Hört ihr es nicht, Herr Pfalzgraf? Es rauscht noch mehr. Noch nicht genug, Geist Friedrichs! Deutlicher mußt du dich deinem ungläubigen Sohn offenbaren! Erscheinen mußt du ihm, gehüllt in den Körper, den du sonst bewohntest und ihm die tödtliche Wunde zeigen, die du durch Ludwigen empfingst, wenn er deinen Tod rächen soll!

Leser! Rettet euch Friedrichs fürchterliche Verwirrung vor und zürnt nicht über ihn, daß seine wirkende Einbildungskraft das Grab vor seine Augen zauberte, das Ekard vor sie gezaubert wissen wollte.

Genung, Geist meines unglücklichen Vaters — rief er aus — kehre wieder heim in deine Wohnung und sey ruhig! Dein Sohn will deinen Tod blutig rächen. Aber gieb mir auch Kraft, daß ich des Antrieds der Natur vergesse! Verbanne Dankbarkeit und Liebe aus

meiner Brust, damit durch sie das lodernde Feuer der Rache nicht gestört werde!

Ekkard. Nun seyd ihr würdig Friedrichs Sohn zu heißen! Kommt jetzt in dieses Waldhäuschen, den Willen eures Großvaters weiter zu vernehmen.

Der Raum verstattet uns nicht, Friedrichs Gespräch mit dem Ritter im Waldhause ganz mitzutheilen, auch halten wir dies für minder nöthig, als es war, ihre vorhergegangenen Gespräche dem Leser wörtlich zu überliefern.

Das Warum brauchen wir hoffentlich gegen den kritischen Leser nicht zu erwähnen, und die nicht kritischen interessirt es nicht. So viel also nur, daß Ekkard dem jungen Pfalzgrafen erzählte, wie sein Großvater, nachdem er von dem Vorsatze, den Tod seines Sohnes selbst zu rächen, zurückgekommen wäre, dies zuerst durch seines Bruders Adalbert, dann durch seine eigene Klage bey dem Kaiser zu bewirken gesucht hätte. Er überlieferte ihm einige Beweisschriften und zeigte eine Schrift, von Friedrich dem Zweyten unterzeichnet, worinnen er von seinem Enkel verlangte, daß er seine Lieder, die der Graf von Thüringen nach seinem Tode sonder Zweifel vermuthlich erwerben würde, da er jetzt schon zuweilen Eingriffe in die

Rechte wagte, die Friedrichs Großvater allein gehörten, von dem Grafen fodern und, so bald er zu dem Besitze derselben gelangt wäre, ihn, den Mörder seines Vaters, zum Zweykampfe fordern sollte.

Friedrich verließ nun den Ritter, und brachte zwey ausleere Tage, entfernt von allen Menschen, im fürchterlichsten Kampfe mit sich selbst zu. Liebe zu seiner Mutter und zu seinem Pflegevater und Dankbarkeit, die sich der letztere bey ihm in so hohem Grade erworben hatte, stellten sich seinem Verbrechen mächtig entgegen, doch nicht mächtig genug, um es abzuändern. Sein Schwur — und mehr noch als dieser — das Bild seines ermordeten Vaters, das seine, einmal rege gemachte, Einbildungskraft ihm immer von neuem vormahlte, wirkten mächtiger auf ihn, als Liebe und Dankbarkeit.

Der Vorschrift seines Großvaters gemäß, begann er jetzt also damit, daß er von dem Grafen von Thüringen die Uebergabe seines Landes verlangte. Ludwig verweigerte sie ihm nicht, jedoch mit Ausschluß von Scheidlitz und den übrigen Besitzungen, welche Adelheid als Witthum erhalten hatte. Friedrichs Forderung selbst verwunderte den Grafen um so weniger, da er ehedies Willens gewesen war,

seinem Pflegesohne, was er jetzt verlangte, nur verlangt zu geben, höflich aber wunderte er sich über die Veränderung, welche sich mit Friedrichen begeben hatte. Unverkennbare Spuren der Verwirrung, in welcher er sich befand, zeigten sich in seinen Mienen und in seinen Handlungen, so ernstlich er sich auch bemühte, sie vor Allen, die ihn sahen und besonders vor Adelheiden und ihrem Gemahle zu verbergen.

Fern von aller Ahndung der wahren Ursache forschte Ludwig liebevoll, was die Heiterkeit seines Pflegesohns gestöhrt hätte, doch war freylich dies Forschen vergebens und die Versicherung: daß ihm eine Unpäßlichkeit begegnet wäre, zwar geringfügig, an sich aber doch bey seinem schnellaufwallenden Blute den heftigsten Eindruck: alles, was Ludwig erfuhr. Wenig und dunkel war dies zwar, durch nichts konnte aber Friedrich bewogen werden, sich deutlicher zu erklären.

Der junge Regent eilte nun nach Weissenburg, theils um Besitz von seinem Lande zu nehmen, theils auch, um sich den forschenden Blicken des Grafen von Thüringen und der Seinigen zu entziehen und seinem Zwecke bald näher zu rücken. Das Erste, was er auf der letztern Ursache that, war die Rückkehr nach

Freyburg, wo er seine Mutter einige Tage zuvor gelassen hatte.

Ludwig, auf alles aufmerksam, was seinem Lande nützen konnte, lebte nicht immer in Wartburg oder Schauenburg, sondern bald hier bald dort in seinem Lande, um sowohl den Wunsch aller seiner Unterthanen: ihn mitten unter sich zu sehen; so viel als möglich zu erfüllen, als auch mehrere Städte den Vortheil geniessen zu lassen, den den Bürgern die Gegenwart ihres Regenten gewährt.

Durch ein Gespräch mit dem Ritter Eckard, auf dem Platze, wo Friedrich der Dritte ermordet worden war, hatte der junge Pfalzgraf sich zu stärken gesucht, bevor er seinen Weg zu dem Grafen von Thüringen antrat; und dies Stärkungsmittel, von dem Ritter Eckard bereitet, war so wirksam gewesen, daß Zorn und Rachbegierde Liebe und Dankbarkeit aus dem Busen des Pfalzgrafen verdrängt hatten. So trat er in das Gemach seiner Mutter. Er glühete, und seine Augen sprühten Feuer, wodurch Adelheidens Blick an ihn gefesselt wurde. Adelheid — wir wissen nicht, ob aus geheimer Ahndung dessen, was ihr bald hernach Schaudern erregte — Adelheid führte ihren Sohn zitternd in ein Seitengemach, um mit ihm, entfernt von ihren Töchtern und einigen

Frauen, die sich bey ihr befanden, zu sprechen.

Woher, mein theurer Sohn — begann Adelheid, — woher kömmt mir die unerwartete Freude, dich so bald wieder zu sehn? Aber was fehlt dir? Deine Lippen sind blau, jedes deiner Glieder zittert und aus deinen Augen blitzt Zorn?

Friedrich. Eine Bemerkung, die ich zum Theil auch an euch mache. Was an mir eure Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die Folge einer Erhitzung im Forste zwischen Weissenburg und Schlettstatt und der Eil, womit ich den Weg hieher machte.

Adelheid. Was nöthigte dich aber zu dieser Eil?

Friedrich. Eine geheime Aufforderung, deren Ursache ich mir selbst nicht zu erklären weiß, denn was mich nach Freyburg führte, hätte solcher Eil nicht bedurft. Ich wollte euch blos bitten: mich zum Besitzer alles dessen zu machen, was mein Vater mir hinterließ.

Adelheid. Besitzest du es nicht schon?

Friedrich. So müßte euer Gemahl mich falsch berichtet haben, da er, nicht fern von Weissenburg zwischen meinen Besitzungen und dem, was ihr davon gerissen habt, die Gränze

Adelheid. Greifs.n! Woher mein Sohn diese Sprache! B.sitze ich nicht mit Recht, was dein Vater dir als mein, so lang ich lebe, nannte? Kann mein Sohn mir entziehen wollen, was sein Grosvater, der doch an mir und ihm gleich ungerecht handelte, mich ruhig und ungestört besitzen ließ, da es ohnehin bald wieder an ihn zurückfallen wird? Denn wie viel werden der wenigen Jahre meines Lebens noch seyn!

Friedrich. Ich fordere mein Eigenthum, Frau Gräfin, und werde mir es nicht länger zurückhalten lassen!

Adelheid. Vergißt Friedrich, daß er mit seiner Mutter spricht, da er in einem so unziemlichen Tone Ungerechtigkeiten fodert?

Friedrich. O! daß ich es vergessen könnte, daß ihr meine Mutter seyd! Daß ich in euch nur die Gemahlin des Grafen von Thüringen sähe und die unrechtmäßige Besitzerin meines Eigenthums!

Adelheid. Gehe zu meinem Gemahl, Pflichtvergessener! Ihm donnere deine Ungerechtigkeiten vor, und er wird deinen Undank, deine Pflichtvergessenheit verachten, wie du es verdienst und zugleich mich in dem gerechten Besitze meines Eigenthums schützen.

Friedrich.

Friedrich. Weiber, Frau Gräfin, die sich selbst zu Wittwen machen, dürfen kein Witthum fodern, und müssen ihrem günstigen Schicksale danken, wenn sie nicht gerechte Strafe für ihre Uathat trifft!

Adelheid — erblassend — Friedrich, ich ahnde, daß ein Böswicht mich dich durch Verleumdung verunglimpft hat!

Friedrich. Ihr würdet richtig ahnden, wenn ihr vermuthetet, daß ein Böswicht, ein gewisser Hugo, die Sünden bekannt hätte, die er euch zu frommen that. Er setzte das Bekenntniß derselben auf, übersendete es meinem Grosvater und von diesem erhielt ichs. Ihr beginnt zu beben. Ha — Ehebrecherin, Mörderin meines Vaters, fühlst du, daß der, dem du das Leben gabst, dein Verbrechen kennt und dich verabscheuen muß! Doch dies sey auch alle Rache, die er an dir übt; die Folgen des Gewissens, denen er dich überläßt, deine Strafe! Entsetzen warf Adelheiden ohnmächtig zur Erde. Friedrich verließ sie und rief den Weibern im Gemache, durch das er zurück gieng, zu: geht hinaus, eurer Frau beyzustehn!

Auch hier hatte Friedrich den Vorschriften seines Grosvaters gemäß gehandelt; denn nur an dem Grafen Ludwig hatte er ihm blutige

Rache geboten. Doch hatte Ritter Ekkard viele Mühe gehabt, die Foderung des Greises so weit zu beschränken. Was er von seinem Enkel verlangte, war ohnehin schon so viel, daß Friedrich es nicht würde haben leisten können, wenn Ritter Ekkard ihn nicht mühevoll geleitet hätte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser schafft dem Grafen von Thüringen auch einmal Vortheil.

Sobald Friedrich nach Weissenburg zurückgekommen war, sendete er den Ritter Ekkard an den Grafen von Thüringen: Scheiplitz, und was sonst noch zu Adelheidens Witthum gehörte, von ihm zu begehren.

Nie — antwortete Ludwig dem Ritter — nie werde ich verschleudern, was meiner Gemahlin mit Rechte gebührt. Euch, Herr Ritter, bitte ich, eilend nach Weissenburg zurück zu kehren, damit ich in euch den Abgesandten des Pfalzgrafen von Sachsen nicht vergesse, und dagegen nur den strafbaren Aufwiegler erblicke, der den Sohn wider seine Mutter empörte und gegen den, der ihm mit vatergleicher Liebe pfleg-

te und erzog. Fürwahr, Herr Ritter, ihr hättet weislicher gethan, wenn ihr eure letzten Tage nicht mit einer so ungerechten Handlung befleckt hättet.

Ich that — antwortete Eikard — was Gerechtigkeit, und der letzte Wille meines seligen Herrn von mir erheischten.

Ihr thatet was euch gefiel — erwiederte Ludwig mit steigendem Affekt — und könnt dies auch fernerhin thun, nur wagt es nie, wieder zu dem zu kommen, gegen den ihr den Jüngling Friedrich zur Undankbarkeit, zur Pflichtvergessenheit verleitetet. Ihm, diesem irre geführten Jünglinge, sagt, daß er es nur den Fürbitten seiner Mutter, die ihre mütterliche Liebe nicht verleugnen kann, ob er sie gleich frevelnd zum gerechtesten Zorn reizte, daß er es nur den Bitten dieser gekränkten Mutter zu danken hat, daß mein entbrannter Grimm ihn nicht nach Würden züchtigte.

O! mein Herr Graf — erdigte Eikard bitter — dies sage ich meinem Herrn nicht, denn er würde zweifeln, daß ich Wahrheit spräche, zweifeln, daß der Graf von Thüringen gegen ihn Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit häufen wollte.

Ludwig verstummte und Ekkard gieng; vielleicht aus Furcht: daß jener seine Drohung gegen ihn selbst wahr machen wögte, doch hätte diese Furcht fern von ihm bleiben können, da es Ludwigs eifrigster Wunsch war: mit seinem Pflegesohne friedlich überein zu kommen; so wenig er ihn auch gegen den Ritter äusserte. Absichtlich hatte er der Hitze Friedrichs gleiche Hitze entgegen gesetzt, weil er hierdurch jene am ersten zu dämpfen hoffte, welches ihm auch vielleicht gelungen wäre, wenn Friedrich nicht in allem nach dem Rathe des Ritters Ekkard gehandelt hätte. Gefühl der Dankbarkeit, das sich noch oft in seinem Busen regte, und Furcht vor der Macht des Grafen von Thüringen würden ihm nicht erlaubt haben, so weit zu gehen, als er auf Ekkards Rath ging.

Im Vertrauen: daß Friedrichs Hitze schnell wieder verrauchen würde; sendete Ludwig den Abt Konrad zu Goseck, einen Mann, der ihm ganz ergeben war, nach Weissenburg.

Konrad wendete alles an, den jungen Pfalzgrafen, den er nicht als Ludwigs Abgesandter, sondern blos als Abt zu Goseck heimsuchte, anderes Sinnes zu machen. Er gab vor, nach Weissenburg gekommen zu seyn, um dem Schirmvoigte seines Klosters die schuldige Ehrerbietung zu bezeigen, ermangelte aber nicht, bald der

Mißhelligkeit zu erwähnen, in die, wie er vernommen hätte, der Herr Pfalzgraf mit dem Grafen von Thüringen gerathen wäre.

Da nach einer alten Erfahrung der Mund leicht überfließt, wes das Herz voll ist, wurde es dem Abte zu Goseck nicht schwer, von dem jungen Pfalzgrafen in kurzem mehr zu erfahren, als er schon wußte. Friedrichs Aeusserungen deuteten auf keinen glücklichen Erfolg der friedlichen Unterhaltungen, die Konrad einzuleiten gedachte, dennoch nahm dieser sich vor, alles zu thun, was seine Kräfte vermögten, um die Wünsche des Grafen von Thüringen zu erfüllen.

Er begann damit, den Vater Hugo bey dem Pfalzgrafen verdächtig zu machen, indem er ihm versicherte, daß Hugos Andenken allen Klosterbrüdern zu Goseck ein Scheusal wäre, da ihn alle als einen falschen, rachsüchtigen Mann, dessen Vergnügen es gewesen wäre, bösen Leumund zu machen, gekannt hätten. Er setzte dann hinzu, daß die Handschrift, die der Pfalzgraf von seinem Grosvater ererbt hätte, Hugos letzte schwarze That gewesen wäre. Hugo — sprach Abt Konrad — bat den Grafen von Thüringen: sich bey seinem Freunde, dem Bischoffe Burko von Halberstadt, dahin zu verwenden, daß er ihm in seinem Sprengel

eine Stelle gäbe, welche dem Ehrgeize Hugos gelüstete. Graf Ludwig that dies nicht, weil er sich, wie euch unverholen seyn wird, nie für verachtungswerthe Menschen vermittelte, weshalb Hugos Rachsucht das schändliche Gewebe von Unwahrheiten ausbrütete, das ihr, gnädiger Herr, verleitet worden seyd, für ein Geständniß der Wahrheit gelten zu lassen.

Konrads Mittlergeschäft endigte sich nicht nach seinem und Ludwigs Wunsche; Friedrich nannte ihn einen Mann, der die Gerechtigkeit und den Schirmvogt seines Klosters weniger ehrte, als den Grafen von Thüringen, der ihn erkauft hätte, zu seinem Vortheile zu sprechen; und unwillig hieß er ihn zuletzt von sich gehen.

Friedrich ließ nun alle seine Getreuen und Lehnsleute aufbieten, zuvor aber, ehe sich sich versammelten, die Frage an seinen Stiefvater wiederholen, auf welche Ekkard verneinende Antwort erhielt. Die zweyte Antwort war der ersteren gleich, worauf Friedrich, ohne längern Verzug, mit gewaffneter Hand sich den Besitz dessen erwarb, was Ludwig ihm verweigerte. Dieser führte nun eine eilend gesammelte Schaar nach Scheiplitz, schlug Friedrichen mit den Seinigen zurück und sendete noch einmal an ihn, zur friedlichen Beylegung ihres Zwistes einen

Versuch zu machen. Er mißlang und alles Ernstes befehdeten sich nun Friedrich und Ludwig.

Einige Wochen hatte schon ihre Fehde gedauert; und doch war Friedrich noch nicht zur Beylegung derselben geneigt. Sie zu bewirken machte sich der Abt Konrad noch einmal zu dem Pfalzgrafen auf, allein er war jetzt noch unglücklicher, als das erste mahl, indem Friedrich so sehr wider ihn aufgebracht wurde, daß er ihn aus seinem Kloster verjagte und einen andern Abt an seine Stelle setzte.

Nicht um den Tod seines Vaters zu rächen, sondern nur um seine Rechte zu schützen, setzte Friedrich seine Fehde fort, von der er wenig Vortheil hatte, weil Ludwigs Tapferkeit und Kriegserfahrenheit den Vortheil gewöhnlich auf seine Seite zu ziehen wußte, wenn er schon nicht wie Friedrich, seine ganze Macht in Bewegung gesetzt hatte. Dies war er nun Willens zu thun, um, wenn es möglich wäre, dem Unwesen mit einemmahle ein Ende zu machen, so wie Friedrich sich dagegen vorsetzte: die Befriedigung seiner Rache nicht länger zu verzögern. Er sendete daher dem Grafen von Thüringen, als dem Mörder seines Vaters eine Ausfoderung: sich zum Kampfe mit ihm nach Merseburg zu stellen; und er war eben im Begriff diese Ausfoderung unter den Seinigen öffentlich bekannt

zu machen, als Bischoff Waltram zu Naumburg in sein-m Lager ankam.

Waltram hatte von dem Kaiser Auftrag erhalten, alle seine Ueberredungskunst aufzubieten, um den Grafen von Thüringen für den Kaiser zu gewinnen. Das Gerücht hatte den Bischoff zu Naumburg die Ursache der Fehde zwischen dem Pfalzgrafen von Sachsen und seinem Stiefvater genannt. Er vermuthete mit Rechte, daß die Beylegung desselben dem Grafen von Thüringen, aus Sorge für seinen guten Namen, sehr wünschenswerth gemacht werden müsse und beschloß, diese Beylegung zu bewirken, um sich dadurch bey dem Grafen ei.. Verdienst zu erwerben, damit seine Bemühung: ihn zu des Kaisers Freunde zu machen; um so eher gelingen mögte.

Da euer Lager so nahe bey Naumburg ist, Herr Pfalzgraf, konnte ich der Begierde nicht widerstehen, den jungen Helden kennen zu lernen, der es wagt, sich mit einem so versuchten Krieger, als Graf Ludwig ist, zu messen — suchte Waltram des Pfalzgrafen Verwunderung über seinen Besuch zu mildern und zugleich die wahre Ursache desselben zu verbergen.

Friedrich wußte, daß Waltram kein Freund Ludwigs war, so wie er überhaupt keines Menschenfreund war, der sich nicht zu den Fahnen

des Kaisers hielt. Er ahndete daher nicht, was den Bischoff zu ihm geführt hätte, und befürchtete aufs höchste, daß er deswegen käme, um ihn zu einem Freunde des Kaisers zu machen. Waltram äusserte nichts von dieser vermutheten Absicht, wußte sich aber durch Lob und feine Schmeicheleyen das Zutrauen des ehrgeizigen Jünglings bald zu erwerben. Die Folge hiervon war, daß Friedrich ihm alle seine Geheimnisse entschleierte, und so ihm auch entdeckte, daß er den Grafen von Thüringen zum Kampf gefodert hätte, und diese Foderung seinem ganzen Heere bekannt zu machen gedächte. Waltram bemühte sich alles Ernstes, ihn hiervon abzurathen.

Was ihr thut — sprach er — ist zwar Befolgung der Aufforderung kindlicher Pflicht, aber verzeiht mir, wenn ich euch unverholen sage, daß Staatsklugheit und Sorge für euer und der Eurigen Wohl andere Foderungen an euch machen. Ihr kennet das Verhältnis zwischen mir und dem Grafen von Thüringen, daher der Verdacht: daß Partheylichkeit für ihn aus mir spreche; hoffentlich fern von euch seyn wird.

Friedrich. Fürwahr, Herr Bischoff, dieser Verdacht ist fern von mir, ob er gleich durch das, was ihr mir sagt, beynahe aufgeregt werden muß.

Waltram. Ihr thätet wir Unrecht, Herr Pfalzgraf, wenn ihr meinen Worten eine andere Ursache zum Grunde legtet, als den Wunsch: einem jungen Fürsten, von dem, wie ich nun finde, das Gerücht mir nicht zu viel Gutes sagte, gefällig und nützlich zu seyn, und ihn aufmerksam zu machen auf sein eignes Wohl, das kindliche Liebe und — verzeiht meinem Alter und meiner Freundschaft für euch diesen Ausdruck — und die, seinem Alter gewöhnliche, Hitze vergessen lassen. Sind euer Wohl und eure Ehre euch lieb: so gebt dem Rathe eines Freundes Gehör und vertragt euch mit dem Grafen von Thüringen in Güte.

Friedrich. Kann ein Freund mir dies rathen?

Waltram. Vergönnt mir, ganz offen gegen euch zu seyn; und ihr werdet finden, daß mein Rath der Rath eines Freundes ist. Die glücklichste mögliche Folge eures Zweykampfs mit dem Grafen Ludwig wäre sein Fall, durch welchen zwar eure Rache befriedigt, zugleich aber auch euer zeitliches Glück, vielleicht auf ewig zertrümmert würde. Den Tod ihres Vaters zu rächen, würden Ludwigs Söhne nicht ermangeln, mit aller ihrer Macht euch zu überziehn, auch nöthigenfalls die Menge ihrer Vettern zu ihrer Hülfe herbey zu rufen, die ihnen so wenig

entstehen würde, als der Beystand des Grafen von Sommersenburg, der diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen würde, um vielleicht die Pfalz Sachsen, nach der, wie euch so wohl wie mir bekannt seyn wird, alle seine Wünsche streben, zu erbeuten. Denkt euch diesen mächtigen Bund und entscheidet dann selbst, ob ihr einziger, bey aller Tapferkeit, so Vielen würdet widerstehen können.

Friedrich. Herr Bischoff, ihr zeigt mir da eine schaudervolle Aussicht, in die ich wirklich noch nicht blickte.

Waltram. Und gesetzt, dieser mächtige Bund schadete euch nichts: so ist doch eure Ehre verloren, so bald ihr mit dem Grafen von Thüringen kämpft. Freunde müssen ohne Zurückhaltung Wahrheit reden und — Wahrheit, wisset ihr wohl Herr Pfalzgraf, tönt dem Ohr nicht immer lieblich — werdet ihr es daher meiner Theilnahme an eurem Besten und meinen Wünschen: etwas zu der Beförderung desselben beyzutragen — werdet ihr es dieser verzeihen, wenn das, was sie mir noch zu sagen befehlen, auch nicht lieblich klingt?

Friedrich. Ihr habt eure Gewogenheit gegen mich schon zu lebhaft geäussert, als daß ich aus eurem Munde nicht alles dankvoll annehmen sollte.

Waltram. Ihr scheint vergessen zu haben, daß, so bald durch euren Zweykampf in aller Menschen Munde kommen würde: der Graf von Thüringen hätte euren Herrn Vater ermordet, man sich zugleich von neuem erzählen würde: daß Graf Ludwig, mehrere Monden vor dem Tode eures Vaters seine Gemahlin fleißig besuchte und, daß später hin das Gerücht, welches euer Grosvater zuerst verbreitete und das von Weissenburg schnell weiter lief, daß dies Gerücht sagte: Ihr hättet jenen Besuchen euer Leben zu verdanken.

Friedrich. Herr Bischoff!

Waltram. Ich sagte euch zuvor, daß meine Wahrheit nicht lieblich klänge, und ihr erlaubtet mir dennoch, sie euch zu sagen. Arzneyen, Herr Pfalzgraf, muß man, bey dem widrigsten Geschmacke, nicht verwerfen, wenn nur ihre Wirkung wohlthätig ist. Noch einmal muß ich euch sagen, daß ihr es wagt: Bastart gescholten zu werden, wenn ihr selbst als Wahrheit erkennet, was man schon vor vielen Jahren als Unwahrheit verworfen hatte.

Friedrich. Bezeugt nicht mein Gesicht, daß ich Friedrichs Sohn bin?

Waltram. Wenigstens minder als es eurem Grosvater, und dem Ritter Ekkard dünkt. Auch, ich finde einige Aehnlichkeit zwischen euch

und eurem Vater, doch ist in eurem Gesicht wenigstens eben so viel, was eurem Vater nicht gleicht, da euer Feuer, das jenem mangelte, diese ähnlichen Züge oft verändert. Ueberdies ist Aehnlichkeit kein so gültiger Beweis für die Abstammung, daß die Eurige mit eurem Vater jenes, unvermeidliche erneuerte Gerücht, wiederlegen könnte. Bedenkt, daß man euch, zugleich mit jenen Scheltworten, mit dem Namen eines Vatermörders brandmarken würde, und entscheidet nun, ob nicht Sorgfalt für euer Bestes meinen Rath gebahr.

Waltram hatte dem Pfalzgrafen Dinge gesagt, an die er ohne ihn nicht gedacht haben würde, und die ihn um so mehr beunruhigten, da er gestehen mußte, daß es keine Hirngespinste waren. Die Furcht vor dem mächtigen Bunde, dessen Entstehung Waltram weissagte, wenn Friedrich im Kampfe mit dem Grafen von Thüringen den Sieg erhalten würde, machte auf den rachedürstenden Jüngling weniger Eindruck, als der Gedanke an die schmähligen Namen, die Waltram ihm verkündigte. Mit der Leichtigkeit, mit der die Jugend Wünsche in Hoffnungen verwandelt, hoffte er: dem Bunde, zum Vortheil des Grafen von Thüringen, einen andern entgegen zu stellen, ob er gleich zur Erfüllung dieser Hoffnung so ganz

keine Wahrscheinlichkeit vor sich sahe, da er hingegen die Unmöglichkeit erkennte, die vielen tausend Zungen des Gerüchts zu binden.

Ueber seinem Gespräche mit dem jungen Pfalzgrafen, von welchem wir nur das Wichtigste lieferten, hatte dem Bischoff von Naumburg die Nacht übereilt, weshalb er die Einladung seines Wirthes: in seinem Lager zu übernachten; freudig annahm. Die erste Veranlassung hierzu war der Wunsch des Pfalzgrafen: dem Ritter Ekkard die Zweifel vorzulegen, die Waltrams Reden in seinem Busen erzeugt hatten.

Ekkard hatte das Lager verlassen, um im Lande seines Herrn umher zu ziehen und die Bewohner desselben zu noch lebhaftern Rüstungen aufzufodern. Heut hatte er versprochen zurück zu kommen, allein er kam nicht und Friedrich mußte seine Zweifel selbst zu lösen suchen. Sie wurden immer mächtiger, so daß er nach und nach zu glauben anfing, daß sein Grosvater, wenn Bischoff Waltram mit ihm gesprochen hätte, ihm gewiß die Befehle nicht hinterlassen haben würde, die Ekkard ihm überliefert hatte. Der Schwur blutiger Rache war es allein noch, was sich der Neigung: dem Rathe des Bischoffs zu folgen: widersetzte.

Der Morgen erschien, und Waltram, als ein menschenkundiger Mann, wurde nach dem ersten Blicke auf den Pfalzgrafen gewahr, was durch ihn erregt in seinem Innern vorgegangen war. Um den Verdacht: daß er aus Gunst gegen den Grafen von Thüringen handelte; ganz zu verhindern, gedachte er dessen, was gestern der wichtigste Gegenstand der Unterhaltung gewesen war, jetzt um so weniger, da er gewiß voraus sahe, daß Friedrich bald selbst das, durch die Nacht geendigte, Gespräch fortsetzen würde. Seine Erwartung wurde erfüllt.

Eure Reden — sprach Friedrich — haben mich erschüttert. Ich, der fest zu stehen wähnte, schwanke jetzt gleich einem Schilfrohre.

So sey der Augenblick gesegnet, wo ich zu euch zu gehen beschloß — erwiederte Waltram — ohne zu ahnden, daß mir das Glück beschieden wäre, auf diesem Wege etwas Gutes zu schaffen.

Friedrich. O! Herr Bischoff, ich finde die folterndsten Zweifel, den fürchterlichsten Kampf in mir selbst nichts Gutes!

Waltram. Dafür werdet ihr es um so mehr in der Wirkung dieser Uebel finden. Euer Selbstkampf wird sich legen, so bald eure Zweifel gehoben sind, das mir fürwahr nicht schwer werden soll!

Friedrich. Meint ihr, daß es so leicht ist, einem Eide jene Verbindlichkeit zu nehmen? Nur dann, wenn ihr dieses könnt, mögt ihr meine Zweifel heben!

Waltram. Einem erzwungenen Eide, durch Täuschung der Sinne bewirkt, gebricht diese Verbindlichkeit ohnehin, und nur allzuzarten Gewissen zu frommen, ist uns, den Dienern Gottes, die Gewalt gegeben, von solchen Eiden zu entbinden. Ist euer Gewissen eins dieser allzuzarten: so will ich euch von einem Eide lossäblen, der euch vor keinem Gerichte gedacht werden wird.

Friedrich. Geist meines Grosvaters umschwebe mich und lispele mir Wankenden den Entschluß zu, der sonder Beschwerung meines Gewissens der beste ist!

Waltram. Ist es diesem seligen Geiste vergönnt, euren Wunsch zu erfüllen: so muß euch jetzt eine geheime Stimme zurufen: folge Waltrams Rathe!

Zu oft hatte Friedrich schon während der verflossenen Nacht diese Worte zu hören geglaubt, als daß er sie nicht jetzt, noch stärker tönend, hätte hören sollen. Es war ihm nicht, als ob dieser Zuruf aus seinem Innern empor stiege, nein, getäuscht durch seine Phanthasie

glaubte

glaubte er ihn wirklich in sein Ohr dringen zu hören. Er folgte demnach dem Rathe des Bischoffs, ließ sich von seinem Eide entbinden und freute sich seines Erbietens: daß er zu dem Grafen Ludwig gehen und die Aussöhnung desselben mit ihm bewirken wollte. Ludwig zur Aussöhnung geneigt, machte es dem Bischoff nicht schwer, seine Absicht zu erreichen. Noch an dem nämlichen Tage kam sie zu Stande. Friedrich nahm seine Ausfoderung zurück, gelobte eidlich, sie nie wieder zu erneuern, noch den Grafen von Thüringen und seine Gemahlin je wieder im geheim oder öffentlich der Ermordung seines Vaters zu beschuldigen und erhielt dafür alles, was ausser Scheiplitz, zu dem Witthum seiner Mutter gehörte. In dem Besitze dieses Ortes bis an ihren Tod versprach er sie nicht zu stören.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ludwig erinnert seine Gemahlin an ihre mütterlichen Pflichten.

Voll inniger Freude, über die Beendigung des widrigen Zwistes mit seinem Pflegesohne kehrte

Ludwig in die Arme seiner Gemahlin zurück, fand aber ihre Stimmung nicht mit der seinigen in Einklang. Liebe für ihren Gemahl machte zwar Adelheiden die Beylegung seines Zwistes angenehm, ihr selbst wer konnte sie die Heiterkeit nicht wiedergeben, die seit dem Tage, wo Friedrichs Worte sie zu Boden gestürzt hatten, von ihr geflohen war. Ludwig traf sie des Vorsatzes voll: nicht dann erst, wenn ihr Ende sich nahen würde, sondern jetzt in das Kloster zu Scheiplitz zu gehen; um der Schmach zu entfliehen, die sie fernerhin erdulden zu müssen fürchtete.

Friedrich hatte zwar Stillschweigen eidlich gelobt, allein Adelheid zweifele, daß er seinem Schwure treu bleiben würde, so wie sie gewiß überzeugt zu seyn glaubte, daß er nie die Hand zum Frieden geboten haben würde, wenn Ekkard in seinem Lager gewesen wäre.

So bald dieser blutdürstige Mann zurückkehrt — sprach Adelheid — wird Friedrich die kaum beendigte Fehde von neuem beginnen und sich von seinem Geschöpfe, den Abt Friedrich zu Goseck, von dem Eide loszählen lassen, den er euch leistete.

Ihr quält euch mit unnützer Furcht, geliebtes Weib — antwortete Ludwig — Einmal ließ sich Friedrich von dem Ritter Ekkard

täuschen, nun aber, da er erkannt hat, wie er sogar nichts im Kampfe mit mir gewinnen kann, wird des Ritters List ihn nie wieder zu berücken vermögen. —

Ein Blick auf den so leicht zu täuschenden Friedrich läßt mich das Gegentheil nur allzugewiß ahnden — seufzte Adelheid.

Wozu, Liebe, diese selbst geschaffene Qual — entgegnete Ludwig — Ahndungen sind trügend. Warum willst du also durch so trügende Dinge dir Kummer machen lassen?

Weil ich leider nur schon allzuoft überzeugt wurde, daß meine Ahndungen nicht trogen — antwortete Adelheid — Entsinnst du dich noch, daß du einst, meine Ahndungen verachtend, voll hohen Vertrauns auf Heinrichs Wort, getrost nach Spira giengst und es dann zu spät, im Kerker auf dem Giebichenstein, bereuetest, daß du meine Ahndungen nicht geglaubt hattest? Nein, jetzt da es noch Zeit ist, will ich mich in das Kloster zu Scheiplitz verbergen, ehe vielleicht meine Kinder und Alle, die um mich sind, vor mir, der Mörderin, fliehen.

Und willst also, um der Täuschung eines Hirngespinstes zu folgen — suchte Ludwig Adelheidens Entschluß zu ändern — deine Cecilie

unterzogen und deine Adelheid noch nicht ganz ausgebildet verlassen?

Ludwig hatte seiner Gemahlin mütterliche Liebe erweckt und bemühte sich nun, sie immer lebhafter und thätiger zu machen, wodurch es ihm endlich gelang, von Adelheiden das Versprechen zu erhalten: daß sie sich nicht eher von ihm und ihren Kindern reissen wollte, bis Friedrich die beygelegte Fehde erneuern und die zurückgenommene Ausfoderung ihrem Gemahl zum zweyten mahle senden würde.

Gleich Anfangs hatte Ludwig vermuthet, daß der Bischoff zu Naumburg sich des Mitlergeschäfts zwischen ihm und seinem Pflegesohne, nicht eben aus Menschenliebe, sondern aus andern Absichten unterzogen hätte, aber erst nach drey Monaten sahe er seine Vermuthung bestätiget. Weislich hatte Waltram bis jetzt geschwiegen, und den Verdacht: daß er absichtlich gehandelt hatte; von sich abzulehnen, nun aber ließ er ein Sendschreiben an den Grafen ergehen, in welchem er alle Beredsamkeit anwendete, Thüringens mächtigsten Fürsten für den Kaiser zu gewinnen. Er glaubte den Grafen von Thüringen durch Schmeicheley und Opfer, dem Ehrgeitze gebracht, zu reizen und beehrte ihn deshalb sehr oft mit dem Titel eines durchlauchtigen und glorwürdigen Fürsten, vergas auch

nichts um ihn zu überreden, daß nicht Partheylichkeit für den Kaiser, sondern nur Freundschaft für den Grafen seine Feder führte.

Waltram verschwendete seine Schmeicheleyen und seine Ehrentitel vergebens. Ludwig wollte sein Schreiben gar nicht beantworten, doch übertrug er nach einiger Zeit die Beantwortung desselben seinem Freunde, dem Bischoffe Stephan zu Halberstadt. Stephan schien von seinem Vorweser den Haß gegen den Kaiser geerbt zu haben, aus welchem die Antwort an den Bischoff zu Naumburg floß. Sie war bitter und wurde das immer mehr, je länger Stephan fortschrieb. Er begnügte sich nicht damit, den Bischoff der Simonie und Ketzerey zu beschuldigen, sondern erlaubte sich auch Anzüglichkeiten gegen den Kaiser, indem er diesen einen gebannten Ketzer nannte, der des Namens eines Königs nicht würdig wäre und für Geld, Schmeicheley und Vergunst zum Ehebruch Bisthümer vertheilte, durch welche Mittel Waltram auch das Einige erschlichen hätte; und schloß mit der Versicherung: daß Graf Ludwig für einen solchen Mann nie und am wenigsten wider sein Vaterland fechten würde.

Unwillig seinen Zweck verfehlt zu sehen, bereuete Waltram, daß er sich, nutzlos für ihn, so viele Mühe gegeben hatte, den Pfalzgrafen

von Sachsen mit seinem Stiefvater auszusöhnen. Sich an den letztern zu rächen, sendete er einen seiner Dienstmannen nach Weissenburg, mit dem Auftrage: den Pfalzgrafen nicht nur zur Erneuerung der Fehde, sondern auch zu einer zweyten Kampffoderung zu bewegen. Daß dieser Mann nicht als Waltrams Abgeschickter erschien, bedarf wohl keiner Erinnerung, und euch, theure Leser, zu erzählen, unter welcher Vermummung er bey dem Pfalzgrafen auftrat und welcher Mittel er sich bediente, ihn nach dem Willen des Bischoffs zu leiten, ist uns der wenige Raum, den wir noch übrig haben, zu theuer, auch gehört dies weniger in Ludwigs als in Friedrichs Geschichte, daher nur so viel, als der Zusammenhang nöthig gemacht.

Ritter Ekkard war entschlummert, eine Folge der Beschwerden, welchen er sich bey der Fehde seines Herrn mit dem Grafen von Thüringen Preis gegeben hatte, ohne zu bedenken, daß sein Körper, vom hohen Greisenalter geschwächt, diese Beschwerden nicht mehr zu duld[illegible] vermögte. Vielleicht trug auch der Gram, bey seiner Rückkehr, in das Lager des Pfalzgrafen, den Zwist beendigt zu sehen, dessen Anfang er mit saurer Mühe bewirkt hatte, viel dazu bey, sein graues Haupt vor der Zeit in die Grube zu stürzen, besonders weil es ihm bey

allem Bestreben unmöglich war, die Gewalt über den Pfalzgrafen, die er vorher besessen hatte, wieder zu erhalten.

Gleich nach seinem zweyten Gespräche mit dem Ritter hatte Friedrichs Inneres zuweilen sich dawider empört, seiner Leitung und dem Willen seines Grosvaters zu folgen. Anfangs geschahe dies nur aus Gefühl der Liebe und der Dankbarkeit, späterhin auch aus Unwillen, daß er in seinen Unternehmungen wider den Grafen von Thüringen nicht glücklicher war. Selten waren zwar diese Anwandlungen von Reue über das, was er that, dann aber auch so heftig, daß Friedrich nur durch die Erinnerung an seinen Eid zur Vollendung des angefangenen Werkes vermogt werden konnte. Nun, da Bischoff Waltram ihn von diesem Eide entbunden hatte, stellte sich den Regungen seiner Liebe und seiner Dankbarkeit nichts mehr entgegen, daher Ritter Ekkard ohne den Trost: den Willen seines seligen Herrn vollbracht zu haben; von hinnen scheiden mußte.

Ohne Erfolg arbeitete daher auch Waltrams Abgeschickter für den Nutzen seines Herrn, bis er endlich den Abt zu Gosek zu Hülfe nahm. Durch die Ueberredung des letztern und durch seine Klagen: daß Ludwigs Aufseher über die seinem Kloster nahe gelegenen Länder, zu

weilen auch so gar seine Gerichtsvögte in die Rechte des Klosters Eingriffe wagten; wurde endlich Friedrich bewogen den Grafen von Thüringen von neuem zu befehden.

Die Nachricht hiervon machte unserm Ludwig weniger Kummer, als die Furcht: daß Adelheid ihren Vorsatz: sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen; nun nicht länger unausgeführt lassen würde; doch erhielten seine Bitten endlich so viel, daß Adelheid versprach: nur dann erst den Schleyer zu nehmen, wenn Friedrich seine Foderung zum Zweykampfe erneuern sollte. Damit die Liebe ihres Gemahls sie nicht täuschen könnte, beschloß sie, ihn ins Feld zu begleiten, um hier selbst auszuspähen, was diese Liebe ihr vielleicht verbergen möchte.

Zum erstenmale befand sich jetzt Adelheid in dem Getümmel des Kriegs, sie war aber so glücklich keine Zeugin der Schrecken desselben zu werden. Ludwig bewies, daß der Abt zu Goseck seine Diener unrecht beschuldigt hätte und hiedurch und durch die freundschaftliche Verwendung des Markgrafen Heinrich zu Meissen und des Grafen Ulrichs zu Weimar, wurde der völlige Ausbruch dieser Fehde verhindert.

Friedrich hatte nun Friede von aussen; aber auch in seinem Innern wünschte er Friede, und dieser konnte nur durch die Verzei-

bung seiner Mutter und durch völlige, nicht nur politische, Aussöhnung mit seinem Pflegevater gegründet werden. Lange kämpfte Friedrich mit sich selbst, ehe er sich entschliessen konnte, denen, die man bey ihm der Ermordung seines Vaters angeklagt hatte, sich wieder zu nähern. Die Partheyen dieses Kampfes waren ungleich, daher der Sieg bald zum Vortheile der stärkern entschieden wurde.

Die Empfindungen Friedrichs für Adelheiden und ihren Gemahl mußten nothwendig stärker seyn, als für seinen Vater und Grosvater, da er diese nie gekannt, von jenen hingegen unzählige Beweise ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt erhalten hatte. Zuvor hatte Friedrich unter Eltern und geliebten Geschwistern frohe Tage verlebt; einsam und von allen getrennt floß ihm jetzt sein Leben weniger heiter dahin. Innige Liebe zu allen hatte sein Herz erfüllt; und innige Liebe verlöscht so bald nicht. Flammender brannte sie nun wieder in Friedrichs Busen, da ihr kein Ekkard mehr entgegen arbeitete und belebte den Entschluß in ihm: zu seiner Mutter zu eilen, um von ihr Vergebung zu erflehn und die Freuden zu erneuern, die sie und ihre Kinder ihm sonst schufen.

Friedrich bemühte sich so gar, die Schuld von seiner Mutter und ihrem Gemahle zu

wälzen, deren Bewußtseyn seine Liebe beyden entzogen hatte. Weil sein Herz ihn mehr zu ihnen hinzog, als zu dem Vater, den er nicht gekannt hatte, wünschte er sie unschuldig an dem Tode des letztern. Zuweilen, wenn dieser Wunsch recht lebhaft war, stieg dann wohl der Gedanke in ihm empor: daß doch vielleicht der Abt Konrad zu Gosek ihm Wahrheit gesagt haben könnte, und nur Hugos Rachsucht die Schandschrift ausgebrütet hätte, die ihn wider seine Mutter empörte; unfähig war er aber diesen Gedanken zum festen Glauben zu erheben, wenn er es schon nicht unwahrscheinlich fand, daß sein Grosvater vielleicht nur deshalb der Schandschrift Hugos Beyfall gegeben hätte, weil sie ein schon zuvor gefastes Vorurtheil begünstigte.

Der Bau der Klöster zu Reinhardsbrunn und Scheiplitz und das Benehmen seiner Mutter, als er sie zum letzten mahle gesehen hatte, dies war es vorzüglich, was ihn verhinderte Adelheidens und Ludwigs Unschuld zu erkennen. Er wünschte und hoffte also nur, daß beyde unschuldig wären; und weil es ihm durchaus unmöglich war, seine Meynung nach seinem Wunsche zu leiten, nahm er sich vor, die Begebnisse der letztern Monden wo möglich ganz zu vergessen, seine Mutter und ihren Gemahl

um das nämliche zu bitten und so, durch die Aussöhnung mit ihnen, die glücklichen Tage sich wieder zu verschaffen, die ihm sonst ihre und ihrer Kinder-Liebe und der Umgang mit ihnen gewährt hatte.

Verzeiht, Mutter — trat daher einst Friedrich unvermuthet in Adelheidens Gemach — verzeiht, daß ich euch Leiden schuf.

O mein Sohn, fühle in dieser Umarmung meine Freude über deine Rückkehr — sank Adelheid in Friedrichs Arme — Lasse uns vergessen was uns trennte und sey du hinfort wieder mein Sohn, wie ich mit unveränderter Liebe deine Mutter seyn will.

Ja, Mutter — erwiederte Friedrich — vergessen wollen wir das Vergangene, seiner mit keinem Worte, mit keinem Blicke gedenken, denn nur dies allein kann unsern Herzen den Frieden wieder geben. Aber wird mein Pflegevater, der mir — wahrlich, Mutter, ich heuchle nicht — der mir immer theuer war, auch damals, als meine Handlungen das Gegentheil zu bezeugen schienen, wird dieser seine Hand zur Aussöhnung so willig bieten als ihr?

Er wird es — versicherte Adelheid.

Ihre zuversichtliche Hoffnung wurd erfüllt. Freudig reichte Ludwig seine Hand zur Aussöhnung, und innerer Friede kehrte wieder in

die Herzen der Verzwifleten, wenn schon ihr Wunsch: des Vergangenen ganz vergessen zu können; nicht so schnell erfüllt wurde, als schnell sie seine Erfüllung herbey flehten. Nur nach und nach gelang ihnen dies sowohl, daß Friedrich nach Verlauf einiger Zeit mit dem Grafen von Thüringen und allen den Seinen, so freundschaftlich lebte, als vor seiner nähern Bekanntschaft mit dem Ritter Ekkard. Bey ihnen lebte Friedrich mehr, als auf seinem Schlosse zu Weissenburg.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Enthält einen Zeitraum von neunzehn Jahren.

Jetzt, theure Leser, vergönnt uns, euch auf wenig Seiten durch einen Zeitraum von neunzehn Jahren zu führen. Unsern Helden und seiner Gemahlin begegnete während dieser langen Zeit so gar nichts Merkwürdiges, daß wir die Begebenheiten anderer Personen in die Seinigen würden weben müssen, wenn wir eine längere Geschichte dieser neunzehn Jahre unterhaltend liefern wollten, dann würden wir aber dem Versprechen, das wir euch vor dem An-

fange dieses Buchs gaben, untreu werden und nicht die Begebenheiten Ludwigs des Springers, sondern eine Geschichte seiner Zeit schreiben, oder wir müßten Abentheuer erdenken, von denen Ludwig selbst nichts wußte. Beydes sey fern von uns!

Wir wollen die Materialien zu unserm Buche verarbeiten, wie wir sie fanden, und diese erlauben uns jetzt nichts, als die Bitte an euch: nicht zu vergessen, daß, indem ihr dies neun und zwanzigste Kapitel leset, alle Personen, die ihr in dem Verfolge der Geschichte wieder findet, neunzehn Jahre älter worden sind. Dieser Bitte erinnert euch in Zukunft und uns laßt nun kurz berühren, was im Laufe jener neunzehn Jahre zwar nicht unsern Helden oder seine Gattin selbst betraf, aber doch auf die Geschichte der letzten Jahre ihres Lebens Einfluß hatte.

Von Ludwigs Söhnen könnten wir euch viel erzählen, wenn wir eine Familiengeschichte Ludwigs und der Seinigen zu schreiben gedächten, denn nur in dieser fänden ihre Begebenheiten einen schicklichen Platz. Daher von ihnen nur dies: daß sie, weil in ihrem Vaterlande Ruhe war, im Auslande Nahrung für ihren kriegerischen Geist suchten. Dies war Ludwigs, Heinrichs und Herrmanns Geschäfte

gung, indeß sich Udo alles Ernstes bestrebte, durch Studieren den Ruhm zu erlangen, dem jene mit den Waffen in der H[illegible] nachjagten. Mancherley Abentheuer bestanden Ludwigs weltliche Söhne auf ihren Kriegszügen, auch mischte sich Liebe bisweilen in diese Abentheuer, dennoch blieben alle bis jetzt unvermählt.

Nicht also seine Töchter. Bald nach Beendigung der Streitigkeiten Ludwigs mit seinem Stiefsohne, vermählte sich Kunigunde mit dem Grafen Wigmann und Adelheid mit dem Grafen Ulrich von Weimar, spät folgte aber erst Cecilie ihren ältern Schwestern nach, indem sie die Gattin des Grafen Gerlach von Walderse wurde. So viel in diesem Kapitel von Heyrathsangelegenheiten!

Daß von einer so grossen Anzahl Menschen, als die Zahl derer, mit denen wir euch in dem Vorhergehenden bekannt machten, in einer Zeit von neunzehn Jahren viele starben, werdet ihr, liebe Leser, leicht ermessen können. Da wir aber glauben, daß es euch wenig vergnügen würde, wenn wir euch eine lange Todtenliste lieferten, so nennen wir euch von den Verstorbenen nur drey, und geben euch übrigens volle Erlaubniß, alle Bekannte, die ihr in dem letztern Kapitel dieses Buchs wieder finden wer-

bet, nach eurem Gutbefinden für physisch, moralisch oder politisch tod zu halten.

Kaiser Heinrich der Vierte endigte sein unruhvolles Leben im Jahr 1106. Nicht Alter, sondern Widerwärtigkeiten, die er im rastlosen Kampfe mit misvergnügten Fürsten, mit den Päbsten oder mit seinen eignen Söhnen erduldete, führten seinen Tod herbey und endigten sich auch mit diesem noch nicht, da Pabst Paschalis der Zweyte noch seinen entseelten Körper verfolgte. Auf seinen Befehl wurde er wieder aus der geweihten Erde zu Lüttich gegraben, in welcher ihm des dasigen Bischoffs Ergebenheit eine Ruhestelle gegeben hatte. Der Leichnam mußte nun zu Speier fünf Jahre lang unbeerdigt stehen, bis endlich Heinrich der Fünfte, von dem unversöhnlichen Pabste, die Loszählung seines Vaters vom Banne bewirkte. Heinrichs Tod machte den Thüringern Freude, weil sie sich von seinem Sohne günstigerer Gesinnungen schmeichelten.

In tiefe Trauer hingegen stürzte den Grafen von Thüringen und sein ganzes Land der Tod des wackern Grafen Wilhelms. Freunden und Wohlthätern fliessen willig Thränen auf die Gruft; und Graf Wilhelm war dem Grafen Ludwig und den Seinigen ein Freund, ein Wohlthäter gewesen.

Auch Heinrich von Eilenburg Markgraf zu Meissen starb und hinterließ seine Gemahlin, Gertrut, schwanger. Die Furcht: daß man ihrem Kinde, ehe es noch gebohren würde, das Erbe seines Vaters entreissen mögte; bewog Frau Gertruten, die weibliche Sittsamkeit zu verleugnen und den vornehmsten Lehnsleuten ihres verblichenen Gemahls ihre Schwangerschaft unwiderleglich zu beweisen.

Dreißigstes Kapitel.

Vergebens bittet Ludwig seine Gemahlin: seinem Alter nicht Ruhe und Freude zu rauben.

Cecilie hatte sich zu Anfange des Jahres 1110 vermählt und Adelheid, nunmehr von allen ihren Töchtern getrennt, beschloß der Kirche das Opfer nicht länger vorzuenthalten, das sie ihr schon vor zwanzig Jahren gelobt hatte. Sie machte ihrem Gemahle ihren Entschluß bekannt: sich in das Kloster zu Scheiplitz zu begeben, um hier durch Abgezogenheit von allem Irdischen und durch Reue und Buße, sich zu dem künftigen Leben vorzubereiten und ein Gelübde zu

erfüllen,

erfüllen, dessen Erfüllung sie, sonder Verletzung ihres Gewissens, nicht länger verschieben dürfte.

Schrecken bemächtigte sich des Grafen von Thüringen, als er den Entschluß der Gefährtin seines Lebens vernahm. Jene Liebe, mit welcher einst Ludwig erfüllt war, da sie ihn öfters von Freyburg nach Weissenburg führte, lebte jetzt zwar nicht mehr in dem Busen des acht und sechszigjährigen Greises, aber Greise können nicht minder zärtlich lieben, als Jünglinge, wenn schon ihre Zärtlichkeit andrer Art ist. Graf Ludwig war einer dieser zärtlichen Greise. Der Gedanke an den Tod wäre ihm vielleicht nicht schreckhaft gewesen, aber der Gedanke an die Trennung von seiner Adelheid, hatte namenloses Schrecken für ihn.

Lange blieb er sprachlos, nachdem Adelheid ihren Vorsatz ihm mitgetheilt hatte, aber die Innigkeit, mit welcher er sie an seinen Busen drückte, sie fest mit seinen Armen umschloß — dies beydes verkündigte es laut, daß ihn der Gedanke erfüllte: Weib, ich lasse dich nicht; wenn ihm schon die Kraft gebrach, diesen Gedanken durch Worte auszudrücken. Auch Adelheid fühlte das Schwere der Trennung von ihrem Gemahle ganz. Tiefe Seufzer und heisse Thränen, die über ihre Wangen herab rannen,

bezeugten es; und dem Auge des Helden Ludwig entfloß jetzt, in seiner langen Ehe, die Thräne. Noch hielt er Adelheiden stumm in seinen Armen, als der Bischoff Stephan zu Halberstadt in das Gemach trat.

Euch führt ein guter Engel herbey — kehrte jetzt Ludwigs Sprache wieder.

Und ich danke es seiner Führung — antwortete Stephan — daß ich es euren Dienern verwehrte, euch meine Ankunft zu melden, weil mir so Ueberraschung die Freude gewährte, der Zeuge einer, für eure Jahre, so seltnen Zärtlichkeit zu seyn. Aber ich sehe eure Augen voll Thränen; sehe Schmerz in euren Blicken! Was hat die Zufriedenheit, was hat das Glück des Lebens meiner Freunde gestört?

Ludwig. Das Schrecklichste, wodurch sie gestört werden konnten. Mein theures Weib, bemitleidet mich Freund, mein Weib, die zweyte Hälfte meines Ichs, will mich verlassen!

Adelheid. Aber warum, mein theurer Gemahl, warum macht eine unvermeidliche Nothwendigkeit einen Eindruck auf euch, den kaum der größte unvermuhtete Unfall machen könnte? Ich bitte euch, Herr Bischoff, beweist die Macht der Freundschaft über meinen Gemahl dadurch, daß ihr ihn bewegt, meine unabänderliche Treu-

nung von ihm nicht sich und mir bitterer zu machen, als sie es ohnehin schon ist?

Ludwig. Und ich, theuerster Freund, bitte euch dagegen: sucht meine Gattin zu bewegen, daß sie nicht selbst sich mir entreißt. Geböte der Herr des Lebens über sie: so würde zwar die Trennung von ihr mich tief schmerzen, doch hoffe ich, würde ich mich dem unvermeidlichen Schicksale ergeben; wird aber Adelheid mir früher, als durch den Tod, entrissen: so wird der meinige die unvermeidliche Folge dieser Trennung seyn.

Stephan. Und ich bitte euch beyde, sagt mir zuförderst, wovon hier eigentlich die Rede ist?

Adelheid. Von der Erfüllung eines Gelübdes, das Euch, Herr Bischoff, ja wohl nicht unbekannt seyn kann.

Stephan. Unfehlbar des Gelübdes: in das Kloster zu Schelplitz zu gehen. Verzeiht, daß ich nicht sogleich hieran gedachte, allein es ist schon so lange her, daß ihr mich zum Vertrauten dieses Gelübdes machtet, daß es meiner Vergessenheit gewiß verzeihlich ist.

Ludwig. Wozu diese unnützen unfreundlichen Reden, Herr Bischoff! Vereinigt euch dafür lieber mit mir, um meiner Gattin das

Vorhaben auszureden, dessen Ausführung den letzten Tagen meines Lebens Ruhe und Freude rauben würde.

Adelheid. Ihr würdet euch zwecklos bemühen, Herr Bischoff, wenn ihr thätet, was euer Stand euch verbietet. Doch ich bin überzeugt, daß ihr nicht meinem Gemahle, sondern mir beystehen werdet. Erdenseligkeit gewährte mir das Leben an der Seite meines Gatten, von dem ersten Augenblicke an; und Erdenseligkeit würde es mir auch jetzt noch gewähren, wenn Pflicht und Gewissen mich nicht aufriefen: die so lange verzögerte Erfüllung eines heiligen Gelübdes, nicht länger zu verzögern; und wenn dieser Aufruf mir nicht Ruhe und das Glück raubte, das mir sonst das Leben an Ludwigs Seite gab.

Ludwig. Sagt, Herr Bischoff, kann Paschalis der zweyte nicht von einem Gelübde entbinden, das Gregor der Siebente auflegte?

Adelheid. Er kann es vielleicht, aber nicht mit mehrerem Rechte, als mit dem uns einst Erzbischoff Siegfried einen Ablaßbrief ertheilte.

Stephan. Ihr irrt, Frau Gräfin. Mit allem Fuge könnte der heilige Vater zu Rom den Wunsch eures Eheherrn erfüllen.

Ludwig. O, so erzeigt mir die Barmherzigkeit, Freund, und eilt zum heiligen Vater, damit er meinem theuren Weibe Vergunst ertheilt, bis an den Tod die Gefährtin, die Freude meines Lebens zu seyn. Gern wollte ich euch der Reise überheben, wenn ich nicht fürchtete, daß sich Adelheid, indeß ich pilgerte, der Kirche durch einen unauflöslichen Bund vermählen möchte.

Adelheid. Beschwert euch nicht ohne Nutzen, ehrwürdiger Greis; denn ihr sollt wissen, daß die Jahre vorüber sind, wo jugendlicher Leichtsinn mich zu glauben verleitete: ein Absolutionsbrief könnte erlauben, was Pflicht und Gewissen verbieten. Der heilige Vater Paschalis kann mich von der Verbindlichkeit: dem Aufrufe meines Gewissens zu folgen; nicht loszählen und wenn er unter allen Nachfolgern des heiligen Peters der heiligste und mächtigste wäre.

Ludwig. Wär es möglich, daß ihr, um einer mächtig gewordnen Grille zu folgen — denn was ist es sonst, was ihr Aufruf des Gewissens wähnt — die Sünde auf euch laden wolltet: euren Gemahl dem Tode vielleicht einige Jahre früher zu überliefern?

Stephan. Laßt mich gen Rom ziehen, Frau Gräfin!

Adelheid. Wenn mir von Rom Beruhigung meines Gewissens kommen könnte, dann nähme ich, um meines Gemahls willen, euer freundschaftliches Erbieten gern an, aber diese Ruhe kann nur die Erfüllung meines Gelübdes sichern. Ich will nicht bitter seyn, mein geliebter Gemahl, wie ihr, hingerissen von Anhänglichkeit und Liebe zu mir, es wurdet, sonst würde ich euch fragen: ob es möglich wäre, daß ihr, um die Freuden eures Lebens um ein geringes zu vermehren, die Sünde auf euch lasten könntet: Euer Weib Qualen Preis zu geben, wie sie schon einst, vor mehrerern Jahren, euer lebhaftestes Mitleid erregten?

Ludwig. Man kann auch durch selbst geschaffene nutzlose Qual sich die Ruhe rauben. Dies euer Fall, meine Adelheid!

Adelheid. Vielleicht, daß eine andere an meiner Stelle durch einen Ablaßbrief des heiligen Vaters beruhigt werden könnte; unverborgen wird es euch aber seyn, daß Uebereinstimmung unter den Menschen in nichts seltner ist, als in Gewissenssachen. Ihr kennt meine Empfindungen für euch; und das Bewußtseyn dieser Kenntniß läßt mich hoffen, daß ihr nicht argwohnen werdet: ich würde mich von euch reissen, wenn ich nicht gezwungen wäre, dies Opfer zu bringen. Ihr sagtet vorhin, daß ihr

euch zu beruhigen wissen würdet, wenn der Tod mich von euch schiede, da Widersetzlichkeit gegen den Willen des Schicksals nichts frommte. Die Trennung von euch, welche mir jetzt Pflicht und Gewissen befehlen, ist so unvermeidlich, als Trennung durch den Tod; warum sollte es euch nicht möglich seyn, ihr ohne Murren entgegen zu sehen, da ihr sie noch über dies schon voraus wußtet?

Ludwig. Nein, Adelheid, die Trennung ist nicht so unvermeidlich, als Trennung durch den Tod, denn von dieser kann der heilige Vater zu Rom nicht loszählen.

Adelheid. O, ich bitte euch, gedenkt nicht dieser Loszählung, die für mich sonder Kraft ist. Ich muß es euch wiederholen, daß ich nur durch die Erfüllung meines Gelübdes die Erneuerung der Qualen verhindern kann, an die der bloße Gedanke mich schon schaudern macht. Ich verliere bey der Trennung von der Welt mehr als ihr, denn ihr verliert nur mich, ich Alles; dennoch empöre ich, die Schwächere, mich nicht wider den Willen des Schicksals, sollte ihr, der Stärkere, dies thun?

Auch dieser Angriff auf seinen Ehrgeiz bewirkte nichts bey dem Grafen von Thüringen, so wie alle seine Bitten und die Vorstellungen eines geistlichen Freundes nichts über Adelheis

den vermogten. Er machte einen Versuch, ob seine Bitten, unterstützt von allen seinen Söhnen, vielleicht erlangen würden, um was er bisher vergebens gefleht hatte; allein auch dieser Versuch mislang, worauf Ludwig, zu sehr an seine geliebte Gemahlin gewöhnt, um glauben zu können, daß er getrennt von ihr irgend eine Freude würde geniessen können, seinen Söhnen bekannt machte, daß er auch sie zu verlassen und die Welt mit einer stillen Zelle zu vertauschen gedächte.

Adelheid war die Erste, die ihren Gemahl bey der Liebe zu seinen Kindern und zu seinem Lande beschwor: jetzt noch nicht an die Erfüllung seines Gelübdes zu denken, da jene seiner Gegenwart noch so nöthig bedürften. Ihr selbst versichertet mich ja unlängst — sprach Adelheid — daß Thüringen der Ruhe sich nicht lange mehr freuen würde, weil Heinrich der Fünfte Willens schien, das auszuführen, was seinem Vater nicht gelang. Wenn diese bange Zeit erscheint, wie nöthig werden da nicht unsere Söhne eures Rathes bedürfen; denn sind sie gleich alle keine Knaben mehr, die noch geleitet werden müssen, so mangelt ihnen doch die Klugheit des Greises, durch jahrelange Erfahrung geläutert und erprobt; und diese wolltet ihr ihnen entziehn und sie in ein Kloster vergraben,

wo sie weder euch noch irgend einem Menschen frommen könnte?

Alle Söhne Ludwigs verbanden ihre flehenden Bitten mit den Bitten ihrer Mutter, und Bischoff Stephan gesellte die seinigen und seine freundschaftlichen Vorstellungen auch dazu: Sie siegten. Ludwig versprach, noch nicht von den Seinigen zu scheiden und versuchte es nun noch einmal, seine Gemahlin zu gleichem Entschlusse zu vermögen. Dieser Versuch gelang so wenig als die vorhergehenden und, theils um noch mehrere folgende zu vermeiden, theils auch, das Scheiden von den, geliebten durch den Abschied nicht noch mehr zu verbittern, schlich sich Adelheid zur Nachtzeit aus der Wartburg und war des andern Tages schon mit dem klösterlichen Schleier bekleidet, als ihr Gemahl, auf ihr Geheiß durch ihre Frauen von ihrem Vorhaben benachrichtigt, in Scheiplitz anlangte, um den letzten Versuch, zur Erreichung seiner Bitten zu machen. Die Nachricht: daß Adelheid nicht mehr sein, sondern der Kirche gehörte; verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und dem Auge Ludwigs entrann die zweyte Zähre, welche Adelheid sahe.

Ruhig lebte Adelheid in ihrem Kloster, dessen Aebtißin wenig Monden nach Adelheidens Eintritte starb. Die Klosterfrauen glaubten ih-

re Stifterin nicht besser ehren zu können, als wenn sie sie an die Stelle der Verstorbenen zu ihrer Oberin wählten. Einstimmung war die Wahl und Bestätigung folgte ihr, doch genoß Adelheid dieser geistlichen Ehre nicht lange, da sie schon neun Tage vor Weihnachten starb.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Bund wid[er] Heinrich den Fünften.

Schmerzhaft war dem Grafen von Thüringen allerdings die Trennung von seiner Gemahlin gewesen, doch gelang es ihm nach und nach, sich von ihrer unvermeidlichen Nothwendigkeit zu überzeugen und, als Folge dieser Ueberzeugung, sich zu fassen. Zugleich fand er auch, daß ihm mit Adelheiden nicht die Empfänglichkeit für alle Freuden dieses Lebens geraubt worden wäre, wie er während der Dauer des ersten lebhaftesten Schmerzes befürchtet hatte. Er freuete sich seiner Kinder und des Wohls seines Volks; und die Bemühungen der erstern: den Abend seiner Tage zu erheitern; waren es ohne Zweifel, die ihn über den Verlust seiner geliebten Gemahlin trösteten.

Besonders trug die Gräfin Adelheid zu Weimar viel hierzu bey. Sie lebte mit ihrem Gemahle beynahe mehr bey ihrem Vater, als in Weimar, und machte es sich zum angenehmen Geschäfte, die Freuden seines Lebens nach allen ihren Kräften zu vermehren. Gestört wurden sie aber durch die Nachricht von einem Unfalle, welcher dem Schwiegersohne Adelheidens, dem Pfalzgrafen am Rheine, Siegfried von Orlamünde, begegnet war.

Siegfried hatte kaum seine Neuvermählte heimgeführt, als er von dem Herzoge von Lothringen beschuldigt wurde, daß er dem Kaiser nach Krone und Leben getrachtet hat. Heinrich der Fünfte verurtheilte ihn deshalb, auf einem Reichstage zu Frankfurt, zur Gefangenschaft, und gab ihn dem Bischoffe zu Würzburg zur sichern Verwahrung. Heinrich that nachher seinen Römerzug, und Siegfried schmachtete indessen in Kerker, beklagt von seiner jungen Gemahlin und von Adelheiden und ihrem Vater, der bey der Erinnerung dessen, was er auf dem Giechburgstein gelitten hatte, die Leiden des Pfalzgrafen am lebhaftesten mitempfinden konnte.

Erst zwey Jahre nachher freueten sich Siegfried und die Seinigen der Wiedererlangung seiner Freyheit, doch wurde Adelheiden diese

Freude bald durch den Schmerz geraubt, den sie über den Tod ihres Gemahls empfand. Der Tod des Grafen Ulrich zu Weimar gab bald, ausser seiner hinterlassnen Wittwe, noch vielen andern Menschen Veranlassung zur Betrübniß, da er Thüringen in ähnliche Verwirrungen stürzte, als jene unter Heinrich dem Vierten, deren zurückgelassne Wunden noch jetzt nicht ganz geheilt waren.

Heinrich der Fünfte suchte der kaiserlichen Würde den Glanz wieder zu erwerben, den sie unter seinem unglücklichen Vater verloren hatte. Er bemühte sich daher, nicht nur mehr Macht im allgemeinen, sondern auch vorzüglich mehrere Länder zu erhalten, als die wenigen, welche jetzt die kaiserlichen Besitzungen ausmachten. Sein Vater hatte schon während der Ruhe, die in den letzteren Jahren seiner Regierung in Thüringen herrschte, einige der zerstörten Schlösser wieder hergestellt, und Heinrich der Fünfte setzte nun diese Bemühungen seines Verwesers fort. Jetzt glaubte er auch eine Gelegenheit gefunden zu haben, die kaiserlichen Besitzungen in Sachsen zu vergrössern, indem er die Verlassenschaft des Grafen zu Weimar als ein heimgefallnes Lehn einzuziehen gedachte.

Seit die Macht der Kaiser gesunken war, hatten die Stände sich gewöhnt, auch ihre Lehngüter als forterbendes Eigenthum anzusehen. Die sächsischen und Thüringischen Grossen murreten dennoch über Heinrichs Eingriffe in ihre angemaßten Rechte, und ihre Unzufriedenheit erreichte bald einen höhern Grad. Pfalzgraf Siegfried glaubte, auf die Verlassenschaft seines Schwiegervaters die gerechtesten Ansprüche zu haben, und war um so mehr geneigt, sie mit den Waffen durch zu setzen, da ihn noch heftiger Groll wider den Kaiser erfüllte. Er eilte demnach zuerst zu dem Grafen von Thüringen, von welchem er das Versprechen: ihm beyzustehen; ohne viele Mühe erhielt. Von ihm gieng er zu mehreren thüringischen und sächsischen Fürsten, die er um so eher geneigt fand, sich mit ihm und dem mächtigen Grafen von Thüringen zu verbinden, da sie über die Schritte des Kaisers: was sein Vater in ihrem Vaterlande nicht erreicht hatte, durch zu setzen; mit jedem Tage unzufriedner wurden.

Diese Unzufriedenheit und die Bemühungen des Pfalzgrafen Siegfried, waren die Veranlassungen zu einem so furchtbarem Bunde gegen den Kaiser, als jemals einer wider seinen Vater errichtet worden war. Lothar von Supplingenburg, den unsere Leser schon in seinem

vierzehnten Jahre Beweise seines Muthes haben geben sehen, jetzt Herzog zu Sachsen, war der mächtigste Fürst dieses Bundes, welchem auch Ludwigs Schwager, der Markgraf Rudolph von Soltwedel, Pfalzgraf Friedrich, Stephans Nachfolger, der Bischoff Reinhard zu Halberstadt, der ältere Graf Wiprecht von Gröitzsch und Frau Gertrut beytraten.

Frau Gertrut glaubte ihrem nachgebornen Sohne, der jetzt das sechste Jahr erreicht hatte, Meissen und die übrigen Länder seines Vaters am sichersten erhalten zu können, wenn sie sich an diesen mächtigen Bund schlösse, da Graf Konrad zu Wettin, ein Begünstigter des Kaisers, sich nach dem Besitze dieser Markgrafschaft sehnte, mit der sein Vater schon von Heinrich dem Vierten belehnt worden war, ohne sie jedoch besessen zu haben; auch verleitete Frau Gertruten vielleicht Rache gegen den Kaiser dazu, aufgeregt durch die Beeinträchtigungen, die sie einst von ihm in dem Besitze ihrer Erögrafschaft Braunschweig erfahren hatte. Sehr erwünscht kam daher der besorgten Gertrut dieser Bund, um sich den möglichen Unternehmungen Konrads kräftiger widersetzen zu können.

Kaiser Heinrich glaubte den Bund der Sachsen und Thüringer am ersten zerreissen zu

können, wenn er, ehe er noch ganz befestigt wäre, die Genossen desselben einzeln angriffe. Den Grafen Wiprecht traf seine Rache zuerst. Er belagerte seine Feste Gröitzsch, wurde aber durch Wiprechts und Ludwigs vereinigte Tapferkeit zum Abzuge genöthigt, woraus ihm der Nachtheil erwuchs, daß sein Heer einen tapfern Mann und eine Schaar wackerer Krieger verlor.

Graf Wiprecht der Jüngere war dieser Mann, den der Kaiser durch Versprechungen auf seine Seite gezogen hatte, da aber diese Versprechungen nur dann hätten erfüllt werden können, wenn Heinrich wider die Verbundnen glücklich gewesen wäre, verließ Wiprecht seine Parthey, um zu jenen überzugehen, weil er mit hoher Wahrscheinlichkeit befürchtete, daß Heinrich, da er jetzt in seinen Unternehmungen wider Wenige nicht einmal glücklich war, es dann um so weniger seyn würde, wenn erst das jetzt noch kleine Heer der Verbundnen durch die Ankunft ihrer mächtigsten Genossen, vielleicht noch mehr, als verdoppelt worden wäre.

Zwey und dreißigstes Kapitel.

Ein Opfer väterlicher Liebe.

Heinrich war gegen keinen der verbundnen Fürsten so sehr erbittert, als wider den Grafen Ludwig, weil ein zweyter Versuch Waltrams: ihn von den Verbundnen abzuziehen; so wenig gelungen war, als der erste. Ihn beschloß er daher vor allen andern zu züchtigen und hoffte, daß ihm das jetzt noch nicht schwer werden würde, da seine Macht das Heer der Verbundnen an Stärke weit übertraf.

Ludwig war zwar jetzt ein noch mächtigerer Fürst, als zur Zeit, wo er mit Heinrich dem Vierten kriegte, indem sein Land nicht nur an innerer Stärke gewonnen hatte, sondern auch durch die Herrschaft Sangerhausen, die der sparsame Ludwig seinem Neffen Konrad abkaufte, vergrößert worden war, doch war er immer noch zu schwach, um mit den wenigen der Verbundnen, welche sich schon mit ihm vereinigt hatten, der ganzen Macht des Kaisers widerstehn zu können. Siegfried, Lothar und Rudolph wurden noch mit ihren Schaaren erwartet, auch waren die Völker der Markgräfin von Meissen noch zurück, weil sie zu dem Hee-

re

re des Herzogs Lothar, Gretrutens Schwiegersohn *) stossen sollten, und auf den Bischoff Reinhard war wenig zu rechnen, da er, seit einem Einfalle des Kaisers in sein Bisthum, der für ihn von unglücklichen Folgen gewesen war, unthätig blieb und es kaum noch wagte, sich des Kaisers Freund zu nennen.

Eilend führte deshalb Heinrich einen Theil seines Heeres nach der Feste Duderstadt, von der er wußte, daß sie nur schwach besetzt war, um durch ihre Eroberung festen Fuß in Ludwigs Lande zu gewinnen. Ludwigs Kundschafter hatten ihm Nachricht von dem Vorhaben des Kaisers gebracht, wodurch er veranlaßt wurde, die Besatzung zu Duderstadt ohne Säumen durch eine Schaar zu verstärken, die seine Söhne Ludwig und Herrmann und Pfalzgraf Friedrich anführten. Er selbst blieb mit dem größten Theile seines Heeres dem kaiserlichen gegen über stehen, das von dem Grafen Hoyer zu Manns-

*) Gertrut war die Schwester des Markgrafen Ekkert des Zweyten, dessen Tod sie in den Besitz der Grafschaft Braunschweig setzte. Sie vermählte sich zuerst mit Heinrich dem Festen, Grafen zu Nordheim und gebahr ihm eine Tochter, die den Namen Richenza erhielt und Lothars Gemahlin wurde. Durch ihre Hand bekam dieser nicht nur die Nordheimischen Güter, sondern auch die Grafschaft Braunschweig.

feld befehligt wurde und dem verbundnen Heere bey weitem überlegen war, ob gleich Ludwig und die beyden Wiprechte alle ihre Macht aufgeboten hatten.

Stolz auf seine Uebermacht, that Graf Hoyer öftere Ausfoderungen an seine Gegner, die den jungen Wiprecht und Ludwigs jüngsten Sohn, Heinrich, nicht wenig erbitterten. Mehrmals baten sie ihre Väter den Hohn des Ausfoderens rächen zu dürfen; doch bey diesen alten Kriegern hielt Klugheit dem Muthe die Wage. Sie hatten eine Stellung gewählt, in welcher Hoyer, bey aller seiner Uebermacht, sie nicht ohne Gefahr eines unglücklichen Erfolgs angreifen konnte, vermieden aber dabey weislich, durch seine Ausfoderung aus ihrem vortheilhaften Lager sich locken zu lassen. Ihre nöthige Kälte besiegte auch die Hitze ihrer Söhne, deren einziger Wunsch es war: den Feinden ihren Hohn mit schwerer Hand zu vergelten; welches auch des ältern Wiprechts und Ludwigs ernster Wille beschloß, so bald Lothar oder Siegfried sich mit ihnen vereinigt haben würde.

Endlich kam die längst gewünschte Nachricht, daß Lothar und Rudolph mit einem mächtigen Heere zu ihrer Hülfe heran zögen, und sich schon nahe bey Meissen befänden, wo Frau Gertrudens Krieger sich mit ihnen verbinden

würden. Die Freude über diese fröhliche Botschaft wurde aber, unmittelbar nach ihrer Entstehung, durch eine Hiobspost unterbrochen. Ludwig sendete seinem Vater einen Eilboten, dem es gelungen war, sich aus der Feste Duderstadt zu stehlen, um schleunigen Entsatz zu verlangen, ohne welchen die Feste unausbleiblich verloren gehen würde.

Bey aller Liebe Ludwigs zu seinen Söhnen, war es ihm unmöglich, dies Verlangen so schnell zu erfüllen, als er wünschte und die Noth befahl. Durch den Grafen von Mannsfeld verhindert der geängstigten Feste selbst zu Hülfe zu eilen, sendete er den flüchtigsten Reuter seines Heeres nach Meissen, um seinen Schwager Rudolph zu bitten: daß er ohne Verzug seinen bedrängten Neffen beystehen mögte. Der Eilbote traf den Markgrafen von Soltwedel, mit dem Herzoge von Sachsen schon auf dem Wege an, sich mit dem Heere der Grafen Wiprecht und Ludwig zu vereinigen, und seine Botschaft bewog den Markgrafen, den Herzog Lothar ungesäumt zu verlassen, um Duderstadt zu entsetzen.

Er kam zu spät und erhielt, noch einige Stunden von dem Ziele seines Weges entfernt, die Nachricht: daß die Feste mit Sturm er-

bert, und Herrmann schwer verwundet worden wäre. Tapfer hätten zwar Graf Ludwigs Söhne und Pfalzgraf Friedrich sich gehalten, doch hätte dies die Feste so wenig vor der Einnahme, als sie selbst vor der Gefangenschaft schüzzen können. Markgraf Rudolph beschloß einen Versuch zu machen, ob er seine Neffen ihrer Haft wieder entledigen könnte, kam aber auch hierzu zu spät. Die Gefangenen beklagten den Verlust ihrer Freyheit schon in dem Schlosse Hammerstein, daher Rudolph weiter nichts thun, konnte, als dem Kaiser die eroberte Feste wieder abnehmen.

Rudolph eilte nun, sich mit den übrigen Bundsgenossen zu vereinigen, gieng aber, weil er durch den Grafen von Mannsfeld hieran verhindert wurde, nach Darmstädt, wo Pfalzgraf Siegfried sich gelagert hatte. Er sendete nun einen Boten an seinen Schwager, um sich mit ihm über ihre künftige Unternehmungen zu besreden. Graf Hoyer hatte sich indessen zurück gezogen, um dem Kaiser hierdurch Gelegenheit zu geben, sich mit seinem Heere an das seinige zu schliessen, weil Hoyer ohne diese Verstärkung sich nicht getrauete, etwas wider die Verbundnen zu unternehmen.

Rudolphs Abgeschickter fand die verbundnen Fürsten unschlüßig, ob sie dem Grafen von

Mannsfeld nachfolgen sollten oder nicht, bevor Siegfried und Rudolph mit den Ihrigen zu ihnen gestossen wären. Ludwig schlug vor, die Sicherheit, welche ihnen Hoyers Abzug gegeben hatte, zu benutzen und selbst nach Barnstädt zu eilen, um gemeinschaftlich mit Rudolph und Siegfried über ihre künftigen Unternehmungen Raths zu pflegen. Sein Vorschlag fand Beyfall. Graf Wiprecht der Aeltere gieng mit ihm nach Barnstädt, und beyde übertrugen dem Herzoge von Sachsen indessen die Aufsicht über ihre Krieger, nachdem er ihnen zuvor das Versprechen gegeben hatte: dem Beschlusse, den sie zu Barnstädt machen würden; beyzustimmen.

Graf Hoyer erhielt von der Zusammenkunft Nachricht, und zögerte daher nicht, mit einem grossen Theile seines Heeres die Versammelten zu überfallen. Er führte diesen Entschluß so schnell aus, als er ihn gefaßt hatte, und kam beynahe ganz unbemerkt nach Barnstädt, wo die rathschlagenden Fürsten sich nur mit geringer Bedeckung fanden. Der Wahn: daß sie vor jedem Angriffe sicher seyn könnten, da die Feinde fern von ihnen wären; hatte sie verleitet, ihre Krieger in einiger Entfernung zurück zu lassen. Zu spät erkannten sie die Falschheit ihres Wahns, nun da Hoyers Feldgeschrey ertönte. Die Versammelten ergrif-

sen die Flucht, doch entkamen nun Ludwig und Rudolph mit Mühe, da hingegen Pfalzgraf Siegfried durch Hoyers Hand fiel und Graf Wiprecht gefangen wurde. Graf Hoyer hatte seinen Entzweck erreicht, und nahm daher seinen Rückweg von Barnstädt mit nicht weniger Eil, als er dahin gekommen war.

Ludwig glaubte sich nicht eher sicher, bis er sich bey seinem Heere befinden würde. Das Alter schien seinen Muth geschwächt zu haben, denn ihm, den sonst der Muth nicht verließ, entsank er jetzt ganz. Vergebens bemühten sich Lothar, Heinrich und der jüngere Wiprecht, dem zagenden Grafen Trost und Muth einzusprechen. Ludwig wurde immer verzagter, und theilte bald denen seine Furcht mit, die ihn zuvor hatten trösten wollen. Aufs Aeusserste wurde er gebracht, als er neben dem Verluste seiner Feste Neuenburg erfuhr: daß der Kaiser ihn in die Acht erklärt hätte. Er beschloß sich ihm zu unterwerfen, und brachte in seinem Schwager und dem Herzoge von Sachsen gleichen Vorsatz hervor. Ohne Mühe erhielten diese die Verzeihung des Kaisers, so wie er auch dem Bischoffe zu Halberstadt leicht verzieh; äusserst schwer wurde es aber dem Grafen von Thüringen, Vergebung zu erhalten.

Heinrich verlangte, daß er ihm seine noch verhafteten Söhne zu Geisseln überlassen sollte; und kein Bitten, keine Vorschläge des Grafen konnten die Härte des Kaisers mildern. Lange gieng Ludwig mit sich zu Rathe, was er nun thun sollte, denn seine väterliche Liebe setzte sich eben so sehr dagegen: seine Söhne länger im Kerker schmachten zu lassen; als sich die Liebe zu seinem Volke dawider empörte: sein Land der Uebermacht des Kaisers Preis zu geben. Endlich fiel es ihm ein, daß der Kaiser vielleicht seine Söhne frey geben würde, wenn er sich ihm statt ihrer zur Haft überlieferte und sich als Bürgen ihrer Treue gegen den Kaiser stellte.

Ludwigs väterliche Liebe ließ ihn nicht eher rasten, bis er dem Kaiser jenes Erbieten wirklich gemacht hatte, und Heinrich war nicht nur hart genug, es anzunehmen, sondern dachte so wenig kaiserlich, daß er sein Wort, welches er jetzt dem Grafen gab, nicht hielt. Nicht Ludwigs Söhne sondern nur Pfalzgraf Friedrich wurde nun seiner Haft entlassen, und umsonst berief sich Ludwig auf die Unverbrüchlichkeit des kaiserlichen Wortes. Man sagte ihm: daß für einen Aufrührer, wie er, für einen Frevler, der es gewagt hätte, Heinrich den Vierten schändlich zu verunglimpfen, und der

wahrscheinlich von dem Kaiser nicht glimpflicher dächte und spräche, als er von seinem Vater einst gegen Waltram gesprochen hätte, Gefängniß noch zu milde Strafe wäre, und schlechtere Behandlung in seinem Kerker war die Folge von Ludwigs Klage.

Drey und dreißigstes Kapitel.

Heinrich giebt einen zweyten Beweis seiner Wortbrüchigkeit.

Graf Ludwig hatte kurz zuvor, ehe seine zärtliche Vaterliebe ihn zu dem Entschlusse bewog: an seiner Söhne statt in den Kerker zu gehen; den noch freyen Heinrich mit einer Schaar nach der Wartburg gesandt, weniger um dieser Feste einen tapfern Vertheidiger zu geben, als um den übrig gebliebenen seiner Söhne wo möglich vor dem traurigen Schicksale zu sichern, das seine ältere Brüder betroffen hatte. Heinrich erfuhr daher von der That seines Vaters nicht eher etwas, bis dieser schon zur Einkerkerung abgeführt worden war. Gram und Mitleid, durch den Gedanken an seinen Vater aufgeregt, und der gerechteste Unwille über des Kaisers unedles Bezeigen drohten Heinrichs Busen zu

zersprengen, da seine Erfindungskraft über dies kein Mittel erklügeln konnte, den unglücklichen Vater zu retten.

Eins fiel ihm bey, doch zweifelte er Anfangs selbst gar sehr an dem glücklichen Erfolge desselben. Er wollte sich zu Heinrichs Füssen stürzen und ihn beschwören: seinen alten Vater frey zu lassen und dafür ihn einzukerkern. Die Erinnerung: daß Heinrich seine ältern Brüder nicht für gültige Bürgen der Treue seines Vaters gehalten hatte: erregte in ihm mächtige Zweifel wider die Erfüllung seines Wunsches, die aber doch durch die immer stärker werdende Hoffnung: daß sein kindliches Flehen um die Freyheit seines Vaters Heinrichs hartes Herz erweichen würde; nach und nach verdrängt wurde. Ohne sein Vorhaben zu entdecken, um nicht durch seine Krieger an der Ausführung desselben verhindert zu werden, verließ Heinrich die Wartburg, und würde ohne Zweifel die Freyheit verloren haben, ohne sie deshalb seinem Vater wieder zu verschaffen, wenn nicht ein günstiges Geschick gewollt hätte, daß Pfalzgraf Friedrich ihm auf dem Wege begegnet wäre.

Wohin so schnell, mein Bruder — rief Friedrich dem Eilenden zu.

Heinrich. Vergieb Bruder, daß ich dich, einzig mit dem Gedanken an meinen unglücklichen Vater beschäftigt, beynahe nicht bemerkt hätte. Ich will ihn befreyen, diesen zärtlichen Vater, der sich willig für seine Söhne hingab.

Friedrich. Folgt dir ein Heer, das viele tausend Krieger zählt, dann kannst du dir kühnlich mit dieser Hoffnung schmeicheln; ist aber dein Knappe dein ganzes Gefolge, o dann biete ich dich, gieb sie auf, kehre mit mir wieder heim und danke Gott, daß du noch frey bist!

Heinrich. Nein, zu dem Kaiser will ich fliehen und mich zu seinen Füssen winden, bis er meinem Vater die Freyheit schenkt und dagegen mich versteckt. Aber wo sind Ludwig und Herrmann?

Friedrich. Im Kerker zu Hammerstein. Nicht sie frey zu lassen war des Kaisers Wille, ob er es gleich unserm Vater versprach, nein, der Tyrann lockte den Arglosen nur mit dieser Hoffnung in die Fesseln, die nun ihn sammt seinen Söhnen drücken. Auch dir stellt man nach, damit Graf Ludwig mit all den Seinen der Gewalt des mächtigern Tyrannen erliegen möge. Wende dein Roß, Bruder! Verbirg dich in dem festesten Schlosse, weiche nicht aus seinen Mauern und sey auch innerhalb derselben auf deiner Hut, wenn du nicht Gefahr laufen willst,

durch Verrätherey dem Kaiser überliefert zu werden.

Heinrich. O Bruder, mein Vater, mein Bruder in Ketten — und ich soll nichts thun, sie zu lösen!

Friedrich. Das kannst, das sollst du thun, so wie es auch mein einziges Bestreben seyn wird, ihnen die Freyheit wieder zu verschaffen, aber zu den Füssen des fühllosen, unedeln Heinrichs dich werfen, um dich von ihm zertreten zu lassen, wahrlich nein, das sollst du nicht! Kehre zurück mit mir; und wenn Mitleid und Gefühl für Gerechtigkeit nicht ganz aus den Busen unserer Nachbarn gewichen sind; so werden sie ihre Macht mit der unsrigen verbinden, um unsern Vater und unsere Brüder der Fesseln zu entledigen, in die der harte gewissenslose Heinrich sie wortbrüchig schlug.

Mehr von Friedrichen fortgezogen als aus eigner Wahl, kehrte Heinrich wieder um. Gemeinschaftlich bemühten sich nun beyde, den zerrissenen Bund wieder herzustellen, doch trat ihm für jetzt nur Rudolph und der jüngere Wiprecht bey. Lothar und durch ihn geleitet, Frau Gertrut, so wie Bischoff Reinhard wurden von der Furcht zurück gehalten, mit welcher sie das unglückliche Ende ihrer vorigen Unternehmung wider den Kaiser erfüllt hatten. Die Ver-

bundnen waren daher zu schwach, die Fehde wider den Kaiser zu erneuern und Heinrich und Friedrich ausser Stande, die Freylassung der Ihrigen mit dem Schwerde in der Hand zu begehren. Sie bemühten sich daher, sie durch ihre und ihres Vaters Freunde am kaiserlichen Hofe zu bewirken.

Viele Fürsten verwendeten sich, so wohl für den Grafen Ludwig und seine Söhne, als für den ältern Wiprecht; und ihre Bemühungen waren nicht ganz ohne Erfolg, diesem erhielten sie das Leben, das Heinrichs Grimm ihm zu rauben beschlossen hatte, jenen verschafften sie die Freyheit wieder, doch beydes nicht ohne grosse Opfer. Ludwig mußte seine Freyheit durch die Abtretung der Feste Wartburg erkaufen, und für die Freyheit Wiprechts erhielt der Kaiser von den Söhnen desselben, ausser Gröitzsch, einen grossen Theil seiner Besitzungen zum Lösegelde.

Beyde Festen befanden sich schon in Heinrichs Gewalt, da Graf Ludwig frey wurde. Man hatte ihm während seiner Verhaftung den Trost verweigert, mit seinen Söhnen in einem Kerker zu leben, so wie man auch jetzt seine Bitte: die Ankunft seiner Söhne an dem kaiserlichen Hofe erwarten oder nach Hammerstein gehen zu dürfen, um mit ihnen gemeinschaftlich

heim nach Thüringen zu kehren; unerfüllt ließ. Heinrich gab dem freygelassnen Grafen Befehl: sich unverzüglich in sein Land zu begeben und hinfort, durch aufrührisches Beginnen, des Kaisers gerechten Zorn nicht wieder zu reizen.

Allgemeines Jauchzen tönte in Ludwigs Lande, als seine Bewohner ihren geliebten Vater wiedersahen; seine eigne Freude über die erlangte Freyheit wurde aber durch den Schmerz über den Verlust der, ihm so theuren, Wartburg verbittert. Heinrich, Friedrich und der jüngere Wiprecht waren dem Grafen von Thüringen entgegen gezogen, jene, sich seiner Rückkehr eher freuen zu können, dieser, weil er hoffte, daß sein Vater ihn vielleicht begleiten würde. Wiprecht sahe sich in seiner Hoffnung getäuscht, doch versicherte ihn der Graf von Thüringen, daß sein Vater bald nachfolgen würde. Vielleicht — setzte er hinzu — gesellen sich meine Söhne auf ihrem Heimwege zu diesem Leidensgefährten.

Der zweyte Tag, nach seiner Rückkehr nach Schaumburg, gab dem Grafen Ludwig seinen ältesten Sohn wieder. Seine Freude und die Freude Heinrichs und Friedrichs: den geliebten Ludwig zu umarmen; verhinderte einige Augenblicke lang den Gedanken an den, allen nicht weniger theuren, Herrmann.

Warum, mein Ludwig — sprach endlich der Graf von Thüringen — warum kömmt dein Bruder nicht mit dir? Fürchtetet ihr vielleicht, daß Freude mich, der die Schwäche des Alters zu fühlen beginnt, zu heftig erschüttern würde, wenn ich, vor kurzer Zeit noch selbst im Kerker schmachtend, jetzt in Freyheit zwey frey gewordne Söhne mit einem mahle umarmte?

O nein, mein Vater — erwiederte Ludwig mit bitterm Schmerz und unterdrückter Wuth — Kaiser Heinrich hat schon dafür gesorgt, daß Freude euch nicht zu heftig erschüttere. Nicht wahr, ihr hättet nicht gedacht, daß ein Tyrann so menschenfreundlich seyn könnte?

O, ich beschwöre dich, mein Sohn — fuhr der Graf fort — zögere nicht, mich aus der qualvollen Ungewißheit zu reissen, in die du mich gestürzt hast. Sage, wo ist mein Herrmann?

Im Schlosse Hammerstein — gab Ludwig zur Antwort.

Also hätte Heinrich sein Wort zum zweyten mahle gebrochen — seufzte der Graf — O harter Mann, hast du mich unglücklichen Greis noch nicht genug gebeugt, die wenigen Tage, die meinem Leben noch übrig sind, noch nicht genug verkürzt, daß du durch diese verrätherische Grausamkeit mich ganz niederdrücken,

mein, dir verhaßtes, Leben noch schneller enden willst!

Stumm und traurend saßen Alle einige Augenblicke, bis der mitleidswürdige Greis das schmerzliche Stillschweigen brach.

Welches Vorwandes bedient sich aber Heinrich — fragte er — Hermanns Befreyung, die mir sein Wort versprach, nun zu verweigern? Welches Vorwandes, diese, den Namen eines Fürsten entehrende, Grausamkeit zu rechtfertigen? Oder denkt er vielleicht, er sey groß und mächtig genug, um nach Gefallen Barbar zu seyn und, ohne Furcht vor der Rechtfertigung, Greuelthaten vollbringen zu dürfen! O wahrlich, dann irrt er, und unsere Fürsten verdienten den Namen deutscher Fürsten nicht, wenn sie den frevelnden Heinrich nicht bald mit schwerer Hand fühlen liessen, daß sie ihn nicht deshalb auf den Kaiserthron hoben, um sie und ihre Söhne nach Willkühr mishandeln zu können.

Heinrich sucht sich wirklich zu rechtfertigen — nahm Ludwig das Wort — Mein unglücklicher Bruder beklagte sich, daß er mit seinen gefährlichen schmerzhaften Wunden nicht nur in einem schauderhaften Kerker, in dem der Gesundeste hätte erkranken mögen, geworfen, sondern ihm auch kaum vergönnt wurde, seine Wunden verbinden und heilen zu lassen.

Seine Klagen wurden lauter, so wie sein Schmerz und seine Leiden vermehrt wurden, doch waren sie bey aller Gerechtigkeit bescheiden, und nur in einem Fieberanfalle, eine Folge seiner Wunden, entfuhren ihm die Worte: Tyrann, Unmenschlichkeit und Heinrich etliche mahl. Diese macht ihm jetzt der Kaiser zum Verbrechen, für das er zwey Jahre im Kerker büssen soll, ob gleich Herrmann nach der Wiederherstellung von jenem Fieber in seinen Klagen so bescheiden war, als zuvor, und diese ganz schwiegen, seit er von seinen Wunden wieder geheilt ist.

O mein Herrmann — rief der Graf aus — wie gern wollt ich für dich dulden! Heil dir Adelheid, daß der Tod dich dem Jammer entrückt hat, der meinem Alter aufgehoben war!

Daß der Kaiser — fuhr Ludwig fort — was ich euch sagte, nur zur Entschuldigung seiner Wortbrüchigkeit brauchte — hiervon seyd ihr alle wohl so vollkommen überzeugt als ich. Der Besitz der Wartburg genügt ihm noch nicht, als Bürge eurer Treue, mein Vater. Nur durch die Zurückhaltung eures Todes glaubte er sich derselben ganz versichern zu können, nun da ihm eure gänzliche Vaterliebe bekannt ist.

Wißt

Wißt ihr mir von meinem Vater nichts zu sagen — konnte Wiprecht eine Frage nicht länger zurück drängen, die schon oft auf seinen Lippen geschwebt hatte.

Nichts — antwortete Ludwig — als ähnlich traurige Dinge, wie ich sie von meinem Bruder erzählte. Euer Vater ist zur dreyjährigen Haft im Schlosse Dreifels verurtheilt, ihr selbst zum zweyten mahle geächtet worden.

Zehnmal mögte Heinrich mich ächten — erwiederte Wiprecht — zehnmal der Pabst mich in den Bann thun, wenn nur mein Vater frey wäre. Männer, fließt in euren Adern deutsches Blut, seyd ihr nicht Ahnen dieses biedern Volkes, das Gerechtigkeit und Freyheit ehrt und die Beleidiger, die Unterdrücker derselben verfolgt, so schwört mit mir dem Unterdrücker der freyen Deutschen, schwört dem tyrannischen Heinrich blutige, fürchterliche Rache! Mag er uns ächten, so viel ihm beliebt! Die Vermehrung seiner Ungerechtigkeiten soll nur unsere Rache vermehren.

Wir schwören mit euch — riefen Alle — was gewiß Jeder unter uns schon längst im geheim schwur.

Ja fürchterlich wollen wir uns rächen — setzte der Graf von Thüringen hinzu — aber

ich bitte euch alle, eilt nicht zu sehr mit eurer Rache. Last uns klüglich handeln und mit ihr so lange zögern, bis wir stark genug sind, sie unserm Verfolger schwer und schrecklich fühlen zu lassen. Wir wollen den Bund zu erneuern trachten, den ein Unfall zerriß und mir ist es Pflicht, in dem mächtigsten Genossen desselben, den Muth wieder zu beleben, der ihn schon im Jünglingsalter beseelte und den ich, Gott verzeih mir diese Sünde! vor einigen Wochen schwächte, ohne zu wissen was ich that.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Ludwig bittet den Kaiser um einen fröhlichen Tag.

Seinem Entschlusse gemäß, reiste Graf Ludwig nach Braunschweig, zu dem Herzoge Lothar, den er zur Erneuerung des Bundes wider den Kaiser bereit und willig fand, nur glaubte der Herzog, daß sie sich durch die Verbindung mit noch mehreren Fürsten stärken müßten, bevor sie etwas wider den Kaiser zu unternehmen wagen dürften; und gleicher Meynung fand Graf Ludwig auch seinen Schwager Rudolph, daher sein Wunsch: seinen Herrmann mit gewaffne-

ter Hand von dem Kaiser fodern zu können; nicht so schnell erfüllt werden konnte, als sein Sehnen flehte.

Er versuchte, ob er Herrmanns Freyheit vielleicht durch andere Mittel würde bewirken können, beschwor alle Freunde, die er an Heinrichs Hofe hatte: sich für den unglücklichen Jüngling zu verwenden, und er beschwor sie nicht vergebens. Bald würde Herrmann frey worden seyn, wenn Heinrich die Bitten um seine Freyheit erfüllt hätte. Daß er zur Erfüllung derselben bisweilen Hoffnung machte, war alles, was Ludwigs und Herrmanns Freunde erhalten konnten, immer aber zeigte es sich, daß diese Hoffnung leer gewesen war.

Herrmann seufzte noch in seinem Kerker, als Heinrich im Jahr 1114 seine Vermählung mit Mathilden, der Tochter des Königs Heinrich von England, zu Maynz feierte. Diese Feierlichkeit zog viele Fürsten nach Maynz, dem Kaiser ihre Ehrerbietung zu bezeigen, aus andern Absichten aber fanden Lothar, Rudolph, Friedrich und Ludwig sich ein. Zwar gaben sie vor, aus gleicher Ursache nach Maynz gekommen zu seyn, doch hatte sie der Wunsch dahin geführt, ihren Bund durch einige der anwesen-

den Fürsten zu verstärken und Ludwigs Absicht war daneben: seinem Sohne von dem Kaiser die Freyheit zu erflehen. An einem Tage, den der Kaiser zu allgemeiner Freude bestimmt hatte, hoffte Ludwig, würde er seine Bitte nicht verweigern.

Ludwig und seine Bundesfreunde wußten die wahre Absicht ihrer Gegenwart in Mayntz mit dem Schleyer der Ehrerbietung für den Kaiser geschickt zu verhüllen, doch konnten sie dadurch nicht verhindern, daß ihnen Heinrich kaltsinniger begegnete als allen Andern. Am stärksten äusserte er diesen Kaltsinn gegen den Grafen von Thüringen, der sich jedoch deshalb nicht abhalten ließ, sich dem Kaiser mit der Bitte für seinen Sohn zu nahen, so wenig ihm auch seine Freunde einen glücklichen Erfolg weissagten. Sie glaubten nicht einmal, daß Heinrich ihm verstatten würde, vor ihn zu kommen, allein dies erlaubte er dem Bittenden.

Der Kaiser will mich hören — verkündigte Ludwig jauchzend seinen Freunden — Sehet, er ist nicht ganz so schlimm, als ihr abndetet!

Daß er nur auch eure Bitte erhören mögte — wünschten jene.

Voll Zuversicht, daß er dies thun würde, gieng Ludwig zu ihm, aber in des Kaisers

zornigen Blicken fand er für seine Hoffnung keine Nahrung, und sie sank ganz dahin, als er seine Bitte heraus gestammelt hatte.

Wißt ihr nicht, Graf — fragte ihn Heinrich zornig — daß der heutige Tag unter denen, welche wir hier zu verleben gedenken, einer der fröhlichsten seyn soll? Warum beheiligt ihr uns daher eben heut mit euren Klagen?

Damit die Milde eurer kaiserlichen Majestät — antwortete Ludwig — den Tag, an welchem Alle um mich her sich freuen! auch mir zu einem fröhlichen machen möge.

Dankt es unserer Milde — erwiederte Heinrich — daß wir euren Sohn, einen Majestätsverbrecher wie sein Vater, nicht nach Verdienst, sondern gnädig bestraften.

Ich flehe euch, gnädigster Herr — bat Ludwig — rechnet meinem Sohne nicht zu, was Schmerz und Fieberhitze aus ihm preßte.

Und wir befehlen euch — entgegnete Heinrich — versucht es nicht, den Lauf unserer Gerechtigkeit zu hemmen!

Nein, ihn zu befördern wollte ich wagen — fuhr Ludwig fort — Der Arzt und der Wärter meines Sohnes können es eurer Majestät bezeugen, daß er in der Fieberhitze sprach, was ihm nachher zum Vorwurfe gereichte und

— Eure Majestät wird einem gebeugten Vater seine Kühnheit verzeihen — und Abwesenheit des Verstandes straft Gerechtigkeit nicht.

Hinweg mit dem Frevler — rief Heinrich seinen Dienern zu — hinweg mit ihm, daß er gleich seinem Sohne für seinen Frevel büsse!

Er sprachs und Ludwig wurde verhaftet. Aufgefodert durch die mit ihm verbundne Fürsten, baten viele der Größten des Reichs für den verhafteten Greis. Sie baten vergebens. Voll unerbittlicher Härte, ließ ihn Heinrich von Maynz hinweg zur sichern Verwahrung abführen. Diese Härte empörte die Bittenden und schadete dem Kaiser mehr, als dem Grafen von Thüringen, indem eine grosse Anzahl, der in Maynz gegenwärtigen Fürsten, dem Bunde wider ihn beytrat.

Die mehresten dieser Fürsten entschuldigten Ludwigs Betragen. Einige nannten es gerecht, Andere verzeihlich und nur Wenige erklärten es für ein Verbrechen, weil sie gewohnt waren, alles so zu nennen, wie der Kaiser es genannt wissen wollte. Den tiefsten Eindruck machte Ludwigs Unfall auf die mit ihm verbundnen Fürsten, weil sie nun für ihre eigne Sicherheit ebenfalls zitterten. Ihr neuer Bund war zwar dem Kaiser noch nicht verrathen, doch versprach

dies den furchtvollen Fürsten nicht mehr Sicherheit, da Ludwig nicht aus dieser Ursache verhaftet worden war.

Wie alle Andere hatte er von dem Kaiser Vergebung erhalten, und dieser konnte an seiner Treue weniger zweifeln, als an der Treue jedes Andern, weil nicht nur die wichtigste Feste seines Landes, sondern auch sein Sohn in des Kaisers Gewalt war. Eifrig betrieben daher die erbitterten Fürsten die Verstärkung ihres Bundes, dem auch Viele beytraten, ohne dazu aufgefodert zu werden. Heinrichs Härte gegen den beklagten Grafen von Thüringen, wendete ihre Herzen von ihm, und die Furcht: daß er vielleicht späterhin gegen sie nicht minder hart und ungerecht seyn mögte; zeigte in ihnen den Entschluß: sich durch Verbindungen unter sich in den Stand zu setzen, den Aufwallungen der Ungerechtigkeit des Kaisers Gewalt entgegen stellen zu können; als Befehl der Nothwendigkeit.

Die ältern Bundesverwandten Ludwigs freueten sich des glücklichen Erfolgs ihrer Bemühungen: neue zu werben; nöthige Sorgfalt für ihre Sicherheit hielt sie aber ab, diese Werbungen so lange fortzusetzen, als der Aufenthalt des Kaisers und der Fürsten zu Maynz ihnen Gelegenheit verschaft haben würde, zumal da

an ihrem Bund sich schon so viele Fürsten angeschlossen hatten, als die Thüringer und Sachsen vorher noch nie unter ihren Bundesverwandten zählten. Wir übergehen hier die Namen derselben, weil wir unsern Lesern nicht gern blos ein trocknes Namenverzeichniß liefern wollen; und sie mit allen diesen Männern etwas genauer bekannt zu machen verhindert uns das nahe Ende unserer Geschichte.

Ludwigs Freunde beschlossen also Maynz zu verlassen und schneller noch, als es Anfangs ihr Wille gewesen war, führten sie diesen Entschluß aus, da Lothar geheime Nachricht erhielt, daß er seines Herzogthums entsetzt und Graf Hoyer zum Lohne der treuen Dienste, die er kaiserlicher Majestät geleistet hätte, damit belehnt werden sollte.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft bey den Ihrigen fingen die ältern Verbundnen an sich mit aller Macht zu rüsten, munterten durch geheime Boten die neuen Glieder ihres Bundes, zu gleich schnellen und eifrigen Rüstungen auf und erhielten von allen die Zusage, daß sie mit ihnen in ihren Rüstungen in Schnelle und Stärke wetteifern würden.

Jeder Augenzeuge bewunderte die Eil, mit welcher die Anstalten zum Kriege allgemein gemacht worden, nur den Söhnen Ludwigs

giengen sie zu langsam von statten, da sie sie beschleunigt wünschten, um ihren Vater in Freyheit setzen zu können; keiner aber unter ihnen wünschte ihre Beendigung sehnlicher als Heinrich, bis seine feurige Kindesliebe endlich einen Versuch beschloß, ob es nicht möglich wäre, den geliebten Vater ohne Hülfe eines mächtigen Heeres in Freyheit zu setzen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Graf Heinrich vergißt über eine schöne Dirne seines Vaters.

Heinrich war unter Ludwigs Söhnen der einzige, der für Gesang und Saitenspiel gleich starke Neigung hatte, wie er und, gleich ihm in beyden so geübt war, daß er ein Meister seiner Kunst genannt werden konnte. Was ihm bisher blos Vergnügen gewährt hatte, würde ihm jetzt — hoffte er — grössern Nutzen verschaffen können. Wie ein Spielmann gekleidet und mit einer beträchtlichen Summe Geldes versehen, machte er sich gen Würzburg auf, wo sein Vater im Kerker schmachtete. Durch jenes schmeichelte er sich bey dem Kerkermei-

ser Eintritt erhalten, durch diese ihn bestechen zu können.

Er langte in Würzburg an, wo gleich am ersten Tage ein glücklicher Zufall sein Vorhaben begünstigte. Sich einige Bekanntschaft zu erwerben, spielte er in einem Gasthause, wo sein kunstvolles Spiel bald viele Zuhörer versammelte. Auch die Töchter des Wirthes hörten ihm zu und eine Gespielin, die sie eben heimsuchte und unter Allen Heinrichs Spiel die mehreste Aufmerksamkeit schenkte. Um sich daran noch mehr zu ergötzen, trat sie nahe vor Heinrichen, der aber zu einzig mit dem Gedanken an seinen Vater beschäftigt war, um die schöne Dirne zu bemerken.

Jutta — so hieß die Dirne — war nicht die Einzige, die durch Heinrichs Spiel gereizt wurde, sich ihm mehr zu nähern. Bald drängte sich eine grosse Menge hin zu ihm. Jeder wollte der Nächste seyn, und so kam Jutta, durch das Gedränge hinter ihr, Heinrichen so nahe, daß ihr Gewand ihn berührte. Ein unbescheidner Neugieriger wollte jetzt den Zirkel durchbrechen, in den Heinrich geschlossen worden war. Er stieß an Juttas Nachbarin, diese an Jutta, durch die nun Heinrich einen unsanften Stoß erhielt, der ihn aus seiner

Abwesenheit des Geistes weckte. Er blickte auf und sahe Jutta, ein Mädchen, so schön, wie er noch wenig gesehen hatte.

Vergieb künstlicher Harfner — entschuldigte sich Jutta erröthend — daß ich die lieblichen Töne unterbrach, die du aus deinem Saitenspiele locktest.

Die Röthe, welche ihre Wangen überflog, machte die schöne Jutta noch schöner und Schönheit, wie euch, liebe Leser, nicht unbekannt seyn wird, zaubert abwesende Geister zurück und fesselt sie. Heinrich bewies dieß durch sein Beyspiel, da er durch das Anschauen der schönen Dirne seines Vaters, seit langer Zeit zum ersten mahle, auf einige Augenblicke vergaß. Staunend hafteten seine Blicke an ihr, indeß Jutta ihre Entschuldigung also fortsetzte.

Der Wunsch: deines Spiels mich noch mehr freuen zu können; zog mich so nahe zu dir her, daß ich es nicht vermeiden konnte, einen Stoß, den ich erhielt, auf dich fort zu pflanzen.

Gefällt euch mein Spiel, liebliche Jungfrau? — fragte Heinrich.

Wie mir noch keins gefiel — antwortete Jutta — Es schmilzt das Herz zu unaussprechlich angenehmen Empfindungen. Aber ich

bitte dich Harfner, that dir mein Stoß nicht wehe, so laß dich in deinem Spiele nicht länger stören.

O nein, er that nicht wehe — erwiederte Heinrich — und ich wollte euch gern noch länger spielen, wenn des Gedränges hier nicht allzuviel wäre.

Komm mit in das Gemach meiner Mutter, Harfner — fieng Juttas Gespielin an — Dort drängt dich nichts und meine Mutter freuet sich auch deines Spiels, dem sie hier nicht zuhören kann, weil ein böser Fuß sie zu gehen hindert.

Heinrich folgte den Jungfrauen und spielte vor ihnen, so lange bis er sich erinnerte, daß er nicht nach Würzburg gekommen wäre, um sich schönen Dirnen gefällig zu machen.

Wie würde sich mein Vater freuen — sprach Jutta — wenn er dein liebliches Saitenspiel hörte.

Wer ist euer Vater, schöne Jungfrau? — fragte Heinrich.

Wolf, der Kerkermeister — antwortete Jutta.

Ich wollte mich nicht in Würzburg verweilen — erwiederte Heinrich — wollte heut schon wieder hinaus, aber um euretwillen mög-

te ich schier bis morgen harren, um euch und eurem Vater etwas vorzuspielen.

Und warum nicht heut schon? — fragte Jutta.

Auch das, so ihr es verlangt — gab Heinrich zur Antwort — Wenn soll ich kommen?

In einer Stunde, wenn du kannst — sprach Jutta.

Ich komme, Jungfrau — versprach Heinrich.

Jutta gieng und Heinrich folgte ihr nach, so bald die Stunde verflossen war. Wolf freute sich seiner Ankunft und Heinrich freuete sich, daß Jutta ihn gestossen hatte. Noch lebhafter aber wurde seine Freude, als er bemerkte, daß Wolf nicht nur ein Liebhaber des Saitenspiels, sondern ein Mann war, wie wenig Kerkermeister. Statt der Härte und des Ungestüms, die dieser Art Menschen gewöhnlich sind, äusserte Wolf Menschlichkeit und Gefühl, welche in Heinrichs Busen die Hoffnung hervor brachten: daß er seine Absicht erreichen würde; doch hütete er sich weislich, sie heut schon zu verrathen, weil er seinen Mann zuvor erst näher erforschen wollte. Er verließ jetzt den Kerkermeister, säumte aber nicht des andern Morgens wieder zu ihm zu gehen.

Ich habe Verdienst in Würzburg gefunden — sprach Heinrich zu dem Kerkermeister, der ihn schon fern von sich glaubte — drum will ich noch einige Tage hier bleiben und zu dir, Wolf, komme ich wieder, weil du mir gefällst.

Wolf fürchtete Anfangs, seine Jutta gefiele dem Harfner, diese Furcht verließ ihn aber, da er sahe, daß er die eben abwesende Dirne weder mit den Augen suchte noch nach ihr fragte und, kurz nach ihrer Heimkehr, von ihm schied, nachdem er ihm vorher versichert hatte, daß er ihn, so lange er in Würzburg bliebe, täglich besuchen würde.

Bist du aus Thüringen? — fragte Wolf den jungen Grafen, als er des andern Tages wieder zu ihm kam.

Nein — antwortete Heinrich — aber ich war einmal da. Doch was bringt dich auf diese Frage?

Ich frage nicht für mich — erwiederte Wolf — sondern im Namen des Grafen von Thüringen, den der Kaiser unserm Bischoffe zur Haft gab, und dieser gab ihn mir zur sichern Bewahrung.

Hat der Graf von Thüringen mich gesehen — entgegnete Heinrich, indem er mit schwerer Mühe die Verwirrung verbarg, in die der Kerkermeister ihn gesetzt hatte.

Nein — gab Wolf zur Antwort — aber ein Lied, das du gestern spieltest, hat er gehört. Er sagte: er hätte dies Lied gemacht; und wunderte sich, daß du es wüßtest.

Ich schnappte es weg — sprach Heinrich — da ich zu Schaumburg war und es einmal den Sohn des Grafen von Thüringen singen hörte. Es war ein wackerer Herr, der Graf von Thüringen.

Still — unterbrach ihn Wolf — in Würzburg darfst du dies nicht laut sagen, hier heißt er ein Majestätsverbrecher, ein Aufrührer. Ich aber sage wie du und beklage nur, daß ich dem Grafen sonst nichts verschaffen kann, als Erleichterung seiner Haft. Wahrlich, ich habe noch keinen unter meinen Gefangenen weniger gern in meiner Gewalt gesehen, als diesen biedern Greis.

Aber bemerkt es der Graf von Thüringen nicht, daß du ihm wohl willst? — fragte Heinrich.

Wenigstens minder, als ich es ihm äußern würde, wenn ich nicht fürchtete, daß er mich dann verleiten mögte: ihm zur Flucht behülflich zu seyn — antwortete Wolf — und thäte ich dies, so wäre ich ein unglücklicher Mann, verlöre meinen Dienst, wo nicht gar mein Leben.

Dies war zu viel um nicht den jungen Grafen zweifelhaft zu machen, ob er dem Kerkermeister trauen dürfte, oder nicht vielmehr argwohnen müste, daß er ihn auszuforschen gedächte, allein der Wunsch des erstern und Wolfs redliches Ansehen verscheuchten diese Zweifel bald. Heinrich entdeckte sich ihm und versicherte, ihm und seine Tochter reichlichen Unterhalt, so lange sie lebten, wenn er seinen Vater entwischen lassen würde. Wolf ließ sich bereden und versprach, dem Grafen von Thüringen des andern Tages die Freyheit zu verschaffen.

Ich bringe euren Herrn Vater bis vor die Stadt — sprach Wolf — dann aber, gnädiger Herr, müßt ihr für unser weiteres Fortkommen sorgen.

Das ist nicht schwer — erwiederte Heinrich — wenn nur mein Vater erst glücklich ausser den Mauren der Stadt ist. Mein Knappe lebt hier mit drey Pferden verborgen, eins kauft er heut noch und erwartet uns dann mit diesen vier Rossen. Ich und deine Jutta geben voran aus der Stadt, verkleidet folgt mein Vater mit dir uns nach; wir schwingen uns eilend auf die harrenden Pferde und jagen nach Schaumburg, wo es dir, ehrlicher Wolf, an nichts gebrechen soll. Ruhig und fröhlich kannst

du

du leben und haſt förderhin nicht mehr nöthig, zum Werkzeuge der Ungerechtigkeit dich brauchen zu laſſen.

Wo bleibe aber ich? — fragte Jutta — Ich weiß den Weg nach Thüringen nicht.

Sey ohne Sorgen, gutes Mädchen — tröſtete ſie Heinrich — Ich nehme dich mit auf mein Pferd.

O nein, gnädiger Herr, das wäre zu viel Milde von euch — wendete Jutta ein — Wollt ihr mir aber vergönnen, mich mit auf das Pferd eures Knappen zu ſetzen, ſo werde ich euch freudig danken.

Nein — verſicherte Heinrich — die mittelbare Retterin meines Vaters iſt mir zu theuer, als daß ich nicht ſelbſt, die ungewohnten Beſchwerden einer Reiſe von ihr zu entfernen ſuchen ſollte.

Der ausgedachte Plan gelang nach Wunſche, und ſonder Gefährde langten unſre Reiſenden in Schaumburg an, wo Ludwigs unerwartete Zurückkunft die lauteſte Freude allgemein verbreitete. Auſſer dem Glücke: die Seinigen wieder zu ſehen; wurde Ludwig auch durch die Nachricht von dem mächtigen Bunde, der nach ſeiner Verhaftung wider den Kaiſer errichtet worden war, zur lebhafteſten Freude aufgefodert, zumal da ſchon von allen Bundesverwandten Kunde eingetroffen war, daß ſie nur

noch den Hoftag, den der Kaiser zu Goslar zu halten gedächte, abwarten wollten, ehe sie ihre ausgerüsteten Heere in das Feld führten.

Sind sie versammelt — sprach Ludwig zu seinen Söhnen — dann laßt es uns das Erste seyn: vor Hammerstein zu rücken, um den Kerker unseres Herrmanns zu zerbrechen.

Friedrich versprach, sich mit dem Grafen von Thüringen zu Erreichung dieses Entzweckes zu verbinden, bald aber wurde der verabredete Zug unnöthig gemacht. Ein Abgeschickter des Befehlshabers zu Hammerstein brachte die traurige Botschaft nach Schaumburg: daß Graf Herrmann durch den Tod seiner Haft entledigt worden wäre. Gern hätten Herrmanns Brüder und sein Vater die Wahrheit dieser Nachricht bezweifelt, aber eine Schrift von Herrmann selbst, in den letzten Stunden seines Lebens, unterzeichnet, erlaubte ihnen diesen wohlthätigen Zweifel nicht. Sie wischten sich einige männliche Thränen aus den Augen, dem unglücklichen Herrmann geweihet, dann beschlossen sie, seinen Tod zu rächen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Wiprecht rächt seinen Vater.

Alle verbundne Fürsten wurden von dem Kaiser nach Goslar entboten, keiner aber erschien.

Sie hielten dagegen eine Zusammenkunft zu Kreuzburg, um ihrem Bunde noch mehrere Festigkeit zu geben und um zugleich über die besten Maaßregeln zu ihren weitern Unternehmungen gemeinschaftlich zu rathschlagen. Durch beydes brachten sie den Kaiser noch mehr wider sie auf, welcher sie dadurch bestrafte, daß er sie alle in die Acht erklärte, auch mit den Besitzungen einiger unter ihnen seine Getreuen belehnte.

Das Herzogthum Sachsen erhielt Graf Hoyer zu Mannsfeld, wie dem Innhaber dieses Lehns schon zuvor war berichtet worden, doch nützte dem Grafen Hoyer sein Herzogthum so wenig, als den verbundnen Fürsten die Acht schadete. Der Haß gegen den Kaiser und alles was ihm anhieng, war unter den Unterthanen der Geächteten zu allgemein, als daß sie die Verweigerung ihres fernern Gehorsams zu befürchten gehabt hätte.

Die Unterthanen Ludwigs erhielt nicht dieser Haß allein, sondern vorzüglich die ungeheuchelteste Liebe zu ihrem gütigen Landesvater treu. Unser Vater ist in Noth, laßt uns ihm thätig helfen — rief Einer dem Andern zu — und in kurzer Zeit stand ein so starkes Heer, als Ludwig es noch nie aus seinem Lande gehoben hatte, bereit, seinem Winke zu fol-

gen. Nicht lange durften die Muthigen harren, bis der Ruf zum Kampfe ertönte.

Bey dem Wolfelsholze hatte indessen Herzog Lothar seine Krieger versammelt, mit welchen die übrigen verbundnen Fürsten die ihrigen zu vereinigen versprochen hatten, so bald ein kaiserliches Heer im Felde erscheinen würde, denn für jtzt hatte Lothar sich nicht wider den Kaiser sondern nur wider den Grafen von Mannsfeld, gerüstet, den er durch öfters wiederholte Einfälle in sein Land von einem Versuche: sich des von dem Kaiser erhaltnen Herzogthums zu bemächtigen, abzuhalten wußte. Diese Vorübungen zu wichtigern Kämpfen dauerten nicht lange, denn Kaiser Heinrich säumte nicht die Bitten seines treuen Hoyers: ihm beyzustehen; zu erfüllen. Des Kaisers Wink zog bey Walhausen ein zahlreiches Herr zusammen, ob es schon zuvor sein Wille nicht gewesen war, die Fehde im strengsten Winter zu beginnen. Gefälligkeit gegen Graf Hoyern war jedoch nicht die einzige Ursache, warum der Kaiser seinen Entschluß veränderte, ein Rückblick auf seine erste Streitigkeit mit den Thüringern und Sachsen vielleicht eine noch wirksamere, als jene.

Damals war es ihm gelungen, der Vereinigung der Verbundnen zuvor zu kommen und Vortheile über sie zu erhalten, ehe dies

durch die Versammlung ihrer ganzen Macht erschwert wurde. Eines gleich glücklichen Erfolgs schmeichelte er sich auch jetzt von dem Angriffe wider Einzelne, weshalb er beschloß, dem entsetzten Herzog Lothar die Schwere seiner Rache zuerst fühlen zu lassen, allein die kaiserlichen Völker standen kaum im Felde, als auch schon die verbundnen Fürsten zu Lothars Verstärkung hinzu eilten.

Auch Graf Ludwig ließ sich, weder durch die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs im Winter, noch durch die Bitten seiner Söhne: seines Alters daheim in seinem Lande ruhig zu pflegen; abhalten, zum entscheidenden Kampfe für das Vaterland auszuziehen. Er führte seine Krieger selbst an; und wil er duldeten diese der Beschwerden so mancherley, da sie ihren Anführer sich keiner entziehen sahen, und jeder Blick auf ihn befeuerte ihren Muth noch mehr, weil er sie an die Ungerechtigkeiten erinnerte, die Ludwig von dem Kaiser erlitten hatte.

So bald die verbundnen Fürsten, mit ihren muthigen Kriegern, bey dem Wolfesholze zusammen getroffen waren, sandten sie einen Abgeordneten an den Kaiser, ihm zu erklären: daß sie sich nicht zum Aufruhre, sondern zur Nothwehr gerüstet hätten und ihre Schwerder nicht aus den Scheiden ziehen würden, wenn kaiserliche Majestät geruhen wollte, ihre gerech-

ten Beſchwerden anzuhören und abzuſtellen. Sie boten einen Vergleich an, allein dem Kaiſer gefiel es kaum, ihren Abgeſandten zu hören.

Mit Aufrührern friedlicher Unterhandlungen zu pflegen, iſt wider die Würde unſerer Majeſtät; ſie für ihren Frevel zu züchtigen unſere Pflicht — wendete ſich der Kaiſer erzürnt von ihm hinweg, ehe er noch geendet hatte und gab nun ſeinem Heere Befehl, zum ſchleunigen Aufbruche. Er ſelbſt zog zwar mit, ernannte aber Hoyern, deſſen Treue und Tapferkeit er erprobt hatte, zum erſten Anführer, zu einem der oberſten nach ihm den Ritter Ludolph von Hackeborn.

Des Kaiſers Abſicht war, die Verbundnen zu überfallen, ehe ſie ſeinen Angriff ahnden würden; ſie auszuführen wurde er aber durch ihre Wachſamkeit verhindert und durch den tiefen Schnee, in welchem die Seinigen hatten waden müſſen, wodurch ſie zu ſehr ermattet waren, um den Kampf ſo gleich zu beginnen. Lothar, den einſtimmige Wahl zum erſten Anführer des verbundnen Heeres ernannt hatte, und die übrigen Anführer deſſelben wollten abſichtlich nicht den erſten Angriff machen, um ihre vortheilhafte Stellung nicht verlaſſen zu müſſen, da ſie ohnehin verſichert waren, daß ſeine Hitze dem Grafen von Mannsfeld nicht vergönnen würde, ihre Begierde zum Kampfe lange unbefriedigt zu laſſen.

So vergieng ein Tag, ohne daß beyde Heere dieser gleich grossen Begierde zum Kampfe gemäß gehandelt hätten. Diese Ruhe vor dem nahen Sturme, benutzten die Anführer, den Muth ihrer Krieger noch mehr zu entflammen. Erinnerung an den alten Ruhm der Tapferkeit, an ihre beschränkte Freyheit und an das unerträgliche Joch, mit welchem der Kaiser sie belasten würde, wenn er siegen sollte, waren die Anfachungsmittel, welcher sich die verbundnen Fürsten bedienten, indeß Graf Hoyer die Seinigen bey der Treue gegen den Kaiser und bey der Liebe zu ihm selbst beschwor: jetzt den Ruhm zu befestigen, den sie in frühern Schlachten gegründet hätten. Für ihn selbst war der Besitz des Herzogthums Sachsens Auffoderung genug zum tapfersten Kampfe, denn er vermuthete voraus, daß diese Schlacht entscheiden würde, ob er hinfort Graf oder Herzog heissen sollte.

Der folgende Tag, der erste des Hornungs, brach an, und Graf Hoyer rufte unter seinem Heere die Muthigsten hervor, um mit dem Angriffe nicht länger zu zögern. In den vorhergegangenen kleinen Gefechten mit den Kriegern des Herzogs von Sachsen hatte der Sieg selten zum Vortheile der Mannsfelder entschieden, absichtlich griff daher Hoyer zuerst die Thüringer an, die Ludwig und seine Söhne, Pfalzgraf Friedrich und der jüngere Wi-

yrecht befehligten. Alle waren muthvoll und sehnten sich nach dem Kampfe, doch freuete sich keiner des Angriffs mehr als Wiprecht.

Bevor ich für das Vaterland fechte, will ich meinen Vater an Graf Hoyern rächen — rief er aus, sprengte aus der Reihe hervor und foderte Graf Hoyern zum Zweykampfe. Hoyer nahm die Ausfoderung an, Ritter Ludolph von Hackeborn gesellte sich zu ihm, zu Wiprechten Heinrich von Thüringen; und beyde Heere standen Mauren gleich, den Kampf dieser Helden anzustaunen. Kaum hatte er begonnen, als Wiprechts starker Arm seinen Spieß in Hoyers Brust warf. Hoyer sank von seinem Rosse, Jubelgeschrey lief bey dem vereinigten Heere bis zu dem letzten seiner Glieder fort, indeß Hoyers Krieger bangten. Ihr sinkender Muth erhob sich jetzt wieder, als Ritter Ludolph den Spieß aus Hoyers Brust zog und dieser Wiprechten zum Faustkampfe rief. Wiprecht übergab sein Streitroß seinem Knappen, stellte sich seinem Gegner noch voll hohern Muthes, denn vorher, entgegen und endigte den Kampf bald so ruhmvoll, als er ihn begonnen hatte, indem er den blutenden Hoyer durch neue Wunden vollends zu Boden stürzte.

Jetzt schwang er sich wieder auf sein Roß und eilte zurück zu den Seinigen, die ihm jauchzend entgegen kamen, um wo möglich glei-

chen Ruhm zu erwerben wie er. In wenig Augenblicken wurde die Schlacht allgemein. Hoyers Fall hatte die Verbundnen mit Hoffnung des Sieges, das kaiserliche Heer mit Furcht erfüllt und von beyden äusserten sich die Folgen sehr bald. Der Angriff der Verbundnen war wüthender, der Widerstand der kaiserlichen schwächer, als vielleicht ohne Hoyers Fall beyde gewesen wären. Heinrichs Krieger wichen, ohne daß sein und Ludolphs Zuruf ihren entflohenen Muth wieder zu beleben vermogte, aber vergebens war die Eil ihrer Flucht, denn je schneller sie flohen, je rastloser setzten ihnen die Siegenden nach. Schrecklicher war die Niederlage des kaiserlichen Heeres, unter den fünf und vierzig tausend Todten, die das Schlachtfeld bedeckten, befanden sich von den Verbundnen nur wenige tausend.

Die Sieger endigten die Verfolgung der Geschlagenen erst dann als sie durch die eingebrochene Nacht verhindert wurden, sie länger fortzusezzen. Nun kehrten sie wieder auf das Schlachtfeld zurück und blieben, um einen Angriff des, immer noch starken geflohenen Heeres sonder Gefährde erwarten zu können, unter den Waffen, bis sie des andern Morgens umsonst nach einem lebendigen kaiserlichen Krieger umher spähten. Jezt erst fingen sie an das kaiserliche Lager und auf dem Schlachtfelde zu plündern, doch freueten sie sich der Beute, die sie fanden, weniger als über die

Menge ihrer getödeten Feinde, die von dem vollkommsten Siege zeugte und sie zugleich mit der zuversichtlichen Hoffnung erfüllte: daß sie fort an von dem Kaiser wenig mehr zu fürchten hätten.

Sie beobachteten nun die letzte Pflicht gegen ihre für das Vaterland gestorbenen Brüder, machten ihnen Gruben und wünschten ihnen eine so fröhliche Urständ als rühmlich ihr Tod gewesen war. Unbegraben blieben aber die Todten von des Kaisers Heere liegen, denn Bischoff Reinhard zu Halberstadt, einer der verbundnen Fürsten, belegte Jeden mit dem Banne, der es wagen würde, neben den Verfechtern der Freyheit, denn die wider sie fochten, eine Ruhestätte zu machen.

Zur Erinnerung an die gefallnen Brüder wurde nachher auf dem Platze, wo sie zur Ruhe bis an jenen Tag aufbewahrt wurden, ein Dorf erbauet, das den Namen Todendorf erhielt; und zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg, der Sachsen und Thüringen die Freyheit sicherte, eine Seule errichtet und mit einem geharnischten Manne geziert, der seinen Streitkolben zum tödlichen Streiche erhob. Viele Jahre nachher wallfahrteten die Bewohner beyder Länder noch zu dieser Seule, um hier jenen grossen Tag des Siegs, den Tag, der ihre Freyheit erhielt, zu feiern, und heut noch, Leser! erzählt dir der Landmann, bey Sandersleben und Hattstadt, vom heiligen Jobütte, in welchen spätenhin der Mann mit dem Streitkolben

umgeschaffen und seinem Beystande der Sieg zugeschrieben wurde.

Sieben und dreißigstes Kapitel.
Ludwig erfüllt sein Gelübde.

Die Sieger eilten, ihren Sieg so viel als möglich zu benutzen und neue Siege folgten ihren Schritten. Graf Ludwigs erste Unternehmung, war die Wiedereroberung der Wartburg, die er durch seine Söhne aushungern ließ, um das liebste seiner Schlösser vor der Verwüstung zu sichern, die mit einer Eroberung durch Sturm unvermeidlich verknüpft gewesen seyn würde. Er selbst erstieg indessen den Kikhäuser, wo er das Schloß zerstörte, das Heinrich auf seiner Spitze erbauet hatte.

Wir wollen euch, theure Leser, nicht jetzt noch am Ende des Buchs mit all den Greuelscenen schrecken, deren Schauplatz das unglückliche Thüringen sechs Jahre lang war, da wir euch ohnehin schon so oft in Krieg und Schlachtgetümmel führen mußten und glauben, von euch keinen Vorwurf befürchten zu müssen, daß wir über diese Jahre des Schreckens hinweg eilen. Graf Ludwig gab in ihrem Laufe öftere Beweise, daß sein Alter die Tapferkeit noch nicht vermindert hatte, durch die er sich in frühern Jahren den Ruhm eines Helden erwarb und Ludwig und Heinrich zeigten, daß sie des Namens seiner Söhne würdig wären.

Wenig litt zwar Thüringen an diesem Zeitraume von den Völkern des Kaisers, da sich seine Macht von dem Verluste nicht wieder erholen konnte, den sie in der Schlacht beym Wolfesholze erlitten hatten, doch fühlte das Land die Drangsale des Kriegs deshalb nicht minder, weil wilde Schaaren es durchschwärmten, die sich Krieger nannten, ob sie gleich neue Räuber waren. Damals war es, wo der Adel anfieng sich vom Raube zu nähren, ein Uebel, dem erst einige Jahrhunderte nachher ganz abgeholfen werden konnte, und der Landmann und Bürger litt, mit dem nicht raubenden Adel, durch diese Räubereyen gleich stark. Allgemein wurde daher der Wunsch, daß ein Friede sie beendigen und Ruhe und Sicherheit wieder bringen mögte. Er wurde erfüllt, da Kaiser Heinrich sahe, daß er seine Absichten mit Thüringen und Sachsen nie erreichen würde und er die Herstellung der Ruhe in Deutschland eifrig wünschte, um dann auch seine Streitigkeiten mit den Päbsten schlichten zu können, die ihm nicht weniger Verdruß und Unruhe machten, als ehedem seinem Vater.

Zu Würzburg war es, wo sich von jeder Parthey zwölf Fürsten versammelten, um mit vereinigten Kräften an dem Frieden zu arbeiten, der von allen gleich stark gewünscht wurde. Dieser Wunsch beförderte ihn, er kam glücklich zu stande, wenn schon die Verwirrung, die durch die lange

dauernden Unruhen entstanden war, die Arbeiten der friedestiftenden Fürsten erschwerte.

Auch Graf Ludwig befand sich unter diesen versammelten Fürsten und war einer von denen, die sich am thätigsten für die Wiederherstellung der Ruhe verwendeten. So bald sie durch die Abschliessung des Friedens gesichert war, eilte er zurück in sein Land, wo sein Volk ihn mit lauterm Jauchzen als je empfing, da er als Friedensbote kam. Sehnlich hatten seine Unterthanen den Frieden herbeygefleht, da sie die Beschwerden des Kriegs im Anfange desselben mit ihrer ganzen Last gefühlt hatten. Nach der entscheidenden Schlacht bey dem Wolfesholze wurden zwar dieser Beschwerden weniger, doch waren ihrer immer noch zu viel, um die vorher erhaltnen Wunden heilen zu können.

Dies machte sich jetzt Ludwig zum eifrigsten Geschäft, das ihm aber schwerer wurde, als da die Ruhe, durch die Schlacht zwischen Gera und Droysig gegründet, ihm die Sorgfalt vergönnte, die Seinigen wieder so glücklich zu machen, als sie vor den Verheerungen des Krieges waren. Rastlos arbeitete Ludwig an der Erreichung seines Zweckes beynahe zwey Jahre lang, und doch war alles, was er zu thun vermogte, nur ein glücklicher Anfang zur Ausführung seines menschenfreundlichen Vorhabens. Daß ihm die Vollendung desselben unmöglich seyn würde, schloß er aus seiner zunehmenden Schwäche, die von hohem Alter her-

bey geführet wurde und ihm sein Ende nahe fürchten ließ.

Seine beyden Söhne hatten sich indessen vermählt. Ludwig mit Hedwig, der Tochter des Herzogs Lothar, und Heinrich mit der Wittwe des Grafen Giso von Gudensberg, die ebenfalls Hedwig hieß. Udo war Domherr zu Zeitz und hatte gerechte Hoffnung, den Wunsch: ein Bisthum zu erhalten; der von Kindheit an unter allen seinen Wünschen der stärkste war, bald erfüllt zu sehen.

Der Erinnerung an die Erfüllung des Gelübdes des Grafen von Thüringen stellte sich daher nichts entgegen, was ihm zu noch längerm Leben in der Welt aufgefodert hätte. Auch ließ er sich durch das allmählige Dahinschwinden seiner Kräfte nicht lange vergebens erinnern.

Es war in den ersten Monden des Jahres 1123, als Graf Ludwig seinen Söhnen den Entschluß: in das Kloster Reinhardsbrunn zu gehen; bekannt machte. Ihre Liebe ermangelte zwar nicht, ihn dringend zu bitten: daß er die Erfüllung seines Gelübdes auf noch längere Zeit hinaus setzen mochte; sie schwiegen aber, weil ihr Vater ihnen erklärte, daß sein Entschluß durch nichts erschüttert werden könne, und sie die Festigkeit kannten, die seinen Entschlüssen eigen war.

Ludwig berief hierauf die Edeln seines Landes zusammen, deren Bitten sich nutzlos mit den Bitten seiner Söhne vereinigten; stellte ihnen seinen

Ludwig als seinen Nachfolger vor; bat sie diesem so treu und ergeben zu seyn, als sie es ihm ohne Wandel gewesen wären; sagte ihnen ein herzliches Lebe wohl! und beschloß dann mit der Bitte: es nicht seinem Willen, sondern seinem Unvermögen beyzumessen, daß sie während seiner Regierung das Glück nicht ganz ungestört genossen hätten, welches ihnen geben zu können immer sein eifrigster Wunsch gewesen wäre.

Unsere späten Enkel werden noch die Zeiten rühmen, wo Graf Ludwig, der Vater seines Volkes, in den Jahren der Ruhe Glück und Wohlfahrt in seinem Lande verbreitete, und in den Jahren mörderischer und verheerender Kriege die allgemeine Noth wohlthätig linderte — sprach einer der versammelten Enkeln und wischte sich dann eine Zähre aus dem Auge, von Dankgefühl hervor gelockt.

Von mir, edle Männer — begann jetzt der jüngere Ludwig — nehmt das heiligste Versprechen: daß es unverrückt mein einziges Bestreben seyn wird, in die Fußtapfen meines Herrn und Vaters zu treten.

Die Versammelten riefen nun ihrem geliebten Vater Ludwig noch einmal Heil; schworen dann seinem Nachfolger ewige Treue und entfernten sich, voll herben Schmerzes: daß Vater Ludwig nicht länger unter ihnen leben wollte.

Ludwig trat seinem Sohne seine Länder ab, mit Ausschluß des Schlosses Schaumburg, das er für sich, so lange er noch lebte, behalten wollte und einiger andrer Schlösser, die Heinrich zu seinem Erbtheile erhielt, dann schloß er die geliebten Söhne in seine Arme; wünschte ihnen ein ruhigeres und glücklicheres Leben, als ihm des Schicksals Wille beschieden gehabt hätte; nahm von allen seinen Dienern und, von einem Altane des Schlosses zu Schaumburg herab, auch von seinem Volke Abschied und gieng nach Reinhardsbrunn, wohin ihn die Segenswünsche aller seiner Unterthanen begleiteten, ob schon keiner mit ihm zufrieden war, daß er sich von ihnen geschieden hatte. Traurig rief Einer dem Andern zu: Vater Ludwig ist ins Kloster gegangen; und schmerzlicher noch würde diese Traurigkeit gewesen seyn, wenn nicht jede Handlung des jüngern Ludwigs gezeigt hätte, daß er seinem Volke ein so gütiger und sorgsamer Vater wäre, als der Abgeschiedne.

Nur wenig Wochen hatte Ludwig zu Reinhardsbrunn gelebt, als der Tod ihn zu seiner Adelheid rief. Adelheidens Leichnam war von Scheiplitz nach Reinhardsbrunn gebracht worden, wo Ludwig ihr ein Grabmal errichten ließ und vor seinem Ende befahl: seine Gebeine an die Seite der Lieben zur Ruhe zu bringen, zu deren Geiste sein Geist bald eilen würde.

Der Segen des Entschlummerten wurde an seinen Söhnen erfüllt. Sie lebten ruhiger und glücklicher als er. Ludwig wurde, sieben Jahre nach dem Tode seines Vaters, von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, zum Landgrafen von Thüringen erhoben. Er war der Stammvater aller Landgrafen in Thüringen.

Margarethe von Oesterreich,

Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Zwey Theile.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wenig Fürsten haben vielleicht schmeichelhafte Beynamen mit so vielem Rechte erhalten, als der Herzog von Oestereich, Leopold der Glorreiche, den seinigen, dem er nicht weniger Ehre machte, als er durch ihn geehrt wurde. Im Frieden wie im Kriege gleich groß, wurde er von seinen Unterthanen geliebt, von seinen Feinden gefürchtet, und von jedem seiner Zeitgenossen, der Verdienst zu würdigen wußte, geschätzt.

Die Liebe seiner Unterthanen gewann er sich, besonders durch die Abfassung einer Landeshandveste, welche jedem Stande derselben gleich nützlich war. Dieses Gesetzbuch zeichnete sich durch Bestimmtheit nicht weniger aus, als durch die weise und milde Gerechtigkeit, von welcher es zeugte. Leopold suchte durch dasselbe nicht nur die bürgerliche Sicherheit zu befestigen, sondern auch die Sitten zu verbessern, wozu auch sein eigenes Beyspiel mächtigen Reiz gab.

Voll Zuversicht, daß er ihm helfen würde, konnte jeder Dürftige und Bedrängte zu Leopold

den gehen, dessen Milde im Kleinen wie im Großen half. Unter vielen Beyspielen nur eins. Eifrig bemühte sich Leopold, das Beste seines ganzen Landes und jeder Stadt insbesondere zu befördern, am thätigsten äusserte er aber dieses wohlthuende Bestreben gegen seine Residenz Wien. Lange hatte er schon für ihren größern Flor gearbeitet, viele milde Stiftungen gemacht; sie durch öffentliche Gebäude verschönert, welche Pracht und Nutzbarkeit in sich vereinigten; und sie durch starke Befestigungen wider feindliche Angriffe geschützt, als er einst ihren Bürgern dreyßigtausend Mark Silbers lehnte und durch diese väterliche Unterstützung allgemeinen Wohlstand verbreitete.

Gegen Fremde war Leopold nicht minder menschenfreundlich als gegen seine Unterthanen gütig. Zwey ungarische Prinzen suchten bey ihm zu verschiedenen Zeiten Schutz, und mit der größten Thätigkeit nahm sich ihrer der Menschenfreund Leopold an, indem er zu ihrer Hülfe seine ganze Macht in Bewegung setzte. Wir erwähnen von diesen beyden fürstlichen Flüchtlingen nur des Königs von Ungarn, des jungen Ladislaus etwas näher.

Ladislaus war noch ein Kind, als sein Vater Emerich starb, und seinem Unmündigen ein Reich hinterließ, das ihm Andreas, der Bruder

des Verstorbenen, zu rauben trachtete. Verjagt von ihm mußte sich Ladislaus mit seiner Mutter Konstanze nach Oesterreich flüchten, wo Leopold der klagenden Königin die Versicherung gab: sein Schwerd nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er ihrem Sohne die geraubte Krone wieder erkämpft hätte.

Ohne Zögern begann er den Kampf für die gekränkte Unschuld; Sieg folgte seinen Schritten, und schon sahe er sich dem Ziele nahe, als der Tod den jungen Ladislaus von dem Schooße seiner Mutter riß. Leopolds starker Arm konnte nun der Königin Konstanze nicht länger nützen, doch zeigte sich ihr Beschützer auf eine andere Art, als ihr wohlthätiger Freund. Verbunden mit seiner Gemahlin tröstete er die betrübte Mutter und verwendete sich bey dem Könige Andreas für ihr Bestes.

Konstanze wünschte an den Hof ihres Bruders, des Königs von Arragonien, zurück zu kehren, weil der Aufenthalt auf ihrem Witthume in Ungarn sie allzuoft an ihren Verlust erinnern und das Heilen der Wunden verhindern würde, die ihr der Tod ihres Gemahls und ihres Sohnes geschlagen hatten. Leopold vermogte den König Andreas, Konstanzen ihr Witthum durch eine Summe Geldes zu vergüten,

und ihre Abreise nach ihrem Vaterlande nicht zu verhindern.

Durch Leopolds Vermittelung wurde diese Konstanze nachher die Gemahlin des römischen Königs, Friedrichs des Zweyten. Glücklich durch gegenseitige Liebe dankten beyde Leopolden oft, mit aller Wärme des Gefühls ihres Glückes, daß er der Gründer desselben geworden war, und auch dann noch, als der Tod seine geliebte Gemahlin bereits von ihm getrennt hatte, dankte Friedrich oft dem Herzoge von Oestereich für den Genuß der frohen Stunden der vergangenen Zeit.

Leopold war einer der ersten Fürsten gewesen, die Friedrich den Zweyten als römischen König anerkannten, und seine Treue gegen denselben blieb unwandelbar bis an seinen Tod; weder Furcht vor der Menge der Feinde Friedrichs, noch vor dem Banne des Pabstes, des Unversöhnlichsten und Mächtigsten unter jener Menge, vermogten sie zu erschüttern. Leopold sahe in Friedrich den Zweyten den großen ruhmwürdigen Fürsten, den jeder unverblendete Beobachter in ihm bewundern muste; und fern von aller Theilnahme an den Verfolgungen des Pabstes gegen diesen großen Kayser, war er immer bereit, ihm mit seinem Rathe oder seinem Schwerde zu dienen.

Nur zur Nothwehr oder zum Kampfe für Bedrängte bewaffnete sich Leopold, und kehrte dann immer mit Lorbeern gekrönt von dem Kampfplatze zurück. Den schönsten Kranz derselben hatte er in Palästina errungen, wo sich Damiate an ihn ergab. Der Denkungsart seines Zeitalters gemäß, hatte Leopold einen Kreuzzug unternommen, geleitet von Frömmigkeit, die ihn auch bewog, einige geistliche Orden, die noch nicht in seinem Lande blüheten, dahin zu verpflanzen.

Geliebt von seinen Unterthanen und geehrt von seinen Zeitgenossen war Leopold glücklich als Fürst, aber in seinem häuslichen Leben war er es weniger, obgleich seine Vermählung nicht von der Staatskunst, sondern allein von Liebe geleitet worden war.

Es war im Jahre 1202, als Leopold an dem Hofe des Kayserś Philipp die Prinzessin Theodore sahe, die ihre Verwandte, die Kayserin Irene, von Konstantinopel nach Deutschland begleitet hatte. Sie war schön und Irenens Busenfreundin, welches, wie uns dünkt, genug ist, sie unsern Lesern mit wenig Worten zu schildern. Die Busenfreundin Irenens mußte nothwendig ein nicht minder vortreffliches Herz und einen eben so hellen Verstand besitzen, als diese große Kayserin; und beydes war Theo-

borens Eigenthum, wodurch sie sich Irenens innige Freundschaft verdiente.

Zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte beginnen, hatte Leopold bereits drey und zwanzig Jahre an der Seite seiner Gemahlin gelebt, ohne daß ihre gegenseitige zärtliche Liebe durch diese lange Reihe von Jahren wäre vermindert worden. Gegründet auf Achtung und innere Vorzüge, verlohr sie zwar an hochlodernem Feuer, gewann aber an unverlöschlicher sanft wärmender Gluth, jemehr jene innern Vorzüge, durch mancherley Begebenheiten, die durch eine Reihe von Jahren herbey geführt wurden, Gelegenheit bekam, sich zu entwickeln.

Theodore beschenkte ihren Gemahl mit drey Söhnen und vier Töchtern, von denen aber die ersten für Beyde zu Quellen des Kummers wurden. Leopold, der Erstgebohrne dieser Söhne, berechtigte die Eltern von seiner frühesten Kindheit an zu den größten Hofnungen, deren Erfüllung aber durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde.

Der junge Leopold lebte zu Kloster Neuburg, um sich hier, fern von dem Geräusche des Hofes, ganz den Wissenschaften zu widmen, durch deren Erlernung er sich zum künftigen Regenten vorbereiten sollte. Im neunten Jahre seines Lebens kletterte er, zu einer Zeit, wo eben

sein Lehrer vergaß, daß ein Zögling, von so lebhaftem Geiste, wie Leopold, steter Aufsicht bedürfe, auf einen Baum, von dem er so unglücklich herabfiel, daß er nach wenig Augenblicken sein Leben endigte. Der Schmerz der Eltern über seinen Tod war um so grösser, je weniger sie sich von ihren beyden jüngern Söhnen gleiche Hofnung machen konnten, wie von dem Verunglückten.

Heinrich, der Aelteste unter beyden, machte seinen Eltern die wenigste Freude. So viel Mühe sie sich auch gaben, in ihm die Milde zu erwecken, die in ihrem Busen lebte, so wenig gelang dieses Bestreben; Heinrich blieb rauh und hart. Mit Stolz und Verachtung behandelte er seine Diener und seine Lehrer, die er ehemals als seine Diener zu betrachten pflegte, und kannte keine gröbere Freude, als Thiere zu martern, wovon selbst zwey Hunde, seine Lieblinge, nicht ausgenommen waren. Leopold und Theodore machten das Versehen, daß sie ihren Sohn durch Strenge bessern wollten, wodurch sie ihn aber nur noch mehr verhäteten. Zu spät erkannten sie ihren Fehler und bedienten sich der Milde deren Anwendung früher wahrscheinlich vortheilhaft gewesen seyn würde, nun aber ohne Erfolg blieb, weil der Hang zur Grausamkeit schon zu tief in Heinrichen gewurzelt war.

Weniger Besorgniß für die Zukunft als sein älterer Bruder, machte Friedrich seinen Eltern mit einem zügellosen Leichtsinn, durch welchen seine übrigen guten Eigenschaften verdunkelt wurden. Beyde Brüder liessen schon früh Streben nach Hoheit und größerm Ansehen bemerken welches die Eltern mit Furcht, für die Ruhe des Landes und für die brüderliche Eintracht ihrer Söhne, erfüllte.

Den Gram über diese versüßte die älteste Tochter Margarethe, das Abbild ihrer Mutter, von welcher wir Dir, lieber Leser! hier keinen Schattenriß liefern wollen, weil sich im Verfolg dieser Geschichte, wenn wir den Pinsel nicht ganz mit Unkunde führen, ihr liebliches Bild dir mehrmals in seiner ganzen Schöne darstellen wird.

Agnes glich ihrer Schwester, wenn sie sie schon nicht erreichte. Ihrer erwähnen wir nur, weil sie Margarethens Schwester war, die aber schon drey Jahre vor der Zeit, mit welcher unsere Geschichte anfängt, sich mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen vermählt hatte, dem sie durch den Tod bald wieder geraubt wurde.

Gertrut und Konstanze, die jüngsten dieser Schwestern, waren zur Zeit der Vermählung Agnesens noch Kinder von wenig Jahren.

So viel zur Einleitung, jetzt zur Geschichte selbst.

Gleich beym Antritt seiner Regierung hatte Kayser Friedrich gelobt, einen Kreuzzug zu thun, von einem Jahre zu dem andern verschob er aber die Erfüllung seines Gelübdes, weil seine Gegenwart sowohl in Sicilien als in Deutschland nöthig war. Der Papst Honorius der Dritte ermahnte ihn oft, nicht länger zu zögern, und wurde besonders dringend in seinem Verlangen, als die traurige Botschaft von der Wiedereroberung der Festung Damiate durch die Sarazenen nach Europa kam. Er ladete ihn deshalb, nebst mehreren deutschen Fürsten, nach Verona ein, sich daselbst gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, durch welche das große Werk der Entreissung des heiligen Landes, an welchem die vereinigten Kräfte der Christenheit, beynahe seit zwey Jahrhunderten, vergebens gearbeitet hatten, endlich einmal vollbracht werden könnte.

Unter den Fürsten, die dem Rufe des heiligen Vaters nach Verona folgten, befand sich auch der Herzog von Oestereich, dessen Gegenwart den Pabst um so mehr freuete, weil er von ihm und von dem Herzoge von Bayern, die sichersten Nachrichten von der Lage der Dinge in dem heiligen Lande und in Egypten erhalten konnte. Dennoch traf diese Zusammenkunft mit den Wünschen des Pabstes nicht überein, weil Frie-

brich nicht auf, derselben erschien, wodurch der Pabst genöthigt wurde, ihn zu einer andern zu laden. Auf den Rath des Königs von Jerusalem wurde beschlossen, den Kreuzzug nicht eher zu unternehmen, bis der Waffenstillstand verflossen wäre, den die Christen im Morgenlande, nach der Uebergabe von Damiate, mit dem Sultan in Egypten geschlossen hatten.

Friedrich sollte indessen die Rüstungen eifrig betreiben, und sich bemühen, andere europäische Fürsten zur Theilnahme an seinem Kriegszuge zu vermögen. Er wendete alle Thätigkeit an, dieses Werbegeschäft den Wünschen des Pabstes gemäß zu vollenden, fand aber bey allen, an die er sich deshalb wendete, die nämliche Abneigung wider einen Kreuzzug, wie sie ihn selbst erfüllte. Auch unter seinen deutschen und italiänischen Lehnsmännern folgten nur wenige seinem Beyspiele; und auch von diesen hatten viele kaum das Kreuz genommen, als sie sich auch schon von der Verbindlichkeit, selbst nach Palästina zu gehen, Dispensation erkauften.

Dennoch drang der Pabst immer mehr auf Friedrichs Abreise nach dem heiligen Lande, und suchte endlich durch Drohungen zu bewirken, was er bisher durch Ermahnungen nicht hatte ausrichten können. Auf einer Versammlung in Sankt Germano, welcher nebst andern deutschen

Fürsten auch der Herzog Leopold beywohnte, suchte sich Friedrich gegen zwey Kardinäle, durch die der Pabst seine Drohungen erneuern ließ, wegen seines Zögerns zu rechtfertigen, indem er ihnen die Hindernisse vorstellte, die es ihm bis jetzt unmöglich gemacht hätten, sein Gelübde zu erfüllen.

Honorius Befehlen gemäß, liessen sich die päbstlichen Legaten durch diese Rechtfertigung nicht befriedigen, sondern drangen auf bestimmte Erneuerung des schon längst geleisteten Gelübdes, und droheten mit Bann und Interdikt, wenn es Friedrich aufs neue unerfüllt lassen würde. Hierdurch sah sich dieser zu dem Versprechen genöthigt, den Kreuzzug in zwey Jahren unausbleiblich zu unternehmen.

(Friedrichs Zimmer.)

Kayser Friedrich, Herzog Leopold.

Friedrich.

Gut, daß Ihr kommt, Herr Herzog, damit ich in Euren freundschaftlichen Busen meinen Gram schütten kann.

Leopold. Wie gern nähme ihn Euer getreuer Lehnsmann von Euch, da Ihr, gnädigster Herr, ihn mit den Namen eines Freundes zu hoch ehrt.

Friedr. Traurig ist es, sich wider Willen zu etwas verpflichten zu müssen, traurigers aber noch, wenn die Erfüllung eines solchen Versprechens mit so vielen Gefahren verbunden ist, als ich von einem Kreuzzuge zu befürchten habe. Es war der unseligste Gedanke daß ich, hingerissen von Jugendhitze, und um mich dem Pabste gefällig zu machen, vor mehreren Jahren das Kreuz nahm. Die Rüstungen, zu welchen ich gezwungen bin, werden die Kräfte meines, durch die Ränke der Päbste, ohnehin schon geschwächten Reiches noch mehr erschöpfen.

Leop. Wenigstens werden Eure Getreuen einen Theil der Last von Euern Schultern zu nehmen suchen.

Friedr. Ich zweifle, da sich bisher noch so wenige gefunden haben, die mit mir ziehen wollen.

Leop. Und wenn keiner von Deutschlands Fürsten Eure Majestät begleitete, so soll doch mich nichts abhalten, Euch mit meiner ganzen Macht zu folgen.

Friedr. Habt Dank, Herr Herzog, für Euren freundschaftlichen Eifer, jetzt aber wünschte ich andere Beweise desselben zu erhalten, die Euch zudem weniger schwer seyn werden, als Heeresfolge zu einem Kreuzzuge, an welchen der bloße Gedanke gewiß viele Lehnsleute und Dienstmannen erschrecket.

Leop. Befehlt, gnädigster Herr, auf welche Art ich euch nützen könnte und seyd versichert, daß ich Euren Befehl nach meinen besten Kräften ausführen werde.

Friedr. Keinen Befehl, lieber Herzog, eine Bitte hat Euer Freund Friedrich an Euch: Ihr wisset, daß der Haß der Päbste erblich auf meinem Hause ruht; wisset, wie viel meine Väter und mein Oheim von diesen herrschsüchtigen Priestern litten, und werdet daher nicht für unnöthige Furcht halten, wenn ich, sobald ich mich aus Europa entferne, den heftigsten Ausbruch der Verfolgung des Pabstes ahnde.

Leop. Um Euch nicht beyzustimmen, müßten mir die Bemühungen des Pabstes und seines Verwesers: Euch in Italien und Deutschland Feinde zu erwecken; unbekannt seyn.

Friedr. So wie die Ränke des letztern mir, seinen Mündel, mit raubgierigen Händen zu entziehen trachteten, was er mir mit väterlicher Sorgfalt zu erhalten hätte suchen sollen! Hätten ihm die Edeln meines Königreichs erlaubt, die Herrschaft über dasselbe an sich zu reissen: so würde es mir noch schwerer geworden seyn, sie wieder zu erhalten, als ich es bisher mühsam fand, die unbefugte Macht zu bezügeln, zu welcher sich meine Edeln während meiner Minderjährigkeit empor schwangen. Mit Hülfe einiger

Verräther unter ihnen, sucht nun Honorius zu vollenden, was Innocenz begann, und meine Entfernung aus Europa wird ihm hierzu günstige Gelegenheit bieten.

Leop. Eure Getreuen, gnädigster Herr, werden einen solchen möglichen Versuch vereitain.

Friedr. Wer wird aber den Bemühungen des Pabstes steuern, durch die er die Fürsten des Reichs in ihrer Treue gegen mich zu erschüttern suchen wird? Dies, Herr Herzog, möget Ihr thun!

Leop. So ich es vermag, mit Gefahr meines Lebens.

Friedr. O nein, ich hoffe, ohne eine so große Aufopferung. Stehet meinem Sohne mit gutem Rathe bey, dessen seine Jugend noch oft bedarf; und damit Ihr dies mit besserm Erfolge könnt, so gebt ihm die Hand einer Eurer Töchter, und erfüllt hierdurch den Wunsch: meinen Sohn, den Gatten eines guten biedern Weibes zu wissen.

Leop. Eurer Majestät gütiges Vertrauen zu meinen Töchtern ist mir noch theurer, als das Benehmen, das für mich und sie so ehrenvoll ist.

Friedr. Man darf nur Euch und Eure treffliche Gemahlin kennen, um zu Euren Töchtern das lebhafteste Vertrauen zu gewinnen. Wie mir sind Euch die Fehler meines Sohnes be-

kannt; Ihr wisset, daß er mit einem Stolze, der immer höher strebt, Leichtsinn verbindet, der seiner Jugend eher zu verzeihen ist, denn jener, und nach meiner Hofnung würde ihm ein gutes reizendes Weib von dieser Schwachheit heilen. Nennt mir diejenige von Euern Töchtern, die Ihr vorzüglich fähig haltet, der Arzt meines Sohnes zu werden.

Leop. Vermögte dies irgend eine unter ihnen: so wäre es meine Margarethe, denn ihre Schwestern sind noch zu jung, um von ihnen einen gereiften Verstand fordern zu können.

Friedr. Wohl, so werde Margarethe meine Tochter! Habt Ihr vielleicht ein Gemählde Eurer Tochter bey Euch, durch welches mir, bevor sie mein Sohn siehet, seine Aufmerksamkeit auf sie fesseln könnten?

Leop. Ein treffendes, ob gleich nicht für dem Mahler saß. Es ist das Konterfey meiner Theodore, als sie sich in dem Alter befand, das nun ihre Tochter erreicht hat, und der letztern vollkommen ähnlich, so wie sie selbst dem Urbilde.

Friedr. So laßt mich davon Gebrauch machen, denn fern ist es von mir, bey der Verbindung unsrer Kinder nur für mich Vortheil zu wünschen, oder sie gleich einer Staatsverhandlung zu betreiben. Indem sie unsern Willen

befolgen, sollen sie glauben, nur nach dem Wunsche ihres Herzens gewählt zu haben.

Freudig über die günstigen Gesinnungen des Kayſers gegen seine Tochter, gab ihm Leopold das Bild derselben, welches er nun zu Erreichung seines Zweckes benutzte. Er machte einen vertrauten Diener mit seinem Plane bekannt, überlieferte ihm Margärethens Bild, und befahl ihm, es seinem Sohne in die Hände zu spielen, mit der Versicherung, daß er es gefunden hätte, den Besitzer desselben aber so wenig, als das Urbild dies schönen Gemähldes kennte.

Friedrichs Vertrauter wußte sich seines Auftrags auf eine gute und unverdächtige Art zu entledigen. In der Abwesenheit Heinrichs — so hieß Friedrichs, bereits zum römischen Könige gekrönter Sohn — befand er sich einst in dem Zimmer desselben. Er wußte, daß der junge König bald dahin zurückkommen würde, und ging ihm bey seinem Eintritte mit Margarethens Bilde entgegen.

Könnt Ihr, gnädigster Herr, vielleicht den Besitzer dieses Gemähldes errathen — fragte er den König — Ich fand es heut nicht weit von Eurem Zimmer, und wünschte [illegible] dem Eigenthümer

mer um so mehr zurück zu geben, da ihm der Verlust eines solcher Kleinodes in zwiefachem Verstande unmöglich gleichgültig seyn kann. Sehet hier die funkelnden Edelgesteine, in welche es gefaßt ist, die aber neben der Schönheit des Gemähldes bald verblinden.

Wessen Konterfei ist es? — fragte Heinrich, indem sein Blick fest und bewunderungsvoll auf dem Gemählde haftete.

Dies — fuhr der Hofmann fort — hoffe ich von Euch erfahren zu können, denn in Eurem Alter, gnädigster Herr, hat man gewöhnlich genauere Kunde von den schönen Prinzessinnen, als dann wenn sich, wie bey mir, das Haupthaar schon zum Grau verfärbt.

Ich bitte Euch, Herr Ritter — erwiederte Heinrich — sucht zu erforschen, wer dies himmlische Bild verlor, oder welches Fräulein zu demselben saß, damit Ihr einen Verlust ersetzen könnt, den der Besitzer gewiß schmerzlich empfindet.

Friedrichs Vertrauter versprach, sich alle Mühe zu geben, glaubte aber in Heinrichs Augen eine andere als die vorgegebene Ursache zu lesen, aus welcher er ihm eine Nachforschung befahl. Ob er richtig las, mögen unsere Leser

aus einem Gespräche folgern, welches zwei Tage nachher dem Kaiser das Herz seines Sohnes aufschloß.

Heinrich) (auf einen Sessel geworfen, den Rücken gegen die Thür gekehrt.) Friedrich) (tritt ein, ohne von seinem Sohne bemerkt zu werden.)

— Friedrich.

So gedankenvoll, mein Sohn?

Heinrich). (springt verlegen auf, und verbirgt etwas in seinem Busen.) Verzeiht, mein Vater, mein Geist schweifte eben außer den Mauern meines Zimmers umher.

Friedr. Was ich sehr deutlich bemerkte; wo war aber sein Aufenthalt?

Heinr. (stockend) Nirgends. Mit raschem Fluge eilte er von Deutschland und Italien gen Palästina.

Friedr. (mit mildem Lächeln) Und was du so eilig in deinem Busen verbargst, war vielleicht der Riß von Damiate oder von Cairo, den Du betrachtetest, um über den Unternehmungsplan des christlichen Heeres nachzudenken.

Heinr. (mit steigender Verlegenheit) Nein, mein Vater, es war kein Riß von einer Veste des heiligen Landes — es war überhaupt gar

nichts — Ihr habt Euch geirrt — ich zog nur ein wenig an meinem Gewand.

Friedr. Möglich, daß ich nicht richtig sahe; vollkommen richtig ist aber gewiß die Bemerkung einer Veränderung, die sich seit zwey Tagen mit Dir begeben hat. Solche Abwesenheiten des Geistes, wie ich Dich eben jetzt in einer überraschte, begegneten Dir seit dieser Zeit öfters. Vermuthlich waren es Folgen der Besorgniß, die Dich wegen meines nahen Kreuzzuges beunruhigte?

Heinr. Ihr durchschauet mein Inneres.

Friedr. Mit tiefer dringendem Blicke, als Du glaubst, denn nur allzuwohl ist es mir bewußt, daß nicht der Gedanke an den Kreuzzug Deine Sinne fesselt, sondern etwas, das Dich noch mehr betrift, Deinem Herzen noch näher liegt.

Heinr. Kann mir irgend etwas theurer seyn, als das Beste meines Vaters, mit welchem das meinige so genau zusammenhängt?

Friedr. Frage Dein Gewissen, mein Sohn, und es wird Dich der Unwahrheit beschuldigen, doch darfst Du deshalb nicht erröthen, denn es giebt etwas, das dem gefühlvollen Manne theurer seyn kann, als Vater, Thron und Vaterland, noch mehr Dir, dem kaum vierzehnjähri-

gen Jünglinge, in dessen Busen eine erst entzündete Flamme noch mächtiger auflodert, als bey dem Manne, dessen Leidenschaften Jahre schon abgekältet haben. Vielleicht weißt Du es selbst noch nicht, daß in Deinem Innern Liebe glüht; zu unverkennbar sind aber die Spuren ihrer Gegenwart mir und jedem, der Dich sieht.

Heinr. Deuteten meine Mienen wirklich auf das, was Ihr aus ihnen folgert, so wären sie aus Dollmetschern meiner Empfindungen zu Lügnern geworden.

Friedr. Nein, zu gefahrlosen Verräthern. Vollende ihr Geständniß, mache Deinen Vater zum Vertrauten, und sey versichert, daß er Dein Vertrauen durch Beyhülfe, Rath und Nachsicht belohnen wird, je nachdem eins von diesen dreyen nöthig seyn wird.

Heinr. (in erkünstelt feierlichem Tone) Noch einmal, mein Vater, Ihr irrt, und misdeutet die Blicke Eures Sohnes, der seinem liebevollen Vater das Herz noch nie verschloß und — —

Friedr. (ihn unterbrechend) Und es ihm auch jetzt nicht verschließen würde, wenn ihm nicht das Vorurtheil: ein Vater wäre in Angelegenheiten der Liebe kein schicklicher Vertrauter; die Zunge fesselte. Wisse, mein Sohn, daß ich keiner von jenen strengen Vätern bin, welche die Neigung ihrer Kinder nach ihren Absich-

ten zwingen; gleich einem Freunde werde ich Dich nur mit meinem Rathe leiten, wenn vielleicht rasches Handeln, das der Jugend so gewöhnlich ist, meinen Rath nöthig machen sollte. (nach minutenlanger Pause) Du schweigst noch! Wäre es möglich, daß in dem Busen meines Sohnes ein Feuer brennte, das er seinem Vater nicht zu gestehen wagen dürfte?

Heinr. Es sey, ich will mich nicht länger vor Euch verbergen! Ja, mein Vater, ich liebe, aber forscht nicht nach dem Gegenstande meiner Leidenschaft, denn meine Liebe ist eine Schwachheit, und welcher Mensch gesteht auch seinem Vater gern Schwachheiten?

Friedr. Ein Stolz, lieber Sohn, der oft gefährlich wird, besonders in Fällen wie der Deinige. Solche Schwachheiten können öfters das Herz ausschließend einnehmen, und sind gewöhnlich nur unter dem Beirathe eines Freundes zu besiegen; finde diesen Freund in mir, indem Du Dich mir sonder Zurückhaltung entdeckst.

Heinr. O lasset mir immer den kleinen Stolz: ohne fremde Hülfe über mein Herz gesiegt zu haben!

Friedr. Bist du des Sieges so gewiß?

Heinr. Ich hoffe ihn.

Friedr. Wohl, ich will Dir nicht kämpfen helfen, um Dir nicht den kleinsten Theil des Triumphes zu rauben, mit welchem Deine Hofnung sich schmeichelt, um aber meinem längern Dringen zu wehren, mußt du mir wenigstens die Art Deiner Schwachheit gestehen, den Gegenstand derselben begehre ich nicht zu wissen.

Heinr. (bittend) O erlaubt mir auch jenes zu verschweigen.

Friedr. Ein liebevoller Vater bittet Dich um die Entdeckung desselben, wirst Du seine Bitte unerfüllt lassen?

Heinr. Wie vermögte ich dies! Hört das Geständniß Eures Sohnes, und zürnt nicht über ihn.

Friedr. Schwachheiten trift nie mein Zorn, der nur die Strafe eines Verbrechens ist.

Heinr. So werdet Ihr mir Euer Mitleid schenken, wenn ich Euch sage, daß ich ein Bild liebe.

Friedr (lächelnd) Doch nicht das Bild der heiligen Jungfrau, oder einer andern ihrer Himmelsgenossinnen?

Heinr. Nein, ich glaube, daß das Urbild noch auf Erden wandelt ob es schon mehr einer Tochter des Himmels gleicht, aber ich fürchte, daß es bereits eines Andern Eigenthum ist.

Friedr. Woher diese Furcht?

Heinr. Ihr werdet sie mit mir theilen, wenn ihr hört, daß das Gemählde, dessen Kopey sich so unaufhaltsam in mein Herz stahl, nicht fern von meinem Zimmer gefunden wurde, wo es vermuthlich ein Mann verloren hatte, der sich durch dasselbe die abwesende Gattin oder Geliebte zu verstandlichen suchte.

Friedr. Ist Dein Bild in Demanten gefaßt?

Heinr. In die köstlichsten, die aber von den Reizen des Gemähldes verdunkelt werden.

Friedr. Wie freuet es mich, mein Sohn, daß ich Dein Vertrauen für Dich und mich so süß belohnen kann. Wisse, daß Dein geliebtes Bild die Tochter meines Freundes, des Herzogs von Oestereich, darstellt. Eben jetzt sagte er mir, daß er das Gemählde der geliebtesten seiner Töchter verloren hätte, und Dir sey zum Trost gesagt, daß die Hand der schönen Margarethe noch so frey ist als ihr Herz.

Heinr. (mit Feuer) Wie glücklich würde Euer Sohn seyn, wenn es der reizenden Margarethe eine solche Empfindung öfnete, wie sie das seinige erfüllen.

Friedr. Glücklicher noch als Du glauben kannst, denn die Schönheit, die Dich so allmächtig zu diesem Bilde hinzog, ist Margare-

thens geringster Reiz, der ihrem gebildeten Verstande und ihrem vortreflichen Herzen weit nachsteht.

Heinr. O mein Vater, facht die Flamme in meinem Busen nicht noch mehr an, bevor Ihr wisset, ob sie genährt werden darf.

Friedr. Ich hoffe es, der Herzog Leopold ist ja mein Freund, der sich Deinem Glücke nicht entgegen stellen wird. Lasse mich mit ihm sprechen!

Noch des nämlichen Tages erfuhr Heinrich von seinem Vater, daß sich Leopold seinem Wunsche gemäß erklärt hätte, und nun brannte er vor Ungeduld, nach Deutschland heim zu kehren. Friedrich hielt ihn zurück, weil er ihn begleiten wollte, und so mußte er sich noch eine Zeitlang mit dem Besitze von Margarethens Bilde begnügen, das ihm Leopold bey seiner Abreise zurückließ.

So bald dieser in Wien eingetroffen war, machte er seiner Gemahlin bekannt, daß er Margarethen dem römischen Könige verlobt hätte, und mit ihr gemeinschaftlich bemühte er sich nun, in dem Busen seiner Tochter Empfindungen zu erwecken, zusammen zu treffen mit de

nen, von deren Gegenwart er sich bey Heinrichen zu Sankt Germano überzeugt hatte.

Beide Eltern begannen damit, daß sie ihrer Tochter Heinrichs Bild mit den gefälligsten und lebhaftesten Farben mahlten, ohne sich jedoch von der Wahrheit zu entfernen. Dieses hatten sie um so weniger nöthig, da eine getreue Schilderung fern von aller Schminke ohnehin schon für den römischen König einnahm. Wirklich brachte auch die Schilderung, die Leopold und Theodor von ihm machten, genau die Wirkung hervor, welche sie damit bezweckten. Theodor wurde sehr bald überzeugt, wie viel Anziehendes Heinrich für ihre Tochter gewonnen hatte, denn Margarethe wurde es nicht müde, von ihm zu sprechen, und den Erzählungen von ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und der lebhaftesten Theilnahme zuzuhören.

So bald Leopold von Heinrichs nahen Ankunft benachrichtiget wurde, glaubte er sich seinem Zwecke noch mehr nähern zu müssen. Er scherzte einige mal mit seiner Tochter über ihre günstigen Gesinnungen für den römischen König, freuete sich, daß sie solche Scherze erröthend von sich abzulehnen suchte, weil ihm hierdurch ihre Empfindungen deutlich wurden, und sprach nun im Ernst von dem, was er erst scherzend behandelte. Margarethe gestand ihren Eltern,

für die sie keine Geheimnisse hatte, ihre Liebe für den römischen König, worauf sie von ihnen erfuhr, daß ihre Wahl mit der ihrigen zusammenträfe.

Frau Theodore glaubte nun, ihre Tochter auch mit dem größten Fehler ihres Verlobten, mit seinem Leichtsinne, bekannt machen zu müssen; theils um zu verhüten, daß ihre Liebe sich nicht vermindern mögte, wenn sie einst an ihm, von dem ihre Eltern bisher nur Gutes gerühmt hatten, einen Mangel entdeckte; theils auch, um sie durch guten Rath in den Stand zu setzen, an der Verbesserung dieses Fehlers arbeiten, und sich selbst vor möglichen nachtheiligen Folgen desselben sichern zu können.

Unterdessen sich Leopold mit seiner Gemahlin bemühte, Margarethen den Mann, der ihr zum Gemahl bestimmt war, theuer zu machen, sahe er einen Wunsch erfüllt, der ihn schon lange beschäftiget hatte. Es zeigte sich ihm ein Strahl der Hofnung: daß Heinrich die Forderungen, die er als Vater und Fürst an ihn machte, nun vielleicht eher erfüllen würde als bisher.

Heinrich war jezt ein Jüngling von siebenzehn Jahren, der seinen Vater und ganz Oeste-

reich mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllte, weil sich das Land unter seiner Regierung kein solches Glück versprechen konnte, wie es jezt unter der sanften Herrschaft des Vaters Leopold genoß. Heinrich beschäftigte sich unabläßig mit Bogen, Schwerd und Lanze, deren er sich bald zum Jagen bediente, bald in ritterlichen Spielen sich in dem Gebrauche derselben vervollkommte; alles andere, was nicht mit dem Kriege, der Jagd oder den Kampfspielen in Verbindung stand, hatte für ihn keinen Reiz, so nöthig ihm auch Wissenschaft desselben seyn mogte. Vergebens forderte ihn sein Vater auf sich mehr zum guten und milden Fürsten als zum rastlosen Krieger zu bilden; und mit banger Erwartung blickte jeder friedliebende Oestereicher in die Zukunft, wo Heinrichs unersättlicher Durst nach Kriege dem Lande mit Beschwerden und Verwüstung drohte.

An sich schon bedrückend, wird es ein Krieg noch mehr, wenn ein Fürst die Lasten desselben seinen Unterthanen nicht zu erleichtern, die Wunden, welche er zurücklässet, während des Friedens nicht zu heilen sucht; und keinem, der den Erben von Oestereich kannte, war eine solche Hofnung möglich. Mitleid wohnte nicht in Heinrichs Busen; viele zweifelten sogar, ob er des Gefühls der Menschlichkeit fähig wäre; und

die Fühllosigkeit, mit welcher er Nothleidende von sich zurückstieß, so wie seine Härte, die das geringste Versehen seiner Diener mit ungerechter Strenge bestrafte, erlaubte allerdings jenen Zweifel.

Rastlos hatten sich Leopold und seine Gemahlin beeifert, ihren Sohn umzustimmen, hatten auch auf dessen Bildung noch größere Sorgfalt gewendet, als auf die Bildung seines jüngern Bruders. Neben dem Bewußtseyn: daß Heinrich der Lektung noch nöthiger bedürfe als Friedrich; bewog Leopolden besonders Liebe für sein Volk hierzu, die ihm nicht erlaubte, etwas unversucht zu lassen, um seinen Erstgebornen zu einem löblichen und würdigen Fürsten zu bilden.

Auf welche Art er seinen Zweck zu erreichen suchte, würden wir Dir, lieber Leser! weitläufiger erzählen, wenn wir, statt der Geschichte Margarethens, das Leben ihres Bruders schrieben, denn in jener ist uns nur erlaubt, die Begebenheiten des leztern kurz zu berühren.

Als Leopold alle Mittel zur Besserung seines Sohnes vergebens angewendet sahe, und sich überzeugte, daß die Eindrücke, welche seine väterlichen Lehren und liebevollen Ermahnungen zuweilen auf ihn machten, durch seine bösen Gesellschafter sogleich wieder verwischt würden,

glaubte er nur noch einen einzigen möglichen Fall, wodurch bewirkt werden könnte, woran er bisher so ganz ohne Erfolg gearbeitet hatte.

Die Liebe — sprach er einst zu Theodoren, indem ihm der Schmerz über ihren mißrathenen Sohn Thränen auspreßte — ist mächtig, und hat schon oft größere Umwandlungen hervorgebracht, als die Umschaffung Heinrichs zu einem sanften und biedern Manne seyn würde. Sie wollen wir zu Hülfe nehmen, und dann gelingt uns vielleicht, was bisher bey aller Mühe nicht gelingen wollte.

Kaum hatte dieser Einfall den Herzog durchflogen, als er ihn dem Grafen Rüdiger von Pleigen mittheilte, um sich mit ihm über die Ausführung desselben zu berathen, weil er unter allen seinen Hofleuten von diesem die beste Weisung zu erhalten hofte.

Graf Rüdiger war so eben von einer Reise zu vielen der vornehmsten deutschen Fürsten zurück gekommen, welche er mit einem Abgesandten des Kaisers Friedrich gemacht hatte, Theilnehmer an Friedrichs gelobtem Kreuzzuge zu werden. Dieses Geschäft thätig zu betreiben, hatte er sich an vielen Orten lange genug aufgehalten, um genaue Kenntniß der Höfe zu erhalten, wo er verweilte. Ein geprüfter Menschenkenner wurde es dem Grafen Rüdiger nicht

schwer, von vielen fürstlichen Fräulein Kunde zu sammeln, die er jetzt benuzte, um seinem Herzoge gefällig zu seyn.

Unter allen den Schönheiten, die ich unter den Fürstentöchtern sahe — ließ Rüdiger seinen Rath hören — dünkt mich, gnädiger Herr, zu Eurem Plane keine passender, als die Schwester des Herrn Landgrafen von Thüringen, Fräulein Agnes, welche mit fesselnder Schönheit den liebenswürdigsten Charakter verbindet, und Sanftheit mit Majestät in sich vereinigt. Die letztere hat jedoch nichts Abschreckendes oder Furchterweckendes; unwiderstehlich fühlt man sich aber hingerissen, ihr zu huldigen.

Wollt Ihr meinen Sohn bey dem Fräulein von Thüringen einführen? — fragte der Herzog.

Ihr wißt ja, gnädiger Herr — erwiederte Graf Rüdiger — daß ich jeden Eurer Befehle so freudig, als nach meinen besten Kräften befolge.

So bald Rüdiger den Herzog verlassen hatte, ließ dieser seinen Sohn zu sich rufen, und fragte ihn: ob er zu einer Jagd in dem Thüringer Walde geneigt wäre. Heinrich versprach sich zu viel Vergnügen von einer Jagd in diesem großen Walde, um nicht die Frage seines Vaters ohne Zögern zu bejahen, doch verlor sei-

ne Freude etwas von ihrer ersten Größe, als er erfuhr, daß Graf Rüdiger von Pleigen, welchen Staatsgeschäfte zu dem Landgrafen Ludwig riefen, sein Begleiter seyn würde. Eine Reise nach dem Thüringer Walde, in der Gesellschaft seiner gewöhnlichen Jagdgenossen, wäre ihm angenehmer gewesen. Um seinen Vater nicht zu erzürnen, äußerte er nichts von seinem Widerwillen gegen die Gesellschaft des Grafen von Pleigen, die ihm auch während seines Aufenthalts in Eisenach und auf der Wartburg mehr angenehm als lästig wurde.

Agnesens Schönheit ließ es Heinrichen bald vergessen, daß eine Jagd die Absicht gewesen war, die ihn nach Thüringen führte. Graf Rüdiger hatte ihm auf dem Wege dahin viel von Agnesens Reizen gesagt; nach der Ankunft auf der Wartburg fragte Rüdiger den Prinzen, ob er seinen Bericht nicht bestätigt fände; und wußte sich bey ihm beliebt zu machen, und sein Vertrauen zu erwerben, weil er, so oft er sich mit ihm allein befand, dem Wunsche: von Agnesen zu sprechen; den Heinrich mit jedem Liebenden gemein hatte, ohne Aufforderung entgegen kam.

Heinrichs Bestreben, sich Agnesen gefällig zu machen, gab dem Grafen von Pleigen Gelegenheit, die Umwandlung zu beginnen, welche

die Macht der Reize Agnesens vollenden sollte. Durch bescheidene Winke wußte er dem Prinzen zu benachrichtigen, daß Agnes von dem Manne, den ihr Herz wählen könnte, mehr begehre, als daß er ein gewaltiger Nimrod wäre; und mit innniger Freude bemerkte er, wie Heinrich, so wenig auch Lenksamkeit unter die Tugenden desselben gehörte, die gegebenen Winke genau befolgte. An dem Hofe des Landgrafen von Thüringen zeigte sich Heinrich nicht als der rohe und tobende Jüngling, den man sonst in ihm zu sehen gewohnt war, wodurch er auf Agnesen einen Eindruck wirkte, der seinen Wünschen vollkommen zuzagte.

Erfüllt mit heisser Liebe für das schöne Fräulein von Thüringen kam Heinrich zurück nach Wien, wo es sein erstes Geschäft war, den Herzog mit den Angelegenheiten seines Herzens bekannt zu machen, und ihn um die Erlaubniß zu bitten: um die Hand des reizenden Fräuleins werben zu dürfen, mit deren Liebe er sich bereits schmeichelte. Gern erfüllte Leopold eine Bitte, die er selbst veranlaßt hatte, worauf Graf Rüdiger noch einmal nach Eisenach ging, bey dem Landgrafen Ludwig für den Erben von Oestereich um seine Tochter zu werben. Während der Abwesenheit desselben benutzte Leopold

den

den wohlthätigen Eindruck, welchen die Liebe auf seinen Sohn gemacht hatte, um ihn auf der betretenen bessern Bahn weiter zu führen.

Liebe macht milder und öfnet das Herz sanften Empfindungen; diese so oft gemachte Erfahrung bestätigte Heinrich auch durch sein Beispiel. Noch nie hatte er den liebevollen Ermahnungen seines Vaters mit so inniger Rührung zugehört als jetzt, und noch nie war der Vorsatz: ihnen gemäß zu handeln, so fest in ihm gewesen, und war so lange unerschüttert geblieben. Die Einwilligung des Landgrafen Ludwigs, die Rüdiger bald wieder zurückbrachte, schien jenen Vorsatz zu befestigen, weshalb Leopold oft seinen Einfall segnete, und dem Grafen von Pleigen dankte, durch dessen Hülfe er so bald zur Reife gediehen war, weil er sich große Hofnung machte, seine Bemühungen für die Besserung seines Sohnes endlich belohnt zu sehen.

König Heinrich und Margarethe, und Heinrich von Oestereich und Agnes sehnten sich gegenseitig mit gleicher Ungeduld nach der Erfüllung ihrer Wünsche, nur mit dem Unterschiede,

daß es beyde Fräuleins weniger laut thaten, als ihre Verlobten, weil jungfräuliche Sittsamkeit ihrem liebsten Wunsche Schranken setzte. Zum Glücke stellte sich demselben der Wille ihrer Eltern nicht entgegen, und zwischen dem Tage der Entflammung der Liebe unserer beyden Paare und der vollkommenen Befriedigung derselben lagen nur wenig Wochen, doch zweifeln wir nicht, daß der Zeitmesser der Liebe in ihrer Dauer viele Ewigkeiten fand. Im Sommer des Jahres 1225 hatte Leopold Sankt Germano verlassen; im nächsten Herbste reiste er schon mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Nürnberg, wo König Heinrich seiner Verlobten harrte.

Wenig Tage vor der Abreise war der Graf von Pleißen nach Thüringen gegangen, das Fräulein Agnes, sammt ihrem Vater, ebenfalls nach Nürnberg zu führen, wohin König Heinrich alle Fürsten des Reiche geladen hatte, an der Feier seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Durch einen Eilboten von der Ankunft seiner Braut benachrichtigt zog ihr Heinrich bis vor Nürnbergs Thore entgegen. Heinrich hatte Margarethens Bild so schön gefunden, daß es ihm unmöglich schien, sie selbst noch schöner zu sehen; in Ueberzeugung von dem Gegentheile wurde aber diese geglaubte Unmöglichkeit ver-

wandelt, da er jetzt Margarethen in aller Fülle ihres Liebreizes erblickte.

Wäre auch das Bild, dessen Anschauen bisher Heinrichs süßeste Beschäftigung gewesen war, nicht von Theodoren in ihrem jungfräulichen Alter, sondern von ihrer Tochter selbst genommen worden: so würden ihm doch die Reize gemangelt haben, deren Gegenwart bey Margarethen jetzt Heinrichs Auge fesselte, und ihn in bewunderungsvolles Anstaunen versenkten; denn welcher Mahler vermag das sanfte Roth der Wangen, das liebeentzündende Feuer der Augen und das rege Weben des Busens zu erreichen, mit welchem ein liebendes Mädchen ihrem Geliebten in die Arme sinkt!

Erhaben sah Heinrich seine Verlobte über ihr Konterfey; auch er gewann bey ihr bey der Vergleichung mit dem Bilde das sich ihre Einbildungskraft von ihm geschaffen hatte. Der Gedanke an sein Alter hatte Margarethen bey der Verfertigung desselben geleitet und so entstand ein Bild, das einem Jüngling von nicht völlig funfzehn Jahren ähnlicher war wie Heinrich selbst, dessen Wachsthum an Geist und Körper schneller fortgeschritten war, als der gewöhnliche Gang der Natur die Bahn vorzeichnet. Margarethe glaubte einen aufblühenden Jüng-

ling zu sehen, und wurde daher angenehm überrascht, da sie einen vollendeten erblickte, der sich, nach dem ersten Blicke zu urtheilen, mit den mehresten Männern dreust messen konnte.

Der Landgraf von Thüringen kam einen Tag später nach Nürnberg als Herzog Leopold, aber dieser einzige Tag dünkte Heinrichen von Oesterreich länger als die ganze Zeit, die seit seiner Trennung von Agnesen verflossen war. Zeuge des Wonnegenusses seiner Schwester und des römischen Königs, wuchs seine Sehnsucht nach der abwesenden Geliebten mit jedem Augenblicke bis sie endlich durch die Ankunft derselben gestillt wurde.

Die Freude des Wiedersehens äußerte sich bey Agnesen und ihrem Verlobten nicht minder lebhaft, als das freudige Staunen des ersten Anschauens bey dem römischen Könige und Margarethen, und mit Freudenthränen in den Augen nahmen Leopold und Theodore an dem Glücke ihrer Kinder Theil nicht ohne Verwunderung über die Gleichgültigkeit des Landgrafen Ludwigs bey dem Frohseyn seiner Schwester.

Dieser fromme Landgraf hatte kein Gefühl für die Freuden der Kinder dieser Welt; ihm und seiner Gemahlin Elisabeth stellte fromme, schwärmerische Einbildungskraft nur Freuden jenseits des Grabes dar. Nur selten blickte

Ludwig zuweilen nach Palästina und seinen Heiligthümern, die er bald zu schauen hoffte; und unbekümmert um die Freuden, die sich den Erdenpilgern zum seligen Genuße da bieten, schwärmte er mit seiner jungen Gemählin unter den Heiligen umher, deren Zahl zu vermehren, dieses jungen Paares eifrigster Wunsch war. Er wurde erfüllt. Ludwig und Elisabeth prangten bald nach ihrem Tode unter der Menge der Heiligen, die überhaupt in jenen Zeiten durch abgeschiedene Fürsten reiche Vermehrung erhielt.

Doch wir haben von diesen frommen Schwärmern, die sich zu entkörpern wünschten, um ungestört aus diesem irdischen Jammerthale eilen zu können, zu unsern liebenden Paaren zurück, von denen jeder Gedanke: daß neben der Freude hienieden auch Jammer wohne; weit entfernt war.

Wir sind so wenig gewohnt, Beschreibungen von Lustbarkeiten und festlichen Gelagen zu machen, als Empfindungen mahlen zu wollen, wo auch der geübteste Künstler den Pinsel mit Erkenntniß seiner Ohnmacht hinweg legen muß, daher wir uns nicht lange in Nürnberg verweilen können, so viel auch alle die daselbst gewesen waren, von den gesehenen Festen zu erzählen wußten. Das glänzendste unter denselben war ein Turnier, wo so wacker gekämpft wur-

de, und des Gedränges so viel war, daß einige der Theilnehmer und der Zuschauer die genossene Freude mit ihrem Leben bezahlen mußten *).

Größere Freude als unter dem Toben der Feste fanden die Neuvermählten daheim in ihrem Gemache, wenn sie ganz einsam nur sich selbst lebten, oder im Zirkel ihrer Lieben ihre Freude auehauchten, und jene zu froher Theilnahme stimmten. Neugierig forschend fanden sie gegenseitig immer mehr, was ihren Bund fester kettete, und ihre Liebe nährte, wobey jedoch die Zauberkunst derselben ofe Dingen, welche kalt prüfender Vernunft wenig Veranlassung zur Freude gegeben haben würden, gefällige Farben liehe, und auf diese Art Flecken zu Reizen umschuf.

Agnes und Margarethe verfuhren auf diese Weise. Biederherzigkeit und männlicher Muth dünkte der ersten bey ihrem Gemahle, was Wildheit und Mangel an feiner Ausbildung war, die freilich beyde von der Gewalt

*) In einer Anmerkung glauben wir unsern Lesern sagen zu müssen, daß im Gedränge bey den Festlichkeiten in Nürnberg vierzig Edle und Geistliche ihren Tod fanden. Wir wissen nicht, ob die Zahl der übrigen mit dieser im Verhältnisse stand; wenn aber auch vierzig die ganze Summe der Verunglückten ist, so können wir uns doch freuen, daß wir im achtzehnten Jahrhunderte leben.

der Liebe in den Schranken gehalten wurden, die sie sonst übersprangen. Aus Liebe nicht weniger partheyisch, als ihre Schwägerin mil dert Margarethe Heinrichs Stolz zu Gefühl seiner Würde und seinen Leichtsinn, der ihr in der Folge zu einer Quelle des bittersten Kummers wurde, übersah sie ganz; doch werft deshalb keinen Stein auf sie, Ihr jüngern Schwestern Margarethens! denn gewiß würden wenige unter Euch heller gesehen haben denn sie weil es eben dieser Leichtsinn war, der sie noch mehr zu ihrem Gemahle hinzog.

Wird ein Leichtsinniger von einem Gegenstande auf eine Zeitlang gefesselt: so beschäftigt er ihn bekanntlich während der Dauer ausschliessend; dies auch Heinrichs Fall, der jetzt für nichts in der Welt Gefühl hatte, außer für seine reizende Gemahlin, welche hiedurch von der Stärke seiner Liebe noch mehr überzeugt wurde.

Der größte Theil der Fürsten und Grafen, die durch das Turnier und die andern Lustbarkeiten nach Nürnberg gezogen wurden, hatten diese Stadt bereits verlassen, als auch der Herzog von Oesterreich an die Heimreise dachte. Schmerzlich war ihm die Trennung von seiner Tochter, schmerzlicher noch Frau Theodoren, doch verbargen beyde ihre Empfindungen sorgfältig vor Margarethen, um die ihrigen, welche

jenen entgegengesetzt waren, nicht zu stören. Ehedem war Margarethe bey dem bloßen Gedanken einer nähern Trennung von ihrer geliebten Mutter erbebt; jetzt sahe sie dieselbe sich nahe, und fühlte sich nicht von so beunruhigenden Gefühlen beklemmt, als da sie noch fern von ihr war. Woher diese Veränderung — dies, lieber Leser! bedarf wohl keiner nähern Erläuterung.

Frau Theodore wiederholte die guten Rathschläge, mit denen sie ihre Tochter schon in Wien ausgesteuert hatte, welches aber nur in der Form zufälliger Gespräche geschah, weil Margarethens günstiges Vorurtheil für ihren Gemahl ihr allen Glauben benahm, daß sie jemals in den Fall kommen könnte, von dem guten Räthe ihrer Mutter Gebrauch zu machen. Voll Ahndung des Gegentheils ließ Theodore ihrer Tochter Sophie von Brunn, die vertrauteste und würdigste ihrer Frauen zurück, um ihr den guten Rath, den sie jetzt wenig achtete, zu wiederholen, wenn sie ihn vielleicht einmal nöthiger bedürfen sollte.

Nicht ohne Thränen sah Margarethe ihre Mutter von sich scheiden, aber hinweg geküßt von ihrem Gemahle versiegten diese bald, und störten sie nicht in dem Genusse der Freuden, die sie in Heinrichs Armen fand.

Unter den Fehlern, deren man den Kaiser Friedrich beschuldigte, war Veränderlichkeit in der Liebe diejenige, über welchen sich seine Gemahlinnen am heftigsten beschwerten. Sein Sohn Heinrich hatte nur wenig von seinen Verdiensten; wohl aber diesen Fehler geerbt, dessen er sich noch mehr schuldig machte als sein Vater. Hiervon war ohne Zweifel seine Jugend nicht weniger Ursache, als der Mangel bedrückender Regierungsgeschäfte, deren Last bey dem Kaiser Friedrich durch die Menge seiner Feinde und die Verfolgung des Pabstes vergrößert wurde. Heinrich fühlte diese Bürde weniger, da ihm sein Vater den Erzbischof Engelbert von Cöln zum Gehülfen gegeben hatte, der mit Bereitwilligkeit und Treue dem jungen römischen Könige eine Last zu erleichtern suchte, die für seine Schultern allein noch zu schwer war.

Engelbert war vorher Heinrichs Vormund gewesen, seit einem Jahre führte er den Namen seines Kanzlers, leitete aber noch wie zuvor die Ruder des Staates nach dem Willen des Kaisers, und Heinrich bekümmerte sich wenig um die Regierung. Er fand es bequemer, den Glanz der königlichen Krone zu genießen, ohne ihre Schwere empfinden zu müssen, schloß sich

aber doch von den Geschäften des Staats nicht so ganz aus, um seinen Vater zu der Vermuthung zu veranlassen, daß er sich ihnen nicht so thätig widmen würde, als es Friedrich wünschte. Forderte das Beste des Reichs oder der Befehl seines Vaters Heinrichs eigne Thätigkeit auf, so ließ er diese Forderung nicht unerfüllt, ob er schon den größten Theil der Zeit in Lustbarkeiten und Zerstreuungen verlebte, indeß der Erzbischof von Cölln mit unermüdetem Eifer für das Beste seines Herrn und des Reichs wachte.

Zuweilen fühlte Margarethe ihren Busen beklemmt wenn sie ihren jungen Gemahl in dem Zirkel der Schönheiten seines Hofes umher kreisen sah, frey athmete sie aber wieder, wenn er den Reizen derselben sonder Eindruck vorüber eilte, und mit ungeschwächter Liebe zu ihr zurückkehrte. Gern verzieh sie ihrem Gemahle seine Gefälligkeiten gegen alle schöne Frauen, und geheilt von aller Eifersucht wurde sie nicht unruhig, wenn sie ihn auch mit einer unter ihnen länger als gewöhnlich beschäftigt, oder in einer so warmen Unterhaltung begriffen sahe, daß durch sie die Eifersucht mancher Gattin hätte aufgeregt werden können.

Zwey Monden waren jetzt Margarethen seit der Abreise ihrer Eltern dahin geschwunden, in welchen das Glück, das sie an Heinrichs Sei-

te gefunden hatte, durch nichts vermindert worden war. Voll süßer Hofnung und voll festen Vertrauens auf die unwandelbare Liebe ihres Gemahls schmeichelte sich Margarethe der ewigen Dauer derselben, ohne die Erschütterung zu ahnden, die sich ihr bereits nahete.

Mit ihrem Gemahle kam die junge Gräfin Bertha von Hirschberg an den Hof des Königs mit dem geheimen Vorsatze: Siegeszeichen zu erringen. Bertha war zu schön, ihren Wunsch nicht bald erfüllt zu sehen; alle Ritter am Hofe huldigten ihr ohne Unterschied, sahen sich aber auch alle von ihr auf eine Art behandelt, die ihren Wünschen nicht zusagte. Gleichgültig bezeigte sich Bertha gegen die ganze Schaar ihrer Verehrer; keiner konnte sich von ihr nur des geringsten Minnesoldes rühmen; einstimmig klagten dagegen alle über die Unempfindlichkeit der holdseligsten unter den Weibern.

Daß Frau Bertha nicht aus Treue für ihren Eheherrn gegen die dargebrachten Huldigungen so gleichgültig war, geht deutlich aus der Absicht hervor, mit welcher sie an Heinrichs Hoflager erschien. Ihre Gleichgültigkeit war Plan, nicht Folge allgemeiner Unempfindlichkeit, denn sie zeigte sich nur deshalb fühllos gegen alle Huldigungen der Männer, weil sich unter ihnen derjenige noch nicht befand, gegen den

sie ihr Netz auszuspannen beschlossen hatte, so bot sie an dem Hofe anlangte. Dieser Erwählte war König Heinrich den Bertha's Eigenliebe aus zweifachem Grunde zu fesseln wünschte. Sie wurde nicht nur dadurch aufgefordert, daß sie in ihm den Liebenswürdigsten der jungen Männer an seinem Hofe sahe, sondern noch mehr durch den Glanz des königlichen Purpurs, den die schöne Bertha mit ihm zu theilen wünschte.

Gleich bey ihrem ersten Erscheinen hatte sie Heinrichs Aufmerksamkeit an sich gefesselt; er entzog ihr den Zoll der Bewunderung so wenig, als alle seine Ritter und Edle, aber Bertha begnügte sich nicht mit der Entrichtung desselben, denn ihr Plan erfüllte nicht eine zufällige und unbestimmte Abgabe von Heinrichen, sondern beschäftigte sich damit ihn völlig zum Leibeigenen zu machen. Sie hatte deshalb genaue Kunde von seinem Charakter eingezogen, in welchem der Hang zur Veränderung mit ihrem Plane wenig zusammentraf. Bertha fürchtete ihn scheitern zu sehen, Eigenliebe scheuchte aber bald diese Furcht von ihr weg. Mit Hülfe ihres Spiegels überzeugte sie sich, daß es Heinrichen unmöglich werden würde, sich von einer Geliebten zu trennen deren Reize selbst die unerläßlichsten Forderungen erfüllten, wenn es ihr

nur zuerst gelungen wäre, ihn fest an sich zu ketten.

Ohne uns bey Nachforschungen aufzuhalten, ob Bertha nicht vielleicht von der Eifersucht ihrer Schönheit eine allzugünstige Meinung hegte, wollen wir unsern Lesern nur die Grunde züge des Planes liefern, nach welchem sie ihre Unternehmungen fortsezte.

Bey dem Könige ein gewis Vertrauen für sich hervorzubringen, widerstand sie mit unerschütterlicher Festigkeit dem Aufrufe ihrer Neigungen, deren Feuer ihr die Strenge, mit der sie die Menge ihrer Bewunderer behandelte, äußerst schwer machte; und nicht für den gegenwärtigen Augenblick, sondern für die Zukunft besorgt, nahm sie gegen Heinrichen selbst ein Verfahren an, das den Wünschen ihres Herzens, welches dem schönen Jüngling entgegen wallte, widersprach. Die zuversichtliche Hofnung: sich für den Zwang, dem sie sich jezt freiwillig unterwarf, dereinst reichlich belohnt zu werden; erleichterte ihr die schwere Mühe, die ihr dieser Zwang kostete. Wochen verginnen, und Heinrichs Huldigungen wurden mit noch nicht mehr als zuweilen mit einem gefälligen Blicke belohnt, dennoch fühlte er, daß ihm Bertha mit jedem Tage theurer wurde, und seine Leidenschaft schien durch Hindernisse, die ihr der

Gegenstand derselben entgegenstellte, um noch mehr Nahrung zu erhalten.

Unsere Urkunden bestimmen nicht, ob Bertha schöner war als Margarethe, doch sagen sie, daß sie dem Könige Heinrich wenigstens schöner dünkte; vielleicht nur eine Folge des Reizes der Neuheit und des Sehnens der Leidenschaft, die bey Berthen Befriedigungen, die sie von Margarethen bereits erhalten hatte, nur hoffen durfte; und Hofnung mahlt zukünftiges Glück bekanntlich reizender aus, als gegenwärtiges uns scheint.

Mächtiger flammte Heinrichs Leidenschaft für die schöne Bertha täglich empor; natürlich mußte sich seine Liebe für Margarethen in dem nämlichen Grade vermindern, in welchem jene sich vermehrte.

Margarethens Blicken entging diese Abnahme nicht, ob sie schon die Ursache derselben nicht ahndete. Das Benehmen ihres Gemahls gegen die Gräfin von Hirschberg schien ihrer günstigen Meinung von demselben ganz unverdächtig, und Berthens täuschende kunstvolle Sittsamkeit entfernte von ihr jeden Argwohn daß die Gräfin mit ihrem Gemahle irgend eine ihr nachtheilige Absicht haben könnte. Sie erinnerte sich des Rathes ihrer Mutter: nicht so gleich Verminderung der Liebe zu ahnden, und

sich zur Eifersucht aufreizen zu lassen, wenn die Gluth ihres Gemahls durch die Zeit gemäßiget würde.

So bald die Frau von Braun vermuthete, daß Margarethen Zurückerinnerung an diesen Rath nützlich seyn würde, zögerte sie nicht, sie herbey zu führen, und Frau Theodorens Worte zu erläutern. So oft die Königin mit ihr von der Verminderung der Wärme ihres Gemahls sprach, vergaß sie nicht, sie zu erinnern, daß dieses der Natur gewöhnlicher Gang wäre, und Leidenschaften nie die Stärke behalten könnten, durch die sie sich in den ersten Zeiten nach ihrer Entstehung auszeichneten.

In den ersten Wochen der Ehe — sprach Frau Sophie — beschäftigen sich junge Gatten gegenseitig ausschließend mit sich selbst; der Gemahl, in mancherley ernste Geschäfte verwickelt, wird gewöhnlich zuerst von dieser einzigen Beschäftigung losgerissen, und die Erinnerung an andere Pflichten, als die gegen seine Gemahlin, gebietet ihm dieses. Dann verliert sich das aufbrausende Feuer der Leidenschaft, welches mit der, auf Achtung des innern Werthes gegründeten, Liebe keine Gemeinschaft hat, und läßt nur diese, als die wahre Schöpferin glücklicher Ehen zurück. Dem Gemahle, mit dieser erfüllt, Vorwürfe zu machen, daß ein

Feuer sich mäßigte, das seiner Natur zufolge nicht in immer gleichem Grade fortlodern konnte, wäre so ungerecht, als es ihm schmerzhaft seyn würde; weislich ist es aber dann, wie Ihr, gnädigste Frau, den Gemahl für die Zerstreuung und die oft belastenden Geschäfte seines Standes und Verhältnisses in den Stunden der Einsamkeit mit warmer Liebe zu belohnen, durch Heiterkeit ihn zum Frohsinn zu wecken, und von seiner Stirn die Furchen zu scheuchen, die ermüdende und oft verdrießliche Beschäftigungen darauf zogen.

Nicht, gleich Margarethen, von Liebe und günstigem Vorurtheile verblendet, und durch Jahre zu tieferer Menschenkenntniß gereift als sie, ergründete Sophie den jungen Gemahl ihrer Gebieterin ohne Mühe, so wie sie Berthens Betragen gegen ihn die richtige Deutung gab. Sie war weit entfernt, ihre Bemerkungen der Königin mitzutheilen, weil ihre Ergebenheit für dieselbe sie sowohl vor den Qualen der Eifersucht zu schützen, als die nachtheiligen Folgen zu verhüten suchte, die aus der Entzündung derselben wahrscheinlich entstanden wären. Durch

die

die Foltern dieses Plagegeistes unmuthig gemacht, würde es Margarethen schwerer geworden seyn, ihren irrenden Gemahl so liebevoll zu behandeln, als es Sophien nöthig schien, um ihn von seinen Abwegen zurückzuleiten.

Wider die Aufforderungen ihrer eigenen Empfindungen hatte sich bis jetzt die Gräfin von Hirschberg gegen den König benommen, um ihn zu prüfen, und sich selbst zu überzeugen, ob sein Leichtsinn einer solchen ernsten Leidenschaft fähig wäre als ihr Plan sie verlangte.

Nicht weniger stolz als eitel gedachte Frau Bertha, sich durch Heinrichs Liebe zur Beherrscherin des heiligen römischen Reichs zu machen, und dieser hohe Flug, den ihre Einbildungskraft nahm, und das Anlachende und Schmeichelnde, das er für sie hatte, stählte sie allein zu der Kraft, fünf lange Wochen dem Könige jede auszeichnende Gefälligkeit zu verweigern. Sie hatte noch einige zur Dauer der Prüfung von Heinrichs Beständigkeit bestimmt. Macht der Liebe bewog sie aber, die festgesetzte Zeit zu verkürzen, und sie glaubte dies ohne Gefahr zu können, da sie aus der unerschütterten Beständigkeit, mit welcher Heinrich nur nach einem gefälligen Blicke von ihr rang, auf diejenige schloß, die ihn fest mit ihr verbunden halten würde.

Wir wollen Heinrichs Abentheuer mit der schönen Gräfin von Hirschberg nicht Schritt vor Schritt verfolgen, sondern uns mit der Nachricht begnügen, daß Heinrich, bald nach überstandener Prüfungszeit, die Wohnung des Grafen von Hirschberg öfters besuchte, und hier mehr Gelegenheit zu traulichen Unterhaltungen mit der liebenswürdigen Bertha bekam, als sich ihm im Gewühl an seinem Hofe dargeboten hatte. Die Unterhaltungen mit ihr gewannen hierdurch neue Reize für ihn, lästig wurde ihm aber bald die Gegenwart des Grafen. Sich dies Beschränkers seiner Freuden zu entledigen, sendete er ihn mit einem Auftrage an seinen Vater, und der gute Graf fand sich durch dieses Vertrauen des Königs gar hoch geehrt, wie es ihm wahrscheinlich nicht geschienen haben würde, hätte er die wahre Veranlassung zu derselben gewußt.

Sophien von Brunn waren die Fortschritte zur nähern Bekanntschaft zwischen dem Könige und der Gräfin von Hirschberg, nicht verborgen geblieben, sie selbst aber bemühte sich eifrigst, sie der Königin Margarethe zu verhehlen, und sie wegen der zunehmenden Kälte, die sie an ihrem Gemahl bemerkte, zu beruhigen. Dies gelang ihr nicht so vollkommen, um von der Königin die Vermuthung zu entfernen: daß jener Kalt-

sinn doch vielleicht einen nähren Grund, als den gewöhnlichen Gang der Ehre haben müßte, weil er sich von der Liebe so weit entfernte, daß sich ihrer gerechte Zweifel an der Gegenwart derselben bemächtigten.

Heinrich ließ jezt zuweilen einige Tage verstreichen, ohne seine Gemahlin zu sehen. Kam er dann wieder zu ihr, so fehlte es ihm zwar nicht an Entschuldigungen seiner Entfernung, wozu er sich gewöhnlich des Vorwandes dringender Regierungsgeschäfte bediente, doch genügten Margarethen alle diese Entschuldigungen so wenig, als sie Heinrich durch erkünstelte Worte zu täuschen vermogte. Nur allzuwohl bemerkte Margarethe, wie weit sich diese von derjenigen unterschied, die noch vor wenig Wochen in Heinrichs Busen glühte, und der Ausfluß ungeheuchelter Empfindungen war.

Wider Sophiens Rath beschloß sie, ihren Gemahl zu belauschen, um die Ursache seiner Veränderung und den dringenden Geschäften nachzuspüren, die ihn ihr jezt so oft und lange entzogen. Eine Dienerin, die für Margarethens Ruhe weniger besorgt war, als Frau Sophie, entdeckte ihrer Gebieterin, daß ihr Gemahl den größten Theil der Zeit, den er zuvor

an ihrer Seite verlebt hatte, durch Besuche bey der Gräfin von Hirschberg ausfüllte.

Mit einemmale zeigte sich ihr nun der Umgang ihres Gemahls mit dieser Nebenbuhlerin, in ihrer Gegenwart, von einer ganz andern Seite, als von der er sich ihr bis jetzt dargestellt hatte. Sie erstaunte über sich selbst, daß ihr verblendetes Auge bisher Unschuld hatte sehen können, wo nun ihre strenge Prüfung solche unwiderlegliche Beweise der Schuld fand, und bittere Thränen über das so schnelle Verschwinden der Hofnung von Heinrichs unwandelbarer Treue trübten das Auge, das bis jetzt nur wohlthätige Thränen des Entzückens benetzt hatten.

Verschlossen in ihr Gemach klagte sie der treuen Sophie ihren Schmerz, und verlangte Trost und Rath von ihr. Dem ersten Eingang zu verschaffen, vermischte Sophie Anfangs ihre Thränen mit den Zähren Margarethens, dann suchte sie nach und nach die Hofnung in ihr hervorzubringen, daß der vertraute Umgang ihres Gemahles mit der Gräfin von Hirschberg doch vielleicht weniger schuldvoll seyn könnte, als ihre Furcht jetzt ahndete.

Bald öffnete sich Margarethens Busen einer Hofnung, die mit ihren Wünschen so genau übereinstimmte, und von der Liebe für Heinrich nicht weniger genährt wurde, als durch So-

phiens wiederholten tröstlichen Zuspruch. Je mächtiger sie in ihr wurde, je mehr näherte sie sich der Rückkehr der Seelenruhe, welche die Nachricht, die ihr der allzu rasche Diensteifer ihrer Dienerin brachte, von ihr hinweg genommen hatte. Einen Tag nach jener traurigen Botschaft glaubte Frau Sophie ihre Gebieterin empfänglich für guten Rath, und zu der Befolgung desselben geschickt.

Die Wahrscheinlichkeit der Schuldlosigkeit Heinrichs — denn wahrscheinlich dünkte Margarethen heut schon, was sich gestern aus einem Wunsche zur Hofnung erhob — war der Standpunkt, von welchem die Frau von Prunn ausging. Sie gab Margarethen zu bedenken, wie empfindlich es ihren Gemahl schmerzen würde wenn sie ihn, gleich viel, ob durch Worte, Blicke oder verändertes Betragen gegen ihn, einer Verletzung der Treue anklagte und ihm sein Gewissen das Zeugniß der Unschuld gäbe — und fuhr dann fort, sie zu erinnern, wie schon so mancher blos dadurch zu einem Verbrechen hingerissen worden wäre, daß man ihn die Strafe desselben fühlen ließ, ehe er es noch begangen hatte.

Nicht Vorwürfe — endigte Sophie, nachdem sie mit Bescheidenheit um Vergunst gebeten hatte, dem Gedächtnisse der Königin den Rath

ihrer Mutter zurückrufen zu dürfen — nicht Vorwürfe und stürmisches Mahnen führen Irrende zurück auf den verlassenen Pfad, sondern Ueberzeugung, daß dieser der bessere war. Gesetzt auch, daß Euer Herr und Gemahl zwischen der Neigung für die Gräfin von Hirschberg und der Treue gegen Euch schwankte; gesetzt, daß er sich bereits auf die Seite der erstern geneigt hätte: so wird sich doch sein Schwanken enden, und sein innerer Kampf für Euch entscheiden, so bald er lebhaft empfindet, wie viel er bey dem Tausche verlieren würde, zu welchem ihn aufgeflammte Leidenschaft verleiten wollte. Diese Empfindung in ihm aufzuregen, sey das Bestreben meiner gnädigen Gebieterin, für welche die Natur und die Sorgfalt gütiger Eltern zu viel thaten, um nicht das Gelingen desselben mit Zuversicht erwarten zu können.

Fest wurde in Margarethen der Vorsatz: Sophiens gutem Rathe genau gemäß zu handeln; auch blieb sie ihm getreu, ob es ihr schon unmöglich war, in der Gegenwart ihres Gemahls jeder Anwandlung des Kummers und des Trübsinns zu wehren.

(Margarethens Zimmer.)

Heinrich. Margarethe.

Heinrich.

Woher, meine theure Gemahlin, woher die Thränen, die Euer Auge zuweilen mühsam zurückpreßt, und der Anstrich von Schwermuth, der Eure sonst so heitere Stirn umdüstert?

Margarethe. Schmerz über meinen Bruder Heinrich und Mitleid gegen seine gute Gemahlin lockt sie hervor. Heinrich ist wieder, was er sonst war, und der Zauber des Liebreizes der holden Agnes vermag nicht eine Umänderung zu bewirken, um welche sich meine Eltern schon so lange vergebens bemühten.

Heinr. Und diesen Gram verbirgt meine Margarethe so sorgfältig vor mir? Schließt mir ein Herz nicht auf, mit welchem sie das meinige in so übereinstimmendem Einklange weis? Warum, Liebe, solche Zurückhaltung?

Margar. Gewiß aus guter Absicht. Mein geliebter Gemahl kam heut so heiter zu mir, als ich ihn seit einiger Zeit nicht gesehen habe, sollte ich ihn in dem Genusse dieser Heiterkeit durch meinen Trübsinn stören?

Heinr. Dank Dir, gutes Weib, für diese zärtliche Sorgfalt! Aber noch inniger würde

mein Dank seyn, ahndete ich nicht bey Dir einigen Mangel an Aufrichtigkeit.

Margar. Sollte ich je zu einem solchen Mißtrauen Veranlassung gegeben haben?

Heinr. Jetzt zum erstenmale. Nicht wahr, Liebe, das Schreiben, welches Dir die neuesten Begebenheiten in Wien berichtete, erhieltest Du erst heute?

Margar. Kaum vor zwey Stunden

Heinr. Und vor zwey Tagen sah ich schon, daß Deine Wimpern hervorquellende Thränen zerdrückten, und Heiterkeit so fern von Dir war als heut.

Margar. (verlegen) Folgen banger Ahndung dessen, was nun leider bestätiget worden ist.

Heinr. Stille gute Margarethe, damit Du Dich nicht immer mehr von der Wahrheit entfernst. Zu vollkommen bin ich überzeugt, daß Du von dem was Dir das erhaltene Schreiben aus Wien gemeldet hat, nicht die leiseste Ahndung hattest, um Deinen Vorwand für etwas mehr zu halten, als was er wirklich ist. Gestehe es immer, daß dein Gram aus einer andern Quelle floß.

Margar. Nimm dieses Geständniß, doch mit Verheimlichung der Quelle.

Heinr (bedeutend, doch liebevoll) Verheimlichung unter Gatten?

Margar. Kann zuweilen nothwendig seyn.

Heinr. Auch mit gegenseitigem Vertrauen bestehen?

Margar. (mit erkünsteltem Lächeln) Wollte mein Gemahl diese Frage verneinen, so spräche er, wie mich dünkt, wider sich selbst.

Heinr In wie fern?

Margar. Seit mehreren Wochen rissen Euch Geschäfte oft aus meinen Armen, und einsam mußte ich klagen, ohne zu wissen, was mir Eure Gegenwart raubte Dies war Verheimlichung, die ich jetzt durch Wiedervergeltung bestrafe.

Heinr. Darf ich errathen, was mir Margarethe verhehlt.

Margar Ja, wenn Ihr Euch nutzlose Mühe geben wollt, denn gewiß bin ich überzeugt, daß Euer Grübeln meinem Geheimnisse immer vorbey gehen wird.

Heinr. Lasset es uns versuchen! (mit Wärme) Ich war die Ursache deines Kummers, und klage mich jetzt selbst an.

Margar. (stockend mit gesenktem Blicke) Meine Ueberzeugung bestätigt sich. Nein mein theurer Gemahl, Ihr wart diese Ursache nicht;

ich kann mir sogar keine Möglichkeit denken, wie Ihr sie hättet seyn können.

Heinr. Lasset mich Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen! Meine Entfernung gebahr den Kummer, der in dem Busen meiner Margarethe wüthete.

Margar. (mit mühsamer Verstellung) O nein, ich weis, daß Männer auf dem Throne nicht für ihre Gattinnen allein leben können, weil heilige Pflichten sie oft von ihnen hinwegrufen.

Heinr. (sie mit Feuer umarmend) Engel des Himmels, blickt herab auf Eure Schwester! O Weib, wie gut bist Du, um wie so vieles besser als ich! Beschämt durch Deine Güte, und empfindlich durch sie bestraft, steht Dein irrender Gemahl reuig vor Dir. Vergieb ihm, und ende die Strafe!

Margar. (Heinrichs Umarmung erwiedernd) Lasset uns die letzten Tage, welche diesem seligen voran gingen, aus unserm Gedächtnisse verwischen, damit nichts unsere erneueten Freuden störe!

Heinr. Wirst Du, Beleidigte, dies können?

Margar. O warum kränkst Du mich mit diesem Zweifel?

Heinr. Noch einmal; um wie so viel bist Du besser denn ich!

Margar. (ihn küssend) Laß mich den Mund verschließen, der so vorlaut verkündet, welche Luftbilder der Zauberspiegel der Liebe deiner Einbildungskraft vorgaukelte.

Heinr. Beichtende, die ungeheuchelte Reue belebt, sprechen nur Wahrheit; lasse mich mein Bekenntniß vollenden, und vermagst Du es dann, so vergieb deinem Heinrich!

Margar. Du liebst mich, und neben diesem Bekenntniß bedarf es keines andern.

Heinr. Meine Ruhe heischt es.

Margar. Kann diese mehr fordern als meine Liebe?

Heinr. Sie wünscht auch Deine Vergebung.

Margar. Der Vergebung muß Zorn vorangegangen seyn, und Liebe zürnt nicht.

Heinr. Weib sonder gleichen, mit welcher Milde hebst Du mich wieder zu Dir empor! Du willst, daß ich schweige, und ich will Dir folgen, so weit ich es vermag, ohne Dir Veranlassung zu neuen Unruhen zu geben, und mich der Gefahr auszusetzen, von Dir für noch sträflicher gehalten zu werden, als ich es ohnehin schon bin. Mit scheinbarem Mangel des Gefühls meiner Schuld stellte ich mich Dir dar, allein du thätest mir zu viel, wenn Du mich wirklich eines solchen gänzlichen Mangels beschuldigtest. Mühsam bot ich alle meine Treu-

stigkeit und Verstellungskraft auf, um mich zu überzeugen, ob ich in meiner Margarethe wirklich ein solches Kleinod besäße, als dieses Schreiben von unbekannter Hand, mir versichert, und ich fand noch ein größeres in ihr!

Wir verlassen unser wiederversöhnliches Paar, um unsern Lesern, indem wir ihnen die Quellen der Ueberschriften öfnen, vollkommnere Erläuterung zu geben, als sie Margarethe von ihrem Gemahle erhalten konnte, weil diesem selbst manches dunkel war, was sich erst später hin aufhellte.

Der Erzbischof Engelbert, Heinrichs aufmerksamer Beobachter, durchschaute den Plan der Gräfin von Hitschberg um so leichter weil sie mit der Ausführung desselben zu rasch zu Werke ging. Auf ihre Fürsprache hatte Heinrich schon einige Männer auf Ehrenstellen gehoben, mit denen der strengprüfende Engelbert ihre Verdienste nicht übereinstimmend fand. Er beschloß diesem Unwesen nach allen Kräften zu steuern, ehe Berthens Macht noch größern Umfang gewänn, und bediente sich zur Erreichung seiner Absicht Sophiens Rath, weil er zuvor ergründen wollte, ob seine Vermuthung von Margarethen richtig wäre.

Beobachtung derselben hatte ihn zu der Ahndung veranlaßt, daß ihr der Umgang ihres Gemahls mit der Gräfin Bertha nicht unbekannt wäre. Durch ein Gespräch mit Sophien fand er sie bestätigt, wodurch die Königin viel in der Achtung des Erzbischofs gewann, da er ihre Sanftheit gegen ihren Gemahl so bewundernswerth als dem Zwecke, den sie damit zu erreichen suchte, angemessen fand.

Mit verstellter Hand setzte nun der Erzbischof ein Schreiben an den König auf, in welchem er ihn ermahnte, den Umgang mit der Gräfin von Hirschberg aufzugeben, weil sie sich nur aus Herrschbegierde um seine Liebe beworben hätte, und zurück zu kehren zu einer Gemahlin, die der vollkommensten Liebe und der festesten Treue so würdig wäre. Er fuhr dann mit der Versicherung fort, daß des Königs Verbindung mit der Gräfin Bertha seiner Gemahlin nicht unbekannt wäre, machte ihn auf die Güte aufmerksam, mit welcher sie ihn behandelte, so gerechte Ursache sie auch zu Vorwürfen hätte, und beschwor ihn zuletzt, eine würdige Gemahlin nicht länger zu kränken, die alles in sich vereinigte, um ihn glücklich machen zu können.

Berthas Reize hielten den König noch so mächtig gefesselt, daß Engelberts Schreiben

wahrscheinlich die Wirkung, die er von demselben wünschte, nicht gehabt haben würde, hätte Bertha ihre Gewalt über ihn nicht allzu groß geglaubt, und sich durch diesen Wahn zu Schritten verleiten lassen, die ihren Plan nothwendig verrücken mußten.

Veränderlichkeit in der Liebe und Eroberungssucht waren bey der Gräfin von Hirschberg gleich groß. Diese trieb sie an, neben dem König noch mehrere Ueberwundene an ihren Siegswagen zu spannen; jener veranlaßte sie nach wenig Tagen, die sie dem König allein gelebt hatte, einen Ritter, der als Bekannter ihres Gemahls bisweilen in ihr Haus kam, und vor dem jungen Heinrich körperliche Vorzüge vermuthen ließ, ihre Liebe, um die er sie bat, noch würdiger zu finden als jenen. Der Ritter bat so schön und dringend, daß ihm die glühende Bertha nicht zu widerstehen vermogte, sondern ihn beglückte, indem sie selbst dem Aufruf ihrer Leidenschaft folgte.

Es war nicht der Wille der Gräfin von Hirschberg, ihrem neuen Geliebten den König aufzuopfern, da sich ihr Stolz von diesem allerdings mehr Befriedigung versprechen konnte, und sie sowohl der Fülle der Liebe genug in sich fühlte, den Wünschen dieser beyden Nebenbuhler zu entsprechen, als sich mächtig ge-

nug glaubte, den König zu hintergehen. In der Verstellung nicht weniger geübt, als in den Buhlerkünsten, glaubte sich Heinrich noch immer in dem Besitz von Berthens ausschliessender Liebe, da sie schon ein anderer mit ihm theilte, und vielleicht würde ihn dieser Wahn noch länger gefesselt haben, wenn ihm nicht ein Zufall völlige Ueberzeugung des Gegentheils verschaft hätte.

Er fand das geheime Schreiben des Erzbischofs Engelbert des Morgens, als er kaum sein Lager verlassen hatte, in seinem Zimmer, wohin es ein Vertrauter des Erzbischofs gelegt hatte, ohne von dem Könige oder einem seiner Diener bemerkt zu werden. Heinrich las, und verblendet durch die Liebe für die Gräfin von Hirschberg ahndete er den Verfasser des Schreibens ihren Feind, der sie bey ihm verdächtig zu machen suchte. Er erinnerte sich, wie viele Männer an seinem Hofe über die Gräfin unzufrieden waren, weil sie die Bewerbungen derselben um ihre Liebe zurück gewiesen hatte, und hielt daher das erhaltene Schreiben für das Erzeugnis der Rache eines dieser Verschmähten. Ihm gemeinschaftlich mit Bertha nachzuforschen, eilte er zu dieser, zur unglücklichsten Stunde für Bertha — zur glücklichsten aber für ihn und Margarethen.

Oft war Heinrich schon in den Morgenstunden von Bertha geschieden, noch nie aber um diese Zeit zu ihr gekommen. Bertha suchte immer die Stunden seiner Abwesenheit so angenehm als möglich auszufüllen, auch jetzt hatte sie dies gethan, und fern von der Ahndung seines nahen Besuches, seiner in den Armen ihres rüstigen Ritters vergessen, in welchen sie Heinrich fand, als er die Thür ihres geheimsten Gemachs mit dem Schlüssel öfnete, den er zu demselben besaß. Durch das Aufflammen des Zorns der Sprache beraubt, eilte Heinrich wieder hinweg, und nun erst that Engelberts Brief die gewünschte Wirkung.

Wenig Tage nach der Rückkehr zu seiner Gemahlin wurde Heinrich von seinem Vater nach Cremona zu einem Reichstage berufen. Begleitet von seiner Gemahlin beschloß er über Wien zu reisen, und dann den Weg in Gesellschaft des Herzogs Leopold fortzusetzen, weil ihm dies Gelegenheit gab, einige Tage länger an der Seite seiner Gemahlin zu leben, für welche die innigste Liebe seinen Busen aufs neue erfüllte. Mit inniger Freude hörte Margarethe den Entschluß ihres Gemahls, welcher der Sehnsucht nach ihrer

ter Mutter Erfüllung versprach, so wie die Befriedigung des Wunsches: ihre Schwägerin Gertrud zu sehen.

Mit dieser Tochter des Herzogs von Braunschweig hatte sich Friedrich, Margarethens jüngster Bruder, vor wenig Monden vermählt; und das Gerücht sagte so viel Gutes von Gertruden, daß in Margarethen die lebhafteste Begierde brannte, sie zu sehen, und jenen guten Ruf bestätigt zu finden. Mit einem feurigen Kusse dankte sie ihrem Gemahle für die Erlaubniß, ihn bis nach Wien begleiten zu dürfen, und mit dem Vorschmack der Freuden des Wiedersehens trat sie die Reise an, fand sich aber in der Hofnung, die sie sich von ihr machte, getäuscht, und eine Kette von unglücklichen schmerzerregenden Vorfällen statt der Freuden, die sie sich versprochen hatte.

Heinrich hatte seinem Schwiegervater benachrichtigt, daß er nach Wien kommen wollte, um dann mit ihm nach Cremona zu reisen, absichtlich aber verschwiegen, daß Margarethe ihm Gesellschaft leisten würde, ihre Eltern und Geschwister durch ihre unerwartete Erscheinung angenehm zu überraschen. Aus der nämlichen Absicht setzte er seine Ankunft in Wien einige Tage später fest, als er daselbst einzutreffen ge-

dachte, und kam auf solche Art vor die Mauern dieser Stadt, die ihn die Bewohner derselben noch weit entfernt glaubten.

Margarethe wurde heiterer, so wie sie sich ihnen immer mehr näherte. Ihre Einbildungskraft stellte ihr das freudige Staunen dar, mit welchem ihre Lieben sie, die Unerwartete bewillkommnen würden. Sie wünschte so unbemerkt in die Burg ihres Vaters schleichen zu können, als sie unbemerkt Wien erreicht hatte, und sich dann mit einemmale mitten in dem Zirkel ihrer Familie zu sehen. Dieser Wunsch wurde so wenig erfüllt, als Margarethens Hofnung von dem Aufenthalte in ihrem Vaterlande überhaupt. Man erkannte den König am Thore, und der Ruf von seiner Ankunft lief nun mit Windesschnelle nach der herzoglichen Burg.

Margarethe hofte die Erfüllung ihres Wunsches wenigstens zur Hälfte, da sie ihren Vater dem Zuge des Königs allein entgegen kommen sah, in Besorgniß wurde aber ihre Freude verwandelt, als sich ihr Leopold genug genähert hatte, um auf seinem Gesicht den Ausdruck tiefer Bekümmerniß lesen zu können. Indem sie Ahndungen der Ursache derselben durchflogen, hörte sie ihrer Sänfte zunächst ein klagendes Geschrey: sie ist gestorben, Gott tröste unsern gnädigen Herrn!

Mit ihrer Mutter beschäftigte sich Margarethens Einbildungskraft vor allen andern, die sie nun bald zu sehen hofte; an sie mußte sie daher auch bey jenem erschreckenden Ausruf erst denken, und Du, lieber Leser! wirst die Empfindungen leicht messen können, mit deren der Gedanke; ihre geliebte Mutter tod zu finden! ihr ganzes Wesen durchschütterte.

Sie erlag diesem Sturme, sank ohnmächtig in die Arme Sophiens, welche neben ihr saß; und herbeygerufen durch Sophiens Geschrey nach Hülfe trugen sie Leopolds Diener in die Burg ihres Vaters.

Von der mit ihr beschäftigten Menge zurückgebracht ins Leben, öffnete sich jetzt Margarethens verschlossenes Auge wieder, beynahe wäre sie aber in eine zweite Ohnmacht zurückgesunken, — denn ihre todgeglaubte Mutter hatte sich über ihr Lager gebogen, die Rückkehr des theuren Lebens ihrer Tochter zu belauschen. Sie zu küssen neigte sich Frau Theodore noch mehr zu der Erwachten herab. Schwer athmend erhob sich Margarethens Busen; Freude hielt ihre Zunge gefesselt, erst nach einigen Augenblicken hatte sie Kraft genug, ihrer Mutter zuzulispeln: Ihr lebt?

Ich und Alle, die du verließest — erwiederte Theodore.

Ihr täuscht mich — fuhr Margarethe fort — eins ist gestorben!

Die Gemahlin unsers Friedrichs, Gertrud — entgegnete Theodore — wurde wieder von uns hinweggerissen, da sie ein guter Engel uns kaum gegeben hatte. Dank sey dem Schicksale, daß es meine Margarethe zu mir führete, mich über Gertrudens Verlust zu trösten. Freude über Deine Gegenwart wird meine Trauer mildern.

Margarethe erholte sich bald wieder von ihrer Erschütterung; und Entzücken, sich in den Armen der verlorengeglaubten Mutter zu sehen, wirkte mächtiger auf sie, als der Schmerz über einen Verlust, der alle ihre Lieben in Wien tief verwundet hatte. Durch ihren vortrefflichen Charakter war Gertrud allen theuer geworden, besonders hatte sie Liebe ihres Schwiegervaters fest an sich gekettet, von welcher er ihr zahllose Beweise gab. Allgemein war es bekannt, in welchem hohen Grade sie dieselbe besaß, und daher der Nachsatz des Ausrufes, welcher Margarethen in der Sänfte eine Ohnmacht zuzog.

Laut klagte Friedrich über den Tod seiner Gemahlin; Leopold und Theodor stimmten ihm bey; auch Margarethe vermischte ihre Thränen zuweilen mit den ihrigen, wodurch sie jedoch

nicht verhindert wurde, die Klagenden zu trösten. Sie hatte die Entschlummerte nicht gekannt, konnte also auch den durch ihren Tod erlittenen Verlust nicht so genau schätzen, und sah daher ihren Trost, dem Freude über ihre Gegenwart den Eingang öfnete, bey allen mit glücklichem Erfolge gekrönt.

Bald nach Gertrudens Begräbnisse machten sich Leopold und Heinrich nach Cremona auf den Weg, begleitet von dem Prinzen Friedrich, der sich durch die Reise zerstreuen, und hierdurch den Gram über den Tod seiner Gemahlin zu vermindern hoffte. Die Herzogin sahe ihren Sohn ungern von sich ziehen, weil sie während der Abwesenheit ihres Gemahls ihn zum Schutze zu haben wünschte, doch wollte sie ihn auch nicht zurückhalten, ihm den Trost nicht zu rauben, den ihm die Zerstreuungen der Reise versprachen.

Heinrichs Betragen gegen seinen Vater machte Theodoren Besorgniß, die sie zu dem Wunsche veranlaßte, daß er bey ihr zurückbleiben mögte. Dieser Wunsch verlor jedoch den größten Theil seiner Stärke, so bald Leopold seinen Marschall Heinrichen von Künringen bis zu seiner Zurückkunft zum Statthalter des ganzen Landes ernannte. In den Händen dieses treuen und erfahrnen Mannes glaubte er das

Ruder des Staats wohl bewahret; und mit wenigerm Mistrauen gegen seinen ältesten Sohn, als Frau Theodore äußerte, verließ er Ostereich, begleitet von einer großen Zahl der Vornehmsten seiner Lehnsleute.

Sie sich Margarethe in Wien befand, hatte sie ihren Bruder Heinrich noch nicht gesehen, kaum etwas von ihm gehört. So oft sie nach ihm gefragt hatte, erhielt sie gewöhnlich die kurze Antwort, daß er sich mit seiner Gemahlin auf der Burg Waltersdorf befände, sah aber dann das Gespräch von ihm bald wieder abgebrochen, und zur Fortsetzung desselben andere Gegenstände herbeygezogen. Sie bemerkte, daß ihre Eltern mit Unwillen und Schmerz von ihm sprachen, daher sie selten nach ihm fragte, so sehnlich auch ihre Neugierde die Handlung zu wissen wünschte, durch welche Heinrich jenen Unwillen auf sich geladen hätte.

Einige Tage nach Leopolds Abreise sahe Margarethe ihre Mutter unruhig, und traurig, als sie seit Gertrudens Tode gewesen war. Thränen rollten zuweilen über Theodorens Wangen, begleitet von Seufzern, die sich aus ihrem Busen hervordrängten. Margarethe forschte,

was sie herbeylockte, und nach einigem Zögern begann Theodore also:

Um Dich nicht mit gleicher Bürde zu belasten, wünschte ich dir den Kummer zu verbergen der an meinem Innern zehrt, aber es ist mir unmöglich, dem Drange, mich Dir mitzutheilen, länger zu widerstehen.

Daß meine theure Mutter dies schon längst gethan haben müßte — antwortete Margarethe — denn weniger Schmerz wird es mir machen, ihren Gram mit ihr zu theilen, als ich bisher über ihre Zurückhaltung empfand, die mich dennoch leicht errathen ließ, was sie beunruhigte. Eure Sorgfalt, meine Mutter, schnell wieder abzubrechen, wenn ich zuweilen unsere Gespräche auf meinen unglücklichen Bruder Heinrich zu lenken suchte, bewies mir nur allzu deutlich, daß Er Eure Ruhe stört, weil jede Erinnerung an ihn Euch so heftig erschütterte.

Theodore. Nicht nur gestört hat er sie, nein, sie mir gänzlich geraubt. Daß die milderen Gesinnungen, zu welchen ihn die Liebe schmelzte, bald wieder verüber flogen; weißt Du bereits; unbekannt ist es Dir aber, daß versicherte, als er sie jemals äußerte, an ihre Stelle traten. Nach der Rückkehr aus Nürnberg beschäftigte ihn die gute Agnes nur noch einige Tage; Ehrgeiz und Habsucht bemächtigten

sich bald seines Herzens so ausschliessend, daß nur sie ihn erfüllten, und böse Rathgeber flammten diese Leidenschaften zu solchem Lodern empor, daß sie ihn an seinem Vater zum Verbrecher zu machen drohen.

Margarethe. Wäre es möglich, daß sich der Verblendete so ganz vergessen könnte!

Theod. Auch mir schien es unmöglich, so wie es mein Gemahl noch jetzt bezweifelt, so viele Veranlassung auch Heinrich zu dem gerechtesten Verdachte gegeben hat, der ohne Zweifel nur allzuschnell bestätigt werden wird. Seine Rathgeber suchten den Argwohn in ihm zu erregen: daß sein Vater, begünstigt durch den Kaiser und Deinen Gemahl, die bisher gewöhnliche Erbfolge umstossen, Friedrichen zu seinem Erben zu machen, und ihm, dem Erstgebohrnen, kaum einige Schlösser hinterlassen würde. Unsere größere Liebe für seinen jüngern Bruder, eine nothwendige Folge seiner bessern Gesinnungen, nährte jenen Argwohn, und stürmend verlangte Heinrich von seinem Vater nicht nur Bestätigung der ihm gebührenden Erbfolge, sondern auch jetzt schon den Besitz des Herzogthums Steyer. Mein Gemahl bewilligte das erstere, und verweigerte das letztere, worauf Heinrich in seiner Forderung nachließ, und nur einige Herrschaften zum unbeschränkten Eigenthum verlangte.

Marg. Und mein gütiger Vater gab seinem Ungestüm nach?

Theod. Hingerissen von Wohlwollen war er, wie mich dünkt, zur Unzeit gütig. Er erinnerte anfangs den undankbaren Sohn, wie ihm zur Befriedigung seiner Wünsche so ganz nichts fehle, da er ihm einen eigenen Hofstaat gegeben, und hinlängliche Summen versichert hätte, so bequem und prächtig als ein regierender Fürst zu leben. Die Sanftheit seines Vaters besiegte nach und nach Heinrichs Ungestüm; er hat jetzt, was er anfangs dreust forderte, und Du weißt, meine Tochter, wie schwer es Deinem Vater wird, Bitten zu verweigern. Er erfüllte Heinrichs Verlangen wenigstens einigermaßen, indem er ihm neben Walteredorf einige Ländereyen übergab, deren Einkünfte ihm allein gehören. Nach grössern Besitzungen strebend genügten ihm diese nicht, und nur mit Mühe verbarg er die Unzufriedenheit über die Vereitelung seines Planes. Schon längst war ihm der Aufenthalt in Wien lästig gewesen; um den Ermahnungen seines Vaters, welche er so nöthig bedurfte, zu entfliehen, eilte er nach Walteredorf, wo Jagden und tobende Gelage mit seinen Zechbrüdern seine einzigen Beschäftigungen sind.

Marg. Hat aber die liebenswürdige Agnes alle Gewalt verloren, die sie anfangs über ihn besaß?

Theod. Heinrichs Liebe für sie war ein Rausch, der so schnell, als er seine Sinne fesselte, auch wieder verflog. Die Thränen beklagte das gute Weib den Verlust derselben, duldete aber willig Ungestüm und unwürdige Behandlung, weil sie sich mit der Hofnung schmeichelte, ihren Gemahl vielleicht dennoch sich selbst und seinen Ehren wiedergeben zu können; aber ich fürchte, daß diese Hofnung niederfällt werden wird, denn fühllos bleibt Heinrichs Herz gegen seine würdige Gattin; nur Sinnlichkeit, durch ihre Schönheit aufgeregt, lockt ihn zuweilen zu ihr hin.

Marg. (seufzend) Daß ich sie sehen, meine Thränen in die ihrigen mischen, und sie trösten könnte über ihr unglückliches Geschick!

Theod. Geheime Beobachtungen der Handlungen Heinrichs und seiner Vertrauten machten seit einiger Zeit meine Unruhe rege, indem ich erfuhr, daß Heinrich einen derselben nach Ungarn gesendet hätte, unterdessen er selbst in Wallerodorf Waffen und Belagerungswerkzeuge aufhäufte.

Marg. Zur Empörung wider seinen Vater? O nein, Mutter, es ist unmöglich, daß ein

Sohn gegen den gütigsten der Väter des unverzeihlichsten Verbrechens sich schuldig machen könnte!

Theod. Wollte Gott, daß dieß Deinem Bruder so unmöglich dünkte als Dir; und vielleicht würde er die Bande der Natur nicht zerreissen, wenn ihn nicht Uebelgesinnte zu einer solchen Unthat verleiteten

Marg. Kann Oestereich unter Leopolds milder Herrschaft Unzufriedene in seinen Gränzen zählen? unter ihm, der jeden seiner Unterthanen gleich einem Vater liebt, jeden ohne Unterschied zu beglücken sucht?

Theod. Vergiß nicht, liebe Tochter, daß es auch unter der sanftesten Herrschaft, in jedem Lande, Unzufriedene gibt. In Oestereich sind es einige räuberische Burgbesitzer, die Deinem Vater abgeneigt sind, weil er ihren Räubereyen und Befehdungen wehrt. Zu ihrem Vortheile benutzen sie Heinrichs Herrschbegierde, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, der ihnen reiche Beute verspricht.

Marg. Diese Wenigen werden wider die größere Zahl der Getreuen ihres Herzogs nichts auszurichten vermögen.

Theod. So schmeichelt sich auch Dein Vater, denn ihm, der sein Schwerd für ungerechte Sache zog, fällt kein Gedanke bey, daß seine

lich gesinnte Nachbarn sich mit den Aufwieglern verbinden würden, welches ohne Zweifel geschieht, sobald das Feuer des Aufruhrs empor flammt. Der König von Ungarn kann es noch nicht vergessen, daß sich mein Gemahl seines Neffen Ladislaus wider ihn annahm; und voll Begierde, sich deshalb an ihm zu rächen, wird er Heinrichen seine Hülfe nicht verweigern. Heute brachte mir der Marschall Künringen die Nachricht, daß ein geheimer Bote des Königs von Ungarn in Wittersdorf eingetroffen ist; und nun zweifle ich nicht länger, daß Heinrich die Anwesenheit seines Vaters zur Ausführung seines verrätherischen Vorhabens benutzen wird.

Marg. O so eile, theuerste Mutter, meinem Vater die nahe Gefahr zu melden!

Theod. Bey dem guten Zutrauen, das er sowohl an seinen ungerathenen Sohn als an den König von Ungarn verschwendet, würde dies ganz ohne Erfolg seyn. Die freundschaftlichen Versicherungen des Königs Andreas lassen ihn von diesem so wenig ein solches strafwürdiges Unternehmen ahnden, als Glauben an die Macht der kindlichen Liebe von seinem Sohne. Hierdurch irre geleitet, wird er nicht eher Gefahr sehen, bis die Gegenwart derselben ihm keinen Zweifel mehr erlaubt.

Marg. Aber Mutter, wollt Ihr so gar nichts thun, dem Unwetter entgegen zu arbeiten, das über unsern Häuptern schwebt?

Theod. So viel ich vermag. Künringen schützt Wien, wir selbst eilen nach dem liebsten und festesten meiner Schlösser, nach Hainburg.

Marg. Können wir an Ungarns Gränzen sicher seyn, wenn Ihr den König Andreas, den Verbannenen meines Bruders, ahndet?

Theod. Ich hoffe sicherer als in Wien. Da Heinrich nach der Herrschaft des Landes, oder wenigstens nach der Theilung derselben ringt, wird er auf Wien den ersten Angrif machen, Hainburg aber, dessen Besitz ihm wenig frommt, unbeunruhigt lassen. Auch kann kindliche Liebe doch wohl nicht so ganz in seinem Herzen erstorben seyn, daß er für das Eigenthum seiner Mutter, für ihren Wittwensitz, nicht einige Achtung haben sollte, da ihm ohnehin der Besitz dieses Gränzschlosses zur Erreichung seiner Absicht ohne Nutzen seyn würde. Bereite Dich zur Reise, und laß uns dann in Hainburg verweilen, bis der Sturm vorüberbrauft. Dort werden wir ihn kaum von fern hören und Leopolds schnelle Rückkehr, sobald das Wetter wirklich ausgebrochen ist, wird sein Toben bald endigen.

Marg. O Mutter, ich bin zu einer unglücklichen Zeit in mein Vaterland gekommen. Traus

empfing mich, und ihr wird noch größeres Leiden folgen! Schmerzlich ist der Tod einer geliebten Schwägerin, noch schmerzlicher ist es aber einen Bruder auf der Stufenleiter der Verbrechen bis zur größten Tiefe herabsinken zu sehen.

Theod. Ja, schrecklich ist es, vor dem Sohne, vor dem Bruder fliehen zu müssen! Lasse uns aber, indem wir über dieses traurige Geschick klagen, mit der Hofnung trösten, daß Heinrich vielleicht erst so tief fallen mußte, bevor er sich wieder empor zu heben vermochte.

Marg. Könnte meine Mutter in einer so täuschenden Hofnung Trost finden?

Theod. Sie ist es minder, als sie es dir scheint. Kaum ist mir noch der Glaube möglich, daß Heinrich blos aus Erkenntniß des Guten gut und wacker handeln könnte, vielleicht aber bessert er sich aus Nothwendigkeit. Ueberzeugt er sich, daß er durch Sturm und Toben seinen Endzweck nie erreichen, wohl aber ihn vielleicht ganz verfehlen kann; wenn sein Vater ihm, dem Aufrührer, die Strafe droht, welche zu ahnden Verläumder ihn schon jetzt verleitet haben. Sieht er sich der Gefahr, enterbt zu werden, wirklich nahe: so wird sein Ehrgeiz ihn auffordern, sich zu bessern, und der Zwang,

zu welchem er sich gedrungen sieht, ihn nach und nach wirklich besser machen.

Marg. Könnten aber nicht vielleicht Eure Ermahnungen den Verblendeten zurückführen zur Pflicht der Vernunft? Verschloß er ihnen gleich bis jetzt sein Ohr, so können sie es doch vielleicht noch durchdringen.

Theod. Was dein Rath fordert, habe ich bereits gethan. Ehe ich zu dir kam, verfaßte ich ein Schreiben an Heinrich, in welchem ich mich aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit, der ich fähig war, bediente. Ein Eilbote ist damit schon auf dem Wege nach Walterdorf; die Antwort wird er mir nach Hainburg bringen.

Marg. Ihr wollt sie nicht hier erwarten?

Theod. Nein, um mich auf alle Fälle zu sichern, fliehen, da es noch Zeit ist. Zu viele ähnliche Versuche sind mir schon mißlungen, um mir von diesem mit einem glücklichen Erfolge zu schmeicheln. Laß uns daher eilen, damit uns Heinrich durch schnelle Ausführung seiner Entwürfe nicht zuvor komme, denn allzubetrig würden wir erschüttert werden, wären wir Zeugen der Verwüstungen eines Bürgerkrieges, den der Sohn gegen den Vater beginnt.

Theodorens Ahndung traf zu; Heinrich las ihr Schreiben, war aber weit entfernt, dem Inhalte desselben gemäß zu handeln.

Sage deiner Gebieterin — entließ er den Boten — daß ich ihr die Antwort vielleicht selbst nach Wien bringen würde.

Mit dieser Erklärung Heinrichs eilte der Bote nach Hainburg, wo Theodore mit ihren Töchtern kurz vor seiner Ankunft eingetroffen war, und sich nun ihres Entschlusses um so mehr freuete, da sie hörte, daß sich Wien die Schrecknisse bald nahen würden, denen sie entflohen war.

Voll banger Erwartung sahe Theodore einige Tage erschütternden Nachrichten aus Wien entgegen; in Margarethen begann schon die Hofnung zu entglimmen, daß ihre Mutter allzuängstlich, in ihrer Vermuthung von Heinrichen zu übereilt und ungütig gewesen wäre, als der Thurmwächter zu Hainburg, am sechsten Tage ihrer Ankunft daselbst, meldete, daß sich ein Reisiger mit verhängtem Zügel dem Schlosse näherte. Voll brennender Ungeduld, seine Botschaft zu vernehmen, eilten ihm Theodore und ihre Töchter bis in den Schloßhof entgegen,

wo

wo der Ankommende, vom Schweiß tropfend, von seinem Rosse herabgesprungen war.

Eile — rief ihm die Herzogin zu — deine Botschaft in so wenig Worte als möglich zu fassen, damit sie uns bald kund werde.

Vernehmt sie in zweyen, gnädigste Frau — antwortete der Reisige — Aufruhr und Gefahr für Euch.

Steht Heinrich schon vor Wien? — fragte Theodore.

Der Residenz vorbey — fuhr jener fort — will er nach Hainburg ziehen, und die Blyden und Steinschleudern, die er mit sich führt, zeigen nur allzudeutlich seine Absichten mit Euch und Eurem Schlosse.

Du irrst — entgegnete Theodore — Unmöglich kann Heinrich, die ihn gebahr, befehden wollen. Naht er sich meinem Schlosse: so geschieht es gewiß nur, um sich mit der Hülfe, die ihm der König von Ungarn zu senden versprochen hat, zu vereinigen. Hainburg selbst wird er nicht angreifen.

Aber Du bist ermattet, guter Konrad, von der Eil, mit welcher Deine Treue Dich beflügelte; komm mit mir in mein Gemach, Dich durch einen Trunk Wein und etwas zum Anbiß zu erquicken, indeß Du mir ausführlicher

erzählst, was sich in Wien seit meiner Abwesenheit ereignete.

Margarethen an der Hand eilte sie dem Reisigen voran, befahl einem Knappen, einen Krug mit Wein herbey zu bringen, und fragte dann jenen: ist, wie ich es gebot, nach Heinrichs erster Bewegung an meinen Herrn und Gemahl ein Eilbote gesendet worden?

Konrad. Seit Euer Gnaden von uns schieden, hielt sich immer einer von uns bereit, sich auf den ersten Befehl des Herrn Marschalls auf sein Roß zu schwingen. So bald der Marschall durch seine Kundschafter von dem Auszuge des Prinzen aus Waltersdorf Nachricht erhielt, eilte ein Knappe nach Tyrol zu unserm gnädigen Herrn; unmittelbar nach dem Anfange der Feindseligkeiten folgte ein zweiter, mit welchem zugleich auch an Euch, gnädige Frauen, einer abgesendet wurde.

Marg. Wo blieb dieser? Du bist der erste, der uns eine solche fürchterliche Nachricht bringt.

Konr. Ihn traf vermuthlich ein Schicksal, dem auch ich nur mit Mühe entging. Auf dem Wege hieher kam ich in eine Herberge, deren Wirth mich durch eine gute Pflege und durch Aeusserung solcher Gesinnungen gegen Euch, wie sie jedem getreuen Oesterreicher ziemen, zu der Unbesonnenheit verleitete, ihm das Ziel mei-

ner Reise zu sagen. Zu spät erkannte ich meine Unvorsicht, als er mich von zwey Rotten unterstützt hindern wollte, wieder zu ziehen. Mein gutes Schwerd und mein schnelles Roß halfen mir jedoch aus dieser Verlegenheit, welcher mein Vorgänger wahrscheinlich nicht entrann denn ohne Zweifel hat er gleich mir jene Herberge besucht, die an der Landstraße liegt, und den ermattenden Reisenden zu sich winkt. Doch ich verweile mich zu lange bey einem Nebenumstande, jetzt da wichtigere Dinge zu bedenken sind!

Theod. O zögere nicht länger, uns diese wichtigen Dinge zu entdecken!

Konr. Dies that ich schon, nur Euren Glauben muß ich ihnen zu verschaffen suchen. Die Absicht der Aufrührer ist, Euch zu verhaften, um das, was sie verlangen, als Lösegeld für Euch zu erhalten.

Theod. Woher kömmt Dir dieser Wahn?

Konr. Was ich Euch sage, gnädige Frau, fließt aus zu sicherer Quelle, um es für Wahn halten zu können. Ein Theilnehmer an dem Vorhaben des Prinzen, einer seiner vertrautesten Diener, erbebte bey dem Gedanken: daß ein Sohn es wagen wollte, seine Hand verrätherisch an seine Mutter zu legen; um so mehr,

da sich der Prinz zur Ausführung dieses Plans seiner Hülfe bedienen wollte. Er flüchtete und entdeckte das verrätherische Vorhaben eurem Marschalle, der mich ohne Verzug zu Euch sendete, und Euch bitten läßt: schnell von Hainburg zu fliehen, wo für Euch keine Sicherheit ist.

Marg. (ängstlich) O ich flehe euch, theuerste Mutter, folgt dem Rathe des Marschalls!

Theod. Gemach, meine Tochter! Wir wollen nicht übereilt, sondern nach kalter Prüfung, handeln. (zu Konraden) Kennte ich Dich, ehrlicher Alter, nicht zu genau: ich würde fürchten, daß Du mich selbst den Aufrührern zu überliefern gedächtest.

Konr. Ich verstehe Euch nicht, gnädige Frau!

Theod. Wäre, was Du glaubst, wirklich Heinrichs Absicht, wie könnte ich von hier entfliehen, ohne auf ihn zu treffen? Und würden die wenigen Burgmänner, die mich begleiten könnten, mich wohl wider seinen Angriff zu schützen vermögen?

Konr. Sie nicht, aber wohl Ortolf von Mordax, der den Aufrührern mit einer auserlesenen Schaar Reisiger und Lanzenknechten vorangeeilt ist und sich Hainburgs Mauern ohne Zweifel schon morgen nähern wird. Macht

Euch gnädige Frauen, bereit, dem Ritter entgegen zu gehen, so bald er vor Eurer Veste erscheint, Euch auf einem Wege, weit genug von der Strasse entfernt, auf welcher das Heer des Prinzen daher zieht, um nicht von demselben entdeckt zu werden, sicher nach Wien zu führen.

Theod. Sage, guter Konrad, ist die Macht der Aufrührer schon beträchtlich?

Konr. Grösser als ich sie vermuthet hätte, denn der mächtige Ademar von Küringen hat sie mit seinem ganzen Anhange vermehrt.

Theod. Ademar, der Bruder des Marschalls? O Gott, sollte vielleicht dieser selbst ein Verräther seyn!

Konr. Seyd ohne Sorgen, gnädige Frau, der Marschall ist einer von Euern treuesten Dienern. Heftiger Schmerz befiel ihn bey der Nachricht von der Unthat seines Bruders, aber seine Treue gegen seinen gnädigen Herrn ist so groß, daß er in dem Bruder nur den Empörer sieht. Daß er den wackern Mordax, dessen unerschütterliche Treue Euch bekannt ist, an der Spitze einer mächtigen Schaar zu Eurer Hülfe sendete, sey Euch Beweis, daß geheime Theilnahme an der Empörung so fern von ihm ist als öffentliche.

So oft und dringend auch Theodore, sowohl von ihrer Tochter, als von dem treuen Konrad gebeten wurde, sich zur Abreise fertig zu machen, und Heinburgs Mauern zu verlassen, so bald ihnen Ortolf von Mordax nahe genug seyn würde, um ihm ohne Gefahr, von den Aufrührern überfallen zu werden, entgegen gehen zu können, so wenig gab sie doch diesen Bitten Gehör; theils aus Hofnung, daß Heinrich seine Mutter nicht belagern würde, so fest sie auch Konrad des Gegentheils versicherte, theils auch aus Furcht vor der möglichen Untreue des Marschalls, Heinrich von Künringen. Sie wußte, daß er bisher mit seinem Bruder Ademar in ungestörter Eintracht gelebt hatte, wodurch sie zu der Ahndung veranlaßt wurde, daß Ademar nicht ohne Heinrichs Wissen handelte; und an diese Ahndung mußte sich nothwendig die Besorgniß reihen: in Wien unter dem Schutze des Marschalls nicht sicher zu seyn.

Margarethe und Konrad erstaunten um so mehr über diesen Argwohn der Herzogin, da Mißtrauen bisher so fern von ihr gewesen war. Sie äußerten ihre Verwunderung, indem sie zugleich alles versuchten, Theodorens Argwohn zu besiegen, welches ihnen aber bey der angestrengtesten Mühe nicht gelang.

Wessen Treue kann ich noch vertrauen — sprach Frau Theodore — wenn mein eigener Sohn an seinem Vater zum Empörer wird?

Des andern Morgens erschien Ritter Ortolf vor Hainburgs Thoren. Theodore liess ihn auffordern, zu ihr zu kommen, und beantwortete seine Vorstellung: unter seiner Gesellschaft nach Wien zu reisen; auf die nämliche Art, wie sie Konrads Bitten beantwortet hatte. Nicht minder eifrig als der letztere, sprach Ritter Ortolf für die Treue des Marschalls, allein Theodore beschwor ihn, nicht länger in sie zu dringen, dagegen aber einen Beweis seiner eigenen unverrückten Treue zu geben, indem er ihr verspräche, sie vor der Herstellung der Ruhe nicht zu verlassen, und seine Schaar nicht fern von Hainburg zu lagern.

Verzeiht, gnädige Frau — sprach der offene Ortolf — wenn ich so dreust bin, Euch zu erinnern, daß partheiliche Mutterliebe für den Prinzen, Euern Herrn Sohn, Euch irre führt. Ich bitte Euch, bedenkt, daß Hainburg, so fest es auch ist, Euch nicht die Sicherheit gewähren kann, die Ihr in dem noch festern Wien finden würdet. Erinnert Euch auch, wie viel empfindlicher Ihr die Schrecknisse einer Belagerung in dem engen Raume Eures Schlosses würdet dulden müssen. Hier könnte Euch jeder zer-

störende Wurf der Bleyden erreichen; in Wien könntet ihr hingegen, mitten unter dem Toben der Belagerung, friedlich in Eurer Burg hausen, denn die Menge Eurer Getreuen würde die Aufrührer gewiß hindern, die Mauern zu ersteigen, Hainburg aber ist so klein, und die Macht der Aufrührer schon zu solcher fürchterlichen Größe angewachsen, daß uns keine Hofnung übrig bleibt, ihrem Angriffe zu widerstehen, wenn der König von Ungarn einen Theil seiner Völker mit ihnen vereinigt.

Ununterbrochen habe ich euch aussprechen lassen — antwortete die Herzogin — Hört nun meine endliche nicht zu erschütternde Entschließung und die Bewegungsgründe, die mich in Hainburg zurückhalten. Könnte mein Sohn sich wirklich herablassen unter die Thiere, und seine Hand verbrecherisch wider seine Mutter erheben: so ist doch Hainburg fest genug, wenn es der tapfere Ortolf von Mordax mit seiner muthigen Schaar besetzt, so lange widerstehen zu können, bis uns mein Herr und Gemahl oder der Marschall von Künringen entsetzt. Mein Herz wird bluten, wenn ich Brüder gegen Brüder das Schwerd zücken sehe, ist es aber einmal des Schicksals Wille, daß ich Zeuge dieser blutigen und erschütternden Scene werden soll: so sey es lieber hier als in Wien, wo sich meinen

Augen noch mehrere Schreckbilder darstellen würden. Dort könnten gröbere Verwüstungen gemacht werden als hier; dort träfen sie den Bürger und den Dürftigen, hier größtentheils nur mich. Leiden meine Unterthanen: so werde ich ihnen den Schaden ohne Mühe ersetzen können, was in Wien beynahe unmöglich wäre, weil dort die Menge der Leidenden zu groß seyn würde.

Gnädige Frau — rief Ortolf aus — man muß Euch wenigstens bewundern, wenn man auch Eure Meinungen nicht richtig finden kann. Aber, bey meinem Eide Ihr wäret sicherer in Wien, und könntet, sonder Gefährde einer Verrätherey des Marschalls von Künringen, ruhig in Eurer Burg wohnen, statt daß Ihr nun befürchten müsset Euer Schloß erobert, und Euch selbst des Prinzen Gefangene zu sehen.

Bey aller Hofnung: in Hainburg vor dem Angriffe ihres Sohnes sicher zu seyn; hatte Frau Theodore doch nicht vergessen, hinlängliche Lebensmittel in diese Veste bringen zu lassen, die aber freilich nun nach einer so starken Vermehrung der Besatzung nicht mehr zureichten. Ritter Ortolf eilte daher, mit den Seinigen, aus den nahgelegenen Oertern gröbern Vorrath herbey zu schaffen, und die offenen Briefe der Her-

zogin, welche sie mit sich führten, gaben ihrem Unternehmen schnellen und glücklichen Fortgang. Ehe noch die Nacht hereinbrach, war die Vestung mit Lebensmitteln auf zwey Monate versehen, in deren Dauer sich Theodore und Ortolf mit Zuversicht Entsatz versprachen.

Ritter Ortolf wollte sich mit seiner Schaar ausserhalb den Mauern Hamburgs lagern, und den Prinzen Heinrich im offenen Felde angreifen; aber Theodorens dringende Vorstellungen nöthigten ihn, sich in die Vestung zurückzuziehen.

Lass-t m ch — sprach sie zu ihm — bevor Ihr das Schwerd ziehet zu blutigem Kampfe, einen Versuch machen, ob ich den Zwist nicht friedlich auszugleichen vermag. Ich will in Heinrichs Lager eilen, ihn an meinen Busen reissen, und ihn dann auffordern, die Brust zu durchstossen, die ihm die erste Nahrung gab, oder wieder heimzuziehen nach Walteredorf, und, der Verzeihung seines Vaters versichert, hinfort ruhig zu leben. Ueberrascht durch mein unerwartetes Erscheinen, von den Thränen der bekümmerten Mutter zur Empfindung geschmelzt, werde ich ihn, wo nicht zur kindlichen Liebe, doch zur schuldigen Lehnstreue gegen seinen Vater und Herrn zurückkehren sehen.

Ich habe gelobt, Euch zu gehorchen — erwiederte Ortolf — und will daher in die

Veste ziehen, so sehr ich auch den Angriff außer derselben zu erwarten wünschte. Euch aber, gnädige Frau, Euer Vorhaben ausführen zu lassen, verbeut mir Pflicht und die Sorgfalt, Euch vor Gefahren zu schützen.

Der Morgen des andern Tages dämmerte kaum heran, als die Wächter auf den Thürmen zu Hainburg die Ankunft des Feindes verkündigten. Man sahe, wie sich Heinrich mit seinem Heere nahe an die Mauern lagerte, und Mochax fand es zahlreicher als er vermuthet hatte, so daß er sich, auch ohne Theodorens Aufforderung, zum Rückzuge in die Festung genöthigt gesehen haben würde, weil er, ohne zuvor von Wien neue Stärkung zu erhalten, keinen Angriff in offenem Felde wagen konnte.

So bald Theodore die Ankunft ihres Sohnes vernahm, ließ sie den Ritter Ortolf zu sich rufen, und befahl ihm, ihr ein Thor zu öffnen, durch welches sie, nur von einigen Frauen begleitet, zu Heinrichen eilen wollte, um den Plan auszuführen, den sie auf die Stärke der mütterlichen Gewalt und der kindlichen Liebe berechnet hatte.

Nein, theuerste Mutter — sank ihr Margarethe in die Arme — ich lasse euch nicht!

O Ritter Ortolf, ich beschwöre Euch bey Eurem Leben, nur diesmal unaehorsam zu seyn!

Es hätte dieser Aufforderung nicht bedurft, gnädigste Frau Königin — antwortete Ortolf, — Vor Eurer Mutter bleibt das Thor verschlossen, und wenn ich ihren Zorn darüber wagen sollte!

Weinend stürzten sich jetzt auch Theodorens jüngere Töchter, Konstanze und Gertrud, in das Zimmer, wo sie, von Margarethen aufgefordert, ihre flehenden Bitten mit dieser vereinigten.

Hörtet Ihr, meine Töchter, und Ihr Herr Ritter — fragte Theodore mit geheimen Unwillen, sich in der Ausführung ihres Vorhabens gehindert zu sehen, von welchem sie einen so glücklichen Erfolg erwartete — hörtet oder lasset Ihr nie etwas von dem Römer Cartolan?

Zu viel, gnädige Frau — unterbrach sie Ortolf mit hastigem Eifer — um zwischen dem Prinzen Heinrich und ihm Aehnlichkeit zu finden. Cartolan war ein guter Sohn und edler Mann, und — — doch verzeiht mir meine Kühnheit, und vergönnt, den Nachsatz zu verschweigen. Euer Beichtvater ist ein Mann, der die hinreissende Beredsamkeit besitzt; sendet diesen zu dem Prinzen, ihm alles das zu sa-

gen, was ihm aus der Fülle Eures Herzens entgegen quillt.

Kann mein Beichtiger — wendete Theodore ein — in das seinige die Empfindung gießen, welche die Blicke und Thränen der Mutter hervor bringen würden?

Er kann es, er wird es — entgegnete Ortolf — wenn der Prinz solcher Empfindungen nicht ganz unfähig ist.

Wohl — — entgegnete Theodore — so macht einen Versuch! gelingt er nicht, dann handle ich!

Indem sie noch sprachen, näherte sich ein Trompeter des Prinzen der Vestung, begleitet von einem Herold, welcher Einlaß begehrte. Der letztere wurde zu der Herzogin geführt, gegen welche er die Beschwerden seines Herrn vorbrachte.

„Nothgedrungen — lautete der Inhalt seiner Verkündigung in der Kürze — durch die Waffen sich sein Erbrecht zu sichern, welches ihm Herzog Leopold und sein Sohn, Junker Friedrich, zu rauben suchen, steht jetzt mein gnädiger Herr, der Herzog und einzig rechtmäßige künftige Erbe von Oesterreich, an der Spitze getreuer Landsleute, und wiederholt die Forderung, die er schon so oft vergebens machte: Be-

stätigung der Erbfolge und Ueberlieferung des Herzogthums Steyer."

Eine Rotte Räuber und losen Gesindels — vermogte Ritter Ortolf seinen Unwillen nicht zurückzuhalten — vereinigte sich zu einem verrätherischen Bunde, den Prinzen Heinrich zum pflichtvergeßnen Sohne: Oesterreich zum Schauplatze der Schreckensscenen eines Bürgerkrieges zu machen.

„In wessen Namen sprecht Ihr! Herr Ritter? fragte Heinrichs Herold spöttisch."

Im Namen der Gerechtigkeit, Natur und Menschheit — fuhr Ortolf fort.

„Ich habe für Euch keine Antwort, für Euch überhaupt keinen Antrag, — wendete sich der Herold vom Ritter Ortolf zu Theodoren — An Euch, gnädige Frau, ist meine Botschaft gerichtet. Wollt Ihr, im Namen Eures Herrn und Gemahls, das gerechte Begehren meines gnädigen Herrn bewilligen, und zum Beweise, daß es Euch Ernst ist, ihm einstweilen Wien und Hainburg übergeben: so will er seine Waffen mit keinem Tropfen Blutes benetzen; weigert Ihr Euch aber: so wisset, daß der Entschluß: für das Beste ihres gnädigen Herrn ihr Leben zu wagen; die Brust vieler tausend wackerer Streiter zu größerer Tapferkeit entflammt."

Drohungen des Sohnes gegen die Mutter — war es nicht dieses, was Eure Worte wagten? — antwortete Theodore dem Herolde.

„Mir ziemt es nicht, gnädige Frau, — fuhr dieser fort — zu untersuchen, wer das Band zuerst zerriß, auf das Ihr Euch berufst; ich bin nur hier, Euch um Antwort zu bitten.“

Ein Abgesandter — erwiederte Theodore — bringt sie in Eures Herrn Lager. Meldet ihm dies, mit der Versicherung: daß Euch mein Abgesandter in wenig Augenblicken nachfolgen würde.

Absichtlich entfernte Theodore Heinrichs Herold so schnell, weil sie bemerkte, daß dem biedern aber heftigen Ritter Ortolf ein neuer Ausbruch seines Unwillens auf den Lippen schwebte; und sorgfältig suchte sie alles zu vermeiden, was Heinrichs Verbitterung vermehren könnte.

Euren Rath, wackerer Mann — wendete sie sich jetzt an den Ritter.

In Fällen, gnädige Frau — antwortete Ortolf — wo es schier unmöglich ist, auf zweyerley Weise zu handeln, wenn nicht die eine ganz auf den unrechten Weg führen soll, ist Rath nicht nöthig. Ein solcher Fall ist

der Curiae; und Ihr werdet fürwahr meines Rathes nicht bedürfen, um dem Prinzen eine Antwort zu geben, die sowohl der Mutter als der Herzogin von Oesterreich Genüge leistet. Euer Beichtiger wird aber, wie mich dünkt, wenig ausrichten, weil hier nur das Schwerd entscheiden kann.

Lasset es uns versuchen — erwiederte Theodore — ließ dann ihren Beichtvater rufen, und sendete ihn in das Lager des Prinzen.

Theodorens Vorschrift gemäß, begann er mit Ermahnungen zum Frieden, versicherte dem Prinzen, daß seine Eltern weit entfernt wären, ihn in seinem Erbrechte zu kränken; und wollte zuletzt, von warmen Erinnerungen an kindliche Pflichten, zu der Ermahnung übergehen: zurückzukehren zu der Befolgung derselben; aber schon in der Mitte seiner Rede unterbrach ihn der Prinz mit Heftigkeit.

Wollt Ihr predigen, Vater — rief er ihm zu — so gehe zurück nach Hainburg und stieget dort auf eine Kanzel, in meinem Lager ist nicht der Ort hierzu; am wenigsten aber will es Euch ziemen, gegen mich den Strafprediger machen zu wollen. Ich habe mit der Herzogin von Oesterreich nichts zu unterhandeln, als von ihr gerade und unzweydeutige Antwort

auf

auf meine Forderung zu begehren. Ist sie, wie es mein Wille und Billigkeit heischen: so weis die Herzogin mein Versprechen, das ich nicht werde unerfüllt lassen; sollte aber ihre Antwort beyden gleich stark entgegen seyn: so sollen die Steine von meinen Schleudern so lange um die Ohren der Herzogin sausen, und meine Fußknechte unter ihren Sturmdächern hervor Hainburgs Mauern so lange ängstigen, bis Eure Gebieterin aus Nothwendigkeit bewilligt, wozu Forderung der Gerechtigkeit allein ihr nicht genügte. Jetzt geht zurück; und erhalte ich nicht in zwey Stunden eine Antwort, wie sie meine Billigkeit fordert: so umschliesse ich Eure Veste mit Heereskraft, wenn sie sich nicht der Aufforderung meines Herolds ohne Schwerdschlag ergiebt.

Nach diesen Worten wendete sich Heinrich hinweg von dem Abgesandten seiner Mutter, der nun traurig den Rückweg nach Hainburg nahm. Es bedarf wohl keiner weitern Erinnerung, daß Heinrich von seiner Mutter keine solche Antwort erhielt, wie er sie wünschte. Die festgesetzte Zeit verstrich und bald nachher kam ein Herold vor die Vestung, sie in des Herzogs Namen aufzufordern.

Wer durch unsere Thore ziehen will — antwortete Ortolf von Mordax dem Herolde, — muß sich einen Weg über die Leichname treuer Oesterreicher bahnen, die an der Gemahlin ihres gnädigen Herrn nicht zum Verräthern werden wollen.

Nach Kriegsgebrauche ließ Heinrich diese Aufforderung noch zweymal wiederholen, da er aber immer die nemliche Antwort erhielt, zögerte er nicht länger, die Belagerung aus allen Kräften zu beginnen. Er ließ sein Heer sich rings um Hainburg schließen, die Belagerungswerkzeuge aufrichten, und Berge von Steinen auf einander häufen, mit ihnen die Mauern der Veste zu zertrümmern.

Hainburgs Vertheidiger waren nicht weniger beschäftigt als die Belagerer. Ortolf von Mordax traf die besten Anstalten, ihre Anschläge zu vernichten, oder, wenn es ihm ja unmöglich werden sollte, die Uebermacht zu besiegen, sich ihr wenigstens muthvoll entgegen zu stellen, bis sich ihm der Marschall von Künringen zu seiner Hülfe nähern könnte. Er sendete daher, unterdessen Heinrich den Mauern Hainburgs näher rückte, einen Eilboten nach Wien, den Marschall zum schnellen Entsatze aufzufordern, und dieser Bote kam durch Umwege glücklich auf die Straße nach Wien, indessen Ortolf mit sei-

nen Kriegern die Unternehmung des Feindes durch einen Pfeilregen und Steinwürfe hinderte.

Ihm allein überließ Theodore die Sorgfalt für die Vertheidigung der Veste, nur empfahl sie ihm, sowohl gegen ihren Sohn selbst, als gegen sein Heer, die möglichste Schonung, weil sich ihre mütterliche Liebe noch immer schmeichelte: Heinrich würde vielleicht die ihm zum Frieden dargebotene Hand nicht von sich weisen. Daß er dies bisher gethan hatte; daß er es noch that, machte den lebhaftesten Schmerz in ihr rege, den sie sich jedoch sorgfältig zu verbergen zwang, um die Königin, ihre Tochter, mit verstellter Ruhe zu trösten.

Oft machte Margarethe ihrer Mutter sanfte Vorwürfe, daß sie, dem Rath ihrer Getreuen zuwider, nicht nach Wien zurückgegangen war, weil sie während der Belagerung ihr Leben in Gefahr fürchtete, denn die Steine von Heinrichs Blyden sausten fürchterlich umher, und verbreiteten Schrecken und Tod. Noch waren zwar Theodorens Zimmer unbeschädigt geblieben, weil sie die Feinde nicht erreichen konnten, Margarethens bange Furcht glaubte sich aber doch in denselben sicher.

Vereinigt mit dem Ritter Ortolf, gab sich Theodore alle Mühe, ihre Tochter zu beruhigen;

beyde versicherten sie, daß der Theil des Schlosses, in welchem sie sich aufhielten, nur dann erst etwas von den Feinden zu fürchten haben könnte, wenn sie Mauern überstiegen hätten. Dieser Versicherung folgte der Trost: daß die Tapferkeit der Belagerten und die Eil des Marschalls von Künringen, ihnen Hülfe zuzuführen, dieses Aeußerste verhüten würde; und als auch Margarethe wenig Beruhigung hierinnen fand, erinnerte man sie: wie Heinrich mit seinen Kriegern, auch mitten im Sturme, für seine Mutter und seine Schwestern Achtung haben würde.

Theodore forderte ihre Tochter auf, Hainburg zu verlassen; überzeugt, daß Heinrich der römischen Königin den freyen Abzug nicht wehren würde, wenn er auch wirklich geneigt seyn sollte, ihn der Schwester zu verweigern; allein für ihre Mutter und ihre Schwestern nicht weniger besorgt, als für sich selbst, war Margarethe weit entfernt, der Aufforderung Theodorens zu folgen.

Nein, meine theuerste Mutter! — sprach sie — Eure Tochter weicht nicht von Euch. Der Gedanke an die Gefahren rings um Euch her würde mich in der Entfernung noch quälender foltern, als wenn ich sie hier mit Euch theile.

Acht Tage waren vergangen, und die Thurmwächter zu Hainburg ſchaueten noch immer vergebens nach der Gegend hin, woher ſie ſich, unter der Anführung des Marſchalls von Küringen, Hülfe verſprachen. Die allgemeine Sehnſucht nach derſelben war um ſo größer, je nöthiger ſie ihrer zu bedürfen begannen. Das raſtloſe Stürmen der Belagerer hatte ſchon einige Oefnungen in die Mauer gemacht, durch welche ſie nun einzudringen ſuchten.

Bis jetzt war es dem Ritter Ortolf mit ſeinen wackern Kriegern noch gelungen, die Feinde zurück zu halten, immer mehr verſchwand aber die Hofnung: daß dies länger möglich ſeyn würde; denn ob ſchon der Muth dieſer tapfern Männer nicht ſank ſo ſchwanden doch ihre Kräfte. Raſtlos mußten ſie kämpfen, um die Stürme der Feinde abzuſchlagen, und konnten hierbey nicht, wie die Belagerer, mit ihren Rotten abwechſeln. weil ihre Anzahl zu gering war, und jeden Tag durch Tode und Verwundete noch verminderet wurde.

Rächten gleich Hainburgs Vertheidiger den Tod ihrer Brüder an ihren Gegnern: ſo brachte ihnen dieß doch weniger Vortheil, als ihnen der Verluſt, den ſie täglich litten, nachtheilig war, weil ſie ſich nicht, gleich jenen, durch friſche Völ-

ker verstärken konnten. Immer kleiner wurde ihr Häuflein, da sich im Gegentheil das Heer der Belagerer zu vergrößern schien; und zwey Tage hatten die Thurmwächter wieder umher gespähet, ohne den Marschall von Künringen mit dem erwarteten Entsatze zu entdecken.

Verstärkt wurde jetzt Theodorens Argwohn von der Untreue des Marschalls, weshalb sie sich freute, daß sie nicht nach Wien gegangen war, in einer so bedenklichen Lage sie sich auch in Hainburg befand. Ritter Ortolf machte ihr Hofnung: den Angriffen der Feinde noch so lange widerstehen zu können, bis Herzog Leopold selbst mit einem mächtigen Entsatze herbey eilen könnte, wenn der Marschall von Künringen wirklich treulos seyn sollte.

Ortolf sprach jetzt nicht mehr so eifrig für die Treue des letztern weil er sahe, daß er hiedurch keinen Eindruck auf die Herzogin machte; er selbst fühlte sich aber von des Marschalls unverrückter Treue lebhaft überzeugt. Auf ihn harrte er, nicht auf den Herzog Leopold, und die Hofnung, die er der Herzogin zu noch längerer Vertheidigung machte, hatte nur die Ankunft des erstern zum Ziele. Bey allem Muthe zweifelte er, daß seine ermatteten Krieger die weit geöfneten Mauern noch so lange würden schü-

ten können, bis der Herzog aus Welschland in sein beunruhigtes Land zu eilen vermögte.

Liebe für ihre verehrte Herzogin stählte die Kräfte der Vertheidiger Hainburgs, zuletzt mußten sie aber freilich erschöpft werden, da das unablässige Stürmen ihrer Feinde ihnen keine Zeit zu Ruhe erlaubte; und nie waren ihre Kräfte nöthiger gewesen als jetzt, wo sie sich von ihren Mauern wenig Schutz mehr versprechen konnten. Zur Hälfte waren sie schon zerschmettert, daher Heinrich den stürmenden Eingang in die Vestung nicht schwer glaubte.

Der Sturm begann; beyde Theile fochten mit Löwenmuthe; zurückgedrängt wurde aber endlich das kleine ermattete Häuflein der Belagerten durch den wüthenden Angriff der Gegner, die nun in die Vestung drangen und nach den Zimmern eilten, wo sich Theodore mit ihren Töchtern befand. Die erschöpften Kämpfer boten alle ihre Kräfte auf, ihre geliebte Landesmutter zu schützen; was konnte aber ihre kleine Anzahl gegen die Menge der andringenden Feinde ausrichten!

Erlasset uns theure Leser! eine Schilderung dessen, was Theodore und Margarethe empfanden, als sie jetzt Heinrichs Krieger wider ihre Wohnung heran stürmen sahen. Es war eine Mischung von Furcht vor der gegenwärti-

gen Gefahr, und vom Schrecken über die Unnatürlichkeit des Sohnes und Bruders, die sie in einer Bewußtlosigkeit erhielt, die ihnen nicht erlaubte, irgend einen Entschluß zu fassen. Konstanzens und Gertrudens lautes Klaggeschrey vermehrte das Schreckliche dieser Scene, und drang bis vor die Pforten der Wohnung, wo Ritter Ortolf und seine Uebriggebliebnen mit Wunden bedeckt fochten.

Ortolf bedachte, daß längerer Widerstand Heinrichen nur noch mehr erbittern, und den Damen, die er ohnehin nicht lange mehr schützen konnte, nachtheilig werden würde. Er versprach sich daher, dem Anführer des Haufens, mit welchem er kämpfte, sammt den Seinigen, zu Kriegsgefangenen zu ergeben, verlangte aber für die Herzogin und ihre Töchter freyen Abzug und sicheres Geleit an jeden Ort, wohin sie wollten. Ademar von Künringen war der Anführer, an welchen Ortolf diese Foderung machte; sie wurde bewilligt; Ortolf und die Seinigen übergaben ihre Waffen, und Ademar eilte in das Zimmer der Herzogin.

Euch, gnädigste Frau Königin — wendete er sich zu Margarethen — soll ich im Namen meines Herrn, des Herzogs von Oestereich, verkündigen, daß Ihr einen Ort nennen möchtet, wohin es Euch gefälle, sicher geleitet zu werden,

und wohin die Fräulein Eure Schwestern Euch ebenfalls folgen könnten.

Und ich? — fragte Theodore, unfähig, mehr hinzuzusetzen.

Der Herzog, mein Herr, — fuhr Ademar fort, — gab mir Befehl, Euch nach Walterdorf zu führen, wo Ihr so lange bleiben solltet, bis er seinen Zwist mit dem Herzog Leopold ausgeglichen hätte.

O, meine Tochter! — sank Theodore in Margarethens Arme — so könnte Heinrich also doch die Bande der Natur zerreissen! Führet mich zu ihm, Herr Ritter — fuhr sie gegen Ademar fort.

Ich habe Befehl — erwiederte Ademar — Euch, gnädige Frau, sonder Verzug nach Walterdorf zu bringen, wo Ihr den Aufenthalt nicht so widrig finden werdet, als ihr zu fürchten scheint.

Ich will zu dem Herzoge — nahm Margarethe das Wort.

So hoch auch die Gegenwart der römischen Königin meinen gnädigen Herrn ehren würde — entgegnete Ritter Ademar — so verbittet er doch den Besuch der Schwester.

Margarethe wiederholte ihr Verlangen, erhielt aber von Ademar immer die nämliche Antwort; sie erklärte hierauf, daß sie nichts von

ihrer Mutter würde trennen können, und verlangte mit ihr nach Walteredorf gebracht zu werden; konnte aber nur nach langem Dringen eine bejahende Antwort von Ademar erhalten. Der Wunsch: durch ihre Gegenwart wenigstens die leidende Mutter trösten zu können; hatte Margarethen aus der Betäubung gerissen, in welcher sie herber Schmerz über das Verfahren ihres Bruders versenkte. Hierdurch erhielt sie Kraft zu sprechen, indessen Beklemmenheit und Thränen Theodoren und ihren jüngern Töchtern die Sprache raubten.

Einmal ermannte sich Theodore; mit dem Gefühl ihrer Unschuld und der mütterlichen Würde beschwerte sie sich über Heinrichs Behandlung und über Ademars Wortbrüchigkeit. Freiheit und sicheres Geleit hatte er dem Ritter Ortolf für Theodoren versprochen, jetzt kündigte er ihr an, daß er sie gefangen nach Walteredorf führen wollte. Mit Achselzucken suchte sich Ademar zu entschuldigen, und bat Theodoren, nicht mit ihm zu rechten, weil er nur der Vollstrecker höherer Befehle wäre. Theodore schwieg, sie wollte nicht erbitten, was sie treulos fordern konnte und gelassen ergab sie sich ihrem Geschicke, doch mit der Hofnung: daß die Rückkehr ihres Gemahls ihre Lage bald ändern würde.

Ich bin in Eurer Gewalt — sprach sie zu dem Ritter — und folge Euch willig an jeden Ort, wohin Euch der Befehl eines Aufrührers, eines unnatürlichen Sohnes, mich zu führen gebeut. Will Heinrich Verbrechen auf Verbrechen häufen: so thue er es, bis das Maaß voll ist, und ihn dann gerechte Strafe für sein Vergehen treffen wird.

Ihre Gerichtigkeit wünschte diese herbey, mütterliche Liebe zitterte aber bey dem Gedanken an sie, und diese entgegengesetzten Empfindungen, verbunden mit dem Schmerze über ihren mißrathenen Sohn, tobten fürchterlich in Theodorens und Margarethens Busen, die mit Konstanzen und Gertruden in ihrem Gemache weinten, indessen sich ihre Frauen und Diener mit den Anstalten zu ihrer schnellen Abreise beschäftigten.

Begleitet und umringt von einem starken reisigen Zuge verließen sie Hainburg. Ademar von Künringen ritte neben ihrem Wagen her, und wiederholte die Versicherung, daß sich Theodore zu Walterdorf besser befinden würde als sie ahndete. Theodore hörte nicht auf seine Worte, so wie sie die Gegend nicht sah, durch die ihr Wagen hinrollte. Nur ihre weinenden Töchter sahe sie, und ließ ihre Thränen sich mit den ihrigen vermischen, oder suchte sie durch

tröstlichem Zuspruch und durch die Hofnung aufzurichten: daß Leopold bald aus Weissaland zurückkommen, und mit ihm die ganze Lage der Dinge sich umgestalten würde. Doch dieser Trost konnte nur wenig wirksam seyn, denn er wälzte von der Brust der Leidenden nicht den lastenden Kummer über die Unthaten des so tief gesunkenen Bruders.

Ausschließend mit ihrem Schmerze beschäftigt waren unsere Reisende einige Stunden gefahren, als Margarethens Blick zum erstenmal auf die Gegend fiel in welcher sie sich befand. Wie oft sie auch ehedem mit ihrer Mutter in Hainburg gewesen war: so hatte sie sich doch nie in der Gegend gesehen, wo sie sich jetzt erblickte

O Gott! — rief sie ihrer Mutter zu — wohin führen uns diese Verräther! Sehet, theure erste Mutter, alles um mich her ist mir fremd!

Jetzt hob auch Theodore ihren Blick empor und sahe sich dicht an der ungarischen Gränze, wohin sie sonst oft von ihrem Schlosse herabgeblickt hatte.

Ha Verräther! ist dieß der Ort, wohin Ihr uns zu führen versprocht — rief sie aus, und blickte zur Seite des Wagens nach dem Ritter Ademar. Sie sahe ihn nicht; an seiner Stelle antwortete ihr ein Knappe, daß sein Herr ein

nige Schritte zurückgeblieben wäre, und ihm befohlen hätte, hier zu halten.

Jetzt stand der Zug still; man fragte unsere Gefangenen: ob es ihnen gefiele auszusteigen; ließ aber dagegen ihre Frauen, wohin sie gebracht werden sollten, unbeantwortet. Bekannt mit Heinrichs Bündnisse mit dem Könige von Ungarn, und vom ungarischen Boden nur noch einige Schritte entfernt, ließ sich dieses zwar errathen, aber doch kam es Theodoren unglaublich vor, daß König Andreas an einer so verbrecherischen That, als die Verhaftung einer Mutter durch den aufrührischen Sohn, Theil nehmen sollte.

Ortolf hatte ihr zwar versichert, daß sich unter Heinrichs Heere im geheim ungarische Hülfsvölker befänden, und sie bezweifelte dies nicht, trauete aber dagegen dem König Andreas zu viele Klugheit zu, als daß er geneigt seyn sollte, der Kerkermeister ihres Sohnes zu werden, da es sich voraussehen ließ, daß er sich einer solchen Handlung nicht ungestraft würde schuldig machen dürfen. Andreas hatte schon die Macht des Herzogs von Oesterreich gefühlt, sollte er wohl so unüberlegt handeln können, den Zorn desselben durch die empfindlichste Beleidigung gegen seine Gemahlin wider sich zu reizen.

Dies in der Kürze die Gedanken, die Theodoren und Margarethen durchkreuzten, und die sie sich gegenseitig in romanischer Sprache *) zuflüsterten, damit ihrer Begleiter sie nicht verstehen möchten. Ihre Ueberlegungen erhellten die Dunkelheit nicht, in welcher sie irrten, bald aber erhielten sie Licht. Ademar kam zurück, befahl seinen Reisigen, abzusteigen, und ihre Rosse grasen zu lassen, und trat dann mit der Miene der Verlegenheit zu Theodoren.

Verzeihet, gnädige Frauen — begann er — daß ich Euch Unruhe machte, erlaubt aber, mir deshalb Eure Verzeihung zu versprechen, weil diese Unruhe zu Ausführung des Planes, den ich mir zu Eurer Rettung erdacht hatte, unabänderlich nöthig war. Das Gesträuch, hinter welchem wir uns befinden, verbirgt uns den Augen der Schäner zu Hainburg, hier wollen wir verweilen, bis die Nacht hereinbricht, wo ich Euch dann, um Hainburg herum, auf die Strasse nach Wien führen werde. Ihr sahet bis jetzt nur den Verbrecher an seiner Fürstin in mir; findet jetzt den Reuigen, der sich bestrebt, wenigstens einen kleinen Theil seiner Schuld wieder zu vergüten. Hört das Bekenntniß meiner Verirrung und die Erzählung der Absichten Eures Herrn Sohnes mit Euch;

*) Die Hofsprache jener Zeiten.

und seyd. Ihr dann gütig genug, o so verzeihet einem Irrenden, der sich durch falsche Nachreden zur Untreue gegen Euch und Euren Gemahl, meinen gnädigen Herrn, verleiten ließ.

Ein Strahl von Hofnung senkte sich in Theodorens Brust, wohlwollend blickte sie ihren Führer an, und sprach zu ihm: seyd versichert, Ritter, daß mir und meinem Gemahle Zorn so schwer wird, als uns Verzeihung süß ist, und und daß ich Euch gewiß zu bedienen wissen werde, wenn es wirklich Euer Wille ist, der Gemahlin Eures Herzogs zu dienen, wie es einem treuen Lehnsmanne gebührt.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich mir durch Rückkehr zur Pflicht Eure Verzeihung gewänne — fuhr Ademar fort — Vernehmt jetzt, gnädige Frau, mein ungeheucheltes Geständniß! Ich kannte den Herrn Herzog Heinrich nicht so genau wie nun, da ich seine Zeitlang der Beobachter seiner Handlungen gewesen bin, als er mich einst auf meiner Burg heimsuchte, und nach einigen allgemeinen Gesprächen, sich über seinen Herrn und Vater beklagte, daß er den österreichischen Verträgen zuwider, den Herzog Friedrich zu seinem Erbfolger zu machen gedächte. Ich forschte bey meinem Bruder, ob dies wirklich die Absicht unsers gnädigen Herrn wäre; er versicherte mir das Gegentheil,

gestand aber doch, wie unser gnädiger Herr zuweilen gewünscht hätte: Herzog Friedrich möchte der älteste seiner Söhne seyn. Ich will die Geduld meiner Gebieterin durch die Erzählung des ganzen Ganges meiner Verwirrung nicht auf die Probe stellen, noch den verwegenen Schritt, den ich that, durch diese weitläuftige Erzählung zu entschuldigen suchen: es sey mir genug, Euch zu gestehen, daß mich Herzog Heinrich endlich so ganz für sich gewann, daß ich gelobte, ihm im äußersten Nothfalle mein Schwerd zur Erhaltung der Rechte seiner Geburt zu leihen.

Theodore. Ich will Euch keinen Vorwurf machen, noch durch den Argwohn kränken: daß Ihr vielleicht andere Beweggründe fandet, Euch mit meinem Sohne zu verbinden, als Eifer für eine irrig rechtgeglaubte Sache; doch werdet Ihr mir gestehen müssen, daß in dem Augenblicke, wo Ihr Heinrichen jenes Versprechen gabt, Treue gegen Euren Lehnsherrn so ganz von Euch gewichen seyn mußte, als die Erinnerung an seinen Charakter. Kann Herzog Leopold, der sich wissentlich nie einer Ungerechtigkeit gegen den Geringsten seiner Unterthanen schuldig machte — kann dieser ungerecht seyn gegen seinen eigenen Sohn?

Ade-

Ademar. Ich muß verstummen, gnädige Frau, nur erlaubt mir die Erinnerung: daß es zuweilen Augenblicke giebt, wo man sich täuschet, ohne es selbst zu wissen, und wo sich uns Dinge von einer Seite darstellen, von welcher sie sich uns noch nie zeigten, und durch den Reiz der Neuheit unsere Aufmerksamkeit auf sich fesseln, ob wir schon bald nachher erkennen, daß wir mit verdientem Auge sahen. Doch ich wollte mich ja nicht entschuldigen, nur Euch selbst es überlassen, ob ich, nach dem aufrichtigen Geständnisse meines Vergehens, Eurer Vergebung nicht ganz unwürdig wäre. Aber ja unwürdig bin ich ihrer allerdings; nur von Eurer Milde kann ich mir schmeicheln, was ich mir freilich nicht als Verdienst versprechen darf!

Margar. Ich bitte Euch, Herr Ritter, eilt mit Eurem Berichte, damit Ihr unsere Ungeduld befriedigt!

Adem. Der Plan des Herzogs reifte zur Ausführung, und er beschloß seine Unternehmung damit zu beginnen, daß er Euch, gnädige Frau Herzogin, verhaften wollte. Bekannt mit der Zärtlichkeit unsers gnädigen Herrn gegen Euch, hielt er dieses für das wirksamste Mittel, seine Absicht zu erreichen. Vergebens erinnerte ich ihn an die Forderung der kindli-

den Pflicht, vergebens suchte ich ihm, als diese Vorstellungen nichts fruchten wollten, zu beweisen, daß er auf diese Art seinen Entzweck, statt ihn zu erreichen, genau verfehlen würde, indem ich ihn an die Menge der Feinde erinnerte, die er hierdurch wider sich reizen würde, besonders an den Pabst. „Ich lache seines Bannblitzes — antwortete mir der Herzog — weil mein Gewissen mich der Pflichten gegen diejenige, die mich gebahr, für entbunden erkennt. Vergißt sie, daß sie meine Mutter ist, und will mir entziehen, was mir gehört, um es ihrem Schooßkinde zuzuwenden, so kann auch ich vergessen, daß ich ihr Sohn bin.“ — Ich wiederholte meine Versuche, den Herzog zurückzuführen von seinem Irrwege, fand aber bey keinem bessern Erfolg, als bey dem ersten. Schon war ich im Begrif, seine Partie zu verlassen, denn ich begann jetzt in dem, den meine Täuschung zuvor als einen unschuldig gekränkten erblickte, den frevelnden Sohn zu sehen, allein der Gedanke: daß ich ohne Zweifel Gelegenheit finden würde, Euch, gnädige Frau nützlich zu werden, wenn ich der Parthey, für die ich mich einmal erklärt hatte, dem Scheine nach getreu blieb, hielt mich zurück, dem Einfalle gemäß zu handeln, der mich durchflog.

Theod. Täuschung leitete Euch zum zweytenmale auf einen falschen Weg! Hättet Ihr, eingedenk der Treue gegen Euren Lehnsherrn und der Pflichten gegen Eure Mitbürger, meinem Gemahle das Vorhaben seines Sohnes entdeckt, so würdet Ihr von mir und meinen Töchtern die Leiden gewendet haben, die uns seit der Abwesenheit meines Gemahls mit Kummer belasteten, und unschuldig vergossenes Bürgers blut rauchte nicht zur Rache empor.

Adem. Würde ich, einzelner Mann, im Gange der neuesten Begebenheiten nur das Geringste haben verändern können, da es dem Herzoge, auch ohne mich, nicht an Macht gemangelt haben könnte, das nämliche zu vollbringen, wovon Euer Schmerz und der Tod manches wackern Bürgers die Folgen waren?

Theod. Ich versprach Euch, nicht mit Euch zu rechten, und will mein Versprechen halten.

Adem. Ich fühle den Vorwurf meiner gnädigen Frau, aber nicht Worte, sondern Handlungen sollen mich rechtfertigen. Voll des Bestrebens, Euch nützlich werden zu können, erleichterte Diensteifer mir den Zwang, den es mich kostete, mich gegen den Herzog zu stellen, als ob die Gründe, die er für seine Absichten wider Euch angab, mich von der Gerechtigkeit

derselben überzeugt hätten, welches mir auch so vollkommen gelang, daß er mir das Geschäft auftrug, Euch, gnädige Frau, nach Ungarn zu führen, wo ihr unter der Gewahrsam des Königs Andreas bleiben solltet.

Theod. Und Andreas wollte mich wirklich einkerkern?

Adem. Ohne von ihm ein solches Versprechen bestimmt erhalten zu haben, schmeichelte es sich der Herzog, weil ihm der König von Ungarn die Versicherung gegeben hatte: ihm zur Ausführung seines Plans auf alle Weise beförderlich zu seyn. Schon befinden sich bey dem Heere des Herzogs einige Hülfsvölker des Königs, deren Zahl, nach der Versicherung desselben, vermehrt werden soll, so bald es das Beste des Herzogs verlangt, doch nun wird dies, wie ich hoffe, nicht geschehen; und Ihr, gnädige Frau vergönnt mir hinzu zu setzen: daß diese Veränderung zum Theil mein Werk ist. König Andreas wird keinen Krieg beginnen von welchem er sich wenig Vortheil zu versprechen hat; und meinem Wunsche gemäß ist es mir gelungen, das Heer des Herzogs Heinrichs so beträchtlich zu vermindern daß es Andreas kaum durch die Verbindung mit seiner ganzen Macht stark genug machen könnte, um sich den treuen Oestereichern, welche die Liebe für ihren glorrei-

chen Fürsten bald vereinigen wird, mit Hofnung des Sieges entgegen stellen zu können.

Marg. O Ritter, warum verließet ihr die Zahl dieser wackern Männer!

Adem. Könnte etwas die Reue, daß ich mich so weit vergaß, vermindern: so wäre es das Bewußtseyn: durch meine Rückkehr mehr zu nützen als meine Abweichung schadete. Gleich mir hatte sich falscher Eifer für das gekränkte Recht des Herzogs vieler Edeln bemächtigt, die ihm willig ihre Hülfe boten; aber der Frevel, den er sich gegen Euch, gnädige Frau Herzogin, erlaubte, erweckte sie aus dem Taumel, und öffnete meinen Aufforderungen; wieder zu kehren zu der verlassenen Pflicht getreuer Lehnemänner, den Eingang. Alle die Ihr hier mit ihren Reisigen und Knechten rings um Euch seht, schworen mir in der Stille: ihrem Landesfürsten und Euch treu und gewärtig zu seyn; und unter dem Vorwande: daß uns vielleicht ein zum Entsatze aus Wien gesendetes Heer ereilen möchte; glückte es mir, den Herzog dahin zu vermögen, daß er mir allein überließ, die Stärke Eurer Begleitung zu bestimmen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, diese mächtige Schaar treuer Oestereicher aus Hainburg zu führen. Zuletzt, gnädige Frau, wisset noch, daß mein Bruder, wenn er den Versicherungen meiner neu be-

lebten Treue nicht mißtraut, schon auf dem Wege seyn wird, ein wohlgerüstetes Heer mit uns zu vereinigen, welches denn vor Hainburg ziehen könnte, indessen Ihr, gnädige Frau den Weg nach Wien mit einer kleinen selbstgewählten Begleitung fortsetztet.

Theod. Sehet, Ritter, es fängt schon an dunkel zu werden; können wir dies Gehölz noch nicht verlassen, und den Weg betreten, den Ihr uns sicher zu führen versprecht?

Adem. Besser, gnädige Frau, wir weilen noch so lange, bis die Hülle der Finsterniß uns den Blicken der Thurmwächter zu Hainburg verbirgt, als daß wir der Gefahr entdeckt zu werden; entgegen gehen, weil wir dann, bey dem glücklichsten Erfolge unsern Weg mit Blute würden besticken müssen, vergossen im Gefecht mit der Besatzung in Hainburg. Erlaubt mir, die Zeit bis zum Uebergange des angebrochenen Dunkels zur finstern Nacht, zur Entfernung eines Argwohns zu benutzen, der in Euch wider den Marschall von Oestereich vielleicht blos deshalb könnte rege seyn, weil er mein Bruder ist. Der Bote, den Ihr nach Wien mit einem Schreiben an ihn sendetet, wurde nicht fern von der Residenz von einigen Ergebenen des Herzogs gefangen. Am fünften Tage der Belagerung brachten sie ihn in das Lager vor

Hainburg, um uns durch erpreßte Aussage von der innern Beschaffenheit der Vestung zu nützen Zum Glück fiel mir Euer Schreiben in die Hände, das ich durch einen geheimen Boten an meinen Bruder schickte, begleitet von einem Briefe, in welchem ich ihm versicherte, daß sich sogleich bey seiner Ankunft ein Theil unter dem Heere der Belagerer unter meiner Anführung mit ihm vereinigen würde, denn schon damals hatte ich einen Theil derer, die mich jetzt begleitet haben, zurückgeführt zur schuldigen Lehnstreue. Vollendet wurde mein Werk heut, da sie bestätigt sahen, was ich ihnen von den Absichten des Herzogs wider seine erlauchte Mutter gesagt hatte. Voll Hofnung, daß mein Bruder den Versicherungen meiner Treue trauen, und wenigstens mit einer Schaar erlesener Krieger herbey eilen würde, wenn es ihm auch nicht so schnell möglich seyn sollte, ein großes Heer zu sammeln, wendete ich alles an, den schon längst beschlossenen Sturm auf Euer Schloß zu verhindern, um wo möglich Eurer Ruhe und des Blutes Eurer Getreuen zu schonen. Nur vermochte alle meine Mühe nicht länger zu verzögern, wovon ich den Herzog bis jetzt zurückgehalten hatte; mein Abrath schien ihm meine Treue verdächtig zu machen, daher mir nun zu Eurer Rettung kein anderes Mittel übrig blieb als Hainburgs Bestürmung.

Ich war bey diesem blutigen Unternehmen einer der Ersten und Thätigsten; und Gott und seinen Heiligen sey gedankt, daß meine Absicht gelungen ist!

Theodore und ihre Töchter wurden irre in dem Ritter Ademar. Er sprach mit der Wärme eines treuen und aufrichtigen Dieners, aber es war so viel zweydeutiges in dem, was er sagte, daß unsere Damen weniger Zutrauen als Argwohn gegen ihn fühlten. Sie dankten ihm für den geleisteten wichtigen Dienst, allein die Blicke, mit welchen sie dieses thaten, bewiesen nur allzudeutlich, daß sie Ademars Dienst noch nicht vollendet glaubten, unter dem Scheine desselben vielleicht sogar Verrätherey fürchteten.

In Hofnung des Gegentheils wurde diese Furcht verwandelt, als die Nacht hereinbrach, und Ademar den Seinigen nun Befehl gab, den von ihm bezeichneten Weg anzutreten; doch setzte der Hofnung dann erst Zuversicht, da sich die zweifelnden Damen von ihren Begleitern Hirnburg sicher vorbeygeführt und mit dem anbrechenden Morgen schon weit genug davon entfernt sahen, um keinen Ueberfall von der Besatzung fürchten zu müssen. So wie das Schloß

aus ihren Blicken verschwunden war, hofften sie auch selbst den Augen der Thurmwächter in Hainburg entronnen zu seyn, und wärmer wurde nun ihr Dank gegen ihren Freund. . .

Wir wissen nicht, ob noch ein Theil ihres Mißtrauens zurückgeblieben war, oder ob nur Eil, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, sie verhinderte, Ademars Einladung anzunehmen, und auf einer Burg desselben, welcher sie um die Zeit des Mittags vorüber zogen, ein Mahl zu halten; genug, wie nöthig sie auch der Erholung bedurften, nicht sowohl durch die Ermüdung der Reise verursacht, als von den Beschwerden, die sie schon seit mehreren Tagen erduldet hatten: so zogen sie doch der Rast und einer köstlichen Mahlzeit auf Ademars Burg die einfachen Speisen vor, die ihnen Ademar und seine rings um sie her gelagerten Krieger von dem aus Heinrichs Lager mitgenommenen Vorrathe bieten konnten.

Eben war das kärgliche Mahl beendigt, als Ademar durch eine Feldwache, die er auf einen Hügel gestellt hatte, die Gegend umher zu überschauen, benachrichtiget wurde, daß sich ihnen von Wien her ein Heer nähere.

So wird ohne Zweifel mein Wunsch erfüllt — rief Ademar gegen die Herzogin aus — denn wer sonst könnte dies heranziehende Heer

führen, als mein Bruder, oder vielleicht unser gnädiger Herr selbst?

Das nahende Heer schneller zu erreichen, eilten ihm unsere Flüchtlinge entgegen. Es war der Marschall von Künringen, welcher, so bald er von seinem Bruder erfuhr, daß sich die Herzogin mit ihren Töchtern in dem Wagen befände, den er vor sich sahe, hin zu diesem eilte, und sich bey der Herzogin entschuldigte, daß er erst den Tag zuvor Wien hätte verlassen können.

Ohne ein zahlreiches Heer — setzte er hinzu — schien mir dieses gefährlich, wenn ob mich schon mein Herz aufforderte, den Versicherungen meines Bruders zu glauben; so befahl mir doch Klugheit und Pflicht der Treue gegen Euch, zu bezweifeln, was meine brüderliche Liebe so gern glaubte.

Ihr habt keine Entschuldigung nöthig, Herr Marschall — antwortete Theodore — Verhängniß und zusammentreffende Umstände machten es Euch unmöglich, anders zu handeln.

Diesen Kuß — umarmte der Marschall hierauf den Ritter Ademar — nehme ich von meinem Bruder zum Siegel seiner Rückkehr zur Pflicht; das Schwerd fordere ich aber von dem Empörer Ademar von Künringen, und ohne Weigerung hoffe ich, wird er sich von meinen Dienern in die Haft führen lassen, bis uns

ser gnädiger Herr heimkehrt, und über ihn richtet.

Auf den Wink des Marschalls wurde jetzt Ademar von einigen Gewafneten umringt, an ihm zu vollbringen was der Marschall ihm angekündiget hatte. Stumm übergab ihnen Ademar sein Schwerd, laut sprachen aber seine Blicke, die von Theodoren Mitleid flehten, indem sie zugleich des Marschalls Bruderliebe in Bewegung zu setzen suchten.

Gemach, Herr Marschall — rief Theodore — der Mann, der die Rückkehr von seiner Verirrung mit meiner Befreyung begann, darf nicht im Kerker schmachten!

Will ihm der Herzog, mein gnädiger Herr, die verdiente Strafe für seinen Frevel erlassen — erwiederte der Marschall — so wird der wärmste Dank für diese Gnade ewig in meinem Busen glühen; ich selbst darf mein Ohr dem Aufrufe strenger Gerechtigkeit nicht entziehen, damit mir nicht der Vorwurf werde: Bruderliebe hätte ihre Stimme übertönt; ob ich schon nicht fürchte, daß dieser Vorwurf von Euch, gnädige Frau, und Eurem Herrn und Gemahl mich treffen würde.

Lange mußte Theodore, verbunden mit Margarethen, den Marschall bestürmen, ehe er seinem Bruder die entzogene Freiheit wieder gab,

Nur die wiederholte Versicherung: daß sie sein Betragen gegen ihren Gemahl rechtfertigen wollte, wenn er ihm nicht ohnehin schon seinen Beyfall gäbe; konnte ihn endlich bewegen, ihrem Verlangen nachzugeben.

Ich weis, gnädige Frau — sprach jetzt der Marschall zu der Herzogin — daß Mißtrauen Eurer großen Seele fremd ist; und die Bitte; unter den wackern Männern, an deren Spitze ich mich befinde, diejenigen auszuwählen, die Euch nach Wien geleiten sollen; ist nicht eine Folge der Ahndung von der Gegenwart derselben, sondern nur eine Wirkung der Vermuthung, daß es Euch angenehmer seyn wird, Euch von Männern begleitet zu sehen, die, durch die Blicke auf sie, die Erinnerung an die Schreckensse der letzten Tage nicht noch lebhafter machen.

Habt Dank, Herr Marschall, für diese Vorsicht — antwortete Theodore — Graf Kuno von Veilstein, und die seinem Panniere folgen, mögen mich nach Wien geleiten, doch wünschte ich auch den Ritter Ademar, Euren Bruder, unter meinem Gefolge zu sehen, wo er so lange verweilen wird, bis nicht nur Herr Heinrich von Künringen, sondern auch der Marschall von Oestereich völlig wieder mit ihm versöhnt ist.

Es sey Euch unverhohlen, gnädige Frau — erwiederte der Marschall — daß ich mein Herz dem abgefallenen Bruder nicht eher mit voriger Liebe wieder werde öfnen können, bis unser Herr, der Herzog, ihm vergeben, und er selbst durch anedaurende Prüfung bewiesen hat, daß ächte Lehnstreue wiedergekehrt ist in den Busen, aus welchem sie auf einige Zeit entwich. Empfangt noch meinen feurigsten Dank, daß Ihr mich, durch Ademars Trennung von mir, vor dem Zwiste schützt, der uns vielleicht veruneinigen könnte.

Begleitet von dem Grafen Kuno von Pfefstein und seinen Reisigen setzten jetzt Theodore und ihre Töchter den Weg nach Wien fort, unterdessen die andern nach Hainburg zogen. Von allen, die gestern aus dieser Veste geflohen waren, folgte nur Ademar der Herzogin, welche jezt alles Mißtrauen gegen ihn verließ, so wie sich der Verdacht von ihr entfernte, der sie zuvor wider den Marschall eingenommen hatte. Zuweilen durchlief sie zwar ein eilender Gedanke: daß vielleicht dem Marschalle so wenig als seinem Bruder zu trauen wäre: aber ein Rückblick auf das Betragen des erstern gegen Ademar und die Art, wie sich dieser gegen ihn benahm, schlug jenen Gedanken jedesmal bald danieder.

Alles, was Ademar that, zeugte von der lebhaftesten Treue und von dem Bestreben, das verschuldete Unrecht vergessen zu machen, und wo möglich zu vergüten.

Damit Ihr, liebe Leser! die Handlungen Ademars und seines Bruders richtiger durchschauen könnt, als es Theodore vermogte, glauben wir Euch ein Schreiben des Erstern an den Letztern mittheilen zu müssen.

„Statt freudiger Nachrichten, mein Bruder — schrieb Heinrich von Küntzingen, — muß ich Dir eine Trauerpost melden. Unser mühsam erdachter Plan ist vereitelt, und wir werden all unsere Klugheit nöthig haben, wenn wir nicht jede Hofnung verlieren wollen: zu einer andern Zeit zu vollbringen, was wir uns jetzt vergebens schmeicheln.

Ach! wir träumten so schön, unser Traum schien der Wahrheit so nahe, und alles gelang uns so wohl, daß die lebhafteste Hofnung, unser Ziel zu erreichen in unsren Herzen Raum gewinnen mußte. Niemand ahndete, daß ich an allem, was Du in Absicht Heinrichs thatest, Theil nahm; Heinrich selbst argwohnte nicht, daß Du seine Parthey nur deßhalb verstärkt hattest, um für den Vortheil deines Hauses, nicht

für ihn zu kämpfen, und kein Mensch wußte, daß wir selbst unter denen Vertraute hatten, welche der Herzog und seine Gemahlin für ihre getreusten Diener hielten. Doch wozu diese Klagen, die sich Dir wahrscheinlich so wohl darbieten werden als mir! Ich wollte Dir ja nur eine fürchterliche Neuigkeit berichten.

Die Hofnung, unsern Plan durchzusetzen, ehe Leopold aus Welschland zurückkommen könnte, ist auf eine Art vernichtet worden, wie wir nicht vermutheten. Verona, vereinigt mit den andern Städten des lombardischen Bundes, hat denen zum Reichstage nach Cremona berufenen Fürsten den Weg versperrt, daher sich alle samt unserm Herzoge und dem römischen Könige noch in Tirol befinden von wannen Leopold schon im Anzuge ist. Zum Unglück ist der erste Eilbote, den ich zu ihm sendete, und den auf dem Wege einer unserer vertrauten Helfer der Mühe der weitern Reise überhoben sollte wider unsere Erwartung zu dem Herzoge gekommen. denn der feige Bube hat ihn für die beträchtliche Summe, die wir ihm bezahlten, nur so leicht verwundet, daß er seine Reise beendigen konnte, ohne sich auf dem Wege nur eine Stunde zu verhalten. Begleitet von einer Schaar tirolischer Hülfsvölker nähert sich Leopold dem Lande so schnell, daß uns keine Wahl übrig bleibt,

als unser angefangenes Gebäude selbst niederzureißen, oder uns unter den Trümmern desselben begraben zu lassen, wenn wir so lange warten, bis Leopold es zerstört.

Daß Du, der sichtbare Theilnehmer an Heinrichs Empörung, mehr zu befürchten hast als ich, wirst du ohne meine Erinnerung ermessen, doch sind auch die Gefahren welche Dich bedrohen, durch List und Klugheit sonder große Mühe zu entfernen. Von Heinrichen erwählt, die Herzogin nach Ungarn zu führen, wird es Dir nicht schwer werden, Dir bey ihr nicht nur Verzeihung, sondern auch Dank zu verdienen; und den Verdacht, den sie wahrscheinlich gegen mich hegt, wirst Du leicht entfernen können, wenn Du ihr sagst, daß der Bote, welchen sie mit einem Schreiben, wovon Du hier die Abschrift findest, an mich sendete, von den Kurigen wäre gefangen worden.

Eil erlaubt mir nicht, Dir einen Rath zu geben, wie Du alles zu einer wahrscheinlichen Erfindung verweben kannst, doch Deine Erfindungskraft bedarf auch eines solchen Rathes nicht. Handle nur weislich, und, damit wir uns nicht durch verschiedne Reden verrathen, so theile Deine Erfindung fein zeitig mit

Deinem Bruder.

Dies

Dieses Schreiben erhielt Ademar den Tag vor der Eroberung Hainburgs. Von dem Ueberbringer desselben erfuhr er, daß sein Bruder, dem Befehle des Herzogs Leopolds gemäß, an der Spitze eines mächtigen Heers von Wien ausziehen würde, dem Fortgange der Empörung vor Leopolds Rückkehr so viel als möglich zu steuern. Ademar gab dennoch nicht alle Hoffnung auf, das Ziel seiner Wünsche zu erringen, weil er sich der Hülfe des Königs von Ungarn tröstete.

An diesen hatte Heinrich einen Eilboten abgesandt, dessen Rückkehr er noch erwartete; und nach der Antwort, die er von dem Könige zurückbringen würde, beschloß Ademar seine Handlungsweise zu formen. Erst auf dem Wege, den er mit der Herzogin von Hainburg nach Ungarn nahm, begegnete ihm der erwartete Bote; die Versprechungen, die er von dem Könige von Ungarn brachte, schienen aber dem Ritter zu unsicher, um in ihnen Veranlassung zu finden, dem Rathe seines Bruders zuwider zu handeln. Er meldete daher diesem ohne Verzug, was er zu thun beschlossen hätte, und handelte dann, wie wir unsern Lesern bereits erzählt haben.

Einen Tag später, als seine Gemahlin, traf Leopold in Wien ein, riß sich aber bald wieder aus ihren Armen los, um nach dem Heere hinzueilen, mit welchem sein Marschall die Belagerung Hamburgs schon angefangen hatte.

Empfindlich hatte Heinrich seinen gütigen Vater beleidigt, der ihm aber dennoch die Hand zur Versöhnung bot. Heinrich weigerte sich, das Schwerd unter andern Bedingungen wegzulegen, als diejenigen waren, die er, gleich bey dem Anfange seiner Empörung, Theodoren vorschrieb. Vertrauen auf die Hülfe des Königs von Ungarn machte ihn stolz; und wirklich hatte auch Andreas seinem Versprechen mehr gemäß gehandelt, als Ademar argwohnte, und durch eine Schaar Hülfsvölker den Verlust ersetzt, den Heinrich durch den Abfall des mächtigen Künringen litt.

Der glückliche Anfang der Unternehmungen Heinrichs ließ den König von Ungarn einen gleichen Fortgang hoffen, weshalb er ihm nicht nur einige Hülfsvölker sendete, sondern auch versprach, ihm bald die ganze Macht seines Reiches selbst zuzuführen. Er änderte aber seinen Vorsatz, sobald er erfuhr, daß Ademar von Künringen von seinem Verbundenen abgefallen

war; und mit welchem mächtigen Heere Leopold wider seinen Sohn im Felde stand.

Als die ungarischen Hülfsvölker in Hainburg angekommen waren, hatte Heinrich schon Ademars Untreu erforscht, sie aber sorgfältig den Ankömmlingen verborgen, um sie nicht muthlos zu machen, und sich selbst die Hofnung zu rauben, die er auf ihre Gegenwart gründete. Dieser Betrug mußte den getäuschten Ungarn freilich bald kund werden, welches sie zur Unzufriedenheit gegen einen Fürsten veranlasse, von dessen eigener Macht sich so wenig erwarten ließ. Sie murrten laut, klagten über Verrätherey, und zwangen den über sein Mißgeschick unzufriednen Prinzen, sich und seine Veste seinem Vater früher zu ergeben, als dieser selbst sich schmeichelte, weil er nicht wußte, daß der größte Theil der Besatzung aus unzufriedenen Ungarn bestand.

Gefangen sendete Leopold seinen aufrührischen Sohn nach Wien, er selbst verweilte noch einige Zeit an der ungarischen Gränze, wo er sich mit dem Könige Andreas unterredete. Andreas versicherte, daß sich einige seines Volks ohne sein Wissen als Freiwillige unter Heinrichs Heere aufgehalten hätten; Leopold stellte sich, dieses Vorgeben als Wahrheit zu erkennen, weil

er wünschte, mit dem Könige von Ungarn im Friede leben zu können; und Sorgfalt für seine Ehre sich diesem Wunsche entgegen stellte, wenn er nicht Unwissenheit der Unterstützung heuchelte, die sein Sohn von dem König Andreas erhalten hatte.

Nicht minder lebhaft als den Herzog Leopold beschäftigte den König Andreas der Wunsch, mit seinem Nachbar Friede zu haben. Beyde Fürsten wollten ihr herannahendes Alter in Ruhe verleben; gaben sich gegenseitig ihre guten Gesinnungen kund, näherten sich einander immer mehr; und beschlossen endlich, ihre Freundschaft mit einer Verbindung durch Heyrath zu befestigen.

Andreas eigne Töchter waren schon vermählt oder verlobt, an seinem Hofe lebte aber eine griechische Prinzessin, die er väterlich liebte, und um welche Leopold für seinen jüngern Sohn zu werben beschloß. Dies war Sophie, die Tochter Theodors Laskaris, welche aus Liebe für ihre ältere Schwester, der Gemahlin Belas, des ältesten Sohnes des Königs Andreas, den Hof ihres Vaters mit dem Aufenthalte in Ungarn vertauschte. Sie und ihre Schwester erwarben sich bald die Gunst des Königs von Ungarn in hohem Grade, daher Leopold den Frieden mit ihm fest gegründet glaubte, wenn So-

phie Friedrichs Gemahlin würde. Ohne Zögern erklärte sich Andreas seinen Absichten gemäß, beyde Fürsten vollendeten die Eheberedung, worauf Leopold in seine Residenz zurückkehrte.

Er fand hier ausser seinem Schwiegersohne, dem römischen Könige, mehrere sächsische Fürsten, die den Heimweg in ihr Land über Oesterreich nahmen. Sechs Wochen lang hatten sie zu Trident geharrt, ob es ihnen gelingen würde, sich durch das Heer der verbundenen lombardischen Städte nach Cremona zu schleichen, sahen sich aber endlich genöthigt, Trident zu verlassen, weil sie durch die Wachsamkeit der verbundenen Lombarden verhindert wurden, im Verborgenen nach Cremona zu gehen und ihnen die wenige Begleitung, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten, keine Hofnung erlaubte, sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bahnen zu können.

Der Gegenwart dieser erlauchten Gäste zu Ehren stellte Leopold mancherley Feste an, die allen Anwesenden den Aufenthalt in Wien angenehm machten. Leopold selbst nahm wenig Theil an der allgemeinen Freude; mitten unter dem Geräusche derselben gab die Erinnerung an seinen aufrührischen Sohn seiner natürlichen Liebe schmerzliche Beschäftigung, und rief ihn bald

zurück zum Kummer, wenn er diesen auch zuweilen auf einige Augenblicke vergessen, und der Freude gehuldigt hatte.

Gleich jetzt am Vater schmeichelte sich der Herzog von Oesterreich unablässig mit der Besserung seines mißrathenen Sohnes, so wenig ihn auch Heinrich bisher zu dieser Hofnung berechtigt hatte. Mehr als jemals wurde sie jetzt in ihm rege, als der Kastellan des Schlosses, in welchem Heinrich verwahrt wurde, ihm wiederholt die Versicherung gab, daß sein Gefangener neben der lebhaftesten Reue auch den feurigsten Vorsatz künftiger Besserung äusserte. In der Lage, in welcher sich Heinrich sahe, waren freilich solche Aeusserungen äusserst zweydeutig, weil sie eben sowohl von Nothwendigkeit abgedrungene Verstellung seyn konnten, als Aeusserungen wahrer Gefühle. Die Art, wie sich Heinrich dieser gegen seinen Vater betragen hatte, gab ohne Zweifel der ersten Vermuthung grössere Wahrscheinlichkeit, dennoch erklärte sich Leopolds Milde für die letztere, weil sie seinen Wünschen lag. Voll freudiger Hofnung, und um sich selbst zu überzeugen, eilte er in das Gefängniß seines Sohnes, der sich ihm weinend entgegen stürzte, und durch seine Thränen und sein Flehen um Vergebung das weiche Herz des gütigen Vaters, der vielleicht allzugroßer Nachsicht

schmolz. Leopold verzieh seinem Sohne, glaubte aber doch, ihm zur Besserung einen Verwegungsgrund nennen zu müssen der bey ihm vielleicht von größerer Wirksamkeit seyn könnte, als die Erinnerung an seine Pflicht und an den Beyfall des Gewissens.

Noch war es nie mein Wille — schloß Leopold eine Rede an seinen Sohn, in welcher er ihn mit Wärme und Liebe zur Besserung beschwor — Deinem jüngern Bruder zu geben, was Du, der Erstgeborne, fordern kannst, wenn Du Dich nicht selbst herabwirfst von der erhabenen Stufe, auf welche Deine Geburt Dich erhob, und durch niedrige Handlungen und Unthaten den Namen eines Fürsten schändest wäre es aber möglich, daß nur Kunst diese reuevollen Thränen Dir abpreste um Deinen liebevollen Vater zu hintergehen; sollte die gelobte Besserung nicht auch das eifrigste Bestreben Deiner künftigen Tage seyn: so wisse, daß Liebe für die Tausende, gegen welche Pflicht mir nicht weniger gebeut, Vater zu seyn, als gegen Dich, mich wird vergessen lassen, daß Du aus meinem Blute entsprossest. Dann soll geschehen, was verläumderische Unruhstifter Dir bisher ohne Grund vorbildeten.

Daß Heinrich alles gelobte; daß seine Blicke, so wie seine Worte, Reue und Zerknirschung

ausdrücken, bedarf wohl keiner Erinnerung, ob er aber sein Gelübde erfüllte — dies lieber Leser! wird sich Dir aus der Folge dieser Geschichte kund geben.

Margarethe war ihrer Entbindung nahe; und so oft sie sich derselben erinnerte, so oft schloß sich auch an diesen Gedanken der Wunsch: sie in Wien erwarten zu können, um des Raths und Unterstützung ihrer Mutter hierbey zu genießen. Sie äusserte diesen Wunsch gegen ihren Gemahl, dessen Zärtlichkeit durch die Trennung von ihr nicht die kleinste Verminderung gelitten hatte, aber eben diese Stärke derselben stellte sich dem Wunsche Margarethens in den Weg.

Unmöglich, meine Theure — antwortete ihr Heinrich — kann ich mich jetzt von Dir trennen, denn bange Besorgnisse würden aus meinem Busen die Ruhe, den Schlaf von meinem Lager rauben, wenn ich nicht, so oft sie mich quälten, hin zu Dir eilen, und mich überzeugen könnte, daß es uns erlaubt ist, dem frohen aber auch zugleich beunruhigenden Augenblicke, wo Du, meine Geliebte, mir ein Pfand Deiner Liebe schenken wirst, ohne furchtvolles Zagen entgegen zu sehen.

Trennen — erwiederte Margarethe, und schlang sich fester um ihren Gemahl — O mein Heinrich, kaum mir wiedergegeben, beunruhigt mich schon ein solcher Gedanke, der nie mein Wunsch seyn kann! Nein, an Deiner Seite sehne ich mich bey meiner Mutter zu leben!

Mein Wunsch trift mit dem Deinigen zusammen — fuhr Heinrich fort — aber wird unsere Mutter auch mit uns reisen können?

Unmöglich — seufzte Margarethe — Die Erschütterungen, die sie vor einigen Wochen litt, griffen ihre Gesundheit so heftig an, daß eine Reise sie vielleicht ganz zerrütten könnte. Aber warum will mein Gemahl nicht länger in Wien verweilen?

Wie gern — entgegnete Heinrich — freute ich mich noch länger des Lebens unter so guten Menschen, wie ich sie hier schätze, aber die Pflichten des Sohnes und des römischen Königs rufen mich nach Cölln; kann ich die Befolgung ihres Rufes noch drey lange Monden verzögern?

Nein, mein Gemahl — entschloß sich Margarethe — das sollt Ihr nicht. Mit der Hofnung: daß vollkommene Genesung meiner Mutter erlauben wird, uns nachzufolgen, wollen wir Wien verlassen, sobald es Euch gefällt.

Dieses geschah nach zwey Tagen, unerfüllt blieb aber die Hofnung Margarethens, denn Leopolds Aerzte erklärten Theodoren eine Reise nach Köln für zu gefährlich, als daß seine Liebe sich hätte entschließen können, sie von sich zu lassen ob er schon selbst wünschte, daß ihr Margarethen mögte rachen und pflegen können. Lebhafter würde dieser Wunsch bey ihm und bey Theodoren gewesen seyn, wenn nicht immer die günstigsten Nachrichten von der römischen Königin nach Wien gekommen wären welchen nach zwey Monaten die frohe Botschaft von ihrer Entbindung von einem lieblichen Kindchen folgte. Der Neugeborne erhielt den Namen seines erhabnen Großvaters, von welchem man in seinen Zügen auffallende Aehnlichkeit bemerken wollte.

Freude über ihr Söhnlein mäßigte den Schmerz Margarethens, den ihr der König, bald nach Friedrichs Geburt, durch eine Abweichung von dem erneueten Gelübde seiner Treue machte.

Wir wollen Dir, lieber Leser! diese Verirrung Heinrichs, so wie alle folgende, nicht so weitläufig erzählen, als die erste, weil jede derselben im Allgemeinen der andern glich. Leichtsinn und Sinnlichkeit rissen den jungen König

hin — Margarethe bediente sich immer der Behandlungsart gegen ihn, die sich ihr bey dem ersten Versuche durch glücklichen Erfolg als die beste empfohlen hatte; verschloß ihren Gram in ihren Busen, oder theilte ihn mit Sophien von Brunn; machte ihrem Gemahle keine Vorwürfe über die Kränkung, die sie von ihm erdulden mußte; und führte ihn immer durch Sanftheit und Liebe zurück in ihre Arme.

So verflossen ihr seit Friedrichs Geburt fünf Jahre in steter Abwechselung der Freuden, der Liebe und Ehe und der Leiden, denen sie zur Beute wurde, weil in Heinrichs Busen nicht gleich feurige Liebe glühete, wie in dem ihrigen; weil ihn nicht so unwandelbare Treue erfüllte, als seine zärtliche Gattin.

Um also Dir theurer Leser! in der Erzählung von den Trennungen unseres Paares und den Wiedervereinigungen desselben nicht Schilderungen liefern zu müssen, die sich wenigstens in den Hauptzügen glichen, obschon keine dieser Begebenheiten der andern in allen Nebenumständen ähnlich war, sey es uns erlaubt, über diesen Zeitraum flüchtig hinweg zu eilen, und das Bemerkenswerthe während der Dauer desselben auf wenig Blätter zusammen zu drängen. Reicher Stoff, Dich auf längere Zeit zu unterhalten, böte sich uns wohl dar, wenn wir Dir

die Begebenheiten Leopolds und seiner beyden Söhne erzählen wollten, allein dies würde uns zu weit von Margarethen entfernen, in deren Gedichte wenn sie nicht die Grenzen überschreiten soll, die wir uns zu derselben vorzeichneten, von den Begebnissen ihrer Lieben nur das erwähnt werden kann, was auf ihre eigne Schicksale wirkte, oder woran sie selbst Theil nahmen.

König Heinrich liebte rauschende Vergnügen; und der Gewohnheit gemäß: was uns gefällt, auch Andern für werth zu achten; feierte er gewöhnlich solche Feste, wenn auf die Trennung von seiner Gemahlin Wiedervereinigung folgte.

Für Margarethen hatten sie wenig Reiz; glücklicher als in dem Gewühl der Menge, die Heinrich oft zu frohen Gelagen und Lustbarkeiten um sich her versammelte, fühlte sie sich, wenn ihr Heinrich mit einem Feuerkusse erneuerter Liebe sein Herz wiedergab, oder den kleinen Friedrich auf seinem Schooße wiegte, und mit innniger Vaterfreude auf Heinrichen, seinen zweyten Sohn, hinblickte, der indessen an der Brust seiner Mutter oder in ihren Armen lag.

Wenig Augenblicke, auf solche Art selig genossen, hatten für Margarethen größern Werth,

als die ausgesuchtesten Lustbarkeiten, die sich durch mehrere Tage an einander reiheten. Von ihnen hinweg sehnte sie sich wohl zuweilen zu ihren Söhnen, doch nahm sie auch Theil an diesen öffentlichen Freuden, um ihren Gemahl in dem Genusse derselben nicht zu stören, der ihn nur darum befriedigte, wenn seine geliebte Margarethe mit ihm gleich rege Freude äußerte.

Das glänzendste dieser Versöhnungsfeste feierte Heinrich in Aachen. Auf einem Reichstage, den er dahin ausgeschrieben hatte, und auf welchem nur wenige von den vornehmsten Reichsfürsten fehlten, ließ er Margarethen zur römischen Königin krönen; und die Entfernung von allem Stolze, die Margarethe im Purpur auf dem Königsthrone zeigte, zauberte die Aufmerksamkeit des größten Theiles der Anwesenden mehr an sich, als die Pracht, mit welcher Heinrich und Leopold diesen Ehrentag Margarethens festlicher machten.

Mehr um die Erwartung ihres Gemahls nicht zu täuschen, als aus eigner Empfindung, zeigte Margarethe große Freude über ihre Krönung, mit welcher ihr Heinrich ein überraschendes Entzücken zu machen gehofft hatte. Das Ueberraschende desselben war es auch beynahe allein, was für Margarethen Reiz hatte, denn sie war zu wenig Freundin von Prunk, und zu

frey vom Neiden nach eitler Ehre, um dem Vergnügen: vor der Versammlung der Reichsfürsten neben ihrem Gemahle auf dem königlichen Throne zu prangen, groſsen Werth beyzulegen. Hinwegentrückt war Margarethe schon über die Jahre der zärtlichern Jugend, die oft eine Krone den Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit wähnet; schon durch Leiden geprüft, wuſste sie den Preis dieses Kleinods richtiger zu würdigen.

Sie harte ihren Gemahl nach Aachen begleitet, ohne zu wissen, welcher ehrenvolle Prunk ihrer dort wartete; ja sie sahe selbst die Vorbereitungen zu dem Feste machen, von welchem sie die Königin seyn sollte, bevor ihr Heinrich etwas von seinem Vorhaben entdeckte. Dies geschah nur wenig Augenblicke zuvor, ehe er sich mit ihr in die Versammlung der Fürsten begab, wo sie der Erzbischof von Köln mit einer schmeichelhaften Rede empfing, und dann ihr Haupt mit der Krone schmückte.

Angenehme Empfindungen regte Engelberts Rede, und der Ruhm welcher der Königin von allen Versammelten erscholl, in Margarethens Busen auf, aber schon des andern Tages traten schmerzhafte an ihre Stelle. Heinrich beschäftigte sich mit einer der anwesenden jungen Fürstinnen so angelegentlich und ausschlieſsend daſs Margarethe Rückdenke solcher traurigen Tage

fürchtete, wie sie den Festen zu Aachen voran gegangen waren. Heinrich blieb von der jungen Fürstin unerhört und die Ruhe seiner Gemahlin auf eine Zeitlang unerschüttert.

Noch schneller als zu Aachen wurde Margarethens Freude, bey einer andern Festlichkeit, in Traurigkeit verwandelt.

Herzog Ludwig von Baiern hatte viele der vornehmsten deutschen Fürsten nach Straubingen geladen, einen fröhlichen Tag festlich mit ihm zu begehen. Er wollte seinen Sohn Otto lassen wehrhaft machen; eine feierliche Handlung, die bekanntlich in den Zeiten des Mittelalters unter die vornehmste Familienfeste gehörte. Von der Neigung zur Pracht und der Liebe für seinen Sohn gleich mächtig gereizt, verwendete Ludwig grosse Summen, den erlauchten Gästen, die sich bey ihm in Straubingen einfanden, Beyfall und freudiges Erstaunen abzulocken. Unter den Gegenwärtigen befanden sich auch König Heinrich mit seiner Gemahlin und Herzog Leopold von Oestereich.

Turnier und Ringelrennen gehörten zwar zu den Festen der damaligen Zeit so wesentlich, als Opern und Maskenbälle zu den Feierlichkeit-

ten unſerer Tage, nie waren ſie aber glänzender, als wenn ein Fürſt ſie zu Ihren des frohen Tages anſtellte, wo er ſeinem Sohne das Schwerd umgürten ließ. Man mußte ja dem neuen Ritter Gelegenheit zu dem Beweiſe geben, daß er es würdig und geſchickt zu gebrauchen verſtand.

Auch Herzog Ludwig ließ vor Straubingen ein Turnier legen, und freute ſich der großen Anzahl Fürſten, Grafen und berühmter Ritter, die als Theilnehmer an demſelben in der Herberge zu Straubingen einzogen, nicht weniger, als dieſe der köſtlichen Preiſe, die Ludwig geſetzt, und der treflichen Anſtalten, die er getroffen hatte.

Herzog Leopold brach noch gern eine Lanze ſowohl zu Schimpf als Ernſt, auch konnte er ſich in allen Arten des Kampfes mit jedem Gegner kühnlich meſſen, und fand beſonders an der Züchtigung ruhmredigter Prahler inniges Vergnügen; bange Beſorgniß machte aber die Kenntniß dieſer Liebhaberey Theodoren, ſo oft ſie ihren Gemahl zu einem Turnier ausziehen ſahe. Sie fürchtete die Gefahr derſelben, und unterließ daher nie, ihren Gemahl dringend zu bitten, daß er nicht mit Kämpfern, die auf ihre Stärke pochend, allen andern Hohn ſprechen, einen Gang machen mögte, aber Herzog Leopold verließ

ließ sich auf die Stärke seines Arms, auf seine Geübtheit in der Kunst, die Waffen zu führen, und beyde, verbunden mit gutem Glücke, verließen ihn nie.

Noch niemals war Theodore so besorgt für ihn gewesen, als da er zum Turniere gen Straubingen zog; wirklich hatten auch diese Besorgnisse nicht ihren Grund in bloßer Ahndung oder weiblicher Furcht. Ungefähr seit einem Jahre waren verschiedene Versuche auf Leopolds Leben gemacht worden, deren nähere Erwähnung uns zu viel Raum kosten würde, daher nur so viel, daß des Herzogs günstiges Geschick ihn bis jetzt noch allen Gefahren glücklich entrückt hatte.

Theodorens Sorgfalt gab sich alle Mühe, künftigen Unfällen vorzubeugen, oder ihnen, wenn sie ihren Gemahl dennoch beträfen entgegen zu arbeiten und sie, so viel nur immer möglich, minder schädlich zu machen. Sie bestürmte ihn daher so lange mit Bitten, bis er ihr versprach, ausser den Mauern seiner Residenz nie ohne eine starke Begleitung seiner treusten Diener zu erscheinen; und so bald sie ihn auf diese Art vor öffentlichen Anfällen zu schützen geglaubt hatte, bemühte sie sich, ihn auch vor heimlichen Nachstellungen zu sichern, oder

ihn wenigstens vor den Folgen derselben zu bewahren.

Sie wich hinfort nicht von seiner Seite, bereitete grösstentheils selbst die Speisen, die er genoß, oder kostete sie wenigstens und credenzte ihm seinen Wein. Weil sie aber dennoch die Furcht: daß ihr geliebter Gemahl vielleicht bey aller ihrer Vorsicht Gift erhalten mögte, nicht ganz verließ, ließ sie sich durch die Vermittelung ihrer Verwandten aus Konstantinopel einen arabischen Arzt kommen, der, mit seltner Rechtschaffenheit, genaue Kenntniß der Gifte und die Kunst verband, ihren Wirkungen vorzubeugen, und die durch sie entstandene Uebel zu heilen.

Al-Omrah, — so hieß dieser Arzt — war Leopolds steter Begleiter, der ihn nach Theodorens Willen in Straubingen so wenig verlassen durfte, als sie selbst sich dieses erlaubte; und Al-Omrah, ob er sich gleich bisher nie mit den Waffen beschäftiget hatte, machte sich noch in seinem Alter mit dem Gebrauche derselben bekannt, damit er dem Herzoge als Knappe dienen, und in Gefechten und bey Turnieren nicht weniger ein Gefährte seyn könnte als außer denselben.

Bevor Herzog Leopold in die Schranken des Turnierhofes vor Straubingen ritt, wiederholte

Theodore noch einmal alle die Bitten, mit welchen sie ihn, seit ihrer Abreise aus Wien, zu der wegen gesucht hatte: nur mit bekannten Rittern, nicht mit fremden Abenteurern, oder Wagehälsen zu turniren. Leopold versprach ihrem Wunsch gemäß zu handeln, doch fand sich Theodore durch dieses Versprechen nicht beruhigt, weil sie die Schwäche ihres Gemahls kannte, die ihn sein Versprechen gewöhnlich vergessen ließ, so bald sich ihm Gelegenheit zeigte, einen Prahler zu demüthigen, und sich hierdurch in den Ruhm des besten Kämpfers, den er schon längst errungen hatte, zu behaupten.

Noch nicht lange hatte das Turnier begonnen, und Leopold legte eben seine Stehne an, mit dem Herzog von Brabant einen Gang zu machen, als ein unbekannter Ritter vor den Schranken erschien, und Einlaß begehrte. Er hatte den Tag zuvor nicht zur Schau austragen lassen, wollte auch jetzt dem Griesgärtel seinen Namen nicht sagen, weil ein Gelübde ihn hinderte, dies vor beendigtem Kampfe zu thun. Dann versprach er ihn zu nennen, und versicherte zugleich: daß er die Streiche der Griesgärtel willig dulden würde, wenn sich beym Ausreiten aus den Schranken nicht ergäbe, daß es ihm an keiner von allen den Erfordernissen ge-

bräche, welche die zwölf Turnierartikel von einem turnierfähigen Ritter verlangen.

Das Begehren des Fremden wurde vor die Turnierrichter gebracht, und ihm der Eintritt verstattet. Er nahete sich sogleich einigen Rittern, die noch zur Seite auf ihren Rossen hielten, und das Ende der schon angefangenen Kämpfe erwarteten, um dann auch die ihrigen zu beginnen.

Wer wagt es! — rief der Fremde, und bäumete sich stolz auf seinem muthigen Rosse — wer wagt es! gegen mich den Vorzug der französischen Ritterschaft vor der deutschen, im Gefecht im hohen Zeuge, zu bestreiten?

Ich! — ich! — ich! — stürmte der Eifer für die Ehre aus dem Munde vieler wackern Deutschen und einer von ihnen trieb sein Roß ohne Verzug gegen den fremden Franzmann an, welcher der deutschen Ritterschaft Hohn sprach.

Wir wollen Euch, theure Leser! nicht zu mahlen versuchen, wie die schäumenden Rosse sich gegen einander bäumten, wie ihre Ritter eines wider das andere drängten, und die Lanzen unter schweren Streichen zersplitterten; aber sagen müssen wir Euch, daß der hohnsprechende Philister aus Frankreich mit Riesenstärke schon

ter deutsche Ritter aus dem Sattel geworfen hatte.

Nicht fern von dem Platze, wo er wüthete, hielt Herzog Leopold mit aufgeschlagenem Visier, von dem Kampfe mit dem Herzoge von Brabant ein wenig auszuraſten. Unverwandt haftete sein Blick auf den Franzmann, der jetzt seinen Helm ein wenig lüftete, aber noch unverwundet neue Ausforderungen machte.

Man drängte sich nicht mehr, so wie Anfangs, sich ihnen zu stellen, denn verwundet oder mit verrenkten Gliedern waren die ersten Kämpfer aus dem Staube aufgehoben worden, in den sie des Franzmanns Riesenkraft geworfen hatte; aber den Herzog Leopold ergriff der Eifer für die Ehre seines Volkes; Muth und Zorn blitzte aus seinen Augen auf den fremden Ritter; und Theodore, die ihn von dem Gerüste herab, wo sie sich mit den übrigen Frauen befand, beobachtete, begann vor banger Furcht zu zittern. Sie las in den Blicken ihres Gemahls den Entschluß, den er, seines Versprechens gegen Theodoren vergessend, jetzt eben ausführte. Er verschloß sein Visier, näherte sich dem frechen Franzosen, und legte seine Glehne an.

Gereinigt wurde jetzt der Ruhm der deutschen Ritter von dem Flecken, den ihm der Franzmann angeschwärzt hatte, denn nach wenig Gän-

gen warf ihn Leopold mit nicht minderer Leichtigkeit aus dem Sattel, als er zuvor seine Gegner zu Boden geworfen hatte. Sein Knappe half dem Fremden wieder auf, der sich zur Fortsetzung des Kampfes für unfähig erkannte, dagegen aber den Herzog aufforderte, ihren Streit mit dem Schwerdte zu endigen, weil er seinen Hengst mit der verrenkten linken Hand nicht länger zu leiten vermögte. Seinen Sieg zu vollenden - handelte Leopold nach dem Willen des Franzmannes, sprang von seinem Pferde herab, machte sich zum Fußkampfe bereit und brachte seiner Gemahlin die Besorgnisse zurück, die sie nach dem Falle seines Gegners kaum verlassen hatten.

Vermehrt wurde ihre Unruhe, da sie ihren Gemahl im Fußkampfe weniger glücklich sahe, als im Lanzenstechen. Die Kräfte seines Gegners schienen sich erneuet zu haben; und hätte Herzog Leopold Zauberey geglaubt: so würde er wahrscheinlich den für einen Zauberer gehalten haben, den er kaum besiegt hatte und der nun mit ungeschwächter Riesenkraft auf ihn eindrang.

Leopold wurde verwundet, doch voll Eifer für den Ruhm des deutschen Namens und voll Durst nach der Ehre: ihn erhalten zu haben; achtete er des Blutes nicht, das unter seinen Armschinen hervorquoll; einen fürchterlichen

Eindruck machte aber der erste Anblick desselben auf Theodoren. Ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Tochter, der römischen Königin, die selbst bis in das Innerste erschüttert kaum fähig war, sie zu stützen. Ein Knappe des Herzogs hatte dieß gesehen.

Ich bitte Euch, gnädiger Herr — rief er seinem Gebieter zu — endet den Kampf, wenn Euch das Leben Eurer Frau Gemahlin theuer ist. Blickt auf das Gerüste, und sehet es in Gefahr!

Leopold warf einen Blick hinauf zu seiner Gattin! er wußte, daß ihre Gesundheit seit einiger Zeit schwankend war; fürchtete, die jetzige Erschütterung möchte ihr schädlich werden, wenn er nicht selbst eilte, sie zu beruhigen, der Ruf der Gattenliebe wurde mächtiger in ihm, als die Forderung des Ehrgeizes, und in der Dauer eines Augenblickes rief er dem Franzmanne zu: ich habe genug, schwang sich dann auf sein Roß, und sprengte vor das Gerüst der Damen, sich seiner Gemahlin zu zeigen.

Al-Omrah eilte ihm nach, und bat ihn, die Schranken zu verlassen, damit er ihn verbinden könnte; ein Ruf, welchem Leopold folgte, nachdem seine Erscheinung vor dem Gerüste wenigstens der römischen Königin Trost gebracht hatte, denn Theodore lag noch ohnmächtig in

den Armen ihrer Frauen. Margarethe befahl, sie in ein Haus zu bringen, das nicht weit vom Turnierhofe lag, wohin auch der Herzog eilte.

Sobald Theodore in dieses Haus gebracht wurde, erwachte sie, und ihr erster Blick traf auf ihren Gemahl der sie freudig versicherte, daß seine Wunde nicht gefährlich wäre. Die Festigkeit, mit welcher er nicht fern von seiner Gemahlin stand, und sich entwaffnen ließ, schien diese Versicherung zu bestätigen, auch hatte ihn wirklich das Schwerd des Franzmannes nur leicht verwundet. Al Omrah untersuchte jetzt die Wunde, deren nähere Besichtigung ihn mit einem Schrecken erfüllte, das zu heftig war, um es, aus Vorsicht gegen die Herzogin und ihre Tochter, verbergen zu können.

Gott komme meiner Kunst zu Hülfe — rief Al Omrah aus — das Schwerd, mit welchem Euch der Fremdling verwundete, war mit einem gefährlichen Gifte bestrichen.

Die Bestürzung, welche alle Anwesende befiel, ließ den Arzt bald erkennen, wie unklug er gehandelt hatte, daß er ungescheut etwas sagte, was Andere freilich noch mehr erschrecken mußte, als ihn, denn daß es für den Herzog noch Hülfe gäbe — was der Araber freilich wußte — war jenen unbekannt. Al Omrah erschrak nicht über die Vergiftung der Wunde

selbst, sondern nur deshalb, daß das Gift, vermischt mit dem Blute, vielleicht schon zu tief gedrungen seyn möchte.

Beruhigt Euch — suchte er sein Versehen wieder gut zu machen — hoffentlich kommt Hülfe noch nicht zu spät! Wer unter Euch — wendete er sich hierauf zu den Dienern des Herzogs — hat Muth und Treue genug das Gift aus der Wunde seines Herrn zu saugen?

Ich! — warf sich Theodore auf ihren Gemahl — Für meinen Leopold opfere ich gern mein Leben!

Und ich! — drückte Leopold seine Gemahlin an die Brust — sterbe gern, wenn mein Leben nur durch Theodorens Tod erhalten werden kann!

Lasset mich ein Leben erhalten, für welches Tausende beten — trat aus der Zahl der Diener Leopolds ein Greis hervor.

Handelst Du wackrer Alter — rief Ali Omrah — mit gehöriger Vorsicht, und folgst meiner Vorschrift genau: so ist bey diesem gefährlich scheinenden Geschäft für Dich keine Gefahr.

O ich fürchte sie nicht — erwiederte jener — wenn ich nur meinen Brüdern in Oestereich ihr größtes Glück erhalte.

Al Omrah hatte indessen aus seinem Gewande eine Büchse hervorgezogen, die er beständig bey sich trug, und in welcher sich heilende Arzneyen wider die Gifte und Verwahrungsmittel gegen dieselben befanden. Aus einem der verschiedenen kleinen Behältnisse, welche die Büchse theilten, reichte er jetzt dem Alten einen Saft, von dem er ein wenig in den Mund nehmen mußte.

Nun — sprach er zu ihm — kannst Du Dein Geschäft ohne Sorge anfangen, wenn Du Dich hütest, nichts von dem Blute zu verschlucken, das Du aus der Wunde Deines Herrn saugst.

Besorgt daß das Gegengift, welches Al-Omrah seinem Diener gab, nicht wirksam genug seyn mögte, widersetzte sich Leopold eine Zeitlang dem Vorhaben desselben, unterdessen Theodore nur mit Mühe abgehalten werden konnte, zum Wohl ihres Gemahls selbst zu thun, wozu sich der edle Greis erboten hatte. Man mußte Theodoren von ihrem Gemahle hinweg reissen, und bey diesem besiegte endlich Liebe zum Leben und die Versicherung seines Arztes die Furcht: sein Leben durch den Tod eines Andern zu erhalten.

Der wackere Greis begann sein Geschäft, und fuhr damit so lange fort, bis Al-Omrah

alles Gift ausgesogen glaubte. Dieser goß dann Balsam in die Wunde, die Wirkung des vielleicht noch zurückgebliebenen Giftes dadurch zu verhindern, und versicherte, daß der Herzog völlig ausser Gefahr wäre. So sehnlich dies auch alle Freunde des Herzogs wünschten, so wenig wagten sie es zu hoffen, da sie ihn des andern Tages von einem heftigen Fieber befallen sahen.

Auch sein Retter, der alte Diener wurde krank, und Al-Omrah mußte alle seine Beredsamkeit aufbieten, die klagenden Damen zu trösten, sahe sich aber dennoch mit dem Manne eines leidigen Trösters belegt, weil Leopolds Zustand sich mehr verschlimmerte als besserte. Für die Vorwürfe, die ihm die ängstlichen Damen einige Tage lang machten, wurde er aber zuletzt durch ihr Lob und ihren feurigsten Dank belohnt, als sich der Herzog am fünften Tage nach seiner Verwundung augenscheinlich besserte.

Der Herzog von Baiern hatte an Leopolds Unfalle den lebhaftesten Antheil genommen, und jetzt da er anfing sich zu bessern, war seine Freude nicht weniger groß als zuvor sein Schmerz. Hätte auch nicht Freundschaft Ludwigs Mitleid rege gemacht: so würde ihn doch Leopolds Unfall empfindlich ge-

schmerzt haben, weil er befürchten mußte, daß sein guter Leumund dadurch leiden würde.

Der Meuchelmörder, der Leopolden verwundet hatte, war aus den Schranken entwicht, ohne seinem Versprechen und dem Turniergebrauche gemäß, dem Waffenbeschauer sich entdeckt zu haben. Unmittelbar nach Leopolds Entfernung hatte er sich unter dem Gewühl verloren, das sowohl hierdurch als durch den Aufstand auf dem Gerüste verursacht wurde, und keiner von den Grieswärtern und Turnirvögten wußte, wohin er verschwunden war. Wie leicht konnte daher diese und den Herzog selbst der Verdacht einer Theilnahme an der Frevelthat wider Leopolden treffen? Dies machte, daß der Herzog von Baiern noch immer trauerte, als alle übrige Freunde Leopolds sich des guten Anscheines seiner Genesung freueten.

Zu Ludwigs Glücke waren Leopold und seine Gemahlin zu vollkommen von seiner geprüften Freundschaft gegen sie überzeugt, und Mißtrauen überhaupt ihrem Charakter zu fremd, um eines Argwohns fähig zu seyn, der sich vieler Andern in ihrer Lage bemächtiget haben würde.

Leopolds erste Frage, nachdem das Fieber ihn verlassen hatte, und er seines Verstandes wieder mächtig wurde, war nach dem alten

Diener, dem er seine Rettung wenigstens zur Hälfte dankte. Herzlich freute er sich, als ihn Al Omrah versicherte, daß er zwar krank gewesen, nun aber ganz außer Gefahr wäre. Weniger befriedigend war hingegen die Antwort, die er auf die Frage nach seinem Meuchelmörder erhielt, weil man ihm von demselben nicht mehr zu sagen wußte, als unsere Leser wissen.

In dem ruhigen Tone, welchen ein schuldloses Gewissen gewährt, klagte Herzog Ludwig seinem Freunde, daß der Mörder verschwunden wäre, konnte aber dabey in seinem Blicke die Verlegenheit nicht verbergen, in welche dieser Vorfall und Sorgfalt für seinen guten Ruf ihn setzten.

Das ist nicht gut — antwortete Leopold — denn nun können meine Freunde, wenn sie sich bemühn, den Böswicht zu erforschen, leicht auf einen Unschuldigen rathen.

Und wen! — seufzte Ludwig — wird der Verdacht leichter treffen als mich, dem es oblag, für die Sicherheit des Turniers zu wachen?

Zu allgemein ist der Charakter des wackern Herzogs bekannt — tröstete Leopold seinen Freund — als daß er einen solchen Argwohn zu fürchten hätte.

Dank Euch, edler Freund, für diesen tröstlichen Zuspruch — fuhr Ludwig fort — Aber vermöchten alle, wie Ihr, in meines Herzens innerste Falte zu schauen? Wird man nicht nach meinem Tode meinen Nachruhm beschmitzen, wenn man auch jetzt keinen Versuch macht, mir Eure Freundschaft zu rauben, da man es sich noch zu neu erinnert, daß dies nicht so leicht ist *).

Man versuchte uns zu trennen — erwiederte Leopold — gab aber diesen Versuch wieder auf, sobald es sich bewies, daß er ohne Erfolg blieb, und das böse Gerücht, wodurch man Euren Leumund zu beflecken trachtete, verstummete so schnell als es entstanden war, da man sahe, daß unser Freundschaftsbund hierdurch nicht getrennt werden konnte. Er wird bleiben, bis der Tod ihn zerreißt, und Euch zum Schilde wider die Pfeile der Verläumdung, der Nachwelt zur Richtschnur ihres Urtheils dienen.

*) Leopolden mit seinem Freunde Ludwig zu verzwisten, hatte man diesen einer geheimen Theilnahme an Heinrichs Empörung beschuldigt. Leopold glaubte diesem Vorgeben nicht, überzeugte sich bald vollkommen von der Unwahrheit desselben, und blieb, wie zuvor, Ludwigs wärmster Freund.

Nach seiner Genesung ging Leopold mit dem römischen Könige und dem Herzoge von Baiern nach Eßlingen, wo sich bald eine große Anzahl anderer Fürsten an dem Hoflager des Königs einfand.

Leopolds unveränderte Freundschaft gegen den Herzog Ludwig, von welcher alle diese Fürsten mit ihren Begleitern Zeugen waren, verhinderte die Entstehung des Verdachtes, vor welchem Ludwig zitterte. Einige Verleumder, die gern jeden wackern Mann mit ihrem Gifte bespritzen, wagten es zwar, ihn zu äußern, doch schlich er immer nur in der Finsterniß, deren Kind er war, und kam auf diese Weise durch einige alte Chroniken auch bis auf unsere Zeiten, ob sich schon gleich damahls glaubwürdige Männer, die von dem mörderischen Angriffe auf den Herzog von Oesterreich näher unterrichtet waren, alle Mühe gaben, ihn zu widerlegen, wozu sie sich jedoch nur ihres Wortes und ihres Ansehens bedienten, und den Namen des wahren Thäters, aus Schonung gegen seine würdigen Verwandten, verbargen.

In Eßlingen war es, wo Margarethe zum zweytenmahle Mutter wurde, und Freude über dieses Ereugniß gab vielleicht dem römischen Könige einen Bewegungsgrund mehr, dem Pathen

seines neugebornen Sohnes, dem Herzoge Leopold, mit einem wichtigen Freyheitsbriefe ein angenehmes Geschenk zu machen. Auf denselben gründen sich einige erhabene Vorzüge, welche die Erzherzoge von Oesterreich noch jetzt vor den andern vornehmsten deutschen Fürsten besitzen, die Du, lieber Leser! aber nicht in Margarethens Geschichte, sondern in der Geschichte ihres Stammhauses suchen wirst.

Jetzt konnte Frau Theodore das angenehme Geschäft: ihre Tochter im Kindbette zu warten, verwalten und es wurde ihr weder durch Krankheit Margarethens noch ihres jungen Sohnes verbittert. Sie sun verließ sie beyde nach einigen Wochen mit ihrem Gemahle zurück nach Wien zu gehen wo aber ihre Ruhe bald gestört wurde. Hierdurch erhielt Margarethe noch andere Veranlassung zur Trauer, als welche ihr der Wankelmuth ihres Gemahls um dieselbe Zeit aufs neue gab.

Der edle Alte, welcher dem Herzog Leopold zu Straubingen sein Leben opfern wollte, endete das seinige wenig Monden nach dieser schönen That. Der Schwäche seines Alters vergessend, war er einst auf einem wilden Pferde ausgeritten, das er nicht zu bändigen vermochte. Das unbändige Roß warf seinen krafftlosen

Reiter

Reiter herab, der durch den Fall so gefährlich beschädigt wurde, daß er eine Stunde nachher starb, beklagt von dem ganzen herzoglichen Hause, von dem es sich jeder Theil freudiges Geschäft seyn ließ, die letzten Tage des guten Alten so freudenvoll als möglich zu machen.

Jetzt wurde auch Heinrich, dieser Schmerzenssohn Leopolds, von einer qualvollen Krankheit auf das Lager geworfen. Der Donner des Gesetzes, dessen sich sein Beichtiger gegen ihn bediente, schreckte sein Gewissen aus dem Schlafe. Zum ersten male in seinem Leben fühlte er wahre Reue über alles das Böse, dessen er sich in den zwanzig Jahren seines Alters schuldig gemacht hatte. Ihr folgte der Wunsch: von seinen Eltern, denen er so vielen Kummer verursachte, Verzeihung zu erhalten, und beyde eilten, diese Sehnsucht ihres leidenden reuevollen Sohnes zu erfüllen, so bald sie sein Beichtvater von der Entstehung derselben benachrichtigte.

Sie fanden den unglücklichen Jüngling wie er sich, ein Opfer seines wüsten Lebens, jammernd auf dem Lager wand, und kaum noch so viel Kräfte besaß, das Bekenntniß von seinem Herzen zu wälzen, das so schwer auf demselben lastete. Er bekannte, daß er der Urheber aller der mörderischen Angriffe auf Leopolds Leben ge-

wesen wäre, auch des letzten und gefährlichsten zu Straubingen, von welchem wir unsern Lesern nähere Erläuterung geben müssen, weil wir uns, selbst bey dem Zweifelsüchtigsten unter ihnen, mit unserm Wissen nicht dem Argwohne aussetzen wollen, daß unsere Geschichte etwas enthielte, was strenge Prüfung der Wahrheit, oder — wenn Ihr lieber wollt — der Wahrscheinlichkeit zuwider fände.

Herzog Leopolds feste Gesundheit verhieß ihm ein noch langes Leben, was freilich mit dem Wunsche des herrschbegierigen Heinrichs nicht zusammenstimmen konnte. Die gerechte Drohung seines Vaters hatte ihn zu einer Verstellung genöthigt, deren Zwang ihm mit jedem Tage widriger wurde. Er ging mit sich selbst über die Mittel zu Rathe, wie es möglich wäre, diese Bürde abzuwerfen, und fand während dieser Beschäftigung, daß sich sein Gewissen leicht beruhigt haben würde, wenn er seinen Vater, in der Dauer der Fehde mit ihm, im Kampfe erlegt hätte. Der Gedanke: daß die Ermordung desselben ausser dem Kampfe sein Gewissen vielleicht nicht mehr beschweren würde, durchflog ihn, er schauderte Anfangs zurück,

wurde aber bald mehr mit diesem furchtbaren Gedanken vertraut, der nach und nach zum Vorsatze empor wuchs.

Einige Vertraute, denen Heinrich seinen Einfall mittheilte, fanden ihn vortreflich, und versprachen zur Ausführung desselben die thätigste Hülfe. Sie waren es, welche die Angriffe wider den Herzog leiteten, und einer von ihnen bewies sich für die Ausführung von Heinrichs Plane besonders wirksam. Er überließ dem Prinzen zwey böse Buben, die er in seinen Diensten hatte, zwey Brüder aus Böhmen, von denen der eine riesenmäßige Stärke besaß, der andere die Kunst Gift zu mischen verstand *). Jenko war der Name des einen dieser Brüder, Benes der Name des andern, und Heinrich zweifelte nicht, daß er durch ihre Hülfe würde ausführen können, woran er schon so lange vergebens gearbeitet hatte.

Leopolds und Theodorens Vorsicht machten es den böhmischen Brüdern lange unmöglich, sich ihrer Künste nach dem Willen ihres Herrn zu bedienen, bis endlich Heinrich durch das Tur-

*) Welchem unserer Leser ist es nicht bekannt, daß es damals, bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhundertes, wo Kaiser Karl der Vierte sie vertilgte, in Böhmen der Giftmischer nicht weniger gab als in Italien!

ter bey Straubingen hierzu eine Gelegenheit zu erhalten hoffte. Er eilte daher, den Riesen Jenko zu unterrichten und auszurüsten, wie es sein Vorhaben erforderte.

Vorher schon hatte er ihm erlaubt, einen völligen eisernen Harnisch zu tragen, statt des Kollers von Büffelleder, mit einem Gewebe von Drat gegen die Streiche feindlicher Waffen verwahrt, das ihm als einem gemeinen Reiterknechte geziemte. In der Rüstung eines Ritters konnte sich Jenko besser verbergen, nur wurde es ihm Anfangs schwer, seine Kräfte in derselben sowohl zu gebrauchen, wie in der leichtern Bekleidung, die er zuvor gewohnt gewesen war. Völlig geharnischt mußte er sich deshalb in dem Gebrauche der schwereren ritterlichen Waffen üben, und jetzt verband Heinrich hiermit auch den Unterricht in den ritterlichen Spielen.

Gewandt und im Kampfe geübt, machte Jenko in diesen Künsten schnelle Fortschritte, und weil er mit der Gewandtheit seine Stärke verband, besiegte er bald seine Lehrer. Keiner vermogte sich gegen ihn im Sattel zu erhalten; als ob es ein Knabe wäre, warf sein starker Arm jeden vom Rosse.

Heinrich kannte die Schwachheit seines Vaters, die ihn zuweilen in Lustgefechten zu jugendlicher Raschheit mit sich fortriß, und seinen

Stoß auf die Ehre der deutschen Nation. Er beschloß daher, seinen Jenko beym Turniere zu Straubingen auf eine Art auftreten zu lassen, die ihn mit Zuversicht erwarten ließ, daß sich Leopold zu seinem Gegner aufwerfen würde. Benes begleitete seinen Bruder in der Gestalt eines Knappen, mit einem großen Schilde versehen, in welchem ein kleines, mit dem Wappen der Künringer geziert, verborgen war.

Heinrich wußte, daß Ademar von Künringen zum Turnier gen Straubingen ziehen würde, und vielleicht war es Rache über Ademars Abfall von ihm, daß er Jenko'n sein Schild gab, unter dem Schutze desselben aus dem Turnierhofe vor Straubingen zu entwischen. Er und Jenko schmeichelten sich, daß es auf diese Art nicht schwer werden würde, den Grieswärtel zu täuschen; und um sich noch mehr vor Entdeckung zu schützen, erhielt Jenko eine Rüstung, die sich durch nichts von den gewöhnlichen Rüstungen armer Ritter unterschied, denen Mangel an Vermögen nicht erlaubte, sie mit Gold, Silber oder Schmelz auszuzieren.

Im Nachtlager vor Straubingen bestrich Benes das Schwerd seines Bruders mit dem tödlichsten Gifte, das seine teufliche Kunst zu bereiten verstand, dann machten sich beyde Brüder auf nach dem Turnierhofe, wo unsere Leser

Zeugen ihrer Ankunft gewesen sind. Jenko forderte die anwesenden Ritter nur zum Gestech im hohen Zeuge heraus, denn sein Schwerd war allein für den Herzog von Oesterreich bestimmt. Um sich desselben bedienen zu können, ließ sich Jenko absichtlich von dem Herzoge aus dem Sattel werfen, und stellte sich, als ob eine Verrenkung seiner linken Hand ihn hinderte, sein Roß länger zu regieren, damit er den Fußkampf beginnen, und durch ihn den Zweck seiner Sendung erfüllen könnte.

Im Getümmel, das nach Leopolds Entfernung entstand, eilte Jenko mit seinem Knappen, der jetzt aus seinem Schilde das kleinere mit dem Künringischen Wappen herausnahm, einige Schritte von dem Kampfplatze hinweg. Die Augen aller unbeschäftigten Anwesenden waren jetzt nur auf das Gerüste gerichtet, wo sich Leopold seiner ohnmächtigen Gemahlin zeigen wollte und die im Kampfe begriffenen waren mit sich selbst und ihren Gegnern zu ausschließend beschäftigt, um zu bemerken, daß Jenko seinen ledigen Schild von sich warf, dagegen von seinem Knappen den mit dem Künringischen Wappen bezeichneten nahm; sich auf sein Roß heben ließ, dem Ausgange der Schranken sich immer mehr näherte, und mit Hülfe seines Schildes glücklich entkam, ohne daß der Grieswärtel in

ihm den fremden Ritter ahndete, der, beym Ausreiten aus den Schranken, seine Turnierfähigkeit darzuthun versprochen hatte.

Nachdem Heinrich das Geständniß seiner Verbrechen beendiget hatte, erflehte er die Vergebung seiner Eltern, damit ihm sein Scheiden, durch den Mangel derselben, nicht noch mehr erschwert werden mögte. Leopold und Theodore waren zu gütig, ihrem unglücklichen Sohn diesen letzten Trost zu verweigern, oder ihm das Erquickende desselben durch beygemischte Vorwürfe zu rauben. Heinrich verschied, nachdem er die lebhaftesten Beweise wahrer Reue gegeben hatte, auch nicht ermangelte, sich durch reiche Schenkungen bey einigen Klöstern Seelengeräthe zu stiften, wofür ihm die frommen Väter die Pforten des Paradieses öfneten, doch nicht verhindern konnten, daß man seinem Namen den Beysatz: der Grausame, gab, der denselben bis auf unsere Zeiten begleitet hat.

Viele Thränen kostete Margarethen der Tod ihres Bruders Heinrich, noch reichlicher flossen

sie aber ihrem geliebten Vater, welcher seinem Sohne nach anderthalb Jahren im Tode folgte.

Herzog Leopold hatte das Glück, bey dem heiligen Väter in großer Gunst zu stehen, die er sich ohne Zweifel durch seine reichen Spenden an Klöster und durch die Thätigkeit erwarb, mit welcher er für die Aufnahme des kaum entstandenen Franciskanerordens und einiger geistlichen Ritterorden in seinem Lande sorgte. Er beschloß, sich der Gewogenheit des Pabstes zum Vortheile des Kaisers Friedrich zu bedienen, den Pabst Gregor der Neunte mit geistlichen und weltlichen Waffen aus allen Kräften bekriegte.

Wem sind nicht die unabläßigen, bald öffentlichen, bald geheimen Fehden dieses grossen und unglücklichen Kaisers mit allen Päbsten, die während der Dauer seines Lebens auf Friedrichs Kosten ihre weltliche Herrschaft zu vergrössern suchten, bekannt; wer weis es nicht, daß sie das Kreuz wider ihn predigen liessen, um alle Fürsten in ihren Plan zu ziehen. Wir brauchen daher Euch, theure Leser! nur zu sagen, daß Leopold nach Italien ging, an dem Frieden zwischen Gregor und Friedrich zu arbeiten, ohne Euch, durch nähere Fingerzeige, auf die Ursache des gebrochenen Friedens hinweisen zu müssen.

Nie hatte sich Herzog Leopold unter dem heissen Himmelsstriche Apuliens ganz wohl befunden, weshalb er sich auch niemals lange daselbst zu verweilen pflegte; jetzt aber überstieg der Eifer, dem Kaiser nützlich zu werden, die Sorgfalt für seine Gesundheit, für welche daheim in Oesterreich viele Tausende die heissesten Gebete gen Himmel sendeten.

Mit einigen andern Fürsten, die aus der nemlichen Ursache nach Sankt Germano gekommen waren, und unter denen sich auch einer der eifrigsten Freunde Friedrichs, der bekannte Grosmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, befand, wendete Leopold alle Mühe an, das angefangene Friedensgeschäft zu vollenden, und den Eifer, mit welchem er es betrieb, ließ ihn nicht bemerken, wie sehr seine Gesundheit litte. Sein Wunsch wurde erfüllt, der Friede unterzeichnet, aber die gehoffte Früchte desselben konnte er nicht sehen, denn wenig Tage nach geschlossenem Frieden starb er; ein Opfer seines Eifers und seiner Treue für den Kaiser Friedrich.

Sein Leichnam wurde nach seinem Lande abgeführt, dem von ihm gestifteten Kloster Lilienfeld beygesetzt zu werden. Mit lauten Klagen empfingen ihn die trauernden Unterthanen, und folgten der Asche ihres geliebten Landesva-

ters mit blutenden Herzen nach der Gruft. Aber einige mächtige Mißvergnügte freuten ſich des Todes ihres Fürſten, weil durch ihn ein verrätheriſcher Plan zur Reife gedieh, und geſellten bald dem Schmerze Theodorens und Margarethens durch ihre frevelhaften Unternehmungen neuen Kummer bey.

Heinrich von Künringen hatte durch ſein zweydeutiges Betragen bey dem Aufruhr des verſtorbenen Heinrichs, und durch ſeines Bruders thätige Theilnahme an demſelben, von Leopolds Vertrauen ſo wenig verloren, daß er ihm vor ſeiner Abreiſe nach Italien mit dem glänzenden Titel eines Regenten von Oeſtereich die ganze Regierung des Landes übergeben hatte. Seit der Verlöſchung des Feuers der Empörung, durch Heinrich den Grauſamen entzündet, hatte der Marſchall von Künringen, nebſt ſeinem Bruder, über einem Plane gebrütet, ſich von ſeinem Herrn unabhängig zu machen, oder, wenn ihm das Glück die Erreichung dieſes höchſten Zweckes ſeiner Wünſche verſagen ſollte, ſeine Macht wenigſtens noch weiter auszudehnen.

Ihren Plan auszuführen, ſuchten ſich beyde Brüder zuvörderſt unter den mindermächtigen öſtereichiſchen Edeln Freunde zu machen, was ihnen, bey ihren weitläuftigen Ländereyen nicht ſchwer wurde. Sie belehnten weniger be-

güterte Edle mit kleinen Theilen derselben, erwarben sich hierdurch einen großen Anhang, und, immer auf ihren großen Zweck hin arbeitend, wählten sie zu ihren Lehnsleuten nur solche Männer, von denen sie erforscht hatten, daß ihnen eigener Vortheil mehr galt, als die schuldige Treue für ihren Landesfürsten und obersten Lehnherrn.

Die beyden Künringer oder die Hounde, wie man damals diese Anführer der Empörung nannte, hatten die Abwesenheit des Herzogs Leopold aus seinem Lande zur Ausführung ihres verrätherischen Vorhabens bestimmt; fest entschlossen, ihre Unternehmung nicht eher zu beginnen, bis sie von Leopolds wirklicher Ankunft in Italien Nachricht erhalten hätten, damit nicht vielleicht das Gerücht von ihren Thaten den Herzog noch auf dem Wege dahin ereilen, und seine schnelle Rückkehr ihren Plan zum zweyten male, und dann wahrscheinlich auf immer, vereiteln mögte. Auch wollten sie jetzt mit mehrerer Vorsicht, als vor vier Jahren, zu Werke gehen, und nicht eher zur Ausführung ihres Vorsatzes schreiten, bis sie die von den Königen von Ungarn und Böhmen ihnen versprochene Hülfe schon an den Grenzen bereit wüßten, zu ihnen zu stossen *).

*) König Andreas von Ungarn war wider den Prinzen Friedrich, jetzt nach Heinrichs Tode

Alles war jetzt zum Ausbruche bereit, als die Häupter der Empörung von ihren Kundschaftern in Italien erfuhren, daß Herzog Leopold zu Sankt Germano krank darnieder liege, wodurch sie bewogen wurden, noch eine kurze Zeit zu harren, weil vielleicht dann Leopolds Tod ihren Unternehmungen einen noch schnellern und glücklichern Fortgang verheissen würde. Ohne Mühe ließ es sich voraussehen, daß die Verwirrung, durch Leopolds Tod verbreitet, die getreuen Oesterreicher hindern würde, für seinen Erben so muthig zu fechten, als die Künringer jetzt fürchteten; daß sie sich vielleicht überhaupt, für den weniger geliebten Friedrich, nicht so freudig aufopfern würden, als für den allgemein verehrten Leopold.

Das Glück schien sich für die Empörer günstig zu beweisen; Leopolds Tod war für sie das erfreulichste Ereigniß; und sie hatten bereits im Voraus Anstalten getroffen, von denselben noch mehr Vortheil zu ziehen, als er ihnen ohnehin schon gab. Sie hielten Kundschafter an der italiänischen Gränze, welche den Boten auf-

Erbe von Oesterreich, heftig erbittert, weil er sich von seiner Freundin Sophie, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte, scheiden ließ; wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandtschaft. Wirklich war auch Friedrich von Seiten seiner Mutter in nicht fernem Grade mit Sophien befreundet.

fingen, der die erste Nachricht von Leopolds Hinscheiden nach Wien bringen sollte, wodurch, ausser der Parthey der Empörer, der Tod ihres geliebten Fürsten allen Oestreichern verborgen blieb, bis sein Leichnam mitten unter die wehklagenden Unterthanen gebracht wurde.

Die Künringer und ihre Verbundenen beschlossen die erste allgemeine Bestürzung zu benutzen, in welche alle treue Oestereicher durch den Verlust gesetzt wurden, den sie durch den Tod des gütigen Vaters Leopold litten. An dem nemlichen Tage, wo sein Leichnam in die Gruft zu Lilienfeld zur ewigen Ruhe gesenkt wurde, pflanzten die Künringer das Pannier der Empörung auf, die um so mehr weit um sich zu greifen drohet, da die Empörer zur Fortsetzung des Krieges so viele Kräfte hatten, als dem jungen Herzoge fehlten

Gold war der Nerv des Krieges, so lange dieses Metall der Werthmesser der menschlichen Bedürfnisse ist; und Heinrich von Künringen hatte dafür gesorgt, dem Erben von Oestereich dieses mächtige Metall zu rauben, und es dagegen sich in reichlichem Maaße zu verschaffen, indem er den reichen Schatz den Leopolds Sparsamkeit aufgehäuft hatte, aus den Gewölbern raubte, wo er aufbewahrt wurde, und ihn in die festeste seiner Burgen bringen ließ, durch

Ausspendung desselben sein Heer mit Söldlingen zu vermehren. Der erhabene Posten auf welchem er stand, machte ihm einen Raub leicht, der jedem andern unmöglich gewesen seyn würde.

Wer vermag das Schrecken Theodorens und ihrer Kinder zu schildern, als sie jetzt, dem ersten heftigsten Sturm des Schmerzes über Leopolds Tod beynahe erliegend, das Geschrey von dem ausgebrochenen Aufruhr vernahmen. Nur Friedrich erbebte nicht. Obgleich ein Jüngling von achtzehn Jahren, versammelte er mit dem Gleichmuthe eines Mannes von reiferm Alter, die getreuen Edeln seines Landes und die Aufforderung Theodorens, dieser geliebten, gütigen und menschenfreundlichen Fürstin, belebte den Muth und die Tapferkeit dieser Krieger ohne Zweifel nicht weniger, als das Beyspiel des jungen Helden, der sich an ihre Spitze stellte.

Muthvoll und nicht ohne Glück widersetzte er sich den Unternehmungen der Empörer, kaum hatte er sich aber in einigen kleinen Unternehmungen gegen sie — (zu größern erwartete er noch die Ankunft seiner Getreuen aus den entlegenen Provinzen) — als ein tapferer und kriegserfahrner junger Mann bewiesen, da wurde seine Aufmerksamkeit auch nach einer andern Gegend hingelenkt, und er genöthigt, seine Macht zu theilen.

Der Uebereinkunft mit den Anführern gemäß, war Wenzel, der Sohn und Mitregent des Königs Primislaus von Böhmen, in Oesterreich eingefallen. Seine wilden Krieger tränketen den Boden des bedrängten Landes mit dem Blute seiner Bewohner, und der Rauch, der aus den verheerten Dörfern und Städten emporstieg, flog ihren Schritten nach.

Friedrich sendete einen Theil seiner Krieger nach der Gegend ab, wo die Böhmen raubten und wütheten, sich ihren Verheerungen, vereinigt mit denen, die er von dorther erwartete, entgegen zu setzen. Die Ankommenden fanden nur wenige ihrer Brüder, die sich mit ihnen verbinden sollten, denn den größten Theil derselben hatte das Schwerd der Böhmen schon aufgezehrt; und zu schwach, den zahllosen Rotten der Feinde Stand halten zu können, zogen sie sich zurück unter das Pannier ihres Herzogs.

Dennoch sank der Muth des jungen Helden nicht, und sein gutes Geschick schützte ihn vor dem Untergange, der sein unvermeidliches Loos gewesen wäre, wenn der Erfolg den Erwartungen der Empörer vollkommen entsprochen hätte.

Die Hülfe, welcher sie sich von dem Könige geschmeichelt hatten, blieb zurück, ob sie

sich gleich schon an der österreichischen Gränze befand. Die beyden Könige von Ungarn *) sahen sich genöthiget, die Befriedigung ihrer Rache gegen den Herzog von Oesterreich für günstigere Zeiten zu versparen, weil die Grossen in ihrem eigenen Lande Unruhen angefangen hatten. Sie zogen ihr Heer nicht zur Unterstützung der Empörer in Oestereich zusammen, sondern um ihre aufrührischen Lehnsleute damit im Zaume zu halten.

Es wurde bald den Künringern kund, daß ihr Verbundener, der König von Ungarn, sie durch leere Versprechungen getäuscht hatte. Heinrich hielt sich zwar, auch ohne weitere Verstärkung, für mächtig genug, auf der betretenen Bahn siegreich fortzuschreiten, sein Bruder Adelmar war aber nicht gleicher Meinung mit ihm. Jener suchte daher aus der angefangenen Unternehmung eilend den größten möglichen Vortheil zu ziehen, und keiner dünkte ihm gewisser, als wenn er die Räubereyen, die er schon seit einiger Zeit geheim und im Kleinen getrieben hatte, jetzt öffentlich und im Großen fortsetzte. Diesem Entschlusse gemäß beschäftigte er sich beynahe ausschließend mit Plünderungen, nicht wie sein

*) Bela, der Sohn des Königs Andreas, theilte die Regierung bereits mit seinem Vater.

sein Bruder wünschte, mit Unternehmungen wider Friedrichen und sein Heer.

Dieser vermogte indessen dem Unwesen nicht zu steuren, das Ademar in einem grosen Theile seines Landes trieb, denn er würde seine Residenz der Gefahr ausgesetzt haben, den heranstobenden Böhmen in die Hände zu fallen, wenn er es gewagt hätte, den kleinen Raum in ihrer Nähe, auf welchen ihn die beyden Heere seiner Feinde eingeschränkt hatten, zu verlassen. Er suchte also wenigstens Wien und Neustadt, durch vermehrte Befestigungen und durch seine Gegenwart mit dem Heere, wider die feindlichen Unternehmungen zu sichern. Durch ausgesendete Kundschafter zog er Nachrichten von dem Stand der Böhmen ein; und einem derselben dankte er ohne Zweifel gröstentheils seine Rettung.

Dieser Mann wurde von den Böhmen gefangen, die von ihm die Stärke des östereichischen Heeres zu erforschen suchten. Er fand für gut, sie zu verdoppeln, und fügte seinem Berichte die Versicherung bey, daß Friedrich des nächsten Tages mit seinem Heere aufbrechen würde, den Böhmen entgegen zu ziehen.

Immer belaßen die Böhmen den Ruhm eines tapfern Volkes, aber vor den Zeiten des Königs Johann von Luxemburg war ihre Raubbe-

gierde nicht weniger groß, als ihr Muth, unter Anführern, die sie nicht genug zu bezügeln wußten, zuweilen noch größer. Ein solcher Fall trat jetzt ein. Der Böhmen größter Theil war für ihre kriegerische Ehre weniger besorgt, als für die Beute, die sie den Bewohnern des diesseitigen österreichischen Landes geraubt hatten. Sie mußten fürchten, sie in einem Treffen mit dem Herzog Friedrich zum Theil wieder zu verlieren, und dieser Furcht folgte der Gedanke: zu fliehen, und das schon erbeutete zu retten; um so schneller, da ihnen nur, nach Wien, Neustadt und einige nahgelegene Dörfer zur Plünderung übrig blieben, denn nur allzuwohl war es ihnen bekannt, daß Oesterreich jenseits Wien durch Abermar von Künringen nicht weniger war verheert worden, als durch sie diesseits dieser Stadt. Wenzel war zu jung und zu unentschlossen, die Ausführung des feigen Vorhabens seines Heeres zu verhindern. Mit reicher Beute beladen eilten die Böhmen zurück in ihr Vaterland, ohne österreichische Krieger gesehen zu haben, ausser den wenigen, die bey ihrem Einströmen vor ihnen fliehen mußten.

Nun konnte Herzog Friedrich seine ganze Macht wider die Aufrührer wenden, und der Fortgang seiner Unternehmungen gegen sie wurde durch die Vermittelung des Bischofs Gebe

hard von Passau beschleunigt. Bischof Gebhard belegte den frechen Räuber Ademar, über den sich schon zuvor viele Kaufleute aus Passau beklagt hatten, daß sie auf ihren Reisen nach Oesterreich von ihm und seinen Raubgesellen wären niedergeworfen worden, und der jetzt die Strassen ganz unsicher machte, mit dem Bann, wodurch viele seiner Anhänger von ihm losgerissen wurden, die nun zu der Parthey Friedrichs übergingen. Durch sie verstärkt gelang es dem jungen Helden bald, seine mächtige Gegner zu besiegen.

Er zwang Heinrichen, die Summe zurückzugeben, die er aus dem Schatze zu Wien geraubt hatte, zerstörte einige von Ademars festesten Burgen, von welchen er die grösten Räubereyen verübt hatte, verminderte die Macht der Künringer überhaupt, indem er sie nöthigte, einen Theil ihrer Besitzungen zum Sühngelde an ihn abzutreten, und einige Burgen den vorigen Besitzern welchen sie dieselben widerrechtlich entrissen hatten, wieder zu erstatten.

Weniger zur Milde geneigt als sein Vater, würde sich vielleicht Friedrich mit diesem Opfer nicht begnügt, den aufrührischen Brüdern nicht verziehen haben, hätte ihn nicht der Rath seiner Mutter geleitet. Frau Theodore wußte, daß

ihr Sohn in dem Ruf der Härte stand, und forderte ihn deshalb auf, jetzt einen redenden Beweis von entgegengesetzter Gesinnung zu geben. Er folgte ihrem Rathe, und die Künringer wichen nicht wieder von der Treue, die sie ihm aufs neue gelobten. Besonders bewiesen sie sich samt ihren Söhnen, nach Friedrichs Tode, seinem Hause ergeben.

Die traurigen Botschaften, die Margarethe während des Laufes eines Jahres aus ihrem Vaterlande erhielt, waren allein schon hinreichend, ein fühlendes Herz mit dem bittersten Kummer zu belasten, aber Margarethen waren noch herbere Leiden beschieden.

Bald nach Leopolds Tode war sie von einer langwierigen Krankheit befallen worden. Unsere Urschriften haben den Namen derselben nicht aufbehalten, und wir wollen ihn nicht zu erraten suchen, weil uns der Name dieser Krankheit so gleichgültig seyn kann, als uns die Folgen derselben wichtig sind. Durch sie wurde Margarethens Schöne vernichtet, von allen ihren Reizen blieb ihr keiner übrig, als das sanfte Feuer ihres Auges, das jeden, den es traf, zur Achtung und Verehrung erwärmte, und ihn Mar-

garethen zu eigen machte, wenn er auch noch nicht lange genug in ihrer Nähe gelebt hatte, um ein Zeuge und Bewunderer der himmlischen Güte zu werden, durch die sich Margarethe alle Herzen gewann.

Wir haben Dir, theurer Leser! nur den vollkommensten Beweis derselben: Margarethens Betragen gegen ihren ungetreuen Gemahl, genannt, und die kleinern blos deshalb verschwiegen, weil sich uns im Verfolge dieser Geschichte, wo Margarethe mehr handelt als jetzt, Gelegenheiten in Menge darbieten werden, Dich mit wichtigern bekannt zu machen. Wozu daher schöne und gute Handlungen rühmen, wenn sich aus der edeln und bessern so viele darstellen! Auch hätten wir dich, um jenes thun zu können, zu tief in die kleinen Begebenheiten der Hofleute Heinrichs und Margarethens verwickeln müssen, wodurch uns nur der Raum zur Erzählung merkwürdigerer Begebenheiten wäre benommen worden.

Was Margarethen beynahe allgemeine Herrschaft über gute und fühlende Herzen verschafte, gab ihr in den Augen des sinnlichen Heinrichs keinen Werth. Nur Schönheit konnte den Lüstling reizen; Krankheit hatte Margarethen dieses Gut geraubt — wie konnte sie für ihren Gemahl noch etwas Anziehendes haben? In

den Armen eitler oder habsüchtiger Buhlerinnen vergaß er ein Herz, dessen Werth auf der Wage des kaltprüfenden Menschenverstandes, die Reize aller jener Weiber in die Höhe schnellte.

Bis zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich wider den Willen des Pabstes Gregors den längst gelobten Zug nach dem heiligen Lande endlich unternahm, und hierdurch den Bannblitz des heiligen Vaters auf sich herableckte, hatte sich Heinrich um die Geschäfte der Regierung wenig bekümmert; ihre Last ruhte größtentheils auf den Schultern des Erzbischofs Engelbert von Cölln, dessen Verhandlungen und Schritte Heinrich gewöhnlich gut zu heißen pflegte, ohne sich weiter mit der Untersuchung derselben zu beschweren.

Engelbert war Friedrich dem Zweyten mit unverbrüchlicher Treue zugethan, die auch Gregors Bannfluch nicht zu erschüttern vermochte. Sankt Peters hellsehender Nachfolger wußte, welche Stütze Friedrich an Engelberten in Deutschland hatte, er suchte sie ihm zu entziehen, und weh Engelbert kein solcher frommer Sohn des heiligen Vaters war, daß er seinem Lehnsherrn blos deshalb die Treue gebrochen hätte, weil es jenem gefiel, ihn wegen einer Handlung zu ver-

folgen, für deren Unterlassung er zuvor mit dem Banne gedrohet hatte, bediente sich Gregor zu Erreichung seiner Absicht anderer Mittel. Bekannt mit dem Ehrgeize des römischen Königs, suchte er dieses Feuer zu seinem Vortheile in lohre Flammen zu setzen, indem er in Heinrichen durch seine Geschöpfe den Gedanken aufregen ließ: daß es seiner Ehre äußerst nachtheilig wäre, sich noch immer, gleich einem Unmündigen, von dem Erzbischofe von Köln gängeln zu lassen.

Des Pabstes geheimer Vorschafter wählte zu Entledigung seines Geschäftes die glücklichste Zeit. Heinrich war, durch einen gefährlichen Sturz vom Pferde, zur Befriedigung seines Hanges zu rauschenden Vergnügen auf einige Zeit unfähig gemacht worden, und Margarethens zärtliche Liebe und sorgfältigste Pflege vermogte ihn, den Mangel derselben um so weniger zu ersetzen, weil eben jetzt eine unbefriedigte Leidenschaft für ein reizendes Fräulein in seinem Busen brannte. Nur voller Sehnsucht für die junge Schöne, die freilich nicht in das Gemach des kranken Königs zu zaubern war, da ihre Mutter ihe kaum erlaubte, seinen Hof zu besuchen, weil sie mit strenger Sorgfalt für den guten Ruf ihrer Tochter wachte, wurden Heinrichen die Bemühungen seiner Gemahlin, ihn aufzuheitern und

durch Liebkosungen seinen Schmerz zu lindern, öfters lästig.

Oft sehnte er sich nach Unterhaltung anderer Art, und ergriff aus langer Weile die Zügel der Regierung, die ihn des Pabstes geheimer Unterhändler, den Händen des Erzbischofs von Kölln zu entreissen ermahnte. Die Begierde, selbst zu herrschen, ergriff den jungen König mit solcher Allgewalt, daß er ohne Zögern sein Krankenzimmer zu einem geheimen Staatsrathe umschuf, in welchem er auf seinem Lager den Vorsitz führte.

Herbeygerufen durch Gregors Vertrauten, beschäftigte ihn der Gedanke: daß man vielleicht allgemein denken möchte, Engelbert gängelte ihn an einem Leitzaume sehr oft und unangenehm. Er beschloß zu zeigen, daß er sich nicht gängeln ließe, und, um dies dem Erzbischofe und allen seinen Räthen recht bald und fühlbar kund zu geben, war er in vielem aus keinem andern Grunde verschiedener Meinung mit ihnen, als damit er seine Alleinherrschaft behaupten mögte.

Seine Krankheit und die Schmerzen, mit welchen sie begleitet wurde, machten ihn unmuthig und eigenwillig, welches auf seine Rathschlüsse mächtigen Einfluß hatte. Was seiner Majestät durch den Kopf fuhr, wurde gethan, Engelbert und die andern Räthe mogten es dann

gemeinsamen Besten ersprießlich finden oder nicht. woraus Dir, lieber Leser! ohne weitere Erinnerung hervorgehen wird, daß im Staatsrathe in Heinrichs Krankenzimmer manches abgeurtheilt wurde, was nichts weniger als Engelberts Beyfall fand.

Der gute Erzbischof tröstete sich indessen mit der Hofnung: daß die Geschäfte nach Heinrichs Genesung einen andern Gang nehmen würden. Heinrich genas; Engelbert war aber öfters geneigt, seine Seele noch krank zu finden, weil er manchen seiner Einfälle und Beschlüsse mit den Forderungen des allgemeinen Besten so wenig vereinigen konnte, als mit dem Vortheile des abwesenden Kaisers. Wir glauben nicht, daß es Heinrichs Wille war, seinem Vater zu schaden; was ihm nachtheilig werden konnte, wollte er ohne Zweifel nur deshalb, weil es der Meinung Engelberts entgegen stand, deren Bestreitung er sich einmal zum Vorsatze gemacht zu haben schien.

Müde des ewigen Streites mit dem jungen Könige und verdrießlich, seinen besten Ueberzeugungen widersprechen zu hören, besonders aber aus Furcht: neben dem Zorn des Pabstes auch Heinrichs Unwillen auf sich zu laden; beschloß endlich der Erzbischof von Kölln, sich zurück zu ziehen, bis Kaiser Friedrich aus dem heiligen

Lande wiederkommen, und seinen Sohn zurück leiten würde in die Schranken, in denen er sich sonst bewegte.

Dies war es, was der heilige Vater zu Rom wünschte, weil er nun nicht nur Friedrichs Ansehen in Deutschland geschwächt, sondern auch zum Zwiste zwischen ihm und seinem Sohne den ersten Grund gelegt glaubte.

Heinrich fühlte bald die Schwere einer Bürde, die ihm der Erzbischof Engelbert zuvor so getreulich hatte tragen helfen. Er sahe nach einer andern Stütze umher, und fand sie an dem Grafen Hugo von Rappersweyl, der sich ihm durch genaue Folgsamkeit gegen seine Befehle empfahl.

Graf Hugo war ganz der Mann, wie ihn Gregor brauchte. Er verband mit der Geschmeidigkeit, die so geschickt um allgemeine Gunst zu ringen versteht, seine List und die vollkommenste Ergebenheit für den heiligen Vater. Er ging in seinen Unternehmungen nicht rasch, sondern mit kühler Ueberlegung und sicher zu Werke; und überzeugt, daß es ihm nicht schwer werden würde, Heinrichen zu leiten, wohin es ihm gefiele, und des Pabstes Vortheil es wollte, hütete er sich sorgfältig, jetzt schon, wo es ihm noch zu früh dünkte, etwas zu unternehmen, was ihn dem Kaiser

oder seinen Getreuen hätte verdächtig machen können.

Die Berichte von Friedrichs Thaten in Palästina lauteten so vortheilhaft für ihn, daß Graf Hugo für nöthig hielt, andere und Friedrichs Rückkehr nach Europa abzuwarten, um zu sehen, wie er hier aufgenommen würde, und welchen Gang seine Angelegenheiten in Italien nähmen, denn die wenigen Vortheile, welche Gregors Schutz-Soldaten, unter dem Befehle des Königs Johann von Jerusalem, errungen hatten, waren nicht so beträchtlich, um den Grafen Hugo, der Friedrichs Heldenmuth kannte, die Leichtigkeit übersehen zu lassen, mit welcher ihnen dieser Held, nach seiner Zurückkunft aus dem Morgenlande, die mühsam erkämpften Vortheile wieder entreissen würde. Auch bemerkte der Graf von Rapperswyl zu wenig Abneigung bey dem römischen Könige gegen seinen Vater, um öffentlich ihm entgegen zu handeln, und die Nahrung, durch die er ihr bald hinreichende Grösse zu geben hoffte, stand ihm jetzt noch nicht zu Gebote.

Die nächste Zeit nach der Ankunft des Kaisers in Italien schien ihm zum Anfange seiner Unternehmung nicht schicklicher als die vergangene, denn Friedrich war wider Gregors

Krieger wirklich so glücklich, als der Graf von Rapperswyl vermuthet hatte. Der Friede, welcher nachher zwischen dem Kaiser und dem Pabste zu Stande kam, schob den herbeygewünschten Zeitpunkt noch weiter hinaus, und Graf Hugo begnügte sich, einstweilen Vorbereitungen zu machen.

Engelbert hatte, wie wir wissen, seinen Posten mit dem Vorsatze verlassen, sich nach Friedrichs Rückkehr wieder auf denselben zu schwingen; doch Veränderung der Umstände brachte auch Abänderung seines Vorsatzes hervor. Er fing an, sich nach der Ruhe zu sehnen, die für die mehresten Greise grössern Reiz hat, als das Leben am Hofe; und Eifer für das Beste des Reichs und des Kaisers stellte sich der Erfüllung dieser Sehnsucht nicht in den Weg, denn beyden fand Engelbert die Unternehmungen des Grafen von Rapperswyl mehr gemäß, als er gefürchtet hatte.

Den guten Greis schien, während des kurzen Aufenthaltes in seinem Erzstifte, der Scharfblick verlassen zu haben, der an den Höfen so nöthig ist, oder Graf Hugo war vielleicht in der Verstellung noch mehr geübt, als Engelbert in der Kunst, sie zu durchschauen. Engelbert sahe nur die öffentlichen Handlungen des Grafen von Rapperswyl, in die geheimen Cabalen desselben

drang sein Blick nicht, und durch diese arbeitete Graf Hugo immer nach seinem großen Zwecke hin.

Er suchte den Kaiser, gegen welchen des Pabstes Haß unversöhnlich war, ob er gleich jetzt in scheinbarem Frieden mit ihm lebte, auf andere Weise zu schaden, da ihm dieses durch Heinrichs Beyhülfe jetzt noch nicht gelingen wollte, ohne Zweifel leitete aber mehr eigner Vortheil als Ergebenheit für den heiligen Vater die ersten Schritte, die er nach diesem Ziele that.

Graf Hugo hatte eine Tochter, eine vollendete Schönheit, der man nicht ungestraft in das flammende Auge schauen konnte. Ottilie war in einem Kloster erzogen worden, aus welchem sie ihr Vater nach Heinrichs Hoflager kommen ließ. Was der Blitz ihres Auges auf Heinrichs feuerfängliches Herz wirkte, bedarf wohl keiner nähern Erörterung, weil es aus dem vorhergehenden schon bekannt ist, daß Heinrich durch minder schnell entzückendes Feuer in Flammen zu setzen war.

Ottilie kam aus den Mauern ihres Klosters mit Begriffen von der Unauflöslichkeit des Sacramentes der Ehe, und von der Todsünde einer ehelichen Untreue, wie sie ihr die Lehren einer eifrig und streng frommen Aebtissin hatten beybringen können, und Graf Hugo gab sich alle

Mühe, seine Tochter in ihren Grundsätzen zu befestigen, weil er sie zu seinem Plane vollkommen passend fand. Dieser bezielte nichts geringeres, als Ottilien durch Heinrichs Hand auf den römischen Königsthron zu heben, wozu ihm freilich wenig Hofnung übrig blieb, wenn Ottilie jene Begriffe mildern sollte.

Graf Hugo hatte eben die Ausarbeitung dieses Planes vollendet, als Margarethe von der fürchterlichen Krankheit befallen wurde, welche das Grab ihrer Schönheit war. In dieser fand Graf Hugo so viele Hofnung: sein Ziel zu erlangen; als nach Margarethens Genesung in der Folge, die ihre Krankheit zurückgelassen hatte.

Auf den letzten Bogen hast Du, theurer Leser! die Begebenheiten der zu Ihr verflossenen fünf Jahre, in verschiedenen Abschnitten zerstückt gefunden; ein Verfahren, das uns nöthig schien, denn wir würden unsere Erzählung verwirrt, und den Gang derselben aufgehalten haben, wenn wir alle diese Begebenheiten nach chronologischer Ordnung gereihet hätten. Wir beschäftigen uns daher mit jeder von ihrem Anfang bis zu Ende ausschließend, und schmeicheln uns das

bey, daß es Dir nicht schwer werden wird, sie chronologisch zu ordnen, im Fall Du geneigt seyn solltest, sie auch auf diese Art zu überschauen.

Uebrigens hoffen wir, daß es Dir ersichtlich seyn wird, wie alles, was Margarethen in den nächst folgenden Jahren betraf, natürliche Folge von den Ereignissen der zuletzt verflossenen war, durch die es vorbereitet wurde. Alles, was wir Dir bis jetzt erzählten, hatte mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf die Schicksale Margarethens, selbst die Unruhen in Oesterreich, deren Geschichte vielleicht einem Theile unserer Leser nicht gefallen möchte, ob es uns schon der Nachsatz auf dem Titel unseres Buchs ihre Erzählung auch dann erlaubt hätte, wenn sie von weniger wichtiger Wirkung auf Margarethen wären, als Dir, aufmerksamer Leser! der Verfolg ihrer Geschichte zeigen wird. Zu ihr kehren wir zurück!

Die Verwüstung, welche Krankheit in Margarethens Reizen angerichtet hatte, zog ihren Gemahl immer mehr von ihr hinweg zu Ottilien, die in der vollkommensten Blüthe der Schönheit prangte. Er bemerkte, daß sie ihm nicht abhold war; aber durch die Lehren ihrer frommen

Aebtissin und durch den Unterricht ihres Vaters wider die Verführung der Männer gestählt, verstattete das spröde Mädchen dem brennenden Heinrich kaum ihre Lilienhand zu küssen. Wie wenig war dies für ihn, dessen Wünsche so hoch flogen!

Ungeduld brachte wohl zuweilen in ihm den Gedanken hervor, der spröden Schönen in dem Umgange mit ihren gefälligen Schwestern zu vergessen; aber Liebe, vielleicht auch nur unbefriedigte Leidenschaft, flammte zu mächtig in seinem Busen, um jenen Gedanken zum Vorsatze reifen zu lassen. Ein einziger Feuerblick Ottiliens vernichtete ihn sogleich wieder, wenn er einige Festigkeit zu erhalten begann.

Heftigkeit und Stolz, die sich mit den Jahren immer stärker mit Heinrichs Charakter vermischten, rissen ihn bisweilen hin gegen die holde Gräfin von Rapperswyl mehr den König als den Liebhaber zu zeigen, und statt den Huldigungen, die dieser bringt, als jener zu begehren; freilich aber konnte er hierdurch nicht verbessern, denn Ottilie war mit ihrer Grösse so wenig unbekannt, wie jedes schöne Mädchen, wenn sie auch aus dem frommsten Kloster den ersten Tritt in die Welt thun sollte. Er sahe, daß er Ottilien nicht gleichgültig war, überzeug-

te

te sich aber bald, daß er alle Hofnung aufgeben müßte, sie jemals nach seinen Wünschen zu leiten wenn er ihren Unwillen durch Herrschersstolz noch öfter wider sich reizte. Er vergaß daher eines Ranges, welcher in der Liebe, wenn nicht Eitelkeit ihr Grundtrieb ist, keinen Werth hat, und bemühte sich dagegen, andere Vorzüge, mit welchen ihn die gütige Natur so reichlich ausgerüstet hatte, in ein helles Licht zu setzen.

Ein girrender Schäfer wurde der stolze König bey Ottilien, gegen die er nichts von dem Verdrusse äußerte, den ihre Sprödigkeit ihm verursachte. Abwesend von ihr wurde aber hierdurch über sein ganzes Wesen so viel Mürrisches verbreitet; daß die Klagen über die üble Laune des Königs bald allgemein wurden. Graf Hugo war der einzige, der von ihm nichts zu erdulden hatte, denn sorgfältig hütete sich Heinrich, den Vater der schönen Ottilie unzufrieden mit sich zu machen, weil er hierdurch ihren eigenen Zorn auf sich zu laden fürchtete.

Am reichlichsten schüttete er seinen Unmuth über seine Gemahlin aus, ohne zu bedenken, wie gerechte Ursache sie über ihn zu zürnen hatte. Mit Härte und Ungestüm behandelte er sie oft, und verweigerte ihr sogar den Zoll der

schuldigen Achtung, den er ihr wenigstens bis jetzt noch gebracht hatte, obschon das Verblühen ihrer Reize die Rückkehr seiner Liebe auf immer verhinderte. Mit Sanftheit und stiller Ergebung erduldete Margarethe alles Ungemach, dem sie die Behandlung ihres Gemahls Preis gab; nie murrte sie gegen ihn, und nie machte sie ihm Vorwürfe; nur im geheim beklagte sie zuweilen den Verlust ihrer Schöne, weil sie sich bald überzeugte, daß sie mit derselben das einzige Mittel, Heinrich zu sich zurück zu führen, verloren hatte.

„O wie traurig — klagte sie oft an dem Busen ihrer trauten Sophie — wie traurig ist es, daß meinen Gemahl nur ein zufälliges Geschenk der Natur an mich fesseln konnte, ein Geschenk, dem ich nie hohen Werth gab, und das ich mir jetzt nur um meines Gemahls willen zurückwünsche. Was mir die Achtung anderer erwirbt; das Bestreben, so gut zu seyn, als ich Sorgfalt es vermag; hat so wenig Werth für ihn als meine Liebe, die von keiner an Stärke übertroffen werden kann, und — Du weißt es, meine Sophie — und die auch damals nicht minder stark war, wo diese verfallenen sahlen Wangen noch voll und blühend, diese bleichen Lippen noch roth waren, und um mich her ein Heer leichtsinniger Männer versammelten,

die durch flammende Blicke Feuer unreiner Liebe oder Begierde: mich durch Wiedervergeltung an meinem Gemahl zu rächen, zu entzünden trachteten."

Heinriche gänzliche Abneigung gegen seine Gemahlin blieb dem Grafen von Rapperswyl nicht verborgen, doch wurde sie ihm noch auf einem andern Wege bekannt als den andern Hofleuten. Heinrich handelte so unvorsichtig gegen Margarethen, daß allen, die ihn in ihrer Nähe sahen, seine Gesinnung gegen sie bekannt wurde, gegen den Grafen von Rapperswyl sprach er aber sogar oft von denselben, denn die List des Grafen hatte ihn nicht nur zu Heinriche ersten und geheimen Rathe, sondern auch zu seinem Vertrauten erhoben. Offen hätte ihm Heinrichs Herz gelegen, wenn auch sein Blick nicht scharf genug gewesen wäre, selbst dann in seine Tiefen zu dringen, wenn es Heinrich vor ihm hätte verschließen wollen.

Daß Graf Hugo keinen Versuch machte, Heinrichs Gesinnungen gegen seine würdige Gemahlin umzustimmen, bedarf wohl keiner Erinnerung, da sie seinem zu Ottiliens Vortheil entworfenen Plane so erwünscht kamen. Er mußte sich, von Heinrichs Empfindungen für Ottilien nichts zu bemerken, und Heinrich selbst bis

fand nicht für gut, sie ihm kund zu geben, weil er sich nicht mit der Hofnung schmeicheln konnte, die Erreichung seines Wunsches durch die Vermittelung desselben erleichtert zu sehen.

Graf Hugo pflegte so oft über die Schändlichkeit der Väter zu eifern, die gewissenlos genug dächten, Unschuld und Ehre ihrer Töchter zeitlichen Gewinnsten aufzuopfern, daß der Gedanke: Graf Hugo möchte hierzu vielleicht selbst zu bewegen seyn; sich weit von dem König entfernte. Es blieb ihm also für das Gelingen zum Ziele keine Hofnung übrig, als Ottiliens Herz durch List zu beschleichen, wenn er es nicht durch ausdaurende Liebe zu besiegen vermögte.

Der vorhin erwähnte Eifer des Grafen von Rapperswyl war ein Glied der großen Kette, die seinen Plan umschloß; ein zweytes bestand in der Bemühung, in dem Könige den Gedanken an die Scheidung von seiner Gemahlin herbey zu führen, und ihm dann zu rathen, sich eine zweyte Gattin auszuwählen, die seinen Wünschen vollkommen zusagte. Er fand den König für seinen Rath nicht so empfänglich, wie er wünschte, vielleicht auch erwartet hatte, weil seine Wünsche ihn wahrscheinlich verleiteten, Heinrichs Liebe zu Ottilien für mächtiger zu halten, als eine andere Leidenschaft desselben.

Nicht nur ehrgeizig, auch geldgeizig war König Heinrich; vielleicht ein Fehler von seinem Vater geerbt, dem aber gewiß seine Begierde nach Gelde verzeihlich war, weil er dieses Metall so nöthig bedurfte, sich gegen die Menge seiner Feinde aufrecht zu erhalten.

Herzog Leopold hatte seiner Tochter einen reichen Mahlschatz bestimmt, der sich aber noch nicht in Heinrichs Händen befand, und für ihn zu mächtigen Reiz hatte, nur an eine Trennung von seiner Gemahlin zu denken, mit welcher der Verlust jener reichen Summe würde verbunden gewesen seyn.

Er entdeckte dem Grafen von Rapperswyl diesen Abhaltungsgrund, seinen Rath zu befolgen, doch sagt die Geschichte nicht, ob er es ohne Schaamröthe vermogte. Graf Hugo fand Anfangs hierinnen Hindernisse seines Plans, bald aber wußte seine immer rege Einbildungskraft ein Beförderungsmittel desselben heraus zu ziehen. Er wußte, daß der Herzog von Oestereich jetzt außer Stande war, eine so beträchtliche Summe auszuzahlen, als Heinrich für den rückständigen Mahlschatz an ihm zu fordern hatte, und augenblicklich bemächtigte sich seiner der Vorsatz: den König zu vermögen, daß er jetzt auf die Auszahlung derselben dränge. Graf Hugo hoffte hierdurch sich

selbst und dem heiligen Vater gleich groſſen Vortheil zu verschaffen.

Er sahe den Unwillen des Königs voraus, der den Herzog von Oestereich treffen würde, wenn er seine Forderung unerfüllt ließe — und nach seiner Vermuthung würde dies gewiß geschehen — er kannte ferner Friedrichs schnell aufbrausende Hitze, vermuthete, daß ihn das Dringen seines Schwagers zum Unwillen reizen würde, den er durch geheime Vertraute immer mehr zu entflammen gedachte, unterdessen er selbst bey dem römischen Könige nach dem nemlichen Zwecke hin arbeitete. Gegenseitig immer mehr wachsende Verbitterung mußte nothwendig beyde Schwäger verzwiflen; und gleich zuversichtlich erwartete dann Graf Hugo, Margarethens Verstossung und den Abfall des Herzogs Friedrich von der Parthey des Kaisers.

Ein schlauer Hofmann sucht, wo möglich, zwey oder mehrere Plane mit einemmale auszuführen; so auch der Graf von Rapperswyl. Sobald er den König zur Beystimmung seines Vorschlages bewogen hatte, nannte er ihm den Abt von Sankt Gallen, der sich einst des Grafen Feindschaft zugezogen hatte, als den brauchbarsten Mann zur Gesandschaft nach Wien, weil Herzog Friedrich wahrscheinlich zur Auszahlung nicht sogleich willig seyn mögte, und daher

eine so eindringende Beredsamkeit, wie sie Abt Konrad besäße, das erste Erforderniß des Gesandten an ihn wäre, wenn er nicht mit leerer Hand wider zurückkehren sollte.

Auf den römischen König machte dieser Rath des Grafen Hugo um so schneller tiefen Eindruck, weil er seinen Schwager nach sich maß, und das Gefühl sehr lebhaft in ihm wurde: wie schwer es ihm an Friedrichs Stelle werden würde, sich von einer so grossen Summe zu scheiden, als der Abt von dem Herzoge von Oesterreich fordern sollte. Nur dann gab König Heinrich gern Geld aus, wenn er seinen Durst nach rauschenden Freuden dadurch befriedigen konnte.

(Zimmer auf der herzoglichen Burg zu Wien.)

Herzog Friedrich, Theodore,
(nachher)
ein Knappe, Abt Konrad von St. Gallen.

Friedrich.

Wie gut, theure Mutter, ist es, daß mir mein unvergeßlicher Vater einen so wohl gefüllten Schatz hinterließ!

Theod. Und wie noch besser, daß mein Sohn einen so würdigen Gebrauch von demsel-

ben zu machen versteht! Ist es den Abgeschiedenen vergönnt, herabzublicken auf ihre Zurückgelassenen: so wird der verklärte Geist Deines Vaters sich freuen, und Segen über Dich am Throne dessen erflehn, zu welchem sich mein Herz in heissem Gebete empor schwingt. In der reichsten Fülle müsse er über Dich kommen, und gewiß wird mein Flehen erfüllt werden, denn so viele vereinigen sich mit mir zu gleichem Zwecke.

Fried. Mutter, welche große Belohnung liegt in dem Bewußtseyn: Leiden gelindert zu haben!

Theod. Wie so treflich zeichnet sich auch diese seligste der Freuden vor jeder andern aus durch die ewige Dauer ihres beglückenden Genusses! Keine gleicht ihr hierinnen, denn schnell schwinden die mehresten Freuden dahin und nur wenige lassen in unserm Busen ein süßes Nachgefühl zurück; bey vielen Handlungen, bey denen man den Namen Freunde entweiht, tritt, nach verflogenem Rausche, Schmerz und Reue an die Stelle des genossenen Vergnügens

Fried. Beschämt sinkt mein Blick vor dem Fartigen zu Boden, denn auch ich jagte oft den Freuden der letzten Art nach, und haschte noch nach ihnen, ob mich gleich Erfahrung ihren Unwerth hat erkennen lassen.

Theod. Fehlern des Leichtſinns muß nicht ſtrenge Rüge folgen. Unedler Handlungen halt ich meinen Sohn nicht fähig, und riß ihn jugendliche Raſchheit auch zuweilen zu ſolchen hin, die ſt enges Urtheil nicht billigen kann, ſo ſind ſie nun gewiß abgebüßt und erſetzt.

Fried. Still, liebe Mutter. Ihr wiſſet daß ich ein wenig ſtolz bin; fürchtet Ihr nicht dieſe Leidenſchaft zu nähren?

Theod. Ich fürchte es nicht, mein Sohn, ich hoffe es. Glücklich werden deine Unterthanen ſeyn, wenn der edle Stolz: Gutes zu thun; Dich oft zu ähnlichen Handlungen treibt; und das wird er gewiß, denn die Art, wie ſich Deine ſchöne That belohnt, wird Dich zu ähnlichen auffordern. Wahr iſt es, viele Menſchen entehren ſich durch Undank, aber ſey verſichert, daß der Dank nie ganz erſterben wird, der Dich jetzt von allen den Bürgern und Landbewohnern lohnt, die Du durch milde Spenden in den Stand ſetzteſt, ihre zerſtörten Wohnungen wieder hervorgehen zu laſſen aus dem Schutte, und ihre verheerten Felder, gedüngt durch das Blut ihrer Verwandten, wieder zu bauen. Sie werden Dich Deinen Kindern zeigen, und ihnen ſagen: dieſer war es, der uns Verarmten ein Obdach gab, und uns durch ſeine Milde vor dem Hungertode ſchützte; und dieſe Kinder wer-

den dann wieder auf Dich zeigen, wenn sie ihre Säuglinge den Vaternamen lallen lehren.

Fried. O genug Mutter, erhebt die Erfüllung meiner Pflicht nicht zu hoch!

Theod. (ihn umarmend) Und Du, mein Sohn, verdirg die schöne Thräne nicht, die auf Deine Wange herabträufeln wollte, denn sie ziert auch das Auge des Helden. Wohl Dir und Deinem Lande, wenn Du nie aufhörst, solcher Thränen fähig zu seyn!

Ein Knappe (eintretend). Der Abt von Sankt Gallen nahet sich Eurem Zimmer.

Fried. Zur ungelegenen Zeit; doch er mag kommen! (der Knappe ab.)

Theod. Gebe Gott, daß uns dieser Abgesandte des Königs gute Botschaft von unserer Margarethe bringt!

Konrad. (im Hereintreten) Freundlichen Gruß und Gottes Segen zuvor! (zu der Herzogin) Aber wie, gnädige Frau, ich finde Euch weinend!

Theod. Willkommen, hochwürdiger Vater und werther Freund, der mich an dem Hofe meiner Mutter so reizvoll unterhielt, und zu Straubingen tröstete, als ich mit einem Herzen voll Kummer an dem Siechlager meines Gemahls saß.

Fried. Willkommen Herr Abt! Welche Botschaft führet Euch zu mir?

Konr. Die Ursache meiner Sendung wird Euch, gnädiger Herr, dieses Schreiben des Königs, meines Herrn, sagen (übergiebt es ihm. Zu Theodoren) Nehmt meinen wärmsten Dank, Frau Herzogin, für den schönen Empfang, der mir für die Fortdauer Eurer schätzbaren Freundschaft bürgt. Süßes Nachgefühl gewährte mir oft die Erinnerung an die glücklichen Tage, wo ich die würdige Mutter unserer trefflichen Frau Königin kennen lernte.

Theod. Erhaltet einen Beweis, daß meine Achtung und mein Vertrauen zu Euch seitdem nichts verlor, indem ich Euch Rechenschaft von den Thränen gebe, nach deren Ursache Ihr forschet. Freude über meinen Sohn lockte mir Zähren in die Augen, denen aber Thränen bitterer Wehmuth folgten, als ich Euren Namen hörte, und nun an meine Tochter, die römische Königin, dachte. Was macht die Gute?

Konr. Sie duldet, schweigt, und harret glücklicherer Zeiten.

Theod. Ach diese werden noch fern von ihr seyn! Alter, gab sie Euch nichts an mich mit?

Konr. Hier diesen schriftlichen Beweis ihrer Sanftheit, ihrer Ergebung in ein widriges Geschick.

Theod. (das Schreiben erbrechend) Verzeiht der Ungeduld der Mutter, von ihrer leidenden Tochter zu hören.

Fried. (indem sich ihm der Abt nähert) Hat mein Herr und Schwager nichts von den traurigen Verwüstungen meines Landes gehört?

Konr. Unfehlbar ist seiner Majestät nicht verborgen, was ganz Deutschland weis.

Fried. Und dennoch diese Forderung jezt, wo es mir so unmözlich ist, sie zu erfüllen! Wisset, Herr Abt, ich bin jezt ganz arm; diesen Morgen wurde mein Schatz völlig ausgeleert.

Konr Dafür, gnädiger Herr, seyd Ihr reich an Segen Gottes, herabgesieht von den Tausenden Eurer Unterthanen, denen Eure Milde die Verwüstungen vergessen machte, die ihnen ihr Eigenthum raubten. Auf dem Wege hieher sahe ich, wie mancher fröhlich an die Bearbeitung seines Feldes ging, oder den Grundstein zu einer neuen Wohnung legte, und dabey Gott und seinem gütigen Landesfürsten für die erhaltene Hülfe dankte. Ich sahe es, und vereinigte mich mit dem dankbaren Volke zum Gebete um Segen für Euch.

Fried. Wohl, so sagt dem Könige, meinem Schwager: daß die Pflicht, meinen bedrängten Unterthanen zu helfen, meinen Seckel bis auf den Boden geleert hätte; sagt ihm, daß ich zwar

haupt, ſtatt dieſes unerwarteten Schreibens, eher das Verſprechen von ihm vermuthet hätte: ſein Betragen gegen ſeine Gemahlin, meine geliebte Schweſter, hinfort zu ändern, und ihr zu begegnen, wie es einem wackern Ehegatten geziemt, und ein ſo gutes treues Weib, wie die Königin, meine Schweſter, verdient. Ich will ihm alles dieſes in einem ernſtlichen Schreiben ſelbſt ſagen, und würde es ohnehin gethan haben, denn nur allzuwohl weis ich, was meine Schweſter erduldet, ob gleich ſie noch nie über ihren Gemahl klagte.

Sehr wohl wußte der Abt von Sankt Gallen, daß ihn der Graf von Rapperswyl dem Könige blos deshalb zum Geſandten nach Wien vorgeſchlagen hatte, um ihm, dem der Graf nicht gewogen war, des Königs Gunſt zu rauben. Graf Hugo hoffte, daß der Unwille des Königs, wenn Herzog Friedrich die Erfüllung ſeiner Forderung verweigerte, zum Theil auf den Abt von Sankt Gallen zurückfallen würde, und der Abt fürchtete dies ebenfalls ſchon vor ſeiner Reiſe nach Wien, denn der König hatte ihm zu ſchweigen geboten, ſobald er die Vorſtellung wagte, daß es dem Herzoge von Oeſtereich jetzt un-

mittelbar nach einem verwüstenden Kriege wahrscheinlich an Gelde mangeln würde.

Zwey Tage verweilte er sich in Wien, dann machte er sich wieder nach dem Hoflager des Königs auf, versehen mit einem Ermahnungsschreiben an ihn, und mit Trostbriefen an Margarethen. Geleitet von dem Rathe seiner Mutter, hatte Friedrich in dem erstern weniger hart gesprochen, als sich seine Heftigkeit Anfangs hinreissen fühlte, aber alle Stärke des Ausdrucks, deren er fähig war, angewendet, den König zu milderer Behandlung seiner Gemahlin zu vermögen. Er bat den Abt von Sankt Gallen, durch das Feuer seiner Beredsamkeit den Eindruck tiefer zu machen, den, nach seiner Hofnung, das Schreiben an den König wirken würde, und der wackere Abt versprach dies aus vollem Herzen, ließ sich auch aus Furcht vor dem Gedanken an des Königs Ungnade nicht schrecken.

Konrads Beredsamkeit, die der Graf von Rapperswyl dem Könige als die Ursach nannte, warum er ihn zum Gesandten an den Herzog von Oestereich besonders geschickt fand, wurde dem Grafen schädlich.

Graf Hugo befand sich auf einige Tage abwesend von dem Hoflager des Königs, als der Abt von Sankt Gallen dahin zurückkehrte. Besorgt für Margarethens Ruhe, kam dieser Zu-

fall dem Abte sehr erwünscht. Er wußte, daß Heinrich nicht unempfindlich daß er lenksam war, und daß es lediglich auf seinen Leiter ankam, ob er ihn zum Guten oder zum Bösen führen wollte. Die Begierde: selbst und allein zu herrschen; die ihm vor einiger Zeit angewandelt war, machte Konrads Glauben an seine Lenksamkeit nicht wankend, und wirklich ließ sich auch jetzt Heinrich eben so wohl leiten, als da ihn jener Vorsatz noch nicht belebt hatte. Im ersten Aufbrausen seiner Leidenschaften wäre es zwar vergebenes Bemühen gewesen, ihn führen zu wollen, wenn sie aber wieder zurückgetreten waren in die verlassenen Schranken, war Heinrichs Ohr gutem Rathe nicht verschlossen, nur blieb er ihm freilich selten lange gegenwärtig.

Kenntniß von Heinrichs Charakter erlaubte zwar nicht dem Abte die Hofnung: ihn zu einem so guten liebevollen Gatten umzuformen, wie er ihn Margarethen so herzlich wünschte, doch schmeichelte er sich wenigstens, ihn zur Achtung gegen seine Gemahlin zurück zu bringen, wenn er sich auch des Staatsvortheils als des ersten Mittels bedienen sollte, ihn auf diesen Weg zu führen.

Der Abt erschien vor dem König, und begann mit dem Versuche, sein Herz durch Erzählung der neuesten Begebenheiten in Oestereich zu

sanften Empfindungen zu schmelzen, neugierig aber nach der Antwort seines Schwagers, hörte Heinrich wenig auf diese Erzählung, sondern fragte nur nach Friedrichs Schreiben. Konrad überreichte es ihm; doch der König legte es zornig hinweg, ehe er es noch bis zum Ende gelesen hatte. Es mußte freilich seine Heftigkeit aufregen, da er darinnen so ganz nichts von dem fand, was er suchte, dagegen aber Ermahnungen, die ihn so unerwartet als ungelegen kamen.

Mit großen Schritten maß er das Zimmer einigemal, indem er seinen Unwillen über den Herzog von Oesterreich ausbrechen ließ? Der Abt schwieg, und trat auf die Seite, des Königs hastigen Schritten nicht in den Weg zu kommen.

Laßt doch sehen! welche Weisheit und Sittensprüche unser Schwager noch durch sein langes Schreiben auszukramen beliebt — rief er jetzt aus; warf sich auf einen Sessel, langte nach dem von sich geworfenen Schreiben, und fuhr fort, es zu lesen.

Der Anfang seines Briefes war dem Herzog Friedrich, ohne Zuthun Theodorens, aus der Feder geflossen; dahingegen die Fortsetzung desselben mehr das Werk der letztern als sein eigenes war, und sich daher von jenem durch

Milde

Milde des Ausdrucks auszeichnete, und hierdurch seines Zweckes nicht verfehlte.

Nicht mit Ruhmredigkeit, aber freimüthig erinnerte Friedrich seinen Schwager an die mannichfachen Beweise, welche sein entschlafener Vater dem Kaiser von seiner Treue und seinem Eifer für sein Bestes gegeben hatte; versicherte ihn seiner eigenen unwandelbaren Ergebenheit für denselben; sprach von Margarethens beyspielwürdigem Betragen gegen ihren Gemahl; und schloß mit der Vorstellung: wie gewiß Margarethe durch dies alles die Achtung verdiente, welche jede Frau von ihrem Gemahle zu fordern berechtiget wäre, wenn sie sich ihrer nicht durch eigene Schuld verlustig machte.

Unleugbar hatte sich der verstorbene Herzog Leopold um den Kaiser grosses Verdienst erworben, was Heinrich auch nicht verkannte. Die Macht der Wahrheit behauptete ihr Recht über ihn; er fühlte, daß er gegen Margarethen und ihren Bruder gleich unbillig gehandelt hatte, fühlte besonders, daß nur ein Unmensch Friedrichen über die verweigerte Auszahlung tadeln könnte, weil sie einen so edeln Bewegungsgrund hatte.

Diese Gefühle durchwebten ihn, nachdem er Friedrichs Brief ganz gelesen hatte, und ihn

nur mit jenen beschäftigt, noch eine Zeitlang in der Hand hielt. Abt Konrad las in seinem Blicke, und zögerte nicht, die Bitte des Herzogs von Oestereich zu erfüllen, da er den König jetzt in einer so glücklichen Stimmung sahe, ihn anzuhören. Er ging von dem Standpunkte aus, von welchem er vorher erwogen hatte, daß er ihn dem Ziel am sichersten nähern würde, setzte die Verdienste des Hauses Oesterreich um das Hohenstaufische lichtvoll und deutlicher aus einander, als es Friedrich selbst, aus Bescheidenheit, hatte thun wollen, und gab dem Könige vorzüglich zu bedenken, wie äusserst nachtheilig es für ihn und seinen Vater seyn würde, wenn Herzog Friedrich die Parthey verließe, welcher seines Vaters unwandelbare Treue so viel gefrommet hätte.

Es ist Euch, gnädigster Herr — sagte er unter andern — so wenig verborgen als mir, daß der Friede zwischen dem heiligen Vater und kaiserlicher Majestät nicht von der längsten Dauer seyn wird; daß Pabst Gregor, der sich gegen Euren grosen Vater so unväterlich beweist, wenigstens im geheim immer sein Feind bleiben wird, wenn er auch die Waffen nicht wieder öffentlich ergreifen sollte. Die Städte des lombardischen Bundes trösten sich noch immer des Rathes Gregors, den er ihnen fürwahr nicht

geben sollte, da sie Feinde kaiserlicher Majestät sind. Denkt Euch, gnädigster Herr, den Fall, daß die Empörer in Neapel und Sicilien, vielleicht von auswärtigen Mächten unterstützt, verbunden mit den aufrührischen Lombarden, Euren grossen Vater so einbrängen sollten, daß ihm Hülfe aus Deutschland nöthig wäre — (und ist ein solcher Fall, bey allem Heldenmuthe, der unsern gnädigsten Herrn beseelt, nicht möglich?) — würdet ihm Ihr wohl die bedürfende Hülfe zuführen können, wenn Herzog Friedrich, als der Herr von Krain, im Einverständniß mit dem Grafen von Tirol, Euch den Weg nach Welschland verlegte? Schon dies allein macht Euch die Freundschaft des Herrn Herzogs äusserst wichtig, doch ist sie es in Absicht auf Deutschland nicht minder; wird Euch aber wohl die Freundschaft des liebevollen Bruders meiner gnädigsten Frau Königin gewiß seyn, wenn Ihr ihn noch ferner zu Beschwerden Veranlassung gebt? Kann Herr Friedrich seinem Könige treu bleiben, wenn er nicht zugleich in ihm den Schwager schützt?

Konrads Worte blieben nicht ohne Eindruck. Die Abwesenheit des Grafen von Rapperswyl erlaubte ihm zu wiederholen, was er einmal gesagt, nicht wirksam genug glaubte; und zu

fest hatte sich Heinrichs nach und nach von dem Werthe der Freundschaft Friedrichs überzeugt, als daß sich Graf Hugo nach seiner Heimkehr hätte schmeicheln können, ihn zum Bruche derselben und zur Trennung von Margarethen zu überreden.

Bey allem geäusserten Eifer über eine Unart ehrgeiziger Väter hätte es sich Hugo vielleicht dennoch erlaubt, durch Vermittelung seiner Tochter, sich auf eine andere Art den Weg zu hohen Würden und großen Lehen zu bahnen, als den er sich Anfangs vorzeichnete, allein Erinnerung an den wankelmüthigen Charakter des Königs zeigte ihm die Unsicherheit desselben, wodurch er abgehalten wurde, ihn zu betreten.

Da er den Pabst zum Freunde hatte, glaubte er, Heinrichs Trennung von Ottilien nicht befürchten zu müssen, wenn sie seine Gemahlin wäre; für unvermeidlich hielt er sie aber nach Heinrichs Gesinnungen, wenn ihn nur Liebe an seine Tochter bände. Verschwand diese, so mußte er ahnden, in Ottiliens Fall verwickelt zu werden; erhalten konnte er sich hingegen in Heinrichs Gunst, und auf höhere Stufen sich schwin-

gen, wenn er ſich dieſelbe nur durch ſeine Dienſte erwarb.

Dies wurde jetzt ſein Plan, damit er aber nicht vielleicht durch Heinrichs Leidenſchaft für Ottilien und durch ſeinen Unwillen: ihm nie entſprechen zu ſehen; den Graf Hugo zwar nicht fühlte, aber doch erlauſchte, zerrüttet werden möchte, beſchloß er ſeine Tochter von Heinrichs Hofe zu entfernen, ging aber hierbey klüglich zu Werke, weil ihm im entgegen geſetzten Falle Heinrichs Zorn ebenfalls drohete.

Der Graf von Toggenburg warb um Ottiliens Hand, und Hugo entſchloß ſich, ſeine Abſicht, die bis jetzt freilich nicht mit der ſeinigen zuſammen geſtimmt hatte, zu begünſtigen. Auf ihres Vaters Geheiß begleitete Ottilie eine Freundin auf das Land; den Tag ihrer Abreiſe beſtimmte ihr Vater zur Ausführung eines Vorhabens, das bey einem weniger veränderlichen Manne, als König Heinrich war, nicht ohne Schwierigkeiten geweſen ſeyn würde.

Auf eine Art, die den Schein des Abſichtlichen vermied, machte er den König mit einem Fräulein bekannt, die Ottilien an Schönheit gleich kam, durch ihre Begriffe von Liebe und Ehe ſich aber von ihr unterſchied. Durch ſie gelang es ihm, Ottiliens Bild aus Heinrichs Gedächtniß zu verwiſchen. So bald er ſich

überzeugt hatte, daß sich jetzt das schöne Fräulein an Ottiliens Stelle befand, die sie aber freilich mehr nach Heinrichs Wunsche ausfüllte, als diese, rief er seine Tochter von der Burg ihrer Freundin zurück, vermählte sie eilend mit dem Grafen von Toggenburg; und Heinrich, ausschließend mit Ottiliens Nachfolgerin beschäftigt, blieb hierbey gleichgültig, und schien es sogar nicht ungern zu sehen, daß die Gräfin von Toggenburg, nachdem sie diesen Namen seit wenigen Tagen angenommen hatte, ihrem Gemahl in sein Land begleitete. Vielleicht empörte es Heinrichs Eitelkeit, daß die unbesiegte Ottilie länger an seinem Hofe triumphirte.

Der Graf von Rapperswyl rieth nun dem Könige nicht mehr, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, auch änderte er seinen Plan in Absicht des Herzogs von Oesterreich. Er wollte ihn jezt mit dem römischen König verbinden, und beyde wider den Kaiser Friedrich bewaffnen, doch verschob er die Ausführung dieses Vorhabens noch auf einige Zeit. Ein großer Plan, wenn er gelingen soll, fordert lange Vorbereitungen; ein Grundsatz, den Graf Hugo nicht vergaß.

Die Eintracht zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Oesterreich zu befestigen, bemühte sich der Graf von Rapperswyl alles Ernstes, Margarethens Bestes bey ihrem

Gemahle zu befördern. Er verwahrte sich wieder den Vorwurf tadelhaften Wankelsinnes in seinen Meinungen, durch die Aeusserung: daß der Herzog von Oesterreich entweder Heinrichs wahrer Freund, oder sein erklärter Feind seyn müsse; und bewies, daß er in beyden Fällen seine Vergrösserung befördern könnte; in dem ersten durch seine Hülfe, im zweyten auf seine Kosten. Da der König für den ersten entschieden hatte, fand es Graf Hugo ersprießlich, die Bemühungen desselben: sich durch achtungsvolles Betragen gegen seine Gemahlin ihres Bruders Freundschaft zu erhalten; zu rühmen; eine bescheidene Weise, den König zur Fortsetzung der bessern Behandlung Margarethens zu ermahnen — und Hugo bewirkte hierdurch wirklich, was er bezweckte. Offentlich gab jetzt Heinrich Margarethen Beweise seiner Achtung, statt daß sein Benehmen gegen sie vor wenig Wochen jedem Anwesenden bewiesen hatte, daß er mit ihr in erklärtem Unfrieden lebte.

Lange, sie nur gezwungene Achtung konnte freilich einer Gattin nicht genügen, die für ihre ungeheuchelte heisse Liebe Erwiederung, durch gleiche Gefühle wünschte. Als Heinrich durch Staatsklugheit zu seiner Gemahlin zurückgeführt wurde, schmeichelte sie sich, unbekannt mit der Ursache seiner Rückkehr, mit der Hofnung,

ihn ganz wieder zu erhalten; wurde aber bald überzeugt, daß dieser Hofnung nie Erfüllung werden würde. Sie besaß in ihrem Gemahle aufs höchste nur einen freundlichen ehelichen Herrn, nicht den zärtlichen Gemahl, nach welchem ihre Liebe sich sehnte, und dessen ihr Herz so vollkommen würdig war.

Nach dem Verluste eines grosen Gutes preisen wir uns oft glücklich, wenn wir nur einen Theil desselben wieder erhalten — so auch Margarethe. Gab es schon Augenblicke, wo sie mehr wünschte, als sie besaß: so war sie doch gewöhnlich zufrieden, daß ihr von Heinrichs Liebe wenigstens seine Achtung und Freundschaft übrig geblieben war. Besonders beruhigte sie der Gedanke, daß nichts ihr diese würde rauben können, da sie hingegen seine Liebe nur abwechselnd besessen hatte.

Margarethe selbst hatte sich gegen ihren Bruder nie über Heinrichen beklagt, nur einige ihrer Frauen und Diener hatten dies gethan, hingerissen von theilnehmendem Mitleid gegen ihre verehrte Königin und von dem Bestreben: ihre Lage zu verbessern; jetzt schwiegen sie, denn nur der vertrauten Sophie war das Verhältniß zwischen Margarethen und ihrem Gemahl genau bekannt; die Uebrigen, vom äussern Scheine getäuscht, hielten es für inniger und zärtli-

sicher, als sie es gefunden haben würden, hätten sie in den Busen des königlichen Paares, oder nur in das Innere ihres Gemaches zu blicken vermogt.

Hergestellt war also das gute Verständniß zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Oestereich, und der Graf von Rapperswyl, samt seinen Helfern, die sich auf des Pabstes Geheiß um beyde junge Fürsten lagerten, zweifelte nicht, daß er sie noch inniger würde verbinden, und zum Vortheile des Pabstes bewaffnen können, so bald es ihm gefiele.

Man bemühte sich, den römischen König mit seinem Vater in Uneinigkeit zu bringen, und in dem Herzoge von Oestereich die Eroberungssucht zu verstärken, die ohnehin in jedem kriegerischen Fürsten lebt.

König Heinrich war schon in seiner frühen Kindheit von seinem Vater getrennt worden, welches vielleicht bey beyden die gegenseitige Liebe verminderte, ihre Herzen einander entfremdete, und einen gewissen Grad von Gleichgültigkeit hervorbrachte, der das sanfte Band zwischen Vater und Sohn unter ihnen beynahe aufhob. Man machte rastlose Versuche es ganz zu zer-

reissen — konnte sie in dieser Lage der Dinge wohl mißlingen?

Friedrichs zweyter Sohn von Jolanten, der Tochter des Königs von Jerusalem, Prinz Konrad, lebte seit seiner Geburt immer nahe um seinen Vater. Friedrich war ein gütiger Vater seiner Kinder, Konrad ein sanfter Jüngling; gegenseitige Beweise innniger Liebe, wo zu ihnen beynahe ununterbrochener Umgang Gelegenheit gab, verkettete beyde immer innniger und brachte unter ihnen ein Verhältniß hervor, das sich von dem zwischen dem Kaiser und seinem ältern Sohne freilich merklich unterschied.

Es war des Grafen Hugo eifrigstes Bestreben, den König zu Handlungen und Unternehmungen zu verleiten, von denen sich voraus sehen ließ, daß sie den Beyfall des Kaisers nicht finden würden, weil sie oft seinem Vortheil genau entgegen standen. Da mir keine Regierungsgeschichte des Kaisers oder seines Sohnes schreiben, liegt genauere Darstellung der Staatshandlungen, durch welche Graf Hugo und seine Genossen beyde zu entzweyen strebten, ausser unserm Plane; es ist genug, wenn wir Euch, liebe Leser! nach dem Zeugnisse der Geschichte berichten, daß Heinrich in Deutschland mancherley that, dessen Wider-

rufung Friedrich nöthig fand, sobald die Nachricht davon zu ihm nach Italien kam.

Indessen Hugo dem Könige durch solche irrige Handlungen das Zutrauen seines Vaters entzog, machte er diesen verdächtig bey seinem Sohne, welchem er immer sehr viel von Friedrichs übergroßer Liebe für den Prinzen Konrad zu erzählen wußte. Die Ermahnungsschreiben des Kaisers an seinen Sohn; in seinen Handlungen nicht dem verkehrten Rathe böser Leute zu folgen; vermehrten sich und Heinrich fand die harten und bittern Ausdrücke derselben der gerühmten zärtlichen Liebe Friedrichs für seinen Sohn Konrad genau entgegengesetzt. Er vergaß, daß Konrad nicht gleich viel Veranlassung zum Mißvergnügen gab, und weit entfernt, in seinen Staatshandlungen etwas Tadelhaftes zu sehen, fand er in den Schreiben seines Vaters nur Beweise ungerechter Abneigung wider ihn und zu einseitiger Vorliebe für seinen jüngeren Bruder. Er wurde argwöhnisch gegen Friedrichen und Konraden; begann zu besorgen, daß Friedrichs partheyische Liebe für diesen Lieblingssohn ihm nachtheilig werden, und dem geliebtern Sohne neben dem Königreich Jerusalem auch Neapel und Sicilien zuzuwenden suchen mögte. Es mißfiel ihm ohnehin oft,

daß er in den beyden letztern Reichen so ganz nichts zu sagen hatte, ob er schon König desselben war.

Graf Hugo ließ nichts unbenutzt, das Feuer anzufachen, das sich in Heinrichs Brust entzündet hatte. Heinrich zitterte für den Besitz seiner Länder; jedes Schreiben seines zürnenden Vaters; und jede Nachricht von der auszeichnenden Liebe desselben für Konraden gab seiner Furcht reichliche Nahrung; und so brachten ihn endlich des Pabstes heimliche Unterhändler an den Rand des Abgrundes, in welchen ihn Gregor mit seinem Vater zugleich zu stürzen gedachte.

Man suchte die Furcht in ihm zu wecken: daß Sicilien und Neapel nicht nur für den Kaiser, sondern auch für ihn verlohren gehen würden, wenn die harten Bedrückungen des ersten die verzweifelnden Bewohner noch länger zur Unzufriedenheit und zur Empörung reizten. Dagegen machte man ihm gewisse Hofnung, daß sich die Bedrängten, so bald er in ihre Mitte träte, freudig und getrost in seine Arme werfen auch viele von den Städten des lombardischen Bundes sich für ihn erklären, und als ihren unumschränkten Herrn erkennen würden, wenn er ein deutsches Heer nach Italien führte.

Gregor selbst schrieb ihm, versprach ihm, einem frommen Sohne der Kirche, der sich nicht nach dem bösen Beyspiele seiner Väter wider diese gütige Mutter empörte, die thätigste Unterstützung. Gregor glaubte sich um so weniger verbunden, den Frieden zu halten, da Friedrich die Bedingungen desselben ebenfalls nicht erfüllt, und dem Pabste die Summe nicht bezahlt hatte, die ihm in den Friedensartikeln zum Ersatz der aufgewendeten Kriegskosten war bestimmt worden. Er unterliß nicht, dies gegen den römischen König zu erwähnen, um ihn vor dem Verdachte zu bewähren, daß er gegen ihn vielleicht nicht aufrichtiger handeln möchte als gegen seinen Vater.

Treue und Empörung lagen jetzt bey Heinrichen auf der Waage, neben jener die Furcht, seine Erbreiche zu verlieren, neben dieser die Hofnung, sie durch reiche Besitzungen zu vergrößern, vielleicht sich zum Herrn von ganz Italien machen zu können — wie war es möglich, daß die Waage lange schwanken konnte? Die Schaale der Empörung sank.

Es war in Regensburg, wo Heinrichs Vorsatz: mit Hülfe der teutschen Fürsten ein mächtiges Heer nach Italien zu führen; fest wurde. Voll feurigen Eifers für seinen Plan wollte er ohne Zögern einen Reichstag zusammen berufen,

auf demselben sein Vorhaben öffentlich kund geben, und zur Theilnahme auffordern; ein Wink des Grafen von Rapperswyl zeigte ihm aber bald, daß er durch dieses allzuraſche unüberlegte Verfahren seinen Plan auf immer vereiteln könnte, worauf Heinrich durch geheime Unterhandlungen auszuführen beschloß, was er freilich nach seinen ersten Gedanken schneller zu vollenden gehofft hatte.

Die mächtigsten Fürsten des Reichs mußte er zuerst in seinen Plan zu ziehen suchen, von diesen befand sich aber, ausser dem Herzoge Otto von Bayern, keiner in Regensburg gegenwärtig.

Mit diesem machte Heinrich den ersten Versuch, allein er mißlang. Die Treue des Herzogs von Bayern gegen den Kaiser konnte durch nichts erschüttert werden. Dieser ungünstige Anfang seines Unternehmens schwächte den Muth des Königs, und verminderte seine schöne Hofnungen um vieles, bald aber erhielten beyde neue Nahrung.

Gregors geheime Unterhändler hatten der Herrschbegierde Heinrichs wirklich mit der Hofnung geschmeichelt: sich zum Könige von Italien empor schwingen zu können; und Heinrichs Einbildungskraft verlor sich in dieser zauberischen Aussicht, ohne von der Erinnerung: daß die

Staatsklugheit der Päbste keinen der italienischen Fürsten allzumächtig werden ließe; aus ihrem Taumel erweckt zu werden. Jezt ereignete sich ein Umstand, der ihm die Krone, nach welcher er sich sehnte, schon sehr nahe zeigte.

Die Mailänder, diese unversöhnlichsten und mächtigsten Feinde Friedrichs unter allen lombardischen Städten, schickten Gesandte nach Deutschland, dem römischen Könige die Herrschaft über sich anzubieten. Sie versprachen, ihm in Mailand die eiserne Krone aufzusetzen, und baten ihn, nach Friaul zu kommen, wo sich ihr Podesta einfinden würde, ihm im Namen aller Bürger zu huldigen, und sich mit ihm über den Plan zu ihren Unternehmungen berathen.

Erfreut über diese fröhliche Botschaft, und von dem Pabste aufs neue lebhafter Unterstützung versichert, eilte der König nach dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte, wo er den Podesta von Mailand, den Grafen Curtenova, fand, welcher ihm feierlich huldigte, und das Versprechen wiederholte: daß ihn der Erzbischof von Mailand, so bald er mit einem Heere deutscher Völker in diese Stadt ziehen würde, mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen sollte. Ein Abgesandter des Pabstes versicherte die Bestimmung desselben zu diesem

Vorhaben, worauf Heinrich voll der schmeichelhaftesten Hofnung seine Rückreise antrat, nachdem er dem Grafen von Curtenova versprochen hatte, in wenig Wochen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand zu erscheinen.

Begleitet von dem Grafen von Rapperswil nahm er seinen Weg durch Oestereich, den Herzog mit seinem Vorhaben bekannt zu machen, und ihn zur Theilnahme aufzufordern. Er selbst und Graf Hugo wußten dem Herzoge Untreue gegen den Kaiser als so vortheilhaft zu seiner Vergrößerung zu zeigen, daß dieser ländersüchtige junge Fürst dem Dringen seines Schwagers nicht lange zu widerstehen vermogte, da ihm überdies, neben der Befriedigung seiner Begierde, sich zu vergrößern, noch die Erfüllung eines andern Wunsches vorgespiegelt wurde.

Vor fünf Jahren hatte sich Friedrich mit Agnesen, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt, jetzt aber wünschte er sich wieder von ihr zu trennen, weil er durch sie noch nicht Vater worden war, und der letzte seines Stammes wünschte er sehnlich dieses zu seyn. Es fehlte ihm an einem Vorwande zur Scheidung, doch durch die Vermittlung des Pabstes hoffte er einen zu finden, denn bey den zahllosen Graden der Verwandtschaft, welche die lateinische Kir-

che

ge annimmt, war es nicht zu bezweifeln, daß sich auch bey Friedrichen und Agnesen ein verdosteter Ehegrad würde auffinden lassen. Nur wünschte er, daß der heilige Vater diesen Ausspruch selbst thun mögte, weil er im entgegengesetzten Fall, Verdruß mit dem Könige von Ungarn, dem Oheim Agnesens, fürchtete.

Graf Hugo wußte, wie angelegentlich dieser Wunsch den Herzog beschäftigte. Er suchte ihn zu überreden, daß der Pabst sich gewiß seinem Verlangen gemäß erklären würde, wenn er sich mit dem Könige Heinrich, zur Erreichung der Absicht des Pabstes, zur Zerschmetterung der Macht Friedrichs, dieses Verächters der heiligen Kirche, verbände. Hierdurch erhielt der Herzog von Oesterreich einen Bewegungsgrund mehr, die Treue gegen den Kaiser zu brechen, und mit seiner ganzen Macht gelobte er seinem Schwager beyzustehen.

In Unfrieden lebte Heinrich mit dem Herzoge von Bayern, seit er ihm die Hülfe wider seinen Vater verweigert hatte. Noch war zwar ihre Mißhelligkeit nicht zu offener Fehde ausgebrochen, nun aber glaubte Heinrich nicht länger zögern zu dürfen, den Herzog anzugreifen, wozu ihn theils Rache, theils auch die Besorgniß bewog: daß Otto während seiner Abwe-

senheit aus Deutschland feindlich wider ihn verfahren mögte, wenn er ihm nicht zuvorkäme, und ihm die Macht benähme, dies zu thun.

Der Gedanke, einen Theil Bayerns mit Oesterreich zu vereinigen, war so reizend für Friedrichs Länderbegierde, daß er seinem Schwager willig das Versprechen gab: Bayern mit ihm zugleich von der entgegengesetzten Seite anzugreifen.

Unvermuthet sahe sich Herzog Otto von den verbundenen Fürsten überfallen. Ausser Stande, ihnen sogleich wirksam mit einem mächtigen Heere zu begegnen, sendete Otto einen Eilboten nach Italien an den Kaiser, sich über den ungerechten Ueberfall seines Sohnes zu beschweren. Sein Gesuch blieb nicht ohne Erfolg; Friedrich schickte ohne Verzug strenge Befehle an seinen Sohn und an den Herzog von Oesterreich, mit dem angegriffenen Otto Friede zu machen, und ihm allen Schaden zu ersetzen. Diesem Befehl fügte er die Drohung bey: selbst nach Deutschland zu kommen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie säumen würden, zu erfüllen, was er und Billigkeit ihnen befähle.

Es war, wie wir wissen, mehr Heinrichs Absicht den Herzog von Bayern ausser Stand zu setzen, etwas wider ihn zu unternehmen, als auf die Kosten desselben seine Macht zu vermehren. Diese Absicht hofte er durch den Frieden

zu erreichen, dessen schnelle Abschliessung ihm nach der Drohung seines Vaters um so nöthiger schien, weil er der Erfüllung derselben mußte vorzubeugen suchen, denn er war überzeugt, daß ihm sein Vater in Deutschland weit überlegen war.

Herzog Friedrich äusserte wenig Bereitwilligkeit zum Frieden, weil durch denselben die Hofnung vernichtet wurde: die Gränzen seines Landes durch Besitzungen des Herzogs Otto weiter auszudehnen. Er bemühte sich, seinen Schwager von seinen friedlichen Gesinnungen zurückzuführen, sahe sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Daß er den König zu gröſsern Forderungen an den Herzog von Bayern reizte, war alles, was er vermogte; und dies hatte für ihn keinen Nutzen, denn aus Furcht: sein Land verheert zu sehen, ehe ihm Kaiser Friedrich zu Hülfe eilen könnte; that Otto alles, was Heinrich von ihm verlangte, und gab ihm seinen Sohn Ludwig als Geißel. Beyde verbundene Fürsten verliessen jezt Bayern wieder; Friedrich nicht ohne Verdruß, die schönen Hofnungen so schnell vernichtet zu sehen, die er auf den Einfall in Bayern gegründet hatte.

Heinrichs ganzer Plan war indessen dem Kaiser so wie Theodoren und Margarethen verrathen worden; gegen die letzte durch den König selbst. In einer von den wenigen traulichen Stunden, die Margarethen jetzt noch zuweilen an der Seite ihres Gemahls dahin schwanden, suchte ihr dieser etwas Angenehmes zu sagen; vergaß, daß Margarethens Meinung nicht mit der seinigen zusammen stimmen würde, und glaubte sie durch die Versicherung: daß er sie bald auch zur Königin von Italien würde krönen lassen; zur regsten Freude aufzurufen, aber Schrecken trat bey Margarethen an die Stelle der erwarteten Freude.

Auch bey der höchsten Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs würde sie zurück gebebt seyn vor dem Gedanken einer Empörung des Sohnes wider den Vater; wie viel mehr mußte dieses geschehen, da sie genau das Gegentheil wahrscheinlich fand.

Hellern Blickes als Heinrich, oder wenigstens durch Eroberungssucht nicht verblendet — denn wirklich wurde Heinrich durch die Aussicht auf die eiserne Krone zum Aufruhr wider seinen Vater gereizt — äusserte sie gegen ihn die Vermuthung, daß Pabst Gregor und die Städte des lombardischen Bundes den ganzen Plan vermuthlich nur deshalb angesponnen hätten,

die Macht der Hohenstaufen zu theilen, und sie wider sich selbst zu bewaffnen, um hierdurch ihre Absicht: dieses ihnen verhaßte Haus ganz zu vertilgen, mit wenigerer Mühe ausführen zu können.

Heinrich war von seinen glänzenden Hofnungen so überfüllt, und schmeichelte sich eines so richtigen und tiefen Blickes in den Gang der politischen Begebenheiten der Zukunft, daß ihm Margarethens verschiedene Meinung und ihr Rath ohne Zweifel selbst dann unwillig gemacht haben würde, wenn er noch aus dem schönen Munde gefissen wäre, den Heinrich vor drey Jahren voll inniger Liebe küßte. Noch mehr empörte ihn Margarethens Rath, weil ihm die Geberin durch die Macht ihrer Reize nichts von dem Mißfälligen benehmen konnte, das er für Heinrichs schwindende Einbildungskraft bey sich führte.

Zornig und hart verwies er Margarethen, daß sie sich in Dinge mischen wollte, die über ihre Einsicht erhaben wären, und benahm ihr durch den heftigen Unwillen, in welchem er von ihr schied, alle Hofnung: bey wiederholten Versuchen auszurichten, was ihr nicht gleich jetzt hätte gelingen wollen. Zwar wagte sie es, aber vergebens war ihre Mühe; Ungestüm und unwürdige Handlung der Lohn, den sie von ihrem

Gemahle erhielt. Um also zur Erhaltung der Ruhe und für die Abwendung der Gefahr, mit welcher sie ihren Gemahl bedroht sahe, wenn er sich von dem eigennützigen Rathe der geheimen Anhänger des Pabstes verführen ließe, um für diese wenigstens so viel zu thun, als in ihren Kräften stand, beschloß sie einen Versuch, das Bündniß zwischen Heinrich und Friedrich zu zerreissen. Der Gedanke, daß dieser wegen des schnellen Friedens mit dem Herzoge von Bayern über jenen unzufrieden war, schmeichelte ihrer Hofnung mit Gelingen.

Mein Gemahl hört mich nicht! — schrieb sie an ihren Bruder — er verstopft sein Ohr den Beschwerungen und Klagen seiner Gattin, und das Zauberspiel trügerischer Hofnung gaukelt ihm Bilder von Ruhm und Vortheil vor, wo ich gewiß mit richtigerm Blicke nur Schande, und Verbrechen und in der Ferne einen Abgrund sehe, der sich nicht nur meinem Gemahle, nein, auch mir und meinen Kindern öffnet. Darum, mein Bruder, wende ich mich an Dich. O rette, rette Deine leidende Schwester, rette ihren Gatten und ihre unmündigen Kinder, indem Du selbst dem Winke der Klugheit und dem Befehle

le der Pflicht gegen Deinen Lehnsherrn und Deine Unterthanen folgst!

O mein Bruder! Du hast der Feinde schon so viele; Ungarn, Böhmen und Bayern stehen vielleicht schon auf dem Punkte, wider Dich in einen Bund zu treten, willst Du Dir auch den Kaiser zum Feinde machen, und Dich auflehnen wider den, dem Du Treue gelobtest? Heinrich — o wie wehe thut es mir, es sagen zu müssen — Heinrich verleitete Dich zu diesem frevelhaften Vorsatze, aber folge Du ihm nicht, mein Bruder! Nein, zurückbringen müssest Du den Verblendeten zu seiner Pflicht und zur Kenntniß seines wahren Besten!

Woher, ihr jungen Männer! konnte eure Einbildungskraft, die freilich alles in einem rosigen Lichte sieht, weil euch euer günstiges Geschick noch wenig vereitelte Hoffnungen betrauren ließ, woher konnte euch der Wahn kommen: wider den Kaiser etwas ausrichten zu können! O lasset ihn ruhen, den alten Löwen! Reizt seinen Grimm nicht wider euch, damit er euch nicht verzehre!

Dein Name, mein Bruder, ist schon nach wenigen Feldschlachten in das Buch der Helden geschrieben, vergiß aber nicht, daß, wenn Du auch dem Kaiser an Heldenmuthe gleichest, doch deine Macht die seinige nicht erreicht. Wirst

Du den großen Mann zu besiegen vermögen; der selbst dem Banne des Pabstes trotzte und den Schaaren der Feinde, die er wider ihn bewaffnete? Auf seine Größe sich stützend zog er hin gen Palästina, war Sieger über die Ungläubigen, ob er schon neben ihnen auch mit den Kabalen der Christen zu kämpfen hatte, die des Pabstes List und Rachbegierde wider ihn aufreizte; setzte sich, als einen Lorbeer des Siegs, die Krone von Jerusalem auf das Haupt, schloß mit dem Sultane der Saracenen einen vortheilhaften Frieden; flog dann, wie auf den Fittigen des Windes, wieder zurück in seine italienische Staaten, und schmetterte die Rotten danieder, durch die sie der Pabst indessen hatte überfallen lassen. Wird der Held, der diese Wunder bewirkte, Euch erliegen! Oder wäre es möglich, daß Du, gleich meinem Gemahle, den Versprechungen des Pabstes und den gleissenden Worten der treulosen Lombarden trauen könntest? O nein, gewiß durchschaut mein Bruder ihre List, durch die sie den Sohn wider den Vater zu bewaffnen gedenken, um beyde gewissen verderben zu können.

Gesetzt auch, daß es die Mailänder treulich mit meinem Gemahle meinten, werden sie und ihre wenigen Verbundenen allein der ganzen Macht des übrigen Italiens widerstehen kön-

nen, oder ist die Herrschaft über dasselbe durch einen Zauber mit dem Besitze der eisernen Krone verbunden? Nein, bald würde Heinrich der Macht seines Vaters und der mächtigen Parthey der Gibellinen, geführt vom Helden Ezzelino, erliegen müssen, wenn es ihm auch gelänge, mit Dir vereint, nach Welschland einzubringen.

Erlaube mir, mein Bruder, Dir ein Bild darzustellen, das meine Einbildungskraft mir vorbildet, und das mich immer mehr beunruhigt, je lebhafter ich mich überzeuge daß die höchste Wahrscheinlichkeit meiner Phantasie den Pinsel führte.

Jauchzend hat Euch Mailand die Thore geöffnet; die eiserne Krone auf dem Haupte, wähnt sich Heinrich König von Italien, und Du mein Bruder, beschäftigst Dich schon im Geiste mit den Lehen, die er Dir, seinem treuen Helfer, reicht, da erweckt Dich aus einem schönen Traume das fürchterliche Gerücht, mit welchem ein Eilbote aus Oesterreich Dir nachfliegt: zahllose Schaaren von Böhmen und Bayern hätten Dein Land überschwemmt, und ihrer Vertheidiger beraubt, bluteten seine Bewohner unter den Streichen der Feinde ihr Leben aus.

Ihrem Wüthen zu steuern, eilst Du zurück; Dein Schwäger sucht durch Italiener das

kleine Häufslein deutscher Völker zu verstärken, welches ihm, nach deinem Abzuge, noch übrig bleibt, aber mitten in seinen Rüstungen sieht er sich von seinem Vater mit einem Heere überrascht, das durch seine Menge weniger furchtbar ist, als durch die Helden, die es führen, durch Friedrichen und Ezzelino.

Aufgerufen von väterlicher Güte bietet der Kaiser seinem irregeleiteten Sohne die Hand zur Versöhnung, aber, auf die Worte der Lombarden und die Versprechungen des Pabstes trauend, nimmt sie Heinrich nicht an; Zorn tritt bey dem Kaiser an die Stelle der väterlichen Liebe, er sieht nur den Empörer, oder erblickt in den Sohn, so wird jener hierdurch nur noch sträflicher, und nun schläudert er die Blitze seines Schwerdes wider den, dem er erst zur Vergebung winkte.

Der Kampf ist ungleich; das schwächere Heer führt Heinrich, der jezt beynahe zum erstenmale im Felde erscheint, das stärkere der unbezwungene Held Friedrich — kann die Waage des Sieges lange schwanken? Heinrichs Schaale fliegt empor, fechtend flieht er zurück nach Mailand; Friedrich stürmt ihm nach; seine Steinschläudern zerschmettern die Mauern der Veste; der Tod würgt unter ihren Vertheidigern; ein Sturm führt den Sieger Friedrich

über die Mauer; Heinrich wird sein Gefangener.

Vaterliebe erwacht aufs neue in Friedrichs Busen; sie heischt Mitleid und Vergebung für den verhafteten Sohn. Vertausche — ruft er ihm zu — die Ketten, welche deine Krieger noch beietzt halten, gegen meine Verzeihung.

Heinrich, ein Spiel der Ränke des Pabstes, fällt ihnen jezt zum Opfer. Laßt Euch durch Drohungen nicht schrecken — hatten ihm Gregors Geschöpfe zugeflüstert, ehe er zu seinem Vater geführt wurde — und vergebt Eure Rechte nicht selbst. Sollte auch Friedrich Tyrann genug seyn, der Stimme des Blutes sein Ohr zu verstopfen: so wird ein Bannstrahl des heiligen Vaters Euch den Kerker öfnen, in welchem Euch väterliche Grausamkeit fesselte, und mit Eurem Hervorgehen wird Sieg verbunden seyn.

Heinrich wird von den glatten Worten der Verführer überlistet, er trotzt dem gerechten Zorne des Vaters; vertilgt durch Starrsinn die Regungen des Mitleids, und büßt dafür mit ewiger Haft, in einem Kerker, im Innersten des Landes, das seinem Zepter gehorcht haben würde, wäre er nicht von dem Gehorsame gegen seinen Vater gewichen.

O mein Bruder! ich muß die Feder weglegen, um ein wenig auszuruhen, ehe ich die letz-

ten Züge dieses furchtbaren Bildes zu vollenden vermag.

Indessen Heinrich der Stärke seines Gegners und den Tücken seiner Achitopheleräthe unterlag, hat Dein Heldenarm die Feinde, die Dein Land verwüsteten, zurückgedrängt über die Gränzen der ihrigen, und Du willst nun Deinem unglücklichen Schwager zu Hülfe eilen, aber mitten auf Deinem Wege kömmt Dir der Kaiser entgegen, die Verletzung der schuldigen Lehnstreue zu rächen. Das Schwerd Deiner Feinde hat viele Deiner tapfern Krieger aufgezehrt, ehe Du mit den übrigen stießest, und nur mit einer kleinen Schaar stehst Du jetzt dem furchtbaren Heere des Kaisers entgegen. Mit gleicher Tapferkeit ringt Ihr lange um den Sieg, bis er endlich für die Uebermacht entscheidet. Du mußt fliehen; der zürnende Kaiser erklärt Dich in die Acht, und nennet deine Feinde, die Herrscher über Böhmen und Bayern, zu Vollstreckern derselben. Wirst Du ihnen widerstehen können, da es Deinem verheerten Lande an Kräften gebricht, neue Heere zu schaffen!

Wenn der Zorn des Kaisers einmal entflammt, so ist er ein verzehrendes Feuer, das weit um sich greift. Noch mehr angefacht durch den Argwohn: die Gattin, die Schwester denke übereinstimmend mit dem Gemahle und Bru-

ter, und sey ungerecht und rachsüchtig genug, ihre unmündigen Kinder zu Rächern ihres Vaters zu erziehen; senkt sich des Kaisers schwerer Arm auch auf mich und meine Kinder herab. Wir werden in den Kerker geschlossen, worinnen wir über uns und über Euch klagen und sterben.

O mein Bruder, ich kann nichts mehr hinzusetzen als die Wiederholung: rette Dich selbst, meinen Gemahl, meine schuldlosen Kinder! Rette

Deine Schwester Margarethe.

Seit der Zeit, wo Friedrich, kurz vor der Theilnahme an dem Angriffe des römischen Königs gegen den Herzog von Bayern, in dem Kriege mit den Ungarn und Böhmen seinen Heldenruhm gründete, hatte Frau Theodore oft in der Einsamkeit ihres Gemaches bittere Thränen geweint, hervorgepreßt durch die Besorgniß: ihr Sohn möchte keiner solchen Thränen mehr fähig seyn, wie sie damals sein Auge zierten, da der Abt von Sankt Gallen die Aussteuer seiner Schwester von ihm forderte; möchte nicht mehr empfänglich seyn für solche Freuden, durch welche ihn dort jene schöne Zähren abgelockt wurden.

Der Ruhm: ein Held, ein gewaltiger Herrscher zu seyn; hatte ihn durch falschen Glanz geblendet; nur nach ihm strebte jetzt sein rastlo-

ses Ringen, und hier und da begann man ihn schon einen Bedrücker seines Volkes zu nennen, der es mit drückenden Lasten beschwere, um nur der verzehrenden Fackel des Kriegs immer Nahrung geben zu können. Doch Friedrichs Durst nach Kriege war noch nicht so unersättlich, daß Margarethens Schreiben ganz sonder Eindruck auf ihn hätte bleiben sollen, möglich aber, daß er ohne die Unzufriedenheit mit seinem Schwager minder lebhaft gewesen wäre. Doch wir wollen nicht die Ursachen einer Wirkung zu ergründen suchen, über deren Gegenwart Margarethe und Theodore sich freueten.

Friedrich gab nicht nur seiner Mutter und seiner Schwester die festesten Versicherungen, daß er seinen Bund mit Heinrichen wider den Kaiser aufheben wollte, sondern schrieb auch selbst an den erstern, und ermahnte ihn zum Frieden mit seinem Vater. Heinrich erhielt diesen Rath, als sich eben neue Abgesandte aus Mailand bey ihm befanden, die ihn aufforderten, seine Abreise nach ihrer Vaterstadt nicht länger zu verzögern; doch aber den Rath hinzufügten, so viel Volk mit sich zu bringen, daß er ohne Furcht vor den umherstreifenden Partheyen der Gibellinen den Weg bis nahe hin zu ihrer Vaterstadt fortsetzen könnte, wo sie seiner mit ihrer ganzen Macht harren wolls

ten. Auch unterließen sie nicht von der Leichtigkeit zu sprechen, mit welcher er sich zum Herrn von ganz Welschland würde machen können, und belebten hierdurch die Hofnung in ihm; seine Absicht auch ohne die Beyhülfe des Herzogs von Oestereich zu erreichen. Er entließ die Abgesandten mit dem Versprechen: den Zug zu unternehmen, sobald der Frühling heranbräche.

Der Herzog von Bayern hatte sich indessen wiederholt an den Kaiser gewendet, und ihn um sein mächtiges Wort für die Freistellung seines Sohnes gebeten, verhaftet blieb aber der junge Prinz obschon der Kaiser dem Vater desselben versicherte, daß der römische König seinen väterlichen Ermahnungen: den Sohn eines getreuen Fürsten des Reichs in Freiheit zu setzen, nicht widerstreben würde.

Auf diese schriftliche Versicherung gestützt, forderte Otto seinen Sohn von dem König zurück, wurde in seinem Verlangen dringender, und versammelte zugleich seine Lehnsleute und Kriegsknechte, um sich gegen einen möglichen zweyten Ueberfall des Königs in gehörige Verfassung zu setzen.

Unter dem Vorwande zerrütteter Gesundheit hatte der Graf von Rapperswyl die Dienste des

Königs vor einiger Zeit mit dem Aufenthalte daheim in seinem Lande verwechselt, weil er die üble Wendung ahndete, die Heinrichs Unternehmen erhalten würde, denn zu seinem Verdrusse sahe er den Plan scheitern: einige der mächtigsten Fürsten in dasselbe zu verwickeln, daher Klugheit ihn aufforderte, sich zurückzuziehen, ehe Heinrichs Fall auch ihn beträfe. Andere Rathgeber traten an seine Stelle, und nicht weniger thätig für die Absichten des Pabstes als Graf Hugo, suchten sie nun, da es deutlich wurde, daß sie das Ziel nicht erreichen konnten, nach welchem sie Anfangs hinarbeiteten, dem Vortheile des heiligen Vaters wenigstens so viel zu frommen, als ihnen die Lage der Dinge verstattete.

Da es unmöglich war, den Stamm der Hohenstaufen ganz zu fällen, wollten sie ihm mindestens einige Aeste rauben, und beschlossen daher zuerst Heinrichs Fall, welchem, nach dem Anfangs entworfenen Plane, Friedrichs Untergang hatte vorangehen sollen, weil Pabst Gregor nicht ohne Hofnung war, den ersten noch vielleicht zu einem frommen Sohne der Kirche umschaffen zu können.

Die Geschichte meldet nicht genau, ob Heinrich aus Folgsamkeit gegen den Rath seiner neuen Führer, oder aus Drang seiner Hitze den

Her-

Herzog von Bayern, statt ihm seinen Sohn zurückzugeben, noch einmal befehdete, daß er es aber wirklich that, davon liefert sie unleugbare Beweise. Jezt fand er den Herzog vorbereitet, auch fehlte ihm die Beyhülfe Friedrichs von Oestereich, weshalb er mit seinem Heere keine so schnelle Fortschritte machen konnte, als bey dem ersten Ueberfalle.

So bald sich Herzog Otto von dem römischen Könige angegriffen sahe, sendete er einen Eilboten nach Welschland, des Kaisers reichsoberhauptliche Hülfe zu erbitten. Zornig, daß Heinrich seine ernstliche Ermahnungen so ganz nicht geachtet hatte, eilte Heinrich mit einer Schaar auserlesener Krieger nach Deutschland, mit Gewalt zu bewirken, wogegen alle seine Vorstellungen ohne Erfolg gewesen waren.

Sich selbst zu überzeugen, ob es des Herzogs von Oestereich wahrer Ernst wäre, dem römischen Könige nicht länger beyzustehen, nahm der Kaiser den Weg durch Steyermark, an dessen Gränzen ihn der Herzog empfing. In hohem Grade wider ihn eingenommen, glaubte der Kaiser einen deutlichen Beweis seiner Treue fordern zu müssen, und fand für gut, die Auszahlung des Heyrathsguths Margarethens an ihn, nicht an seinen Sohn zu verlangen.

Nie war der Herzog von Oeſtereich weniger in der Lage, ein ſolches Verlangen zu bewilligen, da es ihm ſchon ohnehin an Gelde zu den nöthigen Rüſtungen zu einem beſchloſſenen Kriege wider Ungarn und Böhmen mangelte. Ein kaiſerlicher Freiheitsbrief verhieß den Herzogen von Oeſtereich in ſolchen Fällen Hülfsgelder, und auf dieſen ſich berufend, bat Friedrich den Kaiſer um zweytauſend Mark, ſeinen beſchloſſenen Krieg, den er dem Beſten des Reiches für vortheilhaft erklärte, mit größerm Nachdruck führen zu können.

Geld zu geben, ſtatt daß er gehofft hatte, welches zu erhalten, war ganz wider die Abſicht des Kaiſers. Mit harten Ausdrücken verwies er dem Herzoge ſein unziemliches Begehren, und beſtimmte ihm im Laufe eines Jahres drey Friſten, wo er die Aufſteuer ſeiner Schweſter unverweigerlich bezahlen ſollte. Zu dieſer Ermahnung fügte er die Drohung ſeiner ernſtlichen Ahndung, wenn Friedrich der feſtgeſetzten Friſten nicht eingedenk ſeyn würde, wodurch er die Hitze des jungen heftigen Herzogs zum größten Aufbrauſen reizte. Zorn erlaubte dem Herzoge nicht, die Worte abzuwägen; er vergaß die ſchuldige Ehrerbietung für kaiſerliche Majeſtät, trennte ſich, nachdem er ſeine Hitze ausgebrauſt hatte, ohne Abſchied von dem Kaiſer,

der hierdurch zur heftigsten Erbitterung wider ihn gereizt wurde.

Durch steten Umgang mit den trugvollen Italienern gewöhnt, überall List und Verstellung zu argwohnen, und von diesen beyden Staatskünsten selbst nicht frey, glaubte der Kaiser unter dem Vorwande des Herzogs Friedrich, aus welchem er die Auszahlung der verlangten Summe verweigerte, und dagegen selbst eine größere begehrte, andere Bewegungsgründe verborgen. Er fürchtete, daß er wider ihn selbst die Summe anzuwenden gedächte, die er zum Kriege wider Ungarn verlangt hatte, und einige Begleiter des Kaisers, geheime Feinde des Herzogs, liessen nichts unversucht, diesen Argwohn zu nähren.

Mit seinem Sohne Konrad gieng Kaiser Friedrich von Steyermark nach Worms, wohin er die Fürsten zu einem Reichstage, den römischen König zur Rechenschaft hatte entbieten lassen. Heinrich erschien nicht, und was nun geschah, kam wirklich dem sehr nahe, was Margarethe, geleitet von ihrer Einbildungskraft und Wahrscheinlichkeit, in dem Schreiben an ihren Bruder voraus sagte.

Gnade und Vergebung bot der Kaiser seinem Sohn an, wenn er ihm seine Burgen und Schlösser, besonders die Veste Dreifels überlie-

fern, seine Söldlinge entlassen, und gen Worms kommen würde, seinem Vater aufs neue Gehorsam zu geloben. Heinrich schwankte, aber seine Rathgeber hielten ihn zurück, dem Rufe der Klugheit zu folgen.

Einsam und traurig lebte indessen Margarethe mit ihren Kindern auf einem Waldschlosse in Schwaben, wohin die Nachricht von Heinrichs Widersetzlichkeit gegen seinen Vater sich bald verbreitete. Schon hierauf vorbereitet, wurde zwar Margarethe heftig erschüttert, doch nicht ihrer Besinnungskraft so ganz beraubt, daß sie nicht hätte ausführen können, was sie schon vorher beschlossen hatte. Sich selbst maß sie keine Gewalt über ihren Gemahl bey, viel versprach sie sich aber von der Macht väterlicher Liebe, und eilte daher mit ihren Kindern nach Dreifels, einen Sturm auf Heinrichs Herz zu versuchen.

Mit ihren Söhnen stürzte sich Margarethe zu den Füßen ihres Gemahls, und flehte ihn, um dieser Unschuldigen willen, nach Worms zu gehen. Heinrich blieb unerbittlich; die Ränke der Geschöpfe Gregors machten sein Ohr taub gegen das Flehen Margarethens und seiner unmündigen Kinder, und verschlossen sein Herz dem Gefühle der Vaterliebe, indem sie sein Au-

ge von dem Bilde der Gefahr hinwegwendeten, die ihn und seine Kinder bedrohte.

Vergebens stellte ihm Margarethe vor, daß sein Widerstand gegen seinen erzürnten Vater über ihn und seine Söhne Unglück bringen würde; irre geleitet von seinen bösen Rathgebern, schmeichelte er sich von seiner Unternehmung noch immer den glücklichsten Erfolg.

Rege Mutterliebe — sprach er zu seiner Gemahlin — weckt unnöthige Furcht in Euch, und verleitet Euch, über Dinge zu urtheilen, die Euer Blick nicht zu durchdringen vermag. Kronen liegen an dem Ziele des Weges, auf welchem ihr Unglück ahndet, sie mir und meinen Söhnen zu erkämpfen sey mein Bestreben, und der Kaiser wird mich mit aller seiner Macht nicht verhindern können, das Ziel zu erreichen, wenn er schon meinen Lauf aufhält. Ja, ich will nach Worms, aber an der Spitze meines Heeres, mit dem Schwerde mich zu rechtfertigen.

Er rieth seiner Gemahlin, aus Sorgfalt für ihre Sicherheit, mit ihren Kindern seine Rückkehr in Dreifels zu erwarten, befahl dann dem Befehlshaber, den er über diese Veste gesetzt hatte, sie bey einem möglichen Angriffe nach allen Kräften zu vertheidigen, und trat mit seinem Heere den Weg nach Worms voll froher Hofnung an.

Klagend über die Verblendung und den Starrsinn ihres Gemahls, und gequält von Besorgnissen für ihn, sich selbst und ihre Kinder, hatte Margarethe zu Dreifels drey bange Tage zugebracht, als der Burgwächter ihr melden ließ, daß eine Schaar Krieger sich der Vestung nähere, jetzt aber noch zu weit entfernt wäre, um in ihr Freunde oder Feinde unterscheiden zu können. Margarethens Furcht ahndete das letztere, und der Befehlshaber der Besatzung eilte, sich auf jeden Fall zu bereiten.

In dem Augenblicke, wo man es erkennen konnte, daß die Herannahenden kaiserliche Krieger waren, sahe man einen Reiter von einer andern Seite auf die Vestung zusprengen. Die kaiserlichen Völker hatten ihn ausgespähet, einige Reisige eilten ihm entgegen, und die Burgmänner sahen, wie dieser Eilbote, in welchem sie einen der Ihrigen erkannten, sich durch sein Schwerd vergebens einen Weg nach der Vestung zu bahnen suchte. Zurückgehalten durch die Ueberlegenheit seiner Gegner, wollte er den Burgmännern die Botschaft, die er an sie hatte, in wenig Worten zurufen, aber auch dies war ihm unmöglich. Ein Schwerdstreich streckte ihn zu Boden, da er noch nicht mehr als die beyden Worte: unser König; ausgerufen hatte.

Margarethe ahndete, was der Eilbote nicht zu sagen vermogte, und ermahnte daher den Befehlshaber der Veste, sich der ersten Aufforderung zu ergeben, fand aber diesen nicht gleicher Meinung mit sich.

Lasset uns nicht übereilt handeln, gnädigste Frau, — antwortete er — noch läßt sich nicht entscheiden, ob uns der Bote die Annäherung Eures Herrn und Gemahls, oder, wie ihr fürchtet, seine Verhaftung hat verkündigen wollen. Lasset uns einen oder etliche Tage harren, ob unser gnädigster Herr keinen Entsatz sendet, damit wir nicht uns und ihm durch zu frühzeitige Furcht schaden. Vielleicht sucht der Kaiser nur Euch und Eure Kinder in seine Gewalt zu bekommen, unsern gnädigsten Herrn hierdurch zum Frieden zu nöthigen.

Was Albert von Athungen sagte, fand bey Margarethen wenig Glauben; durch nichts konnte sie ihn aber bewegen, ihren Ermahnungen gemäß, mit dem Anführer der kaiserlichen Völker in Unterhandlungen zu treten, um wenigstens die Freyheit ihrer Kinder durch die Uebergabe der Vestung zu erkaufen. Zurückgewiesen wurde der Herold, durch welchen der Graf von Eberstein, des Kaisers Kriegsoberster, Dreifels auffordern ließ, sich zu ergeben, worauf der Graf die Belagerung begann.

Zwey Tage hatte Dreifels dem Angriffe der Belagerer widerstanden, und Albert von Aldangen suchte die zagende Margarethe durch die Hoffnung auf die Hülfe ihres Gemahls zu trösten. Gleich Anfangs hatte dieser Trost wenig Kraft auf sie bewiesen, jezt verlor er sie ganz, und Margarethe wurde in ihrem Verlangen, mit dem Grafen von Eberstein zu unterhandeln, immer dringender.

Gern — sprach sie — will ich das traurige Geschick meines Gemahls theilen, gern im tiefsten Kerker schmachten, wenn ich nur meinen Kindern die Freiheit erhalten kann. Verlangt für sie, von dem Grafen von Eberstein, sicheres Geleit nach Wien zu meiner Mutter, wenn es auch mir nicht vergönnt werden sollte, sie zu begleiten.

Albert begann seine Unterhandlungen, deren glücklicher Beendigung Margarethe sich freute, als ihr Albert eine Schrift des Grafen von Eberstein brachte, in welcher ihren Söhnen sicheres Geleit nach Wien versprochen wurde. Sie selbst sollte, begleitet von dem Grafen, nach Worms gehen, sich bey dem Kaiser von dem Verdachte zu rechtfertigen, daß Heinrich durch sie zur Empörung wäre veranlaßt worden. Vermögte sie dieses gegen ihren gütigen Richter: so sollte es ihr dann freystehen, ihren Söhnen

nach Wien zu folgen, oder sie zurück zu rufen, und mit ihnen an einem andern Orte zu leben.

Margarethens Freude über diesen glücklichen Ausgang der Bedrängnisse, in denen sie sich samt ihren Kindern befand, war nicht von langer Dauer. Sie hatte Alberten aufgetragen, bey dem Grafen von Eberstein nach dem Schicksale ihres Gemahls zu forschen, erhielt aber nicht die geringste Nachricht von ihm.

Kennt Ihr Kriegsgebrauch so wenig — theilte ihr Albert die von dem Grafen erhaltene Antwort mit — daß Ihr jetzt schon zu wissen begehret, was ich Euch dann erst sagen kann, wenn ich erfahre, ob Eure Gebieterin die Vergleichspunkte zwischen uns annehmen will oder nicht?

O so eilt, es ihm zu sagen, daß ich sie annehme — antwortete ihm Margarethe — damit ich bald etwas von meinem Herrn und Gemahl erfahre.

Sie erfuhr nur wenig; daß sie in Worms ihn finden würde, war alles, was ihr der Graf von Eberstein versicherte. Diese Zurückhaltung, zu welcher sie so ganz keine Ursache auffinden konnte, vermehrte ihre Besorgnisse. Bis jetzt hatte sie ihren Gemahl, den sie bey allen seinen Fehlern noch immer liebte, oder wenigstens mit der Treue einer Gattin an allem, was ihn betraf, den lebhaftesten Antheil nahm,

nur verhaftet geglaubt, jetzt aber begann sie ein noch traurigeres Loos für ihn zu fürchten.

Sie dachte zu günstig von dem Kaiser, ihn der Hinrichtung seines Sohnes fähig zu halten, oft aber flieg dieser furchterweckende Gedanke in ihr empor, weil sie bemerkte, daß der Blick des Grafen von Eberstein mitleidsvoll auf ihr ruhte, wenn sie nach ihrem Gemahle fragte, und weil sie dann immer nur die unbefriedigende Antwort erhielt, daß sie ihn in Worms wiederfinden würde. An ihn schloß sich Furcht für ihre Kinder und Mißtrauen gegen das Versprechen des Grafen: sie nach Wien bringen zu lassen.

Mit diesen Besorgnissen in dem Busen — wie schwer mußte es da nicht der zärtlichen Mutter werden, von ihren Söhnen zu scheiden. Unzählich oft schloß sie einen um den andern in ihre Arme, sich mit ihnen zu letzen, und empfahl sie der Sorgfalt eines ihrer treuesten Diener, den sie ihnen zur Aufsicht mitgab. Doch das Schmerzliche des Abschiedes in einer solchen Lage, in welcher sich Margarethe befand, läßt sich nur empfinden. Wir wollen daher, statt eines vergeblichen Versuches, ihn zu schildern, nur noch die Nachricht hinzu setzen, daß Margarethe und ihre Söhne, auf verschiedenen Wegen, zu gleicher Zeit aus Dreisels abgeführt worden.

Margarethe von Oesterreich,

Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1792.

Wir verließen Margarethen auf dem Wege nach Worms, ehe wir ihr aber dahin folgen, müssen wir unsern Lesern erzählen, welche Begebenheiten dem Tage vorangingen, an welchem sich der Graf von Eberstein mit seinem Heere vor Dreifels lagerte, und sie zugleich mit den Unterhandlungen desselben mit dem Befehlhaber der Veste näher bekannt machen.

Von einigen Treulosen unter seinen Kriegern war Heinrich auf dem Wege nach Worms an den Kaiser verrathen worden. Sie wußten ihn von dem übrigen Theile seines Heeres hinweg zu locken, und führten ihn in einen Hinterhalt, wo ihn eine Schaar kaiserlicher Krieger erwartete. Unterdessen ihn einige derselben nach Worms führten, zogen die andern Verstärkung an sich, und nahmen durch die Verräther auf verborgenen Wegen geführet eine vortheilhafte Stellung zwischen Dreifels und den Kriegern Heinrichs. Diese wurden mit dem Schicksale ihres Anführers nicht eher bekannt, bis sie ihre vorigen Kampfgenossen mit dem Feinde vermengt

sahen, wodurch die Verrätherey derselben deutlich wurde.

Der Graf von Eberstein ließ seinen Gegnern durch einen Herold die Verzeihung des Kaisers anbieten, wenn sie die Waffen niederlegen würden, im entgegengesetzten Falle aber mit Acht und Strafe drohen. Nur wenige blieben ihrem Herrn treu, ergriffen die Flucht, indessen sich die andern über das Anerbieten des Grafen berathschlagten, und beschlossen, nach Dreifels zu gehen, den Willen Margarethens und Alberts von Aldungen zu vernehmen. Da sich der Graf von Eberstein zwischen ihnen und dieser Veste gelagert hatte, mußten sie sich derselben auf großen Umwegen nähern, daher das kaiserliche Heer sie eher erreichen konnte, ob es schon später ausbrach als jene.

König Heinrich wurde ohne Verzug vor seinen Vater gebracht, dessen Zorn, so bald er ihn erblickte, von den Regungen väterlicher Liebe besiegt wurde. Noch einmal bot er ihm Vergebung an, wenn er seine Schlösser und Vesten ihm überliefern würde, aber Heinrich, voll festen Vertrauens auf den Schutz des Pabstes, der ihm zugesichert wurde, und voll Hofnung, daß das kleine Häuflein seiner Getreuen durch Mailändische Hülfsvölker verstärkt,

dem Kaiserlichen bald würde überlegen werden, setzte der Güte seines Vaters halsstarriges Widerstreben entgegen, wodurch endlich der Kaiser zum heftigsten Zorn über ihn entflammt wurde.

Wehrlos und sein Gefangener befand sich jetzt sein Sohn vor ihm, erlaubte sich aber dennoch auf eine Art mit ihm zu sprechen, welche dem Kaiser die fürchterlichste Empörung von ihm erwarten ließ, sobald er fähig wäre, mit seinem Willen die nöthige Macht zu verbinden.

Friedrich verlangte die Ueberlieferung seiner Vesten, aber Heinrich versicherte dagegen, daß seine Krieger sich nicht eher ergeben würden, bis Tod oder Wunden auch den letzten unter ihnen unfähig machen würden, sich länger zu vertheidigen; Friedrich suchte in seinem Sohne Erkenntniß des begangenen Unrechts und Reue zu erwecken, weit entfernt aber diese zu äussern, machte ihm Heinrich bitt're Vorwürfe, daß er ihn durch seine Unfolgsamkeit gegen den Pabst und durch die Strenge, mit welcher er über Neapel und Sicilien herrschte, der Gefahr ausgesetzt hätte, diese Reiche zu verlieren. — Denkt Euch, theuren Leser! hierzu noch Friedrichs heftigen Charakter, und Ihr werdet ihm verzeihen, daß er seinen verblendeten Sohn zur ewigen Haft abzuführen befahl.

Auch unter Friedrichs Höflingen befanden sich zuweilen geheime Verwandte des Pabstes, die das Beste desselben mit rastloser Thätigkeit zu befördern strebten. Von ihm mit dem Befehle versehen: den Stamm der Hohenstaufen zu fällen; suchten sie den Kaiser auch wider seine Enkel und die schuldlose Gattin seines Sohnes zu erbittern. Margarethe, versicherte man ihn, hatte, mit ihrem Bruder einverstanden, nicht eher geroſtet, bis ihr Gemahl zur Empörung wäre hingerissen worden.

Das günstige Zutrauen, welches der Kaiser gegen Margarethen äußerte, da er bey dem Vater um die Hand derselben warb, belebte ihn jetzt nicht mehr, an seine Stelle war Argwohn getreten. Er maß Margarethen nach ihrem Bruder; ein Maßstab, der in der Hand des Kaisers um so weniger passen konnte, da ihn ein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Herzog von Oesterreich erfüllte, durch welches der Charakter desselben viel von seinem Werthe verlor. Hierdurch wurde sein Ohr den Verläumdungen geöffnet, durch welche ihn die Feinde seines Hauses wider Margarethen einzunehmen suchten. Er glaubte ihrer Versicherung, daß es von je her der Königin unabläßiges Bemühen gewesen wäre, in die Brust ihrer Söhne den Keim des Haſ-

ſes

ses gegen ihren Großvater zu legen und zu befruchten; und glaubte die erschütterte Ruhe nicht eher wieder hergestellt, bis Margarethe und ihre Söhne Heinrichs Schicksal träfe. Er gab daher seinem Kriegsobersten, dem Grafen von Eberstein, Befehl, vor Dreifels zu rücken, und diese Veste zu erobern, und besonders Heinrichs Gemahlin und Kinder, mit List oder Gewalt, in seine Hände zu bekommen.

Unterdessen sich der Graf von Eberstein nach Dreifels aufmachte, hatten sich auch die wenigen von Heinrichs Heere, die der Aufforderung des Grafen: sich an den Kaiser zu ergeben, nicht folgten; der Vestung genähert. Da sie noch eine Tagereise von derselben entfernt waren, sendeten sie einen Eilboten voran, um ihre Ankunft zu verkündigen, und zugleich Nachricht einzuziehen, ob sie ihren Weg ohne Gefahr vor dem kaiserlichen Heere fortsetzen könnten. Der Abgeschickte kam, wie wir wissen, zu spät, und ein zweiter, den die Zurückgebliebenen ihm nachsendeten, brachte die Nachricht von der Gegenwart des Grafen von Eberstein vor Dreifels zurück, von dessen Ueberlegenheit die Gefährten des Zurückkommenden genöthiget waren zurückzufliehen.

Eberstein hatte von dem Kaiser Befehl erhalten, der Veste Drenfels so viel wie möglich zu schonen, und die Uebergabe derselben, so wie Margarethens Verhaftungen durch List zu bewirken; durch den Ritter Albert von Aldungen wurde ihm die Ausführung des kaiserlichen Befehls so viel wie möglich erleichtert. Albert war einer von den Miethlingen des Pabstes, die sich den Untergang der Hohenstaufen zum Zwecke gemacht hatten. Er fand jetzt Gelegenheit, für die Erreichung desselben zu arbeiten, und unterließ nicht, sie zu benutzen.

Bekannt mit den Bemühungen seiner Gehülfen, Margarethen bey dem Kaiser der ersten Veranlassung zu der Empörung ihres Gemahls verdächtig zu machen, wendete er alles an, diesen Verdacht zu verstärken. Daher seine Weigerung, sich zu ergeben, so dringend ihn auch Margarethe bat. Mehr aber noch als diese zeugte sein Benehmen, während den Unterhandlungen mit dem Grafen von Eberstein, von seinen verrätherischen Absichten gegen die römische Königin.

Versteckt hinter die Larve der kunstvollsten Verstellung hinterging er den Grafen von Eberstein, wie er Margarethen getäuscht hatte, oder Eberstein stellte sich wenigstens, als ob er ihm glaubte, weil die Verrätherey der Grafen seine

Absicht erleichterte. Albert begann seine Unterhandlungen mit der Versicherung der lebhaftesten Reue, daß er sich durch Heinrichs hinreissende Ueberredung zur Verletzung der Treue gegen kaiserliche Majestät hätte hinreissen lassen, und betheuerte, daß er längst schon Beweise seiner Rückkehr gegeben haben würde, wenn er nicht durch den Drang der Umstände wäre verhindert worden.

Zufall — fuhr er fort — dessen nähere Erzählung jezt zu weitläuftig wäre, machte mich zum Anführer einer Rotte Empörer, die dem römischen Könige mit eiserner Treue anhingen. Mit ihnen in diese Veste geschlossen würde ich mein Leben gewagt haben, ohne kaiserliche Majestät nützen zu können, wenn ich früher als jezt einen Versuch gemacht hätte, meinen Eifer für das Beste des Reichs und für die gerechte Sache zu beweisen, nun aber soll mich nichts zurückhalten können. Ihr sollt wissen, edler Herr, daß der Plan zu der Empörung des Königs, unter dem Vorrathe seiner Gemahlin, von dem Herzoge von Oestereich entworfen wurde, der auf diese Art sein Land durch Bayern zu vergrößern gedachte. Margarethe wußte ihre und ihres Bruders Gedanken so geschickt in das Gehirn unseres verführten Königs zu zau-

dern, daß er für seine eigene hielt, was fremde Eingebung war, und der ganze Plan ist durch des Königs Verhaftung nur verrückt, nicht aufgehoben worden. Der Herzog von Oesterreich und seine Schwester gedenken ihn auch ohne des Königs Beyhülfe auszuführen.

Was Ihr mir sagt, Herr Ritter — unterbrach ihn der Graf von Eberstein — trift vollkommen mit dem überein, was unserm gnädigsten Herrn berichtet worden ist.

Und was ich hinzu setze — fuhr Albert fort — wird Euch die ganze Verschwörung noch heller durchschauen lassen. So bald Ihr mich zur Uebergabe auffordern ließet, suchte ich die Königin zu überreden, daß sie sich nicht länger widersetzen mögte, um den gerechten Zorn kaiserlicher Majestät nicht noch mehr wider sich und die Ihrigen zu reizen, vergebens war aber meine Mühe, und ich mußte abbrechen, wenn ich nicht wagen wollte, ein Opfer der Wuth der Rotte zu werden, die Margarethe durch Schmeicheln und Geldauswerfen für sich eingenommen hatte. Alle schworen das Leben für ihre Königin zu lassen, wodurch ich zu der nehmlichen Versicherung gezwungen wurde. Zurückweisen mußte ich also Euren Herold, dem ich die Thore so gern geöffnet hätte, und nur eifrigst bemüht seyn, mir das Vertrauen der Königin zu erhal-

ren, das ich bisher besessen hatte, weil mein Eifer für das Beste kaiserlicher Majestät mühsame Verstellung gegen sie gebot.

Unser gnädigster Herr wird Euren guten Dienst zu belohnen wissen — erwiederte der Graf von Eberstein.

Ich schätze mich für hinlänglich belohnt — versicherte Albert — wenn es mir gelingt, unserm gnädigsten Herrn und dem gemeinsamen Besten zu nützen. Doch lasset mich meinen Bericht endigen! Die Königin schmeichelte sich von ihrem Bruder Hülfe zu erhalten, allein von den Königen zu Ungarn mit einem Angriffe bedroht, meldete ihr der Herzog durch einen Boten, der sich entweder durch die Eurigen stahl, oder einen von ihnen zum Verrath erkaufte, (denn ich weis nicht, auf welchem Wege die Königin das Schreiben erhielt, das sie mir von ihrem Bruder zeigte) genug, er meldete ihr, wie es ihm unmöglich wäre, sie jezt zu entsetzen, weil er sich nicht eher öffentlich wider den Kaiser erklären könnte, bis er den Frieden mit Ungarn fest gegründet hätte. Er entschuldigte sein Unvermögen und schloß mit dem Rathe: sich mit List aus der Verlegenheit zu helfen, in der sie sich befände und mit ihren Kindern zu ihm zu flüchten. Diesem Rathe gemäß sendete sie mich zu Euch, für sie und ihre Kinder gegen die

Uebergabe von Dreifels Freiheit zu erlangen; ein Begehren, das Ihr Herr Graf, nach meiner Hoffnung nicht erfüllen werdet; ist Euch aber an der Erhaltung dieser wichtigsten Veste etwas gelegen: so stellt Euch, als ob Ihr es wolltet, denn Margarethens zauberische Gabe zu schmeicheln und für sich einzunehmen, hat sich auf Dreifels Vertheidiger so mächtig bewiesen, daß ich fürchte, sie werden sich nicht eher ergeben, bis die Mauern der Veste über ihren Leichnamen zusammenstürzen, wenn es ihnen nicht Margarethe selbst gebeut.

Einverstanden mit dem Ritter Albert, setzte nun Eberstein die Schrift auf, in welcher er Margarethen versprach was er nicht zu halten gedachte: und ließ ihre Söhne, indeß die klagende Mutter nach Worms geführt wurde, zurück nach Dreifels bringen, wo er sie der Verwahrung eines treuen Dieners übergab.

Mit quälenden Besorgnissen um ihren Gemahl kam Margarethe nach Worms, wo ihre Furcht bald vermehrt wurde. Vier Tage vergiengen, und noch sah sie dem Rufe: vor dem Kaiser zu erscheinen, um sich von dem Verdachte, in welchem sie bey demselben stand, zu rechtfer-

fertigen; vergebens entgegen, auch versprach ihr die Art, wie sie in ihrem Kerker behandelt wurde, wenig Gutes. Zwar hatte man die Bitte Sophiens von Prunn: ihrer leidenden Gebieterin in den Kerker folgen zu dürfen; erfüllt, dem Kerkermeister aber und seinen Knechten bey harter Strafe verboten, mit den Gefangenen zu sprechen.

Margarethe wurde also von der quälendsten Ungeduld gefoltert, die von ihrem Gemahl Nachricht zu erhalten wünschte, und der Trost Sophiens: daß sie der Kaiser vielleicht nur allein hierdurch bestrafen wollte; fand wenig Eingang bey ihr. Im Gegentheil bemächtigte sich ihrer die Furcht: daß sie wäre hintergangen worden, und bange Besorgnisse für ihre Kinder traten an die Stelle der Ruhe, mit welcher sie zuvor an das Schicksal derselben gedacht hatte. Sophie bot alle ihre Beredsamkeit auf, in Margarethen wenigstens die Hofnung zu erhalten, daß sich ihre Söhne unter dem Schutz ihres Oheims befänden, mit jedem Tage verstärkte sich aber die Furcht, die sie in der Gewalt ihrer Feinde ahndete, weil Margarethe das Versprechen des Grafen von Eberstein an sich selbst nicht erfüllt sahe.

Ausschliessend mit ihren Besorgnissen und dem Kummer beschäftigt, den jene hervorbrach-

gen, bekümmerte sich Margarethe wenig um den Hauptmann des Schlosses, in dessen Mauern sie seufzte, Sophien machte aber das Bestreben: etwas zum Besten der mitleidswürdigen Königin thun zu können; aufmerksam auf alles, wodurch dies vielleicht geschehen konnte. Genau beobachtete sie den Schloßhauptmann, welcher jederzeit den Diener begleitete, der Margarethen Speisen und Trank brachte, und freute sich, als sie zu bemerken glaubte, daß sein Blick immer mitleidsvoll auf der Königin ruhete.

Seit dem ersten Tage ihrer Verhaftung hatte weder Margarethe noch Sophie mit dem Schloßhauptmann oder seinem Diener gesprochen, weil sie ihnen gleich damals durch Zeichen andeuteten, daß sie nicht antworten dürften, aber nach zwey Wochen wagte es Sophie, den Schloßhauptmann anzureden, da er sich eben eine Zeitlang bey ihr befand, gestützt auf die Hoffnung, die sie aus seinen mitleidsvollen Blicken schöpfte.

Auf Euch, gestrenger Herr — begann Sophie — schreint die Macht der Unschuld, die so deutlich aus der Miene meiner gnädigsten Gebieterin spricht, nicht ohne Wirkung geblieben zu seyn, o, daß sie Euch bewegen könnte, etwas zum Troste der besten und unglücklichsten unter den Königinnen zu thun!

Freudig und treulich — öffnete der Schloßhauptmann seinen bis jetzt verschlossenen Mund — wenn es ohne grössere Verletzung meiner Pflicht geschehen kann, als welcher ich mich jetzt schon schuldig mache, indem ich Euch Rede stehe.

O Dank Euch, Mann mit Menschengefühl in der Brust — trat jetzt Margarethe mit freudigem Erstaunen über die Rede des Stummen näher zu dem Schloßhauptmann — Dank Euch, daß Ihr für eine unschuldig Gekränkte Mitleid äußert! O sagt, ich bitte Euch, sagt, wo ist mein Gemahl, wo meine schuldlosen Kinder?

Mögte ich Euch nur auf diese Frage eine mehr beruhigende Antwort geben können, als mir Wahrheit vergönnt — erwiederte der Schloßhauptmann,

O sprecht — rief Margarethe — Verhehlt mir nicht die nackte schreckliche Wahrheit!

Wenigstens ist sie minder schrecklich als ihr fürchtet — fuhr jener fort — zwar dulden Euer Herr und Gemahl und Eure Söhne gleiches Schicksal mit Euch —

Zur Wahrheit wäre also mein Verdacht bestätiget worden — unterbrach ihn Margarethe, daß der Kaiser unerfüllt gelassen hätte, was er seiner Tochter, durch den Grafen von

Eberstein, für sie und für seine Enkel zusagen liet?

Ich weis nicht, — nahm der Schloßhauptmann das Wort wieder — was Graf Eberstein Euch versprach, und ob er es auf Befehl oder ohne Wissen kaiserlicher Majestät that, erfahren habe ich aber, daß sich die Prinzen, Eure Söhne, auf der Veste Dreifels in sicherer Verwahrung, doch wohl gepflegt, befinden.

O Gott — seufzte Margarethe — was zum ließ ich Unglückliche mich hintergehen! Vergebt mir, meine Söhne, vergebt Eurer Mutter, daß die Angst, Euch zu retten, sie zur Unbesonnenheit trieb! O daß ich bey Euch wäre, um für Euch wachen zu können, oder mit Eurem Leben auch das meinige zu endigen.

Getrost, gnädigste Frau — entgegnete der Schloßhauptmann — ich hoffe, daß man für die Prinzen alle Sorgfalt haben wird, und gewaltsame Angriffe auf ihr Leben habt ihr gewiß nicht zu fürchten, denn den, der das wagte, würde unsres gnädigsten Herrn gerechter Zorn bestrafen.

Und dies — fragte Margarethe — könnt Ihr mit dieser Miene, die Biedersinn und Ueberzeugung ankündigt, mir sonder Verstellung sagen? Es gab eine Zeit, wo ich viel

Vertrauen zu dem Kaiser hatte, aber könnt Ihr mir es verargen, daß diese Zeit nicht mehr ist, da mich sein Kriegsoberster mit schändlicher List hintergeht, und der Kaiser selbst mich ungehört verdammt!

Ich schweige — antwortete der Schloßhauptmann — aber wollte Gott, daß mein gnädigster Herr Euch sähe, denn er würde gewiß zurückkommen von dem Argwohn, der ihn fesselt.

Bemerkt Ihr es — seufzte Margarethe — daß aus diesem trüben Auge nicht verzweiflungsvolle Reue über vergangene Verbrechen, sondern die Schwermuth gekränkter Unschuld blickt?

Glaubt es mir, gnädigste Frau — versicherte der Schloßhauptmann — Ihr würdet vergebens gesucht haben, mir Rede abzugewinnen, wenn nicht in mir vollkommene Ueberzeugung von Eurer Unschuld lebte. Eure Blicke zeugen schon deutlich von derselben, aber deutlicher wurden sie mir noch durch Eure Gebete, von denen ich einige belauschte. Verzeiht mir, daß ich dieß that, aber zu lebhaft war der Antheil, den ich, sobald ich Euch sahe, an Eurem Schicksal nahm, um der Begierde durch jenes Lauschen näher mit ihm bekannt zu werden; widerstehen zu können. Doch ich

hin noch immer nicht wieder zu dem zurückgekehrt, was ich Euch gleich Anfangs sagen wollte! Euer Herr und Gemahl und die Prinzen, Eure Söhne, klagen wie Ihr, in dem Kerker, doch nicht ohne Hofnung, der Haft bald entledigt zu werden.

O wie willig wollte ich dulden, wenn Ihr wahr sprächet — rief Margarethe — und Freude mahlte sich seit vielen Wochen zum erstenmale in ihren Blicken.

Ueberzeugt Euch selbst — fuhr der Schloßhauptmann fort — zornig befahl der Kaiser, Euren Herrn und Gemahl von sich hinweg in den Kerker zu führen, weil er seine Vergebung nicht durch die Mittel verdienen wollte, die er ihm nennte. Aus den Selbstgesprächen Eures Gemahls in dem Kerker hat es sich ergeben, daß er sich schmeichelte, von seinen Getreuen und Verbundenen der Haft entrissen zu werden, der Erfolg bewies aber das Gegentheil. Jezt brach der König in Klagen aus, die seine vorigen Hoffnungen kund gaben, und bat, daß es ihm vergönnt werden möchte, seinen Vater zu sprechen. Der Kaiser war nicht geneigt, seinem Verlangen gemäß zu handeln, doch der wackere Peter de Vineis*) wußte den Zorn desselben zu

*) Peter de Vineis, oder von Weingarten, war der Kanzler Friedrichs des Zweyten.

mößigen, und ihn endlich dahin zu vermögen, daß er seinen Sohn vor sich ließ. Väterliche Liebe kämpfte jezt mit dem Zorne des Kaisers, wurde zwar nicht Siegerin, wirkte aber doch so mächtig zu dem Vortheile des Bittenden, daß ein zweyter Versuch ohne Zweifel allen Zorn des Kaisers verlöschen wird.

Eure Hofnung gründet sich auf trügliche Stützen — antwortete Margarethe.

Ich fürchte nicht — entgegnete jener — der Kaiser ist zum Mitleid bewegt, sein Kanzler sucht dasselbe noch mehr zu verstärken, und sobald ihm dies nach seinem Wunsche gelungen ist, wird er den König noch einmal vor seinen Vater bringen, damit er beyde versöhne.

Wirklich hatte der Schloßhauptmann Margarethen nicht mit leeren Worten geschmeichelt. Peter de Vineis hatte erforscht, daß Heinrichs Empörung gegen seinen Vater ursprünglich ein Werk des Pabstes gewesen war, und ob er schon dem Kaiser seine Entdeckung mittheilte, weil er seine Heftigkeit kannte, und daher befürchtete, daß dies leicht Veranlassung zu einer neuen öffentlichen Fehde mit dem Pabste geben könnte; so gab er sich doch alle Mühe, den Frieden zwi-

schen dem Vater und dem Sohne wieder herzustellen, damit sie denn gemeinschaftlich den Absichten des Pabstes entgegen, und der Beförderung ihres Besten gemäß handeln könnten. Seine Bemühungen blieben bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg, doch auch nicht unbemerkt von den Anhängern des Pabstes, welche nicht zögerten, ihnen entgegen zu arbeiten.

Der Thurm, in welchem Heinrich verhaftet war, lag ausser den Mauern der Stadt, wodurch die Ausführung des Plans der Feinde Heinrichs und der Seinigen erleichtert wurde. Durch eine Summe Geldes erkauften sie sich den Befehlshaber der Besatzung des Thurms zum Vertrauten, schlossen denn mit einem Ritter, der sich vom Raube nährte, einen Vertrag, zur Nachtzeit einen Angrif auf den Thurm zu machen, zu welchem sie ihn und seine Gesellen mit Feldbinden versahen, wie sie die Krieger des Herzogs von Oestreich zu tragen pflegten.

Der Ritter hatte Befehl, mit seiner Schaar die Flucht zu nehmen, sobald sich ihnen die Besatzung des Thurms lebhaft widersetzen würde, um aber doch auf dem Kampfplatze einen Todten zurück zu lassen, tödete der Ritter einen Gefangenen, der in seinem Burgverließ schmachtete, und bewafnete seinen Leichnam, den ein Knecht

vor ſich auf das Pferd nahm, ihn bey der Flucht herabzuwerfen.

Der Angrif erfolgte nach dem verabredeten Plane. Mit Sturmleitern erſtiegen einige die Seite des Thurms, wo Heinrich abwechſelnd bald über die Härte ſeines Vaters, bald über den Betrug derjenigen klagte, die ihn verführt hatten, oder ſich ſelbſt Vorwürfe machte, daß er ſich durch ihre Liſt und durch ſeine eigene Heftigkeit und Herrſchbegierde ſo weit hatte hinreiſſen laſſen.

Die Beſatzung des Thurms ſchlug die Angreifenden bald zurück da es gegen die Abſicht derſelben war, ſich mit Nachdruck zu vertheidigen, und der Befehlshaber der erſtern verbot ihnen, dieſen nachzuſetzen, unter dem Vorwande: daß ſie vielleicht abſichtlich flöhen um einer andern Parthey, die ſich mit ihnen zu gleichem Zwecke verbunden haben könnte, Gelegenheit zu geben, in das Innere des Thurms zu dringen, und Heinrichs Kerker zu eröffnen. Die Beſatzung begnügte ſich daher mit dem gefundenen Todten in den Thurm zurückzugehen, und der Befehlshaber ſorgte dafür, dieſen Leichnam einem Vertrauten zu übergeben, weil jeder andere es leicht bemerkt haben würde, daß er ſchon als Leichnam auf den Wahlplatz gekommen war.

Man eilte, von diesem Vorfall dem Kaiser Nachricht zu geben, welchen die Kriegsmänner aus dem Thurm versicherten, an den Angreifern östereichische Feldbinden gesehen zu haben. Der Kaiser eingenommen wider den Herzog Friedrich zweifelte nicht an der Wahrheit dieses Vorgebens, ob es schon der Gebliebene, dem die Feldbinde fehlte, zu widerlegen schien. Wir wissen nicht ob dies aus Versehen seiner Ankleider geschehen war, oder ob man vielleicht die Feldbinde absichtlich vergessen hatte, aus Furcht vor der Rache des Herzogs von Oestereich, wider den man nicht ohne Vorsicht handeln wollte.

Nutzlos gemacht wurden hierdurch mit einemmale alle Bemühungen des Kanzlers de Vineis, den Kaiser mit seinem Sohne zu versöhnen. Friedrichs Zorn stieg zu einem noch nie erreichten Grade, und traf Heinrichen und alle die Seinigen in gleichem Maaße. Vineis konnte den Kaiser nun durch nichts bewegen, seinen Sohn noch einmal zu sehen, oder Margarethen zu erlauben, sich zu vertheidigen.

Ihr Verlangen, als sie zu Dreifels mit dem Grafen von Eberstein unterhandelte, galt dem Kaiser als vollkommener Beweis ihrer Einstimmung in den Plan ihres Gemahls und ihres Bruders, so unverdächtig es ihm auch, genau

erwogen, hätte scheinen müssen, daß die bedrängte Margarethe, bey der Wahl eines Zufluchtsorts, zuerst an ihr Vaterland dachte.

Um nichts unversucht zu lassen, den Zorn des Kaisers über seine unglücklichen Kinder zum unverlöschlichen Feuer zu entflammen; erkaufte man auch einen von den Astrologen des Kaisers, der ihn nach Deutschland begleitet hatte *). Er widerrieth dem Kaiser Heinrichs Freilassung, wider welche sich jener ohnehin schon erklärt hatte, und nun durch seinen Hofwahrsager in dem gefaßten Entschlusse noch mehr befestiget wurde.

Er beschloß, die Gefangenen in einige feste Schlösser nach Apulien bringen zu lassen, um aber ihrer sichern Verwahrung daselbst um so gewisser versichert zu seyn, wollte er ihre Abführung so lange verschieben, bis er selbst nach Italien zurückkehren würde, wo sie ihm dann unter hinlänglicher Begleitung nachfolgen sollten, doch immer in gehöriger Entfernung von ihm, um ihn weder durch ihre Klagen zu beunruhigen, noch durch ihren Anblick zum Mitleid zu reizen.

*) Daß Kaiser Friedrich unablässig einige oder mehrere Astrologen in seinem Gefolge hatte, deren Rath er sich bey jedem nur einigermaßen wichtigen Vorfalle bediente, ist so bekannt, als daß sie öfters aus den Sternen verkündigten, wozu sie durch Geld erkauft wurden.

Bis dahin glaubte er seinem Sohne keinen sorgfältigern Hüter geben zu können, als den Herzog Otto von Bayern, von welchem er erwartete, daß er seinen Gefangenen, aus Haß gegen denselben, wohl verwahren würde, wenn er es auch nicht aus Treue gegen ihn selbst thun sollte, obgleich der Kaiser auch aus dieser Rücksicht keine Ursach hatte, an Ottens strenger Aufsicht zu zweifeln.

Margarethe blieb indessen noch in Worms, so wie ihre Söhne auf der Veste Dreifels. Durch den theilnehmenden Schloßhauptmann erfuhr sie bald, daß die schönen Hofnungen, die er in ihr belebt hatte, mit einemmale waren vernichtet worden, und nun gesellte sich zu den Besorgnissen, die sie schon zuvor gefoltert hatten, auch Furcht für ihren Bruder. Sie wußte, daß der Kaiser ohnehin wider ihn aufgebracht war, ahndete, daß der Zorn desselben gegen ihn noch mehr entbrennen würde, als wider ihre Söhne, da diese Unschuldigen selbst von dem Scheine frey waren, der allerdings wider den Herzog sprach, und dennoch die Schuld ihres Vaters mit ihrer Freiheit büßen mußte.

Das Leben einer Gefangenen giebt wenig Stoff zur Unterhaltung, wenn die Geschichte der Gefangenschaft nicht mit thätigen und wirksamen Versuchen zur Befreyung von innen und von aussen verbunden ist, und dies war bey Margarethen so wenig der Fall als bey ihrem Gemahle oder ihren Söhnen. Alle, welche sich für die Befreyung hätten verwenden können, waren entweder hierzu jetzt ausser Stande oder nicht geneigt.

Vergebens waren die Schreiben, welche die Herzogin Theodore an den Pabst, den Kaiser und seinen Sohn, an Prinzen Konrad, ergehen ließ, für die Befreyung ihrer Tochter und ihrer Enkel so viel zu thun, als in ihren Kräften stand. Der Pabst versicherte ihr, daß er sich bey dem Kaiser thätig für ihre verhafteten Kinder vermitteln wollte, allein er that dies so lau, daß sein Schreiben freilich keinen Eindruck auf den Kaiser machen konnte, der selbst bey den dringenden Bitten Theodorens unerschüttert blieb.

Konrad war gewohnt, den Willen seines Vaters beynahe ungeprüft für das Beste zu halten, und alles genau aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, aus welchem es jenem erschien. Er handelte dieser Gewohnheit auch jetzt gemäß,

vielleicht nicht ohne Beymischung des Eigennutzes, der in dem Busen Konrads, wie in so vielen Menschen, zuweilen die Stimme über den Zuruf brüderlicher Liebe erhob.

Zwar sagt die Geschichte nichts bestimmtes von seinem Benehmen gegen den verhafteten Bruder, doch glauben wir ohne Furcht, Konraden zu viel zu thun, dreust vermuthen zu dürfen, daß es nicht so war, wie allerdings ein Bruder gegen den andern handeln sollte, wenn wir uns an Konrads Verfahren gegen seinen jüngern Bruder Heinrich erinnern. Der jüngere Heinrich stand Konraden weniger im Wege als der ältere; an jenen mußte ihn Geschwisterliebe wahrscheinlich mehr fesseln als an diesen, denn diesen hatte er kaum ein- oder zweymal gesehen, jener lebte oft mit ihm zugleich an dem Hofe seines Vaters, und dennoch — — Doch ihr alle, theure Leser! wisset wohl, daß der jüngere Heinrich als Konrads Opfer fiel.

Die lebhafteste Theilnahme des Schloßhauptmanns an ihrem Schicksale machte Margarethen beherzt zu einem Versuche, ob nicht vielleicht dieser gefällige und mitleidige Mann etwas für ihr Bestes thun würde.

Ihr nehmt Theil an meinen Leiden, sprach sie einst zu ihm, könnte ich mir auch wohl Verminderung derselben von Euch versprechen?

Ich würde den Tag, wo ich Euch diese gewähren könnte, für den glücklichsten meines Lebens schätzen — antwortete der Schloßhauptmann.

Margar. Habt Ihr keinen Bekannten in Dreifels, auf dessen Treue und Gefälligkeit Ihr Euch so fest verlassen könntet, als ich der Eurigen vertraue?

Der Schloßh. Als ich Euch versicherte, daß sich die Prinzen, Eure Söhne, unter der Aufsicht des wackern Hugo von Bergheim wohl befinden würden, so weit dies, getrennt von ihren Eltern, möglich ist, setzte ich, wo ich nicht irre, hinzu, daß Hugo mein vieljähriger Freund ist.

Marg. Und gleichen die Gesinnungen dieses Mannes gegen mich und meine Söhne wohl den Eurigen? Wird er für unser Bestes so willig etwas thun wollen, wie Ihr es versprecht?

Schloßh. Die Uebereinstimmungen in den Gesinnungen und Urtheilen, welche dem Freundschaftsbunde zwischen mir und meinem Hugo zum Grunde liegt, ist so vollkommen, daß ich mich noch keines Beyspiels erinnern kann, wo wir verschieden gedacht hätten: besonders aber stimmen wir gewiß vollkommen in dem Eifer: Euch nützlich zu werden, und in der Ueberzeugung Eurer Unschuld überein. Gebt mir Er-

legenheit, gnädigste Frau, Euch meines Freundes gleiche Gesinnungen mit mir zu beweisen.

Marg. Ich fürchte, daß Ihr diesen Beweis verweigern werdet, sobald ich Euch das Mittel nenne, durch das ich ihn erhalten könnte.

Schloßh. Sollte Ihr etwas von mir verlangen können, was meine Pflicht und die meinem gnädigsten Herrn gelobte Treue verbeut?

Marg. Etwas, wozu Menschenpflicht Euch auffordert. Daß es ungerecht ist, meine Söhne die Schuld ihres Vaters büßen zu lassen, ist, wie ich hoffe, so wenig einem Zweifel unterworfen, als daß Menschenliebe einen jeglichen, der zu helfen vermag, aufruft zur Hülfe, wenn er die gekränkte Unschuld leiden sieht.

Schloßh. Ein Unmensch wäre der, welcher sich der Hülfe weigerte, und dabey doch fähig wäre, sie zu leisten.

Marg. Das letztere seyd Ihr, das erstere nicht. Auf daher, wackrer Mann, mit Eurem Freunde meine Söhne zu retten!

Schloßh. Vermögte ich das auf erlaubten Wegen, ich würde es mit Gefahr meines Lebens freudig wagen; auf unerlaubten aber sey es fern von mir, damit mein graues Haupt nicht noch mit Schande bedeckt wird, ehe es hinabsinkt in die Grube. Doch das könnt ihr, gnädige Frau, auch nicht wollen.

Marg. So oft Ihr mir auch versichertet, daß Ihr an meiner Unschuld nicht zweifeltet, und daß Ihr wünschtet, mir so thätig helfen zu können, als Mitgefühl gegen meine Leiden Euch aufforderte; so machte ich doch nie einen Versuch, durch Eure Hülfe meiner Haft entrinnen zu können. Bey all Eurem günstigen Vertrauen zu mir müsset Ihr dennoch die Möglichkeit annehmen, daß ich des von dem Kaiser bezüchtigten Verbrechens schuldig seyn könnte, daher Eure Pflicht gegen den Kaiser Euch verbieten würde, für meine heimliche Befreyung etwas zu thun; aber welche Pflicht könnte Euch verbieten, für meine Söhne zu handeln, wie ich für mich selbst nicht von Euch verlange?

Schloßh. Die, welche Ihr so eben nenntet. Unbedingt habe ich kaiserlicher Majestät Treue und Gehorsam geschworen, und jede Verletzung dieses Schwures würde mich zum Verräther, zum Verbrecher machen.

Marg. Aber — verzeiht mir diesen Vorwurf — werdet Ihr bey dieser unverbrüchlichen Treue nicht ein Mitschuldiger der Ungerechtigkeit des Kaisers, ein Theilnehmer an derselben?

Schloßh. Ich bin kaiserlicher Majestät Diener, daher es mir nicht ziemt, die Befehle, welche ich erhalten, auf der Waage der Gerech-

tigkeit abzuwägen, da mir meine Pflicht nur die Befolgung derselben befiehlt.

Marg. Ist diese heiliger als Pflicht der Menschenliebe?

Schloßh. Ja und nein, gnädigste Frau, nachdem die Fälle sind. Wollten sich die Diener der Fürsten erlauben, die Befehle derselben nach ihren eigenen Begriffen umzuändern: so würden noch mehrere Unordnungen auf der Welt entstehen, als itzt, wo die Diener der Fürsten zuweilen Beförderer ihrer Ungerechtigkeit werden. Vorstellungen zu machen ist uns vergönnet; fruchten sie nicht: so gebietet unsere Pflicht, dem erhaltenen Befehle treulich gemäß zu handeln, und das Urtheil über denselben dem zu überlassen, der einst die Fürsten nicht minder streng richten wird, als den leibeigenen Knecht. Furcht für Gott und unverbrüchliche Treue gegen den Kaiser, meinen Herrn — dies, gnädigste Frau, ist mein Glaubensbekenntniß. Könnte ich jemals zur Verletzung dieser Treue bewogen werden, so wäret Ihr, gnädigste Frau, die einzige, die es vermögte, aber denn müßte die Gefahr für Euch und Eure Söhne größer seyn, als sie jetzt wirklich ist.

Marg. Ich habe mich geirrt in Euch! Mitleid habt Ihr wohl, aber keinen Eifer zu helfen!

Schloßh. So scheint es Euch, weil sich meine Kälte zu keiner Hülfe entschliessen kann, die Euch nur schaden, Eure Lage verschlimmern würde. Gesetzt, daß ich mich so weit vergäße, gemeinschaftlich mit meinem Freunde Hugo an der Befreyung Eurer Söhne zu arbeiten, was würde die unvermeidliche Folge hiervon seyn? Für Euch und Euren Herrn und Gemahl des Kaisers noch heftigerer Zorn: für die Prinzen härteres Gefängniß und Mangel an der Sorgfalt, die man jetzt sowohl für ihre Gesundheit, als für ihre Ausbildung trägt.

Marg. Wer könnte meine Söhne zurückführen in die Haft, wenn sie sich unter dem Schutze ihres Oheims befänden?

Schloßh. Dem Kaiser würde dies nicht unmöglich seyn, wenn es uns auch gelungen wäre, sie sicher nach Wien zu bringen, wozu wir doch fürwahr wenig Hofnung haben.

Marg. Ihr seyd muthlos.

Schloßh. Nein, gnädigste Frau, nur leiten mich glühende Wünsche nicht irre. Vergesset nicht, in welche Gefahr Ihr mit den Eurigen kommen würdet, wenn ich den Gedanken ausführen wollte, den mütterliche Liebe Euch eingegeben hat. Jetzt habt Ihr noch Hoffnung, daß die Verwendung Eurer Freunde und des Kaisers väterliche Empfindungen bewirken

werden, was gewiß schon geschehen wäre, wenn nicht die List Eurer Feinde des Kaisers Zorn aufs neue entflammt hätte; ganz würde aber diese Hofnung verschwinden, wenn ein Versuch, Eure Söhne zu befreyen, den Kaiser noch heftiger erzürnte, und zugleich den Argwohn verstärkte, der ihn wegen des Angriffs auf den Thurm einnimmt. Eifrigst bemühte sich der Kanzler, die Thäter zu entdecken; fruchtlos würde aber sein Bemühen seyn, wenn der Kaiser überzeugt würde, daß Ihr selbst versuchtet, die Fesseln der Eurigen zu zerbrechen. Mögte denn Peter de Vineis dem Kaiser immer diejenigen nennen, welche den Angriff auf den Thurm machten, so würde er doch durch nichts von dem Argwohn können zurückgebracht werden, daß der Herzog, Euer Herr Bruder, denselben auf Euer Geheiß geleitet hätte.

Obgleich Margarethe bey näherer Prüfung der Meinung des Schloßhauptmanns den Beyfall nicht versagen konnte: so würde sie doch oft, wenn Drang der mütterlichen Liebe, durch die sie die nöthige Vorsicht vergaß, sie bestürmte, gern einen Versuch zur Befreyung ihrer Söhne gemacht

haben, hätte sie nur jemand gewußt, dessen Hülfe sie sich hier bedienen könnte.

Sie wiederholte ihre Bemühungen bey dem Schloßhauptmanne, doch nie mit besserm Erfolg als das erstemal; und der Trost, mit welchem sie dieser, verbunden mit Sophien von Prunn, zu beruhigen suchte, machte wenig Eindruck auf sie. Wie konnte die Hofnung: daß der Kanzler de Mineis des Kaisers verloschene Liebe gegen seinen verhafteten Sohn doch vielleicht wieder zu entflammen vermögte; Raum in ihr gewinnen, da sich bis jetzt noch so gar nichts ereignet hatte, was ihn nur einigermaßen wahrscheinlich hätte machen können?

Einige Monden vergingen, und Friedrich blieb seinem Sohne und der Gemahlin desselben noch immer gleich abgeneigt. Es war ihm schon verdrießlich, nur etwas von beyden zu hören, und wenn er ja denen, die für sie sprachen, nicht sogleich Stillschweigen gebot, so geschah es wenigstens, sobald sie ein wenig warm wurden, und ihn aufforderten seinen Sohn noch einmal zu sehen, oder Margarethen die längst erbotene Rechtfertigung zu verstatten.

Zu jeder andern Zeit würde sich Herzog Friedrich für seine Schwester thätig vermittelt haben, jetzt aber befand er sich in einer Lage, die es ihm unmöglich machte. Ein Krieg mit

Ungarn erforderte alle seine Kräfte, und gab Veranlassung zu neuern Unruhen in seinem Lande, die bald nach der Beendigung jenes Kriegs völlig ausbrachen. Doch wir glauben, unsern Lesern hiervon etwas mehr sagen zu müssen.

Das Jahr zuvor, in welchem auch Herzog Friedrich seine Schwester Konstanze mit dem Marggrafen Heinrich von Meissen vermählt hatte, feyerte der alte König Andreas von Ungarn seine Vermählung mit der jungen Beatrix von Este. Er lebte jetzt mit dem Herzoge von Oestereich im Frieden, war der Gast desselben gewesen, bey den Festen, die er der Vermählung seiner Schwester zu Ehren feyerte, und ladete ihn nun zu sich nach Ungarn ein, an den Feierlichkeiten seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Bisher hatten die Ungarn in dem Herzoge von Oestereich nur einen furchtbaren Feind gesehen, jetzt kam er als Freund zu ihnen, und erwarb sich in wenig Tagen die Achtung des größten Theils der Nation. Auf den ersten Blick gefiel Friedrich durch seine männlich schöne Gestalt, und der erste günstige Eindruck wurde verstärkt, je näher man mit ihm bekannt wurde.

Wirklich war auch der Herzog von Oestereich nicht der fühllose Tyrann, als welchen ihn Peter de Vineis späterhin in einer Schrift ver-

schrie, in welcher sich der Kaiser, durch die Feder eines Kanzlers, wegen seines Verfahrens gegen den Herzog rechtfertigte; nicht der zügellose Wollüstling, welchen ihn einige partheyische Geschichtsschreiber, neben dem Tyrannen nennen, sondern ein Fürst, der in den Jahrbüchern als einer der würdigsten prangen würde, hätte er nicht mit Heftigkeit und Hitze unbezähmtern Ehrgeiz verbunden, wodurch seine übrigen achtungswerthen Eigenschaften verdunkelt wurden.

In den letzten Lebensjahren seines Vaters war es Friedrichs eifrigstes Bestreben gewesen sich nach demselben zu bilden, und vielleicht hätte er sein Vorbild vollkommen erreicht, wäre nicht Leopold der Glorreiche von seinem Sohne zu früh hinweggerissen worden, oder hätte sich nur nicht gleich zu Anfange seiner Regierung so viel vereinigt, was theils seinen Ehrgeiz entflammte, theils seinem Lande schadete, und seinen Unterthanen Gelegenheit gab, sich über ihn zu beklagen.

Von seiner Wohlthätigkeit haben wir Euch, theure Leser, bereits ein großes Beyspiel erzählt, auch habt ihr schon Beweise seines Heldenmuths erhalten, und in der Folge wird sich noch sein Gleichmuth zeigen, den die widrigsten Begegnisse nicht zu erschüttern vermochten. Durch diese Vorzüge allein hat sich vielleicht schon man-

der Fürst einen großen Namen erworben, und Friedrich verband mit demselben noch mehrere. Er regierte selbst; war im Felde und in seinem Staatsrathe gleich unermüdet; ein Feind der Verstellung und der Schmeicheley; getreu gegen seinem Worte, und wußte wahre Verdienste in jedem Stande zu schätzen.

Ausgerüstet mit diesen Vorzügen sahen ihn die Ungarn, die um so mehr von ihm eingenommen wurden, weil sie seine Fehler nicht kannten: seinen unersättlichen Ehrgeiz und den Leichtsinn, mit welchem er böien Rath annahm, und sich selbst zureden beynahe ganz unumgänglich schien, wenn er auf diese Art Befriedigung jener heftigsten seiner Leidenschaften erwarten konnte.

König Bela schien über die deutlichen Beweise der Achtung, die viele seiner Unterthanen dem Herzoge von Oesterreich gaben, unruhig zu werden, weil er vielleicht fürchtete, daß sie ihm in der Folge nachtheilig oder wenigstens in der Ausführung des Plans, den sein unversöhnlicher Haß wider den Herzog von Oesterreich entworfen hatte, hinderlich werden könnte. Er ließ dem Herzoge seine Gesinnungen nicht undeutlich merken, um ihn hierdurch zu vermögen, Ungarn bald wieder zu verlassen.

Friedrich übersah die Unfreundlichkeit des Königs Bela, und kehrte nicht eher in sein Land zurück, bis die lange dauernden Lustbarkeiten, zu welchen ihn König Andreas eingeladen hatte, geendiget waren. Nun schied er von dem Könige Andreas mit gegenseitigen ungeheuchelten Versicherungen künftig ununterbrochener Freundschaft, bemerkte aber deutlich, daß Bela nur denselben aus Höflichkeit beystimmte. Er blieb gleichgültig hierbey, weil er den rauhen Charakter des jungen Königs von Ungarn, so wie die Abneigung desselben gegen ihn kannte, und verließ Ungarn mit der Hoffnung: daß die Achtung, die er sich bey vielen Großen des Reichs erworben hatte, diese abhalten würde, in einen Kriegszug wider ihn zu willigen.

Andreas genoß das Glück nicht lange, das er in den Armen seiner jungen Gemahlin gefunden hatte. Er starb wenig Monden nach seiner Verbindung mit ihr. Sein Tod gab die Loosung zu Unruhen im Reich.

Unmittelbar nach denselben forderte Bela mehrere der ansehnlichsten seiner Lehnsleute, denen er die Veranlassung zu einem Mißverständniß beymaß, das einige Zeit zuvor zwischen ihm und seinem Vater geherrscht hatte, vor Gericht, beraubte sie der Würden, die sie im Staate besaßen, oder zog ihre Güter ein, und verlieh sie

nige aus dem Lande. Auch der jungen Witwe seines Vaters, die sich bey den Ungarn beliebt gemacht hatte, begegnete er auf eine Art, die sie mit Besorgnissen für sich und ihr noch ungebornes Kind erfüllte, und zu dem Entschlusse bewog: in männlicher Kleidung aus Ungarn nach Italien zu flüchten.

Die Ungarn begannen in geheim zu murren, besonders diejenigen, welche der Zorn des Königs schon getroffen hatte, oder jene, die seinen Ausbruch noch befürchteten. Sie erinnerten sich des Herzogs von Oestereich, und sendeten einige der Ihrigen nach Wien, den Herzog von Ungarn einzuladen, und ihm eine Krone anzubieten, die er aber freilich mit gewafneter Hand dem König Bela entreissen mußte, bevor er sie auf sein Haupt setzen konnte.

Diese Abgesandten der unzufriedenen Ungarn erschienen vor dem Herzoge von Oestereich wenig Zeit nach der Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser an der östereichischen Grenze. Friedrich war damals, wie sich unsere Leser noch erinnern werden, mit dem Gedanken beschäftigt, den König Bela anzugreifen, damit er ihm, von dem er selbst einen Angriff befürchtete, zuvorkommen mögte.

Die

Die Abgesandten fanden demnach den Herzog noch mehr geneigt, ihrer Aufforderung gemäß zu handeln, als sie sich, bekannt mit dem Reize, den eine Krone für den größten Theil der Menschen hat, ehedem schon geschmeichelten. Friedrich versprach ihnen ein zahlreiches Heer auszurüsten, dessen er sich zur Erreichung ihrer Absicht bedienen wollte, und sie gaben ihm dagegen die Versicherung, daß sie sich unmittelbar nach der Zurückkunft in ihr Vaterland, mit allen Gleichdenkenden vereinigen und ihm gerüstet entgegen kommen wollten.

Ein Abgeschickter der Ungarischen Mißvergnügten, durch welchen sie dem Herzog von Oesterreich berichten ließen: daß sie, vereinigt mit allen Ungarn die Much für ihre Freiheit beseelte, bereit stünden, ihren König Friedrich zu empfangen, und, geführt von ihm, die Fesseln zu zerbrechen, mit welchen Bela, der Unterdrücker ihrer Freiheit und Verächter ihrer Gerechtigkeiten, sie belastet hätte; traf in Wien zu gleicher Zeit mit einem Eilboten ein, der dem Herzoge die traurige Botschaft von der Verhaftung Margarethens und der ihrigen brachte.

Ein Heer von mehr als dreyßig tausend tapferer Krieger war ausgerüstet, dem Herzog in das Feld zu folgen; aber Friedrich schwankte ei-

nige Augenblicke, ob er mit ihnen den Ruf des Ehrgeizes und der Länderbegierde, oder der Aufforderung der Liebe für seine Schwester gemäß handeln sollte.

Von der leztern erhizt wollte er im Feuer der ersten Augenblicke mit seinen wackern Kriegsmännern vor Worms eilen, und von dem Kaiser die Befreyung seiner Schwester und ihrer Kinder verlangen, kühlere Ueberlegung führte aber die Aenderung seines Entschlusses herbey. Er fand es äusserst gefahrvoll, sich öffentlich wider den Kaiser zu erklären, dagegen schien aber seiner Hoffnung die Eroberung von Ungarn ein so leichtes Werk, daß er sie in wenig Wochen zu beendigen gedachte; und der Abgesandte der Mißvergnügten wußte durch Versicherungen von der Stärke seiner Parthey diese riesenmäßige Hoffnung zu nähren.

In dieser Zeit, glaubte Friedrich, könnte vielleicht die Lage seiner Schwester eine vortheilhafte Wendung nehmen; und wenn dies nicht geschehen sollte: so schmeichelte er sich, daß seine Worte auf den Kaiser tiefern Eindruck machen würden, als izo, wenn er dann als König von Ungarn sprechen könnte. Er entließ also den Abgeschickten der Mißvergnügten mit dem Versprechen: des andern Tags mit seinem Heer aufzubrechen.

Ohne Widerstand zu finden drang er nach Ungarn ein, fand aber hier nicht, was er erwartet hatte. Der Plan der Mißvergnügten war dem König Bela verrathen worden, und die Anstalten, die er zur Zerrüttung desselben getroffen hatte, waren so wirksam, daß Herzog Friedrich vergebens auf das Heer wartete, das nach dem Versprechen der Ungarn nicht fern von der Gränze zu ihm stossen sollte.

Bela hatte sich der Häupter der Empörung bemächtigt, und derselben beraubt wagten es die andern Theilnehmer nicht, sich unter dem östereichischen Panner zu versammeln. Friedrich erfuhr bald den veränderten Gang der ungarischen Angelegenheiten, doch entsank ihm deshalb der Muth nicht. Er hoffte, daß es ihm nicht schwer werden würde, über ein Heer zu siegen, dem viele nur gezwungen folgten, hoffte, daß mit dem Anfange des Gefechtes ganze Scharen den König von Ungarn verlassen und zu ihm übergehen würden, und erwartete muthig die Ankunft des Königs von Ungarn.

Bela kam nicht so schnell als Friedrich erwartete, weil er fürchtete, was dieser hoffte, und daher nicht eher in das Feld zu gehen wagte, bis er der Getreuen so viele unter seinem Heere versammelt hatte, daß er dann den Sieg

noch zu erhalten hoffen konnte, wenn auch ein Theil seiner Krieger die Parthie des Herzogs nehmen sollte. Theils um den zögernden Bela zur Eil zu reizen; theils auch um seinen Kriegern sowohl Beschäftigung zu geben, als sich den Habsüchtigen unter ihnen gefällig zu machen, vergönnte ihnen Friedrich, was damals in jedem Kriege geschah, Verheerung des Landes und Plünderungen, um ihre Seckel zu füllen, nur hielt er sie zurück, sich allzutief in das Land zu wagen. Bey aller Hoffnung des Sieges vergaß Friedrich die nöthige Vorsicht nicht, die ihm verbot, sich weit von seinen Grenzen zu entfernen, um sich nach einem unglücklichen Ausgange des Treffens in sein Land zurückziehen zu können.

Mit reicher Beute hatten sich die Oesterreicher beladen, als einige Kundschafter die Nachricht brachten, daß sich das ungarische Heer, geführt von Bela und seinem Bruder Kalmann, herannäherte. Friedrich sahe nun die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr fern, eine grosse Anzahl seines Heeres hatte die Erfüllung des ihrigen schon erreicht. Sie wünschte Beute, Friedrich Sieg oder, um bescheidener zu reden, als der junge Held dachte, ein Treffen, ein Wort, das Friedrich dem Streitbaren mit dem Worte Sieg für gleichlautend galt.

Durch den Herzog mit höherem Muthe beseelt, harrten sonst seine Mannen und Knechte des Zeichens zum Angriffe nicht weniger ungeduldig, als er des Augenblicks, wo er es geben konnte, und flogen ihm dann muthig nach unter die Reihen ihrer Gegner, heut aber gab ihnen die Botschaft, daß der Feind heranzöge, keine allgemeine Freude. Beutemachen folgt sonst dem Siege nach, diesmal war es der Schlacht vorangegangen, und mancher Oesterreicher, dem die Beute grössern Werth hatte, als der Ruhm des Siegs, wurde durch den Gedanken beunruhigt, sie zu verlieren. Diese Furcht brachte bey einigen Anführern des Heeres, deren Tapferkeit Friedrich bisher geschätzt hatte, ohne zu wissen, daß Raubsucht, die nur eine Quelle war, aus welcher sie floß, den Entschluß zur Flucht hervor, damit sie die erbeuteten Schätze nicht vielleicht verlieren mögten.

Furcht: von ihren bessern Brüdern, in denen Ehrgefühl und Treue gegen ihren Herrn lauter sprach, als niedriger Geldgeiz, zurückgehalten und feindlich behandelt zu werden; verhinderte sie ihren feigen Entschluß auszuführen, bis sie von den Ungarn angegriffen wurden, kaum aber waren sie mit diesen handgemein geworden, als sie sich umwendeten, ihre Kampf-

genossen in Unordnung brachten, und diese zur Flucht mit sich fortrissen.

„Lasset uns fliehen, Brüder — suchten sie ihren schändlichen Verrath zu entschuldigen, um unsere Hände mit unschuldigen Blute zu beflecken, das in einem ungerechten Kriege vergossen wird.“

Vergebens wendete Friedrich alle Mittel an, sie zurückzurufen, mit der größten Eil flohen sie fort, und Friedrich zitterte vor Verdruß, mit ihnen vor einem Feinde fliehen zu müssen, den er so zuversichtlich zu besiegen gehofft hatte. Wahrscheinlich wäre ihm auch der Sieg nicht entgangen, wenn sich die Seinigen nicht solche schändliche Verrätherey erlaubt hätten, denn unter dem ungarischen Heere befanden sich viele Mißvergnügte, die mit dem Vorsatze in das Feld gingen: sich für den Herzog von Oesterreich zu erklären, sobald sich nur der Sieg auf seine Seite neigen würde.

Zum Glücke für die Oesterreicher, aber auch zum größern Schimpf für diejenigen unter ihnen, die zuerst flohen, und ihre Gefährthen mit sich fortdrängten, war es nur ein Theil des Vortrabs von dem ungarischen Heere, der sie in die Flucht schreckte. Diese Schaar war zu klein, die Fliehenden zu verfolgen, was die Ungarn auch um so weniger wagten, da sie die ungewar-

tete Flucht des sonst so tapfern Herzogs für eine Kriegslist hielten.

Ohne Verlust erreichten die Oestereicher die Grenzen ihres Vaterlandes, wo Friedrich hoffte, daß sie wenigstens nun Stand halten würden, gleich nutzlos aber bediente er sich der dringendsten Vorstellungen und als diese nicht fruchten wollten, Drohungen, wie sie gerechter Zorn ihm eingab.

Wir ziehen nicht unser Schwerd zu einem ungerechten Kriege — riefen die Verräther, und eilten mit der gemachten Beute ihren Burgen zu, sie daselbst zu bergen, wenn ihnen die Ungarn vielleicht nachkommen sollten.

Ganz hätte der König Bela seinen Vortheil verkennen müssen, hätte er nicht gethan, was die Oestereicher befürchteten. Mit seinem ganzen Heere fiel er in das östereichische Land, und rächte die Verheerungen, über die ein Theil der Seinigen klagte, durch noch fürchterlichere. Friedrich konnte sich den Feinden nicht widersetzen, weil sein Heer durch die Entflohenen um mehr als die Hälfte war vermindert worden. Mit den Treugebliebenen mußte er sich nach Wien zurückziehen, wohin ihm die Feinde nachfolgten, und das Land bis vor die Mauern der Residenz verwüsteten. Von den Seinigen ganz sich verlassen sah sich der Herzog genöthiget, den

Frieden durch eine große Geldsumme zu erkaufen, die er in verschiedenen Fristen zu bezahlen versprach.

Auch im Getümmel des Kriegs vergaß zwar Friedrich seine Schwester nicht, nur konnte er sich ihrer nicht so nachdrücklich annehmen, wie er im Frieden hätte thun können. Vereinigt mit seinen Schwägern, dem Markgrafen von Meissen und dem Herzog von Braunschweig, würden ernstliche Vorstellungen bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg geblieben seyn, da der Monarch der Feinde schon so viele hatte, um die Zahl derselben durch drey der mächtigsten deutschen Fürsten noch zu vermehren. Daß Friedrich sowohl an den Kaiser als an seine Schwäger schrieb, war alles, was er thun konnte, freilich aber nicht genung, die Veränderung der Lage Margarethens zu bewirken.

Der Kaiser wußte zu genau, in welcher Verlegenheit der Herzog von Oestereich sich jetzt befand, um ihn zu fürchten, und der Markgraf von Meissen, so wie der Herzog von Braunschweig wagten es nicht, sich für Margarethen mit etwas mehr als Bitten zu verwenden, so oft und dringend sie auch von ihren Gemahlinnen aufgefordert wurden, die leidende Schwester zu schützen, und sie der Rache des Kaisers zu entreissen. Hätte sich Herzog Frie-

drich in einer andern Lage befunden, so würden seine Schwäger vielleicht mehr gethan haben, als ihnen nun Furcht vor der Rache des Kaisers und Sorgfalt für ihre eigene Sicherheit und Ruhe erlaubten.

Der Kaiser änderte seinen Vorsatz: Margarethen samt den Ihrigen nicht eher nach Italien abführen zu lassen, bis er selbst dahin zurückkehren würde. Er beschloß jetzt, Margarethen und ihre Kinder ohne Verzug aus Deutschland zu entfernen, seinen Sohn aber noch länger in der Verwahrung des Herzogs von Bayern zu lassen.

Den Kaiser endlich einmal zum Verhör Margarethens zu bewegen, versicherte ihn Peter de Vineis, daß ein groſser Theil der Bürger zu Worms ganz für den Vortheil der Gefangenen eingenommen, und von ihnen ein Aufstand zu befürchten wäre, wenn nicht Ueberzeugung von Margarethens Schuld die Neigung der Bürger für sie umänderte.

Wirklich wurde Margarethe von dem gröſsten Theile der Wormser beklagt. Sie war nie zuvor in Worms gewesen, aber der Schloßhauptmann und alle, die sie in ihrem Kerker sahen,

wußten so viel Entschuldigendes und so viel Gutes von ihr zu sagen, daß der Glaube an ihre Unschuld in Worms beynahe allgemein wurde.

Ob der Schloßhauptmann aus der Absicht handelte, sich für die Befreyung Margarethens zu vermitteln, geht aus der Geschichte so wenig deutlich hervor, als es sich entscheiden läßt, ob die günstige Stimmung, in welcher sich die Wormser gegen Margarethen befanden, wirklich eine so thätige Theilnahme an ihrem Schicksale vermuthen ließ, als Pestitz de Vineis gegen den Kaiser äusserte. Genug, Friedrich bezweifelte seine Versicherungen nicht, und vorher schon durch die Bitten vieler Fürsten für Margarethen besorgt gemacht, wollte er nicht länger zögern, sie an einen Ort zu bringen, dessen Sicherheit ihn von der Furcht befreyete: Margarethens Freunde mögten vielleicht durch Gewalt zu vollbringen suchen, was ihre Bitten nicht auszurichten vermögten.

Die nahe Vermählung des Kaisers mit der schönen Isabelle von England war vielleicht ein Grund mehr, Margarethen in einen andern Kerker zu bringen. Friedrich wollte seine Vermählung zu Worms feyern, und fühlte ohne Zweifel, daß es einen widrigen Eindruck auf seine Gemahlin machen könnte, wenn

sie gleich bey ihrer Ankunft bemerkte, daß in den Mauern der Stadt, die jetzt von Freude widerhallen sollte, Unzufriedenheit über ihren Gemahl wohnte. Ein Einfall seines Kanzlers gab dem Kaiser Gelegenheit, Margarethen hinweg bringen zu lassen, ohne die Unzufriedenheit der Wormser noch mehr wider sich zu reizen.

Der Kanzler forderte ihn auf, über Margarethen Gericht zu halten, und wenn sie aus demselben gereinigt von dem Verdacht hervorginge, der sie bis jetzt noch träfe, die Feste bey seiner Vermählung durch ihre Freysprechung zu verherrlichen. Der Kaiser antwortete nicht bestimmt hierauf, doch ließ seine Antwort vermuthen, daß er geneigt wäre, der Aufforderung des Kanzlers gemäß zu handeln. Hierdurch hoffte er die Wormser zu beruhigen, und rechnete, wenn sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sähen, auf das Aergerniß der Freuden, durch die er sie bey der Feyer seiner Vermählung zu zerstreuen gedachte.

Sobald de Vineis den Kaiser verlassen hatte, traf derselbe unverzüglich die nöthigen Anstalten, Margarethen im geheim aus Worms bringen zu lassen. Er ließ den Schloßhauptmann zu sich rufen, wider dessen Treue er nicht den geringsten Argwohn hatte, denn ob

sichtlich hatte der gute Mann gegen den Kaiser nichts zum Vortheil Margarethens erwähnt, um sich nicht vielleicht bey ihm verdächtig zu machen, und sich hierdurch die Gelegenheit zu benehmen, Margarethen nützlich zu werden, und durch seine Freunde für ihr Bestes zu wirken.

Denkt Euch, liebe Leser, das Schrecken dieses mitleidigen Mannes, als ihm jetzt der Kaiser vertraute, daß er Margarethen die nächste Nacht in der Stille aus ihrem Gefängnisse wollte abholen und nach Apulien bringen lassen; und ihm zugleich verbot, von Margarethens Entfernung gegen irgend jemand, sowohl in dem Gefängniß als in der Stadt, etwas bekannt werden zu lassen.

Allgemein — sprach er — muß sie noch in deiner Wohnung geglaubt werden; und wehe dir, wenn du das Gegentheil bekannt machst, ehe Wir es dir befehlen!

Die Treue — antwortete der Schloßhauptmann — mit der ich bis jetzt alle Befehle Eurer Majestät befolgte, wird mich auch jetzt nicht verlassen, erlaubt aber, gnädigster Herr, Eurem Diener die Bitte: meine erhabene Gefangene begleiten zu dürfen, damit ich für ihre Gesundheit sorgen kann, die seit der Dauer ihrer Haft viel gelitten hat.

Dies kann ein Anderer so wohl als du — äusserte der Kaiser mit finsterm Blicke einen Verdacht, der sich seiner gegen die Treue des Schloßhauptmanns bemächtigte — Du hast nichts weiter zu thun, als unsere Befehle zu befolgen und zu schweigen.

Von dem Kaiser hinweg ging der Schloßhauptmann zu Margarethen, die bey seinem Eintritte sein trüber Blick schon ängstlich machte. Eine noch mehr beunruhigende Nachricht befürchtend hörte Margarethe die Botschaft: daß sie nach Italien gebracht werden sollte; gleichmüthig an.

Hat das Schicksal einmal über mich beschlossen — erwiederte sie — daß mein Leben in dem Kerker sich verzehren soll: so gilt es mir gleich, wo ich es ende, und in welchem Lande dereinst die Asche der Unschuldigen modert, welcher der Leiden bitterster Kelch beschieden war.

Seyd fröhlich, gnädigste Frau — tröstete sie Sophie — In einem andern Lande, besonders in Italien, wo für Geld alles feil ist, findet Ihr vielleicht eher einen Mann, der durch überspannte Begriffe von Treue nicht zurückgehalten wird, dem Aufrufe der Menschenliebe und des Mitleids zu folgen.

Leidiger Trost — klagte Margarethe — was nützte mir die Freiheit, wenn mein Si-

mahl und meine Kinder noch in dem Kerker schmachteten! O Gott, ich werde nun so weit von ihnen getrennt, und, glaube es mir, liebe Sophie, auch im Kerker giebt es Trost, seine Lieben nicht fern von sich zu wissen, wenn es uns schon nicht vergönnt ist, sie zu sehen! Dieß sen geringen Trost, von welchem Margarethe sprach, erhielt sie bald nachher. Aus einem Schreiben von seinem Freunde, Hugo von Bergheim, hatte der Schloßhauptmann erfahren, daß Margarethens Söhne in ein Schloß nach Apulien gebracht werden sollten. Er eilte, diese Neuigkeit ihrer Mutter mitzutheilen, in welcher er, verbunden mit Sophien, die Hoffnung belebte: ihre Söhne in Italien zu finden.

Aufgerichtet durch diese Hoffnung verließ Margarethe ihren Kerker zu Worms mit einer Freudigkeit, die wohl schwerlich viele Gefangene gefühlt haben, wenn ihnen das Gefängniß nur geöffnet wurde, um es mit einem andern zu verwechseln. Schmerzliche Gefühle durchschütterten sie wohl, da sie sich dem Lande näherte, in welches sie ihr Gemahl als Königin hatte führen wollen, doch wurden sie von der Hoffnung besiegt, ihre Söhne wieder zu sehen, die auf dem Wege reichliche Nahrung fand. An vielen Orten erforschte Margarethe, daß ihre Söhne kurz vor ihr durchgereist waren.

Es hatte Sophien geglückt, einen ihrer Begleiter in so fern zu ihrem Vertrauten zu machen, daß er ihr von den jungen Prinzen berichtete, soviel er hatte erfahren können. Auch versprach er ihr, einen Brief an ihren Bruder in Oestereich zu besorgen, welchem Sophie ein Schreiben von ihrer Gebieterin an den Herzog beizulegen gedachte, sobald sie das Ziel ihrer Reise würde erfahren haben.

Nur der Anführer der Schaar, die Margarethen begleitete, wußte den Namen des Schlosses, wohin sie gebracht werden sollte, und Sophiens Freund gab sich vergebliche Mühe, seinem Befehlhaber einen Namen abzulocken, den er gegen seine Gefährthen erst auf der lezten Tagereise nennen sollte, doch nicht ohne vorhergegangene Ermahnung, ihn zu verschweigen.

Wir wissen nicht, durch welche Mittel Sophie sich einen ihrer Begleiter so ganz zu eigen machte, doch bezeugt die Geschichte, daß er ihr mit dem Eifer eines vielzähligen Freundes diente. Er verschafte ihr alles zum Schreiben nöthige Geräthe, das sie in ihren Kleidern verbarg, sich an dem Orte, wohin sie mit der Königin gebracht werden würde, einige Tage zu verweilen, und sich zur Nachtzeit um ihr Gefängniß herumzuschleichen, um ihr Gelegenheit zu geben, ihm das Schreiben an ihren Bruder

herabzuwerfen. Wenn Ihr aber dieses durch zu strenge Aufsicht oder ein anderes Hinderniß unmöglich gemacht werden sollte: so würde er selbst nach Oestereich zu ihrem Bruder gehen, ihm das Schloß zu nennen, in welchem sie lebte.

Es war die Veste Sankt Felice in Apulien, wohin Margarethe zur sichern Verwahrung geführt wurde. Absichtlich hatte der Kaiser nur die wichtigsten Vestungen gewählt, weil der Versuch auf den Thurm vor Worms, der noch immer nicht aufgehellt war, ihn bewog, ähnlichen zuvorzukommen. Wider Sankt Felice konnte nur ein zahlreiches Heer etwas unternehmen, und daß ein solches zu der Befreyung Margarethens in das Feld rücken sollte, glaubte der Kaiser nicht, befürchten zu müssen, ob er schon argwohnte, daß vielleicht der Herzog von Oesterreich oder ein Freund Margarethens eine kleine Schaar beherzter Männer absenden könnte, sie aus ihrer Haft zu befreyen, wenn sie sich an einem Orte befände, wo eine geringe Zahl etwas auszurichten vermögte.

Mit einer Freude, als ob sie bald das Ende aller ihrer Leiden erreichen würde, näherte sich Margarethe dem Orte ihrer Bestimmung, denn zuversichtlich hoffte sie ihre Söhne hier zu finden, weil ihr Sophie, nach den Nachrichten

ihres

ihres Vertrauten, versicherte, daß die Prinzen mit ihren Begleitern den Tag zuvor des nehmlichen Weges gezogen wären, auf welchem sie sich jetzt befänden. Vergebens öffneten sich aber Margarethens Arme, als sie nun in ihr Gefängniß geführt wurde, und die Hoffnung: ihre Söhne zu sehen; sie so thätig beschäftigte, daß ihre Arme sich unwillkührlich ausbreiteten, sie zu umfangen.

Ihre Hoffnung war so fest in ihr geworden, daß sie nicht sogleich von ihr schwand, sie glaubte, man verberge ihre Söhne nur aus Schonung vor ihr, damit sie ihr Anblick unvorbereitet nicht zu heftig erschüttern sollte; und voll dieser Zuversicht forderte sie ihre Begleiter auf: sie zu ihren Kindern zu bringen. Jetzt endigte sich die Täuschung ihrer Hoffnung mit einemmale, und der heftigste Schmerz trat an ihre Stelle, da sie erfuhr, daß ihre Söhne nicht hier wären, durch nichts aber ihre Begleiter bewegen konnte, ihr zu entdecken, wo sie sonst sich befänden.

Nutzlos bestürmte Margarethe die harten Männer mit der Beredsamkeit und den dringenden Bitten der zärtlichen und besorgten Mutter; ihre Begleiter entschuldigten sich mit dem Befehle des Kaisers, und verliessen Margarethen,

trostlos über die Ungewißheit, in welcher sie sich wegen des Schicksals ihrer Söhne befand.

Zwey Tage vergingen, ehe sie ihren Schmerz so weit mäßigen konnte, dem Rathe Sophiens zu folgen, und das Schreiben an ihren Bruder aufzusetzen, für dessen Ablieferung Sophie gesorgt hatte.

Des Erfolges, den diese treue Dienerin vor ihrer Ankunft zu Sankt Felice erwartet hatte, schmeichelte sie sich nun freilich nicht mehr von dieser Zuschrift. Er traf genau mit der Furcht zusammen, die den Kaiser bewogen hatte, Margarethen in eine Vestung bringen zu lassen, deren Betrachtung Sophien ohne Mühe überzeugte, daß jeder Versuch: durch die Hülfe einer kleinen Schaar muthiger Männer die Freiheit zu erlangen: vergebens seyn würde. Dennoch schien ihr die Absendung des Briefes nöthig, um sowohl ihren gefälligen Freund, den sie schon die verflossene Nacht unter ihrem Gefängnisse bemerkt hatte, nicht vergebens warten zu lassen, als auf Margarethens und ihren eignen Verwandten Nachricht von ihrem Schicksal zu geben.

Sophiens glückliches Temperament, das in allen Lagen und Verhältnissen immer nur das Erfreuliche und Tröstliche aufzusuchen pflegte, und den geringsten Anschein von Hoffnung so

lange nährte, bis sie in derselben Beruhigung fand, sahe in der Gefangenschaft zu Sankt Felice mancherley, was ihr Veranlassung zu Hoffnungen und Mittel zum Troste ihrer kummervollen Gebieterin gab.

Man begegnete Margarethen hier mit gröſserer Ehrerbietung als in Worms; die schönen Zimmer, in welchen sie sich befand, wurden nur durch eiserne Gitter vor den Fenstern einem Gefängnisse ähnlich; auch war es den Gefangenen vergönnt, in dem Hofe des Schlosses, von welchem sie einen Theil bewohnten, frische Luft zu schöpfen, und mit ihren Begleitern unter den Citronenbäumen zu rasten, die sich in dem Hofe befanden; und es war nicht wie zu Worms ihren Hütern verboten, mit ihnen zu sprechen.

Für Margarethen, die sich jezt ausschliessend mit dem Gedanken ihrer Kinder beschäftigte, war das Sprechen ihrer Hüter wenig besser als Schweigen. Sie konnten ihr nicht sagen, was sie allein zu wissen verlangte; daß ihre Söhne durch Sankt Felice gegangen wären, — war alles, was ihre wiederholten Fragen erforschen konnten, und dies wußte sie ja schon längst. So lange sie in Worms gelebt hatte, blieb ihr Vertrauen auf die Versicherung des Schloßhauptmanns: daß sie für das Leben ihrer Söh-

ne nichts zu fürchten hätte; unerschüttert, jezt aber schien es sie ganz verlassen zu haben.

Warum — sprach sie zu Sophien — würde man mir den Aufenthalt meiner Söhne zu sorgfältig verbergen, wenn man mir einen andern nennen könnte als das Grab?

Und warum, gnädigste Frau — erwiederte Sophie — bietet sich Euch nicht eine Ursache dieser Verheimlichung dar, die weit wahrscheinlicher ist, als der fürchterliche Argwohn, mit welchem ihr Euch quält? Unfehlbar sucht der Kaiser zu verbergen, in welchem Kerker Ihr seufzet, und in welchem Eure Söhne klagen, damit Eure Freunde keinen Versuch machen können, Euch oder sie zu befreyen. Aus einem ähnlichen Grunde trennt er Euch wahrscheinlich auch, weil auf diese Art sowohl die Ausforschung Eures Aufenthaltes, wie Eure Befreyung selbst, schwerer wird, als wenn Ihr Euch alle in einem Kerker befändet. Doch meine Gebieterin sey getrost, denn gewiß wird der Kaiser selbst ihr bald den Kerker öfnen! Zeigt nicht alles rings um Euch, daß ihn jezt mildere Gesinnungen gegen Euch beleben, als da Ihr noch im Kerker zu Worms schmachtetet?

O, meine Sophie — bewies Margarethe, wie wenig der Trost ihrer Dienerin auf sie wirkte — ich fürchte diese Bequemlichkeit, die

se Vorzüge, durch welche sich unser jetziges Gefängniß von jenem zu Worms auszeichnet, sind die einzige Wohlthat, die ich mir von der Härte des ungerechten Kaisers versprechen kann. Bange Ahndung sagt es mir, daß für mich keine Erlösung aus diesem Kerker ist. Friedrich brachte mich hieher, um meinen Namen aus dem Gedächtnisse der Deutschen zu tilgen, und um versichert zu seyn, daß niemand ihm das Opfer entreissen kann, das er dem ungerechtesten Argwohn schlachtet. Meinen vorangegangenen Söhnen bald nachzufolgen in das Reich der Schatten — dies, meine Sophie, ist die einzige Hofnung, die mir Trost gibt.

Lange strebte Sophie vergebens, ihrer Gebieterin andern Trost zu geben, lange mußte sie sich bemühen, das Fünkchen der Hoffnung des Lebens ihrer Söhne, welches mütterliche Liebe in Margarethens Busen entzündete, zur wohlthätigen Flamme anzufachen, ehe sie nur einigen Erfolg ihres rastlosen Bestrebens bemerkte.

Unterdessen Margarethe in dem Kerker zu Sankt Felice ihre Tage versammerte, war Kaiser Friedrich mit seinen Gästen zu Worms fröh-

lich und freute sich in Isabellens Armen, des schönen Looses, das er gezogen hatte.

Im fortdaurenden Rausche der Freude, der mehrere Tage an einander kettete, erinnerten sich die Bürger zu Worms Margarethens nicht, welche sie überhaupt nicht so lebhaft beschäftigte, seit sie aufgehört hatte, der Gegenstand der Gespräche des Schloßhauptmanns und seiner Diener zu seyn. Zuweilen gedachte zwar wohl ein Mitleidiger der leidenden Königin, wenn er dem Platze vorüber ging, wo Margarethens Kerker war, aber seine Empfindung stand den frohen Gefühlen der Menge so sehr entgegen, um sich weit zu verbreiten.

Der Kanzler de Vineis war der einzige, der den Kaiser an Margarethen erinnerte; aber auch er schwieg, als der Kaiser unwillig wurde, daß er seinem Gedächtniß etwas zurückrief, was ihn in dem Genusse seiner Freude störte. Jezt erst sagte ihm der Kaiser, daß Margarethe zu Sankt Felice lebte, und setzte hinzu, daß die Art ihrer Gefangenschaft zu milde Strafe für ihr Verbrechen wäre.

Aehnlichen Erinnerungen, wie er von seinem Kanzler erhalten hatte, auszuweichen, ging er von Worms nach Mainz, wohin er eine Reichsversammlung betagt hatte, vor ihr über das Schicksal seines Sohnes und der Gattin

und Kinder deſſelben zu entſcheiden. Er machte den verſammelten Fürſten das Verbrechen deſſelben kund, ſprach viel von dem Schmerze, welchen es ihn, den Vater, koſtete, jetzt ein ſo ſtrenger Richter ſeyn zu müſſen, wie des Reichs gemeinſames Beſtes erheiſche, und beſchloß ſeine Rede damit, daß er ſeinen Sohn feierlich der königlichen Würde entſetzte.

Heinrich hatte immer unter den Reichsfürſten wenig Freunde gehabt, weil er mit vielen unter ihnen oft in dem Tone geſprochen hatte, der den Erzbiſchof Engelbert von ihm entfernte, und weil er ihrem Rathe weniger zu folgen pflegte, als dem Rathe der geheimen Diener des Pabſtes, die ſich bey ihm befanden, ihn mit ſeinem Vater zu verzwiſten, und das ganze Reich zu verwirren ſuchten. Durch ſein Verfahren gegen den Herzog von Bayern hatte er das Mißtrauen der Fürſten noch mehr aufgeregt, daher ſich jetzt keiner ſeiner annahm. Von ihren Gemahlinnen aufgefordert ſprachen zwar der Markgraf von Meiſſen und der Herzog von Braunſchweig für ſeinen Vortheil, allein nur wenig laue Worte, die der Sache Heinrichs keine andere Wendung geben konnten. Der Herzog von Oeſtereich, der ſich thätig für ihn würde verwendet haben, war auf dem Reichstage zu Mainz nicht gegenwärtig, weil ihn das auf-

glimmende Mißvergnügen in seinem Lande zurück hielt.

Unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden mit dem Könige von Ungarn hatte Herzog Friedrich einige der ersten Anführer seines Heeres ihrer Würden entsetzt, um sie für die Treulosigkeit zu bestrafen, der sie sich in Ungarn gegen ihn schuldig gemacht hatten. Diejenigen, welche dieses Loos traf, waren aus den vornehmsten Häusern in Oestereich, dagegen die Männer, die er zu den Stellen der Entsetzten erhob, aus niedrigerm Stande waren. Ohne Rücksicht auf die Geburt sahe Friedrich nur auf wahres Verdienst, und gab diesen Männern die erhabensten Posten, mit der vollen Ueberzeugung, daß sie denselben nicht so wenig Ehre machen würden, als ihre Vorgänger. Dennoch fand seine Wahl keinen Beyfall, denn der Stolz vieler Grafen und reicher Bannerherren empörte sich, Männern gehorchen zu müssen, die zum Theil ihre Lehnsträger waren. Dieß gab die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit in Oestereich, zu welcher sich bald mehrere Gründe gesellten.

Der Vorrath in Friedrichs Schatzkammer reichte bey weitem nicht hin, die grosse Summe zu bezahlen, womit er von dem König Bela den Frieden zu erkaufen gezwungen war. Er

ſahe ſich daher genöthigt, alle Güter und Häuſer in ſeinem Lande mit einer Steuer zu belegen, deren Bezahlung freilich vielen läſtig wurde, weil ſie noch an den Wunden bluteten, die ihnen der ungariſche Krieg geſchlagen hatte.

Beſonders beſchwerten ſich die Kirchen und Klöſter über Bedrückungen, denn auch ſie mußten nach dem Willen des Herzogs einen Theil der Laſten tragen, die Friedrich auf die Schultern aller ſeiner Unterthanen legte. Er wurde gedrängt, von dem Könige von Ungarn mit einem neuen Kriege bedroht, viele der Geſchützten verweigerten die Bezahlung der Auflagen — was konnte Friedrich ſonſt thun, als ſie mit Strenge und Gewalt einfordern?

Doch erlaubt uns, theure Leſer! Euch ein Geſpräch des Herzogs mit ſeiner Mutter mitzutheilen, in welchem er ſich gegen dieſe entſchuldigte. Möget Ihr dann entſcheiden, ob ſeine Entſchuldigungen gültig waren! Uns liegt nur ob, getreulich zu referiren.

Theodore.

Noch einmal, mein Sohn, ein fürchterliches Ungewitter zieht ſich über Deinem Haupte zuſammen, wende es ab, da es noch möglich iſt.

Friedr. Hat Euch vielleicht wieder ein Abt oder Ritter, der auch einen Beytrag zu den Donnerkeilen zu liefern gedenkt, mit seinen Beschwerden behelligt?

Theod. Der Abt zu Mölk war bey mir, klagte über die unerträgliche Last, die Du seinem Kloster aufgebürdet hättest, da es der Hülfe selbst so nöthig hätte um die Verwüstungen herzustellen, welche die Ungarn in seinen Gebäuden und auf seinen Aeckern anrichteten.

Friedr. (bitter) Hättet Ihr doch den ehrwürdigen Vater ermahnt, von denen Ersatz seines Schadens zu fordern, die mit Beute belastet aus Ungarn zurückkehrten, sich auf ihren festen Schlössern des reichen Gewinns freuten, und der Klagen nicht achteten, die aus rauchenden Klöstern und brennenden Hütten der Landbewohner, angezündet von den Rotten der Ungarn, zu ihren Bergvesten empor drangen. Diese Verräther waren es, die mittelbar ihr Vaterland verheerten! Ich verzieh ihnen, behandelte sie so mild, als von wenigen an meiner Statt würde geschehen seyn, und nun lohnen sie mir mit beyspiellosem Undank.

Theod. Traurig nur für Dich und für Dein ganzes Land, daß so Vielen gerechte Beschwerde gilt, was Du Undank nennst!

Friedr. Ich weis es schon, Mutter, daß auch Ihr unter diese Viele gehört.

Theod. Ein Vorwurf, der mich kaum zur Hälfte trift. Beystimmen muß ich denen, die über Dich klagen, wenn sie Deinen Krieg mit Ungarn eine ungerechte Fehde nennen —

Friedr. (sie unterbrechend) O Mutter, es sind gewiß wenige Kriege so gerecht, als dieser war! Habt Ihr vergessen, daß ich durch ihn nur einem Angriffe des Königs Bela zuvorkam. Und war ich wohl zu tadeln, daß ich den Aufforderungen so vieler Ungarn folgte, die mich zu ihrem Könige wünschten? Die Ungarn sind ein freyes Volk, und hatten gerechte Beschwerden über ihren König Bela. Schon gewohnt, sich in ihren Bedrängnissen an die Herzoge in Oesterreich zu wenden, suchten sie Hülfe bey mir; ich war willig, sie ihnen zu geben, und gewiß würden die Ungarn jetzt schon erkennen, daß sie keinen Unmündigen auf ihren Thron gehoben hätten, wäre mir nicht durch schändliche Verrätherey einiger raubgierigen Edeln die Krone entrissen worden, die ich mit wenig Mühe errungen haben würde.

Theod. Ich will Dir die Antwort, die ich Dir hierauf schon mehrmals gab, nicht wiederholen, damit Dein Blut nicht in noch gröſſere

Wallung kömmt, als die Erinnerung an die verlorne Krone ohnehin schon hervorbringt.

Friedr. (mit Wärme) Warlich diese weniger, als die Gedanken an den schändlichen Verrath der Vornehmsten meiner Lehnsleute und an den Undank, mit dem sie mir es vergelten, daß ich sie nicht nach Verdienst züchtige! Schien ihren strengen Begriffen von Gerechtigkeit der Krieg mit Ungarn ungerecht, warum sagten sie es nicht, als sie den Feldzug jauchzend mit mir anfingen, oder dann, da sie an der gerechten Beute ihre Augen weideten? War das, was sie erbeuteten, gerecht erworbenes Gut, wie konnte der Krieg ungerecht seyn, der ihnen Gelegenheit gab, sich damit zu bereichern? Nein, es leidet keinen Zweifel, daß sie sich dieses Vorwandes nur bedienten, ihrer Flucht das Schändliche zu benehmen, das sie nach dem Urtheil des Unbefangenen hat.

Theod. Wie in dem meinigen. Aber wozu, mein Sohn, jetzt zurückschweifen in die vergangene Zeit, da die Gegenwart unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert?

Friedr. Gewiß würde dies nicht der Fall seyn, wenn sich meine Unterthanen mehr mit der ersten beschäftigen. Sie würden dann schweigen, und sich mit mir verbinden, um eine Last

abzuwälzen, welche der Verrath einiger unter ihnen auf ganz Oestereich wälzte. Ohne diese Treulosigkeit wäre gewiß der Sieg mein gewesen, und Ungarns Schätze würden jetzt den Wohlstand in Oestereich vermehren, statt daß wir nun gezwungen sind, mit den unsrigen die Wuth des Barbaren Bela zu versöhnen. Doch laßt uns annehmen, daß der Krieg mit Ungarn wirklich ungerecht, und nur eine Folge meines Strebens nach einer königlichen Krone gewesen wäre; könnte selbst dann mein Volk zu den Klagen berechtiget seyn, und zu der hartnäckigen Widerwärtigkeit gegen die Schatzung, mit der ich es, von Noth gedrängt, beschweren muß? O Mutter, wenn Ihr gerecht seyd, so müßt Ihr Nein antworten. Ich hätte gefehlt, fehlte aber die Hälfte meines Volks nicht noch gröber, da Treulose sich zum Aufruhr gegen mich verbanden, und das Erbe meines Vaters mir zu entreissen trachteten? Ich verzieh den Verbrechern, steuerte der allgemeinen Noth, soviel ich es vermochte, und half selbst denen, die kurz zuvor ihr Schwerd wider mich gezogen hatten. Nicht um mich mit meinen Thaten zu brüsten, sondern nur zur Rechtfertigung meines jetzigen Verfahrens erlaubt mir die Erinnerung: ob wohl der Abt zu Mölk und mehrere seiner geistlichen

Brüder ihres Leichnams jetzt so gemächlich pflegen könnten, hätten nicht meine Spenden, nach der glücklichen Stillung des Aufruhrs, ihre Gotteskasten gefüllt? Dies haben sie vergessen, und wollen solchen jetzt, da ich ihrer Hülfe bedarf, nicht öffnen; handle ich ungerecht oder tyrannisch, daß ich meine Kriegsknechte über die Geizigen schicke, das Schloß, welches ihren Mammon verwahrt, mit den Schwerdtern zu zersprengen?

Theod. Machte ich dir jemals diesen Vorwurf? Nein, mein Sohn, Du entfernst Dich nur von dem Rathe der Klugheit, der die Strenge, mit welcher Du verfährst, verbeut, wenn schon Gerechtigkeit sie nicht tadeln kann.

Friedr. Aber dringt mich nicht unvermeidliche Nothwendigkeit? Fürwahr, Bela wird nicht fragen, ob meiner Unterthanen Gemächlichkeit und Geiz die Summe mir bewilliget hat, die ich ihm nächstens zahlen muß. (heftig) Mutter, ich kann es nicht verhindern, daß Unwille meine knirschenden Zähne zusammenschlägt, so oft mich der Gedanke foltert, daß feige Verräther die Schmach über mich gebracht haben, einen Frieden erkaufen zu müssen, den ich durch mein Schwerd gewiß glorreicher würde erfochten haben. Friedrich von Oestereich mußte den Zorn Bela des Vierten mit Gelde versöhnen,

zur Demüthigung und gerechten Strafe, daß er aus Eroberungssucht einen ungerechten Krieg mit ihnen begann — wird vielleicht mancher Mönch in die Chronik seines Klosters schreiben, und meinem Namen einen Schandfleck andichten, von dem die Nachwelt nicht wissen kann, ob er Wahrheit oder Lüge ist.

Theod. Darum, mein Sohn, hüte Dich, daß dieser Nachricht in den Chroniken der Klöster die Klage nicht beygesetzt wird: er erpreßte von unserer Armuth einige Mark löthigen Silbers, das etliche Brüder unsers Konvents gesammelt hatten, zur Linderung der Noth der bedrängten Christen im Morgenlande ihr Scherflein beyzutragen.

Friedr. Glaubt Ihr wohl, Mutter, daß Bela sich um meinen Nachruhm bekümmern, aus Rücksicht auf ihn mir eine längere Frist zur Zahlung stellen wird? Ihr wisset, wie ich Euren Rath oft so vortrefflich fand, und wie ich ihn dann freudig und dankbar benutzte, aber — verzeiht meine Aufrichtigkeit — jetzt kann ich ihn in Wahrheit nicht für so weislich erkennen, als ich ihn oft bewunderte.

Theod. Gebe Gott, mein Sohn, daß Du es nicht zu spät erkennst, wie wohl Du Dich

auch jetzt bey der Befolgung desselben würdest befunden haben.

Friedr. Sonderbar, daß ich jetzt Euren Blick schärfen muß, da er doch sonst so hell ist! Genauere Prüfung wird Euch beweisen, daß Klugheit mir die Handlungsweise vorschreibt, die ich bisher befolgt habe, und daß die Strenge, zu welcher ich mich, fürwahr wider meinen eigenen Willen, zwingen muß, wohlthätig für meine Unterthanen ist. Nach ihren Kräften verlange ich von ihnen einen Beytrag zu den allgemeinen Bedürfnissen, ihrer ganzen Habe würden aber viele verlustig werden, wenn ich die festgesetzte Frist nicht einhielte, und Bela ließe denn die Rotten seiner Räuber wieder in mein Land strömen, damit sie den zehnfachen Werth der Summe raubten, deren Bezahlung ich ihm verweigerte.

Theod. Warum aber siehst Du nur auf den König von Ungarn, nicht auf den Kaiser, der sich, seit der unglücklichen Zeit, wo Du Dich zur Verbindung mit seinem aufrührischen Sohne verirrtest, noch mehr wie Bela, als Dein Feind beweist.

Friedr. Auf einmal von zwey Gefahren bedroht muß man der größten und gewissesten unter ihnen auszuweichen suchen, und der kleinern nicht achten, wenn man auf dem nemlichen We-

ge, der uns von jener entfernt, dieser nicht zugleich entrinnen kann. Nach diesem Grundsatze handle ich, voll Hoffnung, daß der Kaiser nicht auch gegen mich so ungerecht verfahren wird, wie er gegen meine Schwester that. Geschähe es aber dennoch; so hoffe ich, mit höhern Beystande, auch diese Gefahr durch Muth und Klugheit zu besiegen.

Ohne Abänderung verfuhr Herzog Friedrich streng gegen alle, welche die Entrichtung der Schätzung verweigerten, die er von ihnen verlangte. Hierdurch wurde er zwar in den Stand gesetzt, zu festgesetzter Zeit die Kaufsumme für den Frieden an den König von Ungarn zu bezahlen, dagegen wurde aber das Murren seiner Unterthanen gegen ihn immer allgemeiner.

Hierbey wurde nicht weniger Kabale gespielt als ehedem gegen den römischen König, um ihn zur Empörung wider seinen Vater zu entflammen. Anhänger des Pabstes suchten den Plan des Grafen von Rapperswyl auszuführen, und den mächtigen Herzog von Oesterreich von der Parthey des Kaisers zu trennen. Nur für ihren eigenen Vortheil besorgt, hielt sie die Erinnerung: daß sie ein blühendes Land

verwüsten und Tausende seiner Bewohner dem Tode oder dem Elende überliefern würden; nicht von der Gemüthshandlung ihrer frevelhaften Absichten zurück.

Dem äussern Schein nach bildeten die fremden Unruhstifter in Oestreich zwey verschiedene Parthegen, die aber im Geheim so innig verbunden waren, wie ihre Vereinigung zu gleichem Zwecke erforderte. Die eine dieser Partheygen bemühte sich, das glimmende Feuer der Empörung zur lodernden Flamme anzufachen; die andere arbeitete bey dem Herzoge für die Befestigung des Entschlusses; seine für nöthig erkannte Strenge nicht zu mildern. Unerschüttert in seinen Entschlüssen, bedurfte Herzog Friedrich dieser Aufmunterung nicht, daher diejenige Parthey der Unruhstifter, die auf ihn wirken sollte, Anfangs weniger Beschäftigung fand, als ihre Brüder, die unter dem österreichischen Volke Aufruhr predigten.

Es war den österreichischen Edeln, die einst bey der Entführung der ungarischen Krone die Flüche vernommen hatten, nicht verborgen geblieben, daß der Herzog zuweilen äusserte: er hätte sie zu gelind gestraft. Die Furcht: daß sie vielleicht in der Folge grössere Strafe treffen möchte; bemächtigte sich ihrer, und einmal an ihrem Landesfürsten zu Verräthern geworden,

beschlossen sie ihre Verrätherey vollkommen zu machen, weil sie nur hierdurch der gerechten Rache desselben würden entgehen können. Sie setzten eine Klagschrift gegen ihren Herzog auf, sendeten sie an den Kaiser, und verlangten von ihm, an Friedrichs Stelle, einen andern gerechten und mildern Regenten; ein Verfahren, welches sie nicht würden gewagt haben, wenn ihnen nicht des Kaisers Haß gegen ihren Herzog bekannt gewesen wäre.

Erwünscht kam dem Kaiser das Klagschreiben der österreichischen Edeln, weil es ihm Gelegenheit gab, dem Aufrufe des Zorns zu folgen, der ihn schon seit langer Zeit wider den Herzog von Oesterreich erbitterte. Ohne Verzug entbot er den Verklagten vor den Reichstag zu Augsburg, sich daselbst vor kaiserlicher Majestät und den versammelten Fürsten von den angeschuldigten Unthaten zu rechtfertigen.

Die Unruhstifter in Oesterreich waren von dem Inhalte des kaiserlichen Schreibens an den Herzog schon benachrichtiget, ehe es noch in Wien eintraf, und gaben sich alle Mühe, vermittelst desselben eine Wirkung hervorzubringen, wie ihre Absicht sie erheischte. Im Geheim streuten sie aus: der Kaiser hätte in Italien seinen Onkel hinrichten lassen, und beschäftigte sich jetzt damit, Margarethen und dem Herzog

ge von Oestereich ein ähnliches Schicksal zu bereiten.

Das Schreiben, welches er um diese Zeit von seiner Schwester, durch Sophiens Bruder, erhalten hatte, schien den Verdacht gegen den Kaiser, den man in ihm aufzuregen suchte, zu bestätigen, und bewog ihn zu dem Entschlusse: nicht nach Augsburg zu gehen, wohin ihn der Kaiser wahrscheinlich nur gefordert hätte, ihn seiner Rache aufzuopfern. Nach dem Ausspruche seines Gewissens erkannte sich Friedrich für schuldiger, als seine Schwester; diese hatte des Kaisers verzehrender Zorn getroffen — konnte sich Friedrich ein bessres Loos versprechen, oder Schonung von einem erzürnten Monarchen, dessen Grimm gegen ein schuldloses Weib so heftig wüthete.

Friedrich erschien also nicht vor dem Reichstage zu Augsburg. Wiederholt forderte ihn der Kaiser in andere Städte vor Gericht, und fügte zugleich seinen Forderungen Drohungen bey, durch nichts konnte aber der Herzog bewogen werden, dem Rufe des Kaisers zu folgen, denn zu unüberwindlich war sein Mistrauen gegen denselben, um sich selbst in seine Gewalt zu liefern. Oft beschwor ihn Theodore, den Zorn des Kaisers nicht auf den höchsten Grad zu reizen, aber mit der Versicherung: daß er diesem

schon erreicht hätte; verband Friedrich die Bitte an seine Mutter: ihn nicht länger zu einer Handlung überreden zu wollen, die seiner Ueberzeugung genau entgegenstände.

Verfolgt mich des Kaisers Zorn bis in mein Land — setzte er hinzu — so kann ich ihm hier eher ausweichen, oder mich ihm dreust entgegen stellen, welche Hoffnung: ihm zu entrinnen, bliebe mir aber wohl übrig, wenn ich vor einem Richter träte, der zugleich Partheyist, und in seinem Gerichte Beysitzer hat, von denen die wenigsten [illegible] Freunde sind? Lauern nicht viele von ihnen auf den Ausbruch von dem Zorne des Kaisers, um sich auf meine Kosten bereichern zu können?

Der Kaiser hatte den Herzog von Oesterreich mit der grossen Acht bedroht, und Theodore erfuhr von einem Freunde an dem Hoflager des erstern, daß er diese Drohung bald erfüllen würde. Verloren glaubte sie nun ihren Sohn, und bot noch einmal ihre ganze Beredsamkeit auf, ihn zum Nachgeben gegen die Uebermacht des Kaisers zu bewegen. Als sie alle ihre Mühe vergebens sahe, entschloß sie sich mit Gertruden, ihrer jüngsten Tochter, die einzige, welche sich noch bey ihr befand, den Schrecknissen zu entfliehen, die sich bald über das unglückliche Land ihres Sohnes verbreiten würden.

Vorher schon war Theodore durch die fortdaurenden Fehden bewogen worden, ihr liebes Hainburg mit Judenburg zu verwechseln, jetzt glaubte sie auch diesen Wahnsitz verlassen zu müssen, und flohe nach Böhmen zu dem König Wenzel; ein Schritt womit Friedrich unzufrieden war, weil er wußte, daß der König von Böhmen unter seinen Feinden einer der ersten seyn würde. Bald nach ihrer Flucht brach das Ungewitter aus.

Kurz vor seiner Abreise nach Italien, wohin ihn die Bewegungen der Städte des lombardischen Bündnisses riefen, erklärte der Kaiser den Herzog von Oesterreich in die grosse Acht, und übertrug die Vollziehung derselben allen deutschen Nachbarn des östereichischen Landes. Der König von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Kärnten, und fünf mächtige geistliche Fürsten überschwemmten Oesterreich und Steyer mit ihren Kriegsheeren.

Wir, theure Leser! wollen sie nicht begleiten, sondern Euch zurück nach Italien führen, und in das Gefängniß, wo sich Margarethe von dem Leben ihrer Söhne noch immer mit unbestätigter Hoffnung schmeichelte.

Margarethens glückliche Gabe, jeden für sich einzunehmen, oder vielmehr die Allgewalt, mit welcher sich jeder zu ihr hingezogen fühlte, oder Gelegenheit hatte, eine Zeit lang Zeuge ihrer bewundernswürdigen Sanftheit und stillen Ergebung in ihr trauriges Geschick, und ein Beobachter der Aeusserungen ihres himmlisch guten Herzens zu seyn, bewies sich auch im Kerker zu Sankt Felice.

Azzo von Tiepoli, der Kastellan des Schlosses, in welchem Margarethe verwahrt wurde, bewies sich gegen sie nicht minder gefällig und theilnehmend, als vordem der Schloßhauptmann zu Worms. Sophie zauberte daher oft durch die Hoffnung: seine Begriffe von Treue gegen seinen Herrn weniger streng zu finden, als sie an jenem tadelte; ihrer Einbildungskraft schöne Träume von naher Befreyung und Wiedervereinigung mit ihren Lieben in Oesterreich vor.

Sie zögerte nicht, ihrer Gebieterin mitzutheilen, wodurch sie selbst Trost und Beruhigung erhielt, aber Margarethe sehnte sich jetzt weniger nach Freiheit, als sie Nachricht von ihrem Gemahl und ihren Söhnen zu erhalten wünschte. Oft war sie schon im Begriffe gewesen, den Kastellan zu bitten: daß er zu

erforschen suchen möchte, woran ihre Ruhe hinge: doch die Besorgniß: ihren Leben durch ihre Nachforschung zu schaden; hielt ihre Ungeduld lange zurück, bis sie sich nach und nach überzeugte, daß Azzo ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, und sich gewiß eifrigst bestreben würde, ihrer Sehnsucht baldige Befriedigung zu verschaffen.

Mit Aeusserung der lebhaftesten Theilnahme hörte Azzo den Klagen zu, die sich einst in seiner Gegenwart aus Margarethens Busen hervorpreßten, und sahe die Thränen, die dem Andenken ihres Gemahls und ihrer Söhne reichlich flossen. Die Besorgniß für das Leben der letztern, welche die unglückliche Mutter schon so oft gequält hatte, kehrte zurück, da sie mit Azzo sprach; im Tone vollkommener Ueberzeugung versicherte ihr aber dieser, daß sie sich ohne Noth mit dieser Furcht quälte.

Der Zorn unseres gnädigen Herrn — sprach er — greift weit um sich, überschreitet vielleicht auch zuweilen die Gränzen strenger Gerechtigkeit, aber gegen sein eignes Blut wird er ihn nie zum Tyrannen machen. Hart beleidigte ihn Euer Herr und Gemahl, doch wird er diese Beleidigung nie durch den Tod desselben rächen, noch vielweniger sie auf diese

Art an seinen schuldlosen Kindern bestrafen. Die Prinzen, Eure Söhne, leben, und befinden sich mit Euch in einem Lande, aber in welcher Stadt, oder in welchem entlegenen Schlosse — dies, gnädigste Frau, haben meine Nachforschungen nicht ergründen können. Ich habe dem Laufe ihrer Reise nachgespürt, aber am Ende verwirrt sie sich, und ich habe nur erspähen können, daß in Apulien das Ende desselben war.

Ist denn aber Apulien so groß — erwiederte Margarethe — daß man Personen, von deren Aufenthalt in seinen Gränzen man versichert ist, nicht sollte auffinden können?

Vergesset nicht, gnädigste Frau — antwortete Azzo — daß man in der kleinsten Stadt vor allen andern Menschen verborgen bleiben kann, wie viel eher in einem Lande, das so groß ist als unser Herzogthum! So wie mir und meinen Dienern, ist unerlaubt den Hütern der Prinzen bey Lebensstrafe verboten, den Aufenthalt derselben irgend jemand zu verrathen, und so können sie vielleicht in geringer Entfernung von uns leben, ohne daß es meinen Nachforschungen kund wurde, rastlos will ich sie aber fortsetzen, vielleicht daß sie entdecken, was Eurem Herzen so nahe liegt.

Einige Monate hatte Azzo der Erfüllung dieses Versprechens seine ganze Thätigkeit gewidmet, aber noch immer erfuhr Margarethe nicht von ihm, wonach sie, beynahe so oft sie ihn sahe, ängstlich fragte. Anfangs zweifelte sie an dem Eifer des Kastellans, nun aber, da zuweilen aus den Blicken und Reden desselben eine gewisse Verlegenheit und ein Bestreben, Ihr etwas Unangenehmes zu verbergen, hervorleuchtete, verwandelten sich jene Zweifel in die Furcht: daß seine Nachforschungen weniger Trostvolles für sie erfahren hätten, als ihre Hoffnungen, von ihm belebt, bisher sich schmeichelten.

Wie gewöhnlich vergrösserte sich ihre Furcht, je mehr sie sich mit derselben beschäftigte. Durch sie geleitet erschuf sich ihre Einbildungskraft erschütternde Schreckbilder, die ihr die geliebten Söhne bald mit dem Tode ringend, bald schon in dem Grabe darstellten. Ihre Gegenwart blieb dem Kastellan nicht lange verborgen, sie entdeckte ihm ihre Furcht, und forderte ihn auf, ihr nicht länger zu verbergen, was ihr sein zweydeutiges Betragen bisher und seine finstern Blicke schon längst verrathen hätten.

Bey seiner ritterlichen Ehre und bey allem, was ihm heilig war, versicherte Azzo Margarethen, daß sie sich mit selbstgeschaffner Pein quäl-

er, und seinen Unmuth unrichtig gedeutet hätte, denn erzehlte er ihr die Geschichte eines Freundes von ihm, die wir aber hier nicht mittheilen wollen, um uns nicht zu lange von Margarethen entfernen zu müssen. Es sey Euch, theure Leser! genug, wenn wir Euch versichern, daß diese Geschichte wirklich so traurig war, daß Margarethe die Versicherung des Kastellans: Trauer um seinen Freund habe seinen Blick getrübt; nicht bezweifeln konnte, ohne zugleich die Wahrheit der mitgetheilten Geschichte zu bezweifeln. Wirklich hatte Furcht schon so viel Raum in ihr gewonnen, daß beyde Zweifel in ihr emporstiegen.

Wäre das, was Ihr mir sagtet — sprach sie zu Azzo — etwas mehr als Erdichtung, von Eurer Gefälligkeit zu meinem Trost ersonnen, warum würdet Ihr mir es nicht längstens entdeckt haben, um dem Argwohn vorzubeugen, dessen Entstehung Ihr so leicht vermuthen konntet?

Blos um ihn nicht anzufachen, schwieg ich bisher — antwortete Azzo — Ich fürchtete, daß Ihr mir nicht glauben möchtet, was ich nun auch bestätigt finde und bemühte mich deshalb, meinen Gram ganz vor Euch zu verbergen. Ich weis, wie scharf der Blick eines Leidenden ist, wie durchdringend er andere Unglückegefähr-

chen durchschauet, und würde daher die Unmöglichkeit einer Täuschung sogleich eingesehen haben, hätte ich nicht geglaubt, des Zwanges, den ich mir auflegte, nicht lange nöthig zu haben. Ich hoffte, Euch bald den Ort nennen zu können, wo die Prinzen, Eure Söhne, leben: und wäre meine Hoffnung erfüllt worden: so hätte ich dann dem Schmerze um meinen unglücklichen Freund ungestört nachhängen können, ohne den Argwohn in Euch aufzuregen, der Euch nun beruhigt.

Margarethens Argwohn verschwand nicht so schnell, wie er entstanden war, nur nach und nach entfernten ihn des Kastellans wiederholte Versicherungen: daß sein Unmuth nicht Folge seiner Forschungen nach den Prinzen wäre; verbunden mit dem tröstlichen Zuspruch Sophiens. Durch die Zeit reiften Margarethens Wünsche wieder zu Hoffnungen, die sie bald weniger lebhaft beschäftigten.

Azzo von Tiepoli zeigte den lebhaftesten Eifer für Margarethe, und war in seinen Versuchen: den Aufenthalt ihrer Söhne zu erforschen; so unermüdet, als in den Bemühungen, sie aufzuheitern, und ihre Lage zu verbessern, so viel seine Kräfte und die Befehle, die er von dem Kaiser erhalten hatte, erlaubten. Gleich bey

ihrer

ihrer Ankunft zu Sankt Felice hatte Margarethe sein lebhaftestes Mitleid rege gemacht, ob er gleich damals nur die gefangene Königin in ihr sahe.

Es liegt, wo wir nicht irren, im Gange der menschlichen Empfindungen, daß unser Mitleiden gegen Unglückliche sich verstärkt, je höher die Stufe ist, von welcher sie herabfielen, und je seltner Personen, ihnen gleich an Stande, Gegenstände unsers Mitleids werden. Ein unglücklicher König rührt uns mehr als ein unglücklicher Bettler. Dieses starke aber allgemeine Mitleid war es, das Azzo für Margarethen fühlte, so bald sie eine Bewohnerin des Schlosses wurde.

Einer ihrer Begleiter, Azzo's alter Freund und Waffengenosse, erzählte ihm, was er in Deutschland von Margarethens so wahrscheinlicher Unschuld gehört hat. Azzo beobachtete die Königin; glaubte in allem, was sie that, Bestätigung der Nachricht seines Freundes zu finden, und sahe nun bald, nicht blos die unglückliche Königin; nein, auch die unschuldig Leidende in ihr, wodurch sein Mitleid und sein Eifer; Margarethens Leiden zu mildern; stufenweise eine so seltene Wärme erreichten, daß er mit ei-

gener Aufopferung für das Beste der unglücklichen Königin zu arbeiten beschloß.

Hier scheint es uns der schicklichste Ort, unsern Lesern die wahre Ursache des Mißmuths und der Verlegenheit zu sagen, die Margarethe für Folgen von Azzo's Theilnahme an dem Unglück ihrer Kinder hielt, und Azzo selbst ein Opfer nannte, das er einem leidenden Freund brächte.

Kurz nach dem Reichstage zu Mainz und einige Monden früher, ehe ihn die Fortschritte der lombardischen Städte aus Deutschland nach Italien riefen, entnahm Kaiser Friedrich seinen Sohn der Haft, in welcher ihn der Herzog von Bayern bisher gehalten hatte, um ihn nach Apulien zu senden, wo ihn ein Kerker bis an seinen Tod verschließen sollte. Gefesselt und in einer verschlossenen Sänfte wurde Heinrich, begleitet von einer auserlesenen Schaar treuer Kriegsmänner, so geheim von Deutschland nach Italien gebracht, daß er sich schon längst an dem Orte seiner Bestimmung befand, als man ihn noch allgemein in der Verwahrung des Herzogs von Bayern glaubte.

Noch nöthiger, als bey seiner Gemahlin und bey seinen Kindern, dünkte dem Kaiser, bey dem entsetzten römischen Könige Vorsicht und Verborgenheit. Die Italiener, immer zum Aufruhr geneigt, und ein Hinblick auf den Pabst, der eben jetzt angefangen hatte, seine Unternehmungen wider den Kaiser weniger unter dem Schleyer des Geheimnisses zu verbergen, als er seit dem Frieden zu Sankt Germano für gut befand, bewogen ihn hierzu. Er fürchtete, daß sich eine Parthey für Heinrichen erklären mögte, und um dies zu verhindern, schien ihm die Verbergung seines Aufenthaltes und die Vestigkeit des Schlosses, in welches er ihn kerkern wollte, gleich nöthig.

Sankt Felice empfahl sich ihm sowohl durch seine Lage als durch die Wichtigkeit seiner Vestungswerke, nur war es seinem Plane zuwider, Heinrichen in eine Vestung zu kerkern, wo sich schon seine Gemahlin befand. Er blieb eine Zeitlang unentschlossen, und bediente sich zuletzt, wie er in solchen Fällen gewöhnlich pflegte, des Rathes seines Hofastrologen, der aber die Frage des Kaisers so unwichtig fand, daß er nicht für nöthig hielt, die Sterne um ihre Entscheidung zu fragen, und sich ohne Zögern für Sankt Felice erklärte, weil seine Schlauheit in den

Blicken des Kaisers den Wunsch las, daß er für diese Wahl entscheiden mögte. Heinrich wurde also nach Sankt Felice gebracht, und der Aufsicht Azzo's von Tiepoli übergeben.

Mit einem Diener wurde Heinrich in ein Gefängniß geschlossen, in welches nach den Befehlen des Kaisers nur Azzo selbst gehen durfte; streng war es diesem verboten worden, Margarethens Aufenthalt zu Sankt Felice zu verrathen, noch einen strengern Befehl erhielt er jetzt in Absicht Heinrichs. Besonders wurde es ihm bey Lebensstrafe untersagt, gegen diese beyden Gefangenen selbst etwas davon zu äussern, daß sie einander so nahe wären.

Oft hatte Margarethe mit dem Kastellan von ihren Kindern gesprochen, seltner von ihrem Gemahl, worüber sie hoffentlich keiner unserer Leser tadeln wird, doch beschäftigte sie sich auch mit diesem so oft, daß sich der Kastellan von der unnennbaren Freude überzeugte, mit welcher sie das Wiedersehen ihres Gemahls beleben würde. Das Bild derselben schwebte seiner Einbildungskraft vor, so bald Heinrich seiner Aufsicht anvertraut wurde, das Verbot des Kaisers riß es aber bald von ihm weg.

Zu lebhaft hatte sich der theilnehmende Kastellan das Entzücken Heinrichs und Margarethens gedacht, wenn sie, durch ihn geführt, sich

in die Arme sinken würden, als daß der Wunsch: ihnen diese Seeligkeit und sich das süße Mitgefühl verschaffen zu können; nicht oft bey ihm hätte zurückkehren sollen, so sehr auch das Gebot des Kaisers der Erfüllung desselben entgegenstand. Schon entwarf er geheime Plane, wie er beyde Unglückliche zusammenführen wollte, ohne Entdeckung befürchten zu müssen, aber Heinrich selbst brachte ihn von diesem Gedanken zurück, weil er sich bald überzeugte, daß es Margarethen keine Beruhigung geben könnte, sondern ihren Kummer nur noch heftiger machen würde, wenn sie ihren Gemahl sähe.

Sein zirter Fall hatte auf den unglücklichen Heinrich so sehr gewirkt, daß sein Verstand gelitten hatte, Abwesenheiten desselben, und Anfälle von wirklicher Raserey wechselten mit heilen Stunden ab, doch waren der letztern weniger als der ersten, in allen aber zeigte sich Heinrich als ein Gegenstand des Mitleids. Wenn er seines Verstandes mächtig war, quälte er sich selbst mit Vorwürfen über seine Unvorsicht: den bösen Rath einiger Unruhstifter befolgt zu haben; und über das Verbrechen, dessen er sich gegen seinen Vater schuldig gemacht hatte, wodurch er denn gewöhnlich die Anfälle von Raserey, oder die dumpfen Abwesenheiten des Verstandes zurückrief, die ihn kaum verlassen hat-

ten. Dann wurden seine Vorwürfe Bewünschungen, die selten ihn selbst, oft seinen tyrannischen Vater, noch öfter den Pabst, den Grafen von Rapperswyl und alle diejenigen trafen, welche Heinrichs Ehrgeiz erhitzt, Besorgniß für den sichern Besitz seiner Erbkönigreiche in ihm erweckt, und ihn durch beydes zur Empörung hingerissen hatten.

Einen jungen Mann, dessen Jugendblüthe die Leiden der letzten Tage noch nicht ganz hatten verzehren können, von dem man wußte, daß er listigen Anführern zum Opfer gefallen war, in dem schrecklichen Zustande zu sehen, von welchem wir Dir, lieber Leser, absichtlich nur einen leichten Umriß zeichneten, würde selbst Menschen von wenig Gefühl zum schmerzlichen Mitleid geschmolzen, und zu theilnehmender Traurigkeit aufgefordert haben; wie viel mehr mußten sich nicht beyde bey einem Manne zeigen, wie der gefühlvolle Azzo war? Mühsam verbarg er sie vor Margarethens Blicken, und ersann die vorgebliche Geschichte seines Freundes, damit er seinem Trübsinn eine Ursache unterschieben könnte, wenn Margarethe, wie er fürchtete, die Gegenwart desselben erspähen sollte.

Die Zeit, dieser Arzt aller Leidenden, linderte Heinrichs Uebel ein wenig. Seine Vernunft verließ ihn nicht mehr so oft, und seine Raserey

wurde weniger fürchterlich, nachdem er sich zwey Monden zu Sankt Felice befunden hatte; dennoch wurde des Kastellans Schmerz rege, so oft ihn sein Beruf in den Kerker des unglücklichen Königs führte. Noch nie war ihm die Ausübung seiner Pflicht und die Befolgung der Befehle des Kaisers so lästig worden, als jetzt. Er erhielt der Aufforderung zur Traurigkeit immer so viel, und wünschte doch sehnlich, heiter zu seyn, um Margarethen keine Veranlassung zu kümmernden Besorgnissen zu geben.

Vor Heinrichs Ankunft zu Sankt Felice war Azzo's einzige Sorge: Margarethen aufzuheitern, und das Gefängniß ihrer Söhne zu erforschen; jetzt verband sich mit ihr das Bestreben: sich der zwangvollen Lage zu entwinden, in welcher seine Ruhe litt. Auch hierbey dachte er mehr an Margarethen, als an sich selbst. Er suchte ihren Vortheil mit dem seinigen zu verbinden, wünschte derselben ihre Söhne wiedergeben, und sich selbst der traurigen Pflicht entledigen zu können: Heinrichs Hüter zu seyn.

Azzo's Mitleid äusserte sich auch gegen Heinrichen, doch freilich minder thätig, als gegen die Gemahlin desselben, da diese mehr dazu aufforderte als jener, obgleich er auf den ersten Anblick des Mitleids würdiger schien. Heinrich war ein Verbrecher, obschon ein grosser Theil

seiner Schuld auf den Grafen von Rapperswyl und die Verbundenen desselben fiel, unschuldig litt hingegen Margarethe; er wüthete, erlaubte sich selbst in hellen Augenblicken Vorwürfe gegen seinen Vater, die von Verwünschungen wenig entfernt waren, und freveindes Murren über das Schicksal, sie ertrug ihre Leiden mit beyspielwerther Geduld, klagte nie das Schicksal an, daß es ihr unverschuldet eine lastende Bürde aufgeladen hatte, und seufzte nur dann über die Härte des Kaisers, wenn ihre mütterliche Sehnsucht nach den entrissenen Söhnen allzu mächtig in ihr wurde, oder sie von den Besorgnissen um ihr Leben gequält wurde.

Dies und noch mehr gab Azzo's Mitleid für Margarethen eine Stärke, welche die jenem ähnliche Empfindung für ihren Gemahl nicht erreichen konnte; natürlich daher, daß sich seine Sorgfalt mehr mit ihr beschäftigte, und an der Entfernung Heinrichs aus Sankt Felice, wie an der Wiedervereinigung Margarethens mit ihren Kindern gleich eifrig zu arbeiten beschloß. Auch leitete ihn bey der Entwerfung des Plans, wodurch er beydes zu bewirken hoffte, die Ueberzeugung, daß der Kaiser seinem aufrührischen Sohne nie bewilligen würde, was die schuldlose Margarethe freilich eher erhalten konnte.

Es wurde sehr bald bekannt, wie zärtlich der Kaiser seine junge Gemahlin, die schöne Isabelle, liebte. Keine seiner vorigen Gemahlinnen hatte sein Herz so ganz besessen, doch blieb man zweifelhaft, ob man diesen Vorzug Isabellens allein ihrem Werthe beymessen, oder einen Theil desselben dem herannahenden Alter des Kaisers zuschreiben sollte. Wer für ihn eingenommen war, nahm nur den ersten Grund an, und wirklich berechtigte auch Isabelle zu dieser Vermuthung, da sie in sich Reize des Körpers und der Seele vereinigte.

Besonders gewann sie sich die Achtung und Verehrung Aller, die sie kannten, durch die Milde, mit welcher sie die Heftigkeit ihres Gemahls oft mäßigte, und Unglücklichen immer zu helfen bereit war. Viele die sich an sie gewendet hatten, waren getröstet worden, wodurch in dem wackern Azzo die Hoffnung hervorgebracht wurde, daß auch Margarethe nicht vergebens Trost bey ihr suchen würde.

Den Plan, mit welchem er sich beschäftigte, zu vollführen, sollte Margarethe mit ihm gemeinschaftlich wirken, und die Kaiserin um Wiedervereinigung mit ihren Söhnen bitten, indem er selbst den Kaiser auffordern wollte, Heinrichen von Sankt Felice zu entfernen. Es wurde ihm nicht schwer, einen Vorwand zu fei-

nem Gesuch zu finden, der ihn zugleich dem Kaiser als einen für sein Bestes eifrig besorgten Diener darstellt.

Er beschloß, seinem Herrn zu melden, daß Heinrichs wildes Geschrey, bey seinen Anfällen von Raserey, den Bewohnern von Sankt Felice leicht seine Gegenwart entdecken könnte, weil er denn oft Namen ausrief, welche die Vorübergehenden ohne Mühe könnten ahnden lassen, wer der unbekannte Gefangene sey, der die Neugierde der Stadt schon einige Zeit beschäftigte. Diesem Eingange dachte er die Ueberzeugung folgen zu lassen, daß die Milde kaiserlicher Majestät ohne Zweifel nicht erlauben würde, den unglücklichen König in eines der unterirdischen Gefängnisse von Sankt Felice zu versenken, aus welchen seine Stimme nicht zu den Vorübergehenden hervordringen könnte; und mit dem Rathe zu schliessen: den König in ein Gefängniß an einen andern Ort zu bringen, dem wenig Menschen vorüber giengen, und hierdurch die Gefahr, daß er entdeckt werden möchte, zu verhüten.

Sobald der Kastellan den Entwurf seines Plans vollendet hatte, machte er die Hälfte desselben, welche die Vereinigung der jungen Prinzen mit ihrer Mutter betraf, Margarethen bekannt. Nothleidende geben leicht auch dem ge-

ringsten Schein von Hoffnung Raum, welches bey Margarethen um so eher der Fall war, da der Kastellan durch mancherley Erzählungen von Beweisen, welche die Kaiserin Isabelle von ihrer Milde und Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, schon gegeben hatte, Vertrauen auf die Hülfe derselben in ihr zu beleben wußte. Sophie verstand es zu verstärken; und freudig und mit hoher Hoffnung erfüllt ergriff Margarethe die Feder.

„Eure Milde, gnädigste Frau, — schrieb Margarethe — hat schon so vielen Nothleidenden Trost gegeben, so viele schon der Bedrängnisse entbürdet, unter deren Drucke sie seufzten, daß der Ruf derselben bereits in die Mauern eines Kerkers gedrungen ist, in welchem der Unglücklichsten eine ihr Lager mit Zähren benetzt. Es ist Margarethe, die sich Eure Tochter nennen würde, wenn sie nicht im Kerker lebte, jetzt aber es nicht wagt, weil Ihr sie wahrscheinlich nur als Verbrecherin kennt.

Ob ich diesen Namen verdiene? — Dies, gnädigste Frau, wird ein öffentliches Gericht entscheiden, das die Gerechtigkeit kaiserlicher Majestät noch über mich halten wird, ob es schon bis jetzt nicht geschah, und wo dann öffentliche, weltliche Richter mir das Zeugniß geben werden, das ich bis auf den heutigen Tag nur von dem

innern Richter erhalten konnte, der in meinem Busen laut und unbestechlich spricht. Könntet Ihr, erhabene Kaiserin, den Entschluß, über mich Gericht zu halten, bey dem Großvater meiner Söhne früher herbeyführen, als er ohne Eure Vermittelung entstehen mögte; o so bitte ich Euch, unterzieht Euch diesem Geschäft, wofür Eurer Güte von mir ewiger Dank werden würde! Doch dies ist nicht die Ursache, weshalb ich mit festem Vertrauen: nicht vergebens zu bitten; die Feder nahm, nein, meine Bitte heischt noch weniger.

Getrennt von meinem Gemahle und ohne Hoffnung, ihn jemals wieder in Freiheit zu sehen, sehne ich mich selbst minder nach diesem Gute, als wohl die mehresten Gefangenen; rastlos aber ringen meine Wünsche nach Wiedervereinigung mit meinen mir entrissenen Söhnen. Selbst noch nicht Mutter könnt Ihr, gnädigste Frau, nicht in ihrer ganzen Stärke, die Gefühle einer Mutter für ihre Kinder empfinden, vorstellen könnt Ihr sie Euch aber ohne Zweifel, wenn Ihr Euch von Eurem sanft empfindenden Herzen, das sich, wie tausend Zeugen rühmen, so freudig fremder Noth öffnet, leiten lasset.

O daß ich es Euch so lebhaft zu schildern vermögte, als die Ueberzeugung in mir lebt,

wie der zärtlichen Mutter alles fehlt, wenn sie sich ihrer Kinder beraubt sieht, und wie ihr dagegen das Leben an ihrer Seite, im Kerker wie auf dem Throne, Seligkeit gewährt! O wie unendlich, wie gluthvoll würde mein Dank seyn, wenn Ihr, gnädigste Frau, mir diese Seligkeit geben wolltet! Von dem Gefühl desselben und von Freude hervorgelockt, würden wohlthätige Zähren dieses Auge erquicken, dessen Thränenquell Kummer und folternder Schmerz längst schon ausgetrocknet haben, und jede dieser Zähren würde für Euch, die Schöpferin meiner Freude, Heil und Segen erflehen — und meine Kinder würde ich lehren, die Kaiserin Isabelle als ihre Wohlthäterin zu verehren, wenn es ihnen auch nie vergönnt werden sollte, sie, die Gemahlin ihres Großvaters, Mutter zu nennen!

Ich weis nicht, was der Kaiser, mein Herr, über meine Söhne beschlossen hat; sey es aber auch, was es wolle; so wird seine Milde mir doch gewiß die Wohlthat nicht verweigern; den Kerker mit ihnen zu theilen; oder er müßte mich für die Strafwürdigste aller Verbrecherinnen halten. Fürwahr, gnädigste Frau, ihrer Kinder beraubt zu leben, von ihnen so ganz nichts zu wissen, daß ihre Furcht sie schon oft unter den Todten argwohnt, ist für eine fühlen-

de Mutter qualvoller, als wenn sie sich in einem Kerker befände, wo ihre Hüter Befehl hätten, sie mit rastlosen Foltern zu peinigen.

Auf Euch, mildthätige Kaiserin, setze ich noch einzig meine Hofnung; sinkt auch sie dahin, so verliert mein Leben seine letzte Stütze. Noch einmal flehe ich, lasset mich Euch seine Erhaltung danken!"

Dieses Schreiben schloß Azzo in ein anderes von seiner Hand, in welchem er der Kaiserin eine Schilderung von Margarethen machte, die der Wahrheit so getreu war, als sie die Wärme bewies, mit welcher Azzo Margarethens Bestes wünschte und beförderte. Daß er es gewagt hatte, ihr Schreibegeräthe zu geben, war ein deutlicher Beweis seiner Ergebenheit für sie, welcher er mit Wagen eigener Gefahr diente, denn er handelte hierin dem Befehle des Kaisers zuwider. Doch sorgte er dafür, dieser Gefahr, die auch zugleich Margarethen betroffen haben würde, auszuweichen; hohes Vertrauen auf die Güte der Kaiserin Isabelle erfüllte ihn mit der Hoffnung: daß ihm sein Eifer für Margarethen keinen Nachtheil bringen würde.

Das Schreiben an den Kaiser, dessen Inhalt wir vorhin erwähnten, sendete Azzo durch einen vertrauten Diener ab, der mit fester Treue

eine Gewandtheit, versteckt zu handeln, verband. Ihm übergab er auch die Bittschrift an die Kaiserin, ihr dieselbe im geheim zu überliefern, und durch mündlichen Bericht von Margarethens Handlungsweise das Mitleid der Kaiserin gegen sie noch mehr zu beleben, das Azzo durch sein Schreiben hoffte entzündet zu haben.

Wir wissen nicht, ob die Zuschrift Margarethens, verbunden mit dem Berichte Azzo's und seines Boten den Eindruck würde bewirkt haben, den Azzo erwartete, und Margarethe wenigstens hoffte, wenn Isabelle die Bittende wirklich für eine Verbrecherin gehalten hätte. Gewohnt von allen Menschen Gutes zu glauben, so lange sie von dem Gegentheil nicht unwiderleglich überzeugt war, fühlte sich Isabelle von dem lebhaftesten Mitleiden für Margarethen durchdrungen, so bald sie nur einige mal von ihr hatte sprechen hören. Nach und nach erfuhr sie mehr von der gefangenen Königin, fand in allem neue Aufforderung zum Mitleid, und der Entschluß, sich ihrer anzunehmen, wenn nähere Nachforschungen das bisher Erfahrne bestätigen würden, war schon fest in ihr geworden, als Azzo's Bote zu Cremona ankam, wo

sich Isabelle mit ihrem Gemahl befand. So-wohl die erhaltenen Schreiben, als die mündliche Erzählung des Ueberbringers derselben, verstärkten Isabellens günstige Gesinnungen für Margarethen, am wirksamsten unter allen Margarethens Zuschrift selbst.

War schon Isabelle noch nicht Mutter, so erfüllte sie doch die Hoffnung, es in wenig Wochen zu werden, so wie das lebhafteste Vorgefühl der mütterlichen Freude. Gefühlvoll im allgemeinen mußte es Isabelle als Mutter nothwendig noch mehr seyn, und die Uebereinstimmung in diesen Gefühlen, die sie zwischen sich und Margarethen fand, nahm sie noch mehr für die Leidende ein. Es schien ihr unmöglich, daß eine zärtliche Mutter eine Verbrecherin seyn könnte, und deutlich ging es aus Margarethens Schreiben hervor, daß sie das erste war. Würde sich wohl ihre Bitte auf Vereinigung mit ihren Söhnen beschränkt haben, wäre ihrem Herzen nicht wirklich mehr an dieser gelegen gewesen, als an Freiheit und all den mannigfachen Gütern, die ihr mangelten?

Isabelle wußte, daß es ihr schwer werden würde, von dem Kaiser zu erhalten, was Margarethe bat, und sie ihr zu gewähren wünschte, aber sie machte sich selbst ein Gelübde, nicht

eher

eher zu rasten, bis der Kaiser in ihr Gesuch gewilligt hätte. Durch eine kleine List hoffte sie ihren Zweck am ersten erreichen zu können, daher sie Azzo's Boten befahl, einige Tage in Cremona zu verweilen, bis sich ihr eine günstige Gelegenheit darbieten würde, mit dem Kaiser für Margarethen zu sprechen. Diese fand sich noch an dem nemlichen Tage, und Isabelle zögerte nicht, sie zu benutzen. Azzo hatte in seinem Schreiben an den Kaiser auch Bericht von Margarethens Benehmen in ihrem Kerker erstattet, der freilich nicht anders als vortheilhaft seyn konnte. Friedrich las das Schreiben des Kastellans zu Sankt Felice seiner Gemahlin vor, und von dem traurigen Zustande seines Sohnes zu lebhaftem Mitleid gereizt, sprach er zu Isabellen:

Wie empfindlich schmerzt es den Vater, den Sohn strafen zu müssen, wenn ihm nicht einmal die Hoffnung erlaubt ist, ihn hierdurch zu bessern. Als Vater möcht ich meinem Sohn so gern verzeihn, aber als Fürst darf ich es nicht, denn nur allzudeutlich zeugen Heinrichs Reden in Kerker, daß er neue Unruhen anfangen würde, sobald ich ihn seiner Haft entließe.

Aber die unglückliche Gattin Eures Sohnes — nahm Isabelle das Wort — bezeigt

sich auf eine Weise, die nicht vermuthen läßt, was Ihr von jenem fürchtet; ihr wird doch die Milde meines Gemahls die Freiheit nicht verweigern?

Es ist Verstellung, liebe Isabelle — fuhr Friedrich fort — womit die listige Margarethe Euch täuscht, mich aber fürwahr nicht täuschen soll.

Isabelle schwieg, weil sie wußte, wie schwer es war, ihrem Gemahl eine vorgefaßte Meinung zu benehmen, sie schien sich einige Augenblicke im Stillen mit Heinrichen und Margarethen zu beschäftigen, denn sprach sie eine Zeit lang von gleichgültigen Dingen, und erst nachher, da sie glaubte, der Kaiser würde es ganz vergessen haben, daß sie zuvor von seinem gefangenen Sohne und der Gattin desselben gesprochen hatten, kehrte sie wieder zurück zu dem Zwecke, von welchem sie sich dem Schein nach entfernt hatte. Sie unterhielt sich mit ihrem Gemahle von der Hoffnung; bald ein Pfand seiner Liebe in ihren Armen wiegen zu können; denn setzte sie scherzend hinzu, daß Weiber in solcher Lage gewöhnlich grössere Freiheit und mehrere Rechte über ihre Männer hätten, als ausserdem.

Will meine Isabelle von diesem weiblichen Vorrechte Gebrauch machen? — fragte Frie-

drich — O Du haſt nicht nöthig, holdes Weib, Dich auf daſſelbe zu berufen! Ein Blick, ein Kuß von Dir kann ja ohnehin aus Deinem Friedrich zaubern, was Dir gefällt.

O ich begehre den Namen einer Zauberin ſo wenig, als den Genuß eines Rechtes, das Euch vielleicht nicht ſo ganz entſchieden ſcheint — entgegnete Iſabelle — Was ich vorhin ſagte, ſollte mir nur zur Entſchuldigung dienen, daß ich von einer Bitte von Euch das Verſprechen der Erfüllung ſchon im voraus zu erhalten wünſche.

War ich bisher ſo wenig gefällig gegen Euch — fragte Friedrich — daß Ihr ſolche Umſchweife nöthig findet? Doch ich errathe Dich bald, liebes ſanftherziges Weib! Uebergroße Milde riß Dich hin, Dich des verſteckten Heinrichs oder ſeiner Gattin, dieſes Weibes voll gleiſſender Verſtellung, anzunehmen, und Du ſuchſt mich zu überliſten, weil Du ſiehſt, daß Dich kein gerader Weg zum Ziele führet.

Gefehlt — lächelte Iſabelle — meine Bitte betrift weder Margarethe, noch ihren Gemahl.

Und dennoch bringt Ihr ſie ſo geheimnißvoll vor — erwiederte Friedrich.

Mein Gemahl verzeihe es mir — fuhr Iſabelle fort — daß mich ein kleines Mißtrau-

en gegen ihn einnimmt, welches mich mit Zweifeln an der Gewährung meiner Bitte erfüllt, so leicht zu gewähren und schuldlos sie auch ist. Darf ich mit Zuversicht bitten?

Wozu aber dieses Geheimnißvolle? — fragte Friedrich.

In Wahrheit — schmiegte sich Isabelle an den Busen ihres Gemahls — mein Friedrich ist heut wenig gefällig gegen seine Isabelle. Gesetzt auch, daß Ihr jetzt nur Eigensinn an mir sähet, ein gefälliger Gatte verzeiht ja auch diesen zuweilen seinem schwachen Weibe!

Und thut, was sie will — setzte Friedrich lächelnd hinzu — Nun wohl, ich will folgen, will Dir die Erfüllung Deiner Bitte ganz feierlich versprechen, denn auf eine andere Art genügt es wohl Deinem Mißtrauen nicht? Ausbedingt, daß Du weder für Heinrichen noch für Margarethen bittest, sey Dir bey unserm kaiserlichen Worte und auf Ritterehre zugesichert, was Du in einer Bitte fordern kannst.

Verstattet Euren Enkeln — sprach jetzt Isabelle — daß sie den Kerker hinfort mit ihrer Mutter theilen dürfen.

Friedrichs Stirne faltete sich, als Isabelle endete; er beschuldigte sie der Hinterlist, und wollte sein Wort zurücknehmen, weil sie der festgesetzten Bedingung nicht treu geblieben wäre.

Isabelle behauptete das Gegentheil, da Friedrich seine Enkel nicht von den Gegenständen ihrer Bitte ausgeschlossen hätte, und bestürmte ihn nun so lange mit Vorstellungen, Erinnerungen an die Verbindlichkeit seines Wortes, und mit Bitten, denen sie durch Liebkosungen mehr Eingang verschaffte, bis er das schon gegebene Versprechen wiederholte.

Heinrichs Söhne hatten sich bisher in dem Schloß Martorano befunden, welches nun Friedrich zum Aufenthalte ihres Vaters bestimmte. Die jungen Prinzen sollten nach Sankt Felice gebracht werden, unter der Aufsicht des Ritters Hugo von Bergheim, in der Gesellschaft ihrer Mutter zu leben.

Mit einem Schreiben von Isabellen an Margarethen, und von dem Kaiser mit den nöthigen schriftlichen Befehlen an den Kastellan zu Sankt Felice versehen, verließ Azzo's Diener Cremona, und eilte in seine Heimath, seinem Herrn und Margarethen fröhliche Botschaft zu bringen.

Wir wollen keinen vergeblichen Versuch machen, Euch, liebe Leser! ein Bild der Freude zu entwerfen, welche Margarethen belebte, als sie die Trostschrift der Kaiserin erhielt, oder der noch grössern, da sie nach wenig Tagen die geliebten Söhne, deren Freiheit ihr Isabelle ver-

heissen hatte, an ihr entgegenwallendes Herz drückte. Mißlingen mußte ein solcher Versuch, denn erhaben über jeden Ausdruck der Sprache war Margarethens Freude.

So lange auch Margarethe von ihren Söhnen getrennt gewesen war, so wenig wußten sie sich von ihren Begegnissen während dieser Trennung zu erzählen. Alle ihre Erzählungen beschränkten sich beynahe ausschließend auf die Versicherung ihrer gegenseitigen Sehnsucht, oder versuchten das Schmerzliche dieser Empfindung zu schildern, die Freuden des Wiedersehens dadurch noch mehr zu würzen.

Die Fortschritte, welche die jungen Prinzen unter Hugo's Leitung in ihrer Bildung gemacht hatten, vermehrten Margarethens Freude, und forderten sie zugleich zu dem wärmsten Danke gegen ihren Lehrer auf, der sich ihr besonders durch die zärtliche vatergleiche Liebe empfohl, die er für ihre Söhne äusserte. Jetzt theilte sie sich mit ihm in das Geschäft ihrer Erziehung, an welchem auch Azzo Theil nahm, dem die jungen Prinzen bald so theuer wurden, als es ihm ihre Mutter schon längst gewesen war. Durch den Anblick Heinrichs nicht mehr

erschüttert, wurde Azzo jetzt wieder so heiter, wie zuvor, und bemühte sich, mit Sophien und Hugo verbunden, dem Trübsinne zu wehren, der sich zuweilen Margarethens bemächtigte, wenn sie an ihren unglücklichen Gemahl dachte. Liebe so heiß und innig, wie sie einige Jahre zuvor ihren Busen ausfüllte, konnte Margarethe jetzt freilich wohl nicht mehr für ihren Gemahl fühlen. Wahrscheinlich war es nur Mitleid und die Anhänglichkeit des treuen Weibes, was sie für ihn empfand, denn auch die heißeste Liebe erstirbt, wenn sie keine Erwiederung findet. Geschärft wurden ihre Empfindungen gegen den unglücklichen Gemahl, da sie in ihm nicht allein den Gatten, nein, auch den Vater ihrer Söhne liebte, und einer zärtlichen Mutter gibt dies allein schon Aufforderung zur Liebe ihres Gemahls, wenn sie auch in ihm wenig findet, wodurch sie zu ihm hingezogen würde.

Margarethens Gesellschafter glaubten es ihrer Ruhe zuträglich, daß ihr Heinrich mehr als ein Gegenstand des Unwillens erscheinen, als sie zum Mitleid und zur Trauer auffordern sollte. Unwille beunruhigt weniger, und ist von kürzerer Dauer als Schmerz, gegen welchen er bey Margarethen ein Heilmittel seyn sollte, denn ihre Gesellschafter vermutheten, daß Margarethens Leben weniger trauriger werden

würde, wenn sie sich gewöhnte, Heinrichs Schicksal als gerechte Strafe seiner Handlungen anzusehen, und in ihm den Mann zu erkennen, der mit frevelhaftem Leichtsinn, neben seinem eigenen Glücke, noch das Glück seiner Kinder verscherzte.

Anfangs mußte zwar dieser Gedanke ihren Schmerz verstärkern, weil er ihn aber zugleich vereinfachte, und beynahe ausschließend auf ihre Söhne hinleitete, führte er zugleich zu der Linderung desselben. Dies glaubten wenigstens Margarethens mitleidige Freunde. Sie versprachen sich die leidende Königin ganz aufheitern zu können, wenn es ihnen gelänge, Heinrichs Bild aus ihrem Gedächtnisse zu verdrängen, und dann die Hoffnung zu beleben: daß Friedrich seinen Enkeln nicht alles verweigern würde, was sie ohne die Empörung ihres Vaters als ihr künftiges Eigenthum hätten betrachten können.

So oft daher Margarethe durch Besorgniß für das künftige Schicksal ihrer Söhne aus der Freude aufgeschreckt wurde, die sie jetzt durch ihre Gegenwart erhielt, rief ihr Hugo oder Sophie den Trost zu, daß der Kaiser nicht den Söhnen würde entgelten lassen, was seine Gerechtigkeit an dem Vater freilich hätte bestrafen müssen. Man erzählte ihr dann, daß Hein-

eich auch jetzt in dem Kerker die Gesinnungen noch nicht veränderte, die ihn einst an seinem Vater zum Verbrecher gemacht hätten, und daß Friedrich gegen sie und ihre Söhne den Aufforderungen väterlicher Güte schon längst würde gemäß gehandelt haben, wenn nicht ihre Feinde den Argwohn in ihm zu befestigen suchten, der sie gleicher Stimmung mit Heinrichen beschuldigte. Hindurchdringen würde aber endlich die Wahrheit bis zu Friedrichs Throne, wo Isabelle Margarethens mächtige Vertheidigerin wäre.

Nicht ohne Wirkung blieben die Worte der Freunde Margarethens, ihr zum Troste und zur Belebung guter Hoffnung gesagt, so wie der frohe Muth der Prinzen auch die Ruhe und Heiterkeit ihrer Mutter beförderte. Dies, verbunden mit festem Vertrauen auf eine gütigsorgende Vorsicht, ließ Margarethen bald ruhiger in die Zukunft blicken, als Unmuth und mütterliche Besorgniß ihr Anfangs vergönnten.

Voll guter Hoffnung für die Zukunft, durch die Gegenwart ihrer Söhne für jetzt beruhigt, und um sich her drey gute Menschen, die Margerethe mit Herzlichkeit und Ueberzeugung Freund und Freundin nannte, lebte unsere Heldin im Gefängnisse zu Sankt Felice so glücklich, als es nur immer möglich ist in einem Gefängnisse zu leben.

Nur von aussen her wurde ihre Ruhe zu wollen durch die Nachrichten gestört, die sie dem Kastellan oder dem Ritter Hugo von den Begebenheiten in Oesterreich abstattete. Aus Schonung milderten sie zwar beyde, ihr sie aber ganz zu verschweigen, erlaubte ihre Liebe zur Wahrheit nicht. Auch fürchteten sie, daß es Margarethen noch mehr erschüttern würde, wenn sie vielleicht unvorbereitet die Bedrängnisse erfahren sollte, unter welchen ihre Lieben in Oesterreich seufzten. Endlich wurden sie ihr in ihrem ganzen Umfange bekannt, wodurch aber der Kaiser viel von dem Vertrauen verlor, das ihnen bey Margarethen die Mühe ihrer Freunde verschaft hatte.

Gefällt es Euch, gnädigste Frau — trat einst Agnes in Margarethens Zimmer — so habe ich Erlaubniß, Euch eine Gesellschafterin in einer deutschen Fürstin zu geben, die mit einer Kammerfrau heut bey uns eintreffen wird.

Wurde sie so schuldlos verhaftet wie ich — erwiederte Margarethe — so bringt die Leidende. Zu mir, denn vielleicht giebt es ihr Trost, wenn sie nicht einsam klagen muß.

Wie Ihr, — antwortete Azzo — trägt sie die Schuld ihres Gemahls.

So kömmt ihr der Name Schwester um so mehr zu — sagte Margarethe fort — Durch längere Leiden schon mehr geprüft als sie, wird es mein eifrigstes Bestreben seyn, die ihrigen zu lindern. Von ihr werde ich auch erfahren, wie es meiner guten Mutter und meinem bedrückten Bruder geht, denn was Ihr, guter Azzo, mir von ihnen sagt, spricht immer mehr von Eurem freundschaftlichen Bemühen, mich zu schonen als von Wahrheit. Vielleicht — überreichte ihr Azzo ein Schreiben — sagt Euch diese Zuschrift der Kaiserin etwas von dem, was ihr Ihr meinen Worten nicht glaubt. In einer Stunde führe ich die edle Fürstin zu Euch, in welcher Ihr, wie ich hoffe, bald eine Schwester lieben werdet.

Der Kastellan entfernte sich, welches aber Margarethe dann erst bemerkte, als sie auf die Frage: kennt Ihr die Ankommende; keine Antwort erhielt. Die Erinnerung an ihre Mutter und Nachforschen, was ihr die Kaiserin wol schreiben mögte, beschäftigte sie einige Augenblicke so ausschließend, daß sie den Kastellan nicht gehen hörte.

Isabellens Schreiben, abgefaßt im Tone der herzlichsten Theilnahme, begann mit einer

Bitte um Entschuldigung, daß sie bis jetzt für Margarethens Bestes noch nicht so viel hätte thun können, als es ihr Wunsch und ihr Bestreben wäre, weil Reichsgeschäfte ihren Gemahl von ihr getrennt hätten *).

„Mein Gemahl — schrieb die Kaiserin weiter — verkennt Euch, verlaßt Euch aber auf mich, daß ihm der Wahn benommen werden soll, in welchem ihn einige Feinde von Euch erhalten haben. Die Bildung Eurer Söhne zu künftigen würdigen Fürsten, zu welchen sie ihr Großvater gewiß erheben wird, wenn schon zu minder mächtigen, als der älteste von ihnen, ohne die Verirrung ihres Vaters, würde geworden seyn. — Diese und das Kleeblatt guter Menschen, deren Gesellschaft Ihr genießt, wird Euer Leben gewiß nicht ohne Reize und Freuden bleiben lassen, bis die Zeit herannaht, wo Ihr mit Euren Söhnen Sanft Felice werdet verlassen können, um mit ihnen an dem Hofe ihres Großvaters zu leben, oder mit mir die Freuden der Freundschaft zu genießen, und unsern Lieben Sieg und Heil zu wünschen, wenn mein Gemahl vielleicht wider seine Feinde kämpft,

*) Friedrich war in Oesterreich, Isabelle in Cremona, wo sie kurz vorher von einem Prinzen war entbunden worden, dem jüngern Heinrich, dessen wir im Vorübergehen schon erwähnt haben.

und Eure Söhne mit sich führt; unter seiner Aufsicht die ersten Beweise ihres Muthes zu geben.

Bis dahin, meine Freundin — Tochter wäre eine Benennung, die nach meinem Gefühl für mich, die jüngere von uns, nicht paßt — bis dahin ist es freilich noch ein wenig lange, aber die Zeit flieht schnell, und bevor diese Jahre verschwinden, wird sich Euch Genuß der Freuden anderer Art darbieten. Einen solchen Genuß werdet Ihr bald, nachdem Ihr diese Zeilen gelesen habt, in der Gesellschaft Eurer Schwester, Agnesens von Oesterreich, finden.

Mein Gemahl glaubte dieses gute Weib aus Ihren Landen entfernen zu müssen, so lange Euer Bruder, dessen Verfahren Ihr, bey aller Partheylichkeit der Schwesterliebe, nicht werdet entschuldigen können, ihm, des Reichs Oberhaupte, noch hartnäckig widerstrebt. Bey Euch wird sie indessen ruhiger leben, als in Oesterreich oder Steyer, wenn gleich Anfangs Kummer die Freude Eures Umgangs verbittert.

Oft mischt sich ja dieser Wermuthstrank unter den Kelch der Freuden; wehl uns, wenn das Gewissen uns das Zeugniß giebt, daß wir uns denselben nicht durch eigene Schuld bereiteten. Ihr, meine Freundin, und Eure gute Schwester, leidet beyde durch das Verschulden

Eurer Gattin, vielleicht auch zum Theil durch die Schuld des meinigen; aber seyd getrost! es wird mir gewiß bald gelingen, den Wahn zu entfernen, der meinen Gemahl umnebelt.

Die gesellschaftlicher Umgang unsre Freundschaft bekrönt, laßt uns sie durch einen Briefwechsel fortsetzen. Ihr, liebe Duiderin, schreibet bald

Eurer Freundin

Isabelle."

Wie heftig mußte nicht Margarethe durch dieses Schreiben erschüttert werden, da es ihr alles Schreckliche der Unruhen in Oestereich, das Hugo und Azzo sorgfältig vor ihr verborgen hatten, nun mit einemmale verrieth. Ihre Gedanken durchwirrten sich, und ehe sie noch fähig war, über das Gelesene im Zusammenhange nachzudenken, öffnete sich die Thüre ihres Gemachs, und zwey Frauen, geführt von Azzo, traten herein. Beide waren verschleyert, aber die eine, die sich durch ihre Kleidung als die vornehmste ankündigte, warf ihren Schleyer zurück und näherte sich Margarethen, die ihr entgegen eilte.

O Gott — rief Margarethe, und schloß die Eingetretene in ihre Arme — dies meine Schwester Agnes, die man mir als ein so blühendes Weib schilderte!

Sturm hat die Blüthe abgeworfen — seufzte Agnes — O meine Schwester, wer hätte es gedacht, daß wir uns zum erstenmale so sehen würden. Doch wir wollen die Scene eines so traurigen Empfangs nicht ausmahlen, sondern Euch, liebe Leser! nur einen kurzen Auszug dessen liefern, was Agnes ihrer Schwägerin von den neuesten Begebenheiten in Oesterreich erzählte, doch ohne die Unterbrechungen Margarethens, und ohne die Klagen, mit welchen die trauernde Agnes ihren Bericht verwebte.

Es war unmöglich — daß mein Gemahl den Schaaren der Feinde, die sein Land überströmten, widerstehen konnte, da der gröste Theil seiner Lehnsmänner ihn verließ, sobald die Vollstrecker der ungerechtesten Acht, die jemals ein Kaiser ausgesprochen hat, über die Gränzen von Oestereich und Steyer hereinstürmten. In wenig Tagen war ihm von beyden Ländern weiter nichts übrig, als in dem letzten

einige Schlösser, in dem ersten, neben Wien, Neustadt und Mödling.

Bey dem Ausbruche des Sturms befand ich mich in Steyer, mein Gemahl in Oesterreich, und der schnelle Ausbruch des Unwetters verhinderte mich, zu ihm, ihn zu mir zu kommen. Zu mir versammelten sich die wenigen Getreuen in Steyer, zu ihm das kleine Häuflein getreuer Oesterreicher.

Der Schwester meines Friedrichs habe ich nicht nöthig zu sagen, daß ihn nie der Muth verläßt, auch jetzt in einer Gefahr sonder gleichen, entsank er ihm nicht, obschon die Zahl seiner Getreuen so gering war, daß er zwanzig feindlichen Kriegern kaum einen der seinigen entgegen stellen konnte. Zu schwach, das große Wien zu vertheidigen, auch nicht ohne Verrath gegen die Bewohner desselben, besetzte er nur die beyden Vesten Neustadt und Mödling. Lange widerstand er den Anfällen überlegener Feinde; endlich mußten die Seinigen auch aus der letzten weichen, als einige Tage zuvor die Wiener Eilboten an ihn gesendet hatten, um zu fragen, wie sie sich gegen die heranddringenden Feinde verhalten sollten.

„Zur Gegenwehr — erwiederte Friedrich — seyd Ihr zu schwach, wahrscheinlich auch nicht

nicht alle willig; besser daher, Ihr öffnet den Feinden freiwillig die Thore, damit doch wenigstens nicht alle Eure Habe ihnen zur Beute wird.“

Friedrichs ganze Herrschaft war nun auf Neustadt eingeschränkt, und auf den Raum von wenig hundert Schritten rings um diese Veste; in Steyer waren neben Rieggersburg, wo ich mich befand, noch drey weniger beträchtliche Schlösser übrig, als der Kaiser aus Italien kam, und die Vermählung meines Gemahls zu vollenden gedachte. Sein Heer verbreitete sich durch Steyermark, die wenigen Schlösser, welche dem Patriarchen von Aquileja und den übrigen Achtevollstreckern noch widerstanden hatten, ergaben sich der überlegenen Macht des Kaisers bis auf Rieggersburg, dessen Vertheidiger aus Liebe für mich sich bis auf den letzten Mann wehren wollten.

Der Kaiser wußte, daß ich in dieser Vestung war; er ließ mich zur Übergabe auffordern, ich verweigerte sie; der Kaiser ließ mir drohen, aber ich, um ihm zu zeigen, daß Weiber sich nicht immer durch Drohungen schrecken lassen, blieb unerschüttert bey meiner Weigerung. Mit einem zahllosen Heer umschloß er nun Rieggersburg; mehr als die Hälfte der

wackern Männer, die ihr Leben für mich und für den Herzog aufopfern wollten, wurde bald ein Raub des Todes; die Mauern waren zertrümmert, der Vertheidiger nur noch wenige; Hoffnung auf Entsatz war Hirngespinst — was blieb uns übrig, als uns zu ergeben?

Unbedingt ergab ich mich der Gnade des Kaisers, frey von der Ahndung: daß ich mich einem Tyrannen in die Hände liefern würde; aber nur allzubald machte ich diese traurige Erfahrung. Als Verbrecherin und Theilnehmerin an der Empörung meines Gemahls, verdammte mich der Kaiser zur Haft, und sendete mich nach Cremona zu Ezzelino de Romano, der mich bis zu der Zurückkunft des Kaisers in seiner Verwahrung behalten sollte.

Zum Glück für mich erhielt Ezzelin das Schreiben des Kaisers, da er sich eben bey der Gemahlin desselben befand. Er mußte ihr den Inhalt desselben mittheilen, und die gütige Isabelle, welche die Grausamkeit ihres Gemahls immer nach allen Kräften zu mildern und zu vergüten suchte, ließ seinen treuen Diener nicht eher von sich, bis er in ihren Einfall: mich zu Euch, meine Schwester, bringen zu lassen; gewilligt hatte.

Die menschenfreundliche Fürstin kam selbst zu mir, und entschuldigte sich, daß sie ohne den

Willen ihres Gemahls nicht mehr thun könnte; versicherte aber, daß sie sich mit fortdaurendem Eifer bemühen würde, ihrem Gemahle den nachtheiligen Wahn zu benehmen, der ihn sowohl in Rücksicht auf mich, als gegen Euch, meine Schwester, fesselt.

Ich bin überzeugt, daß die mitleidige Isabelle ihr Versprechen gewiß erfüllen wird, zweifle aber, daß ihre Bemühungen bey dem Kaiser, in so fern sie mich betreffen von gutem Erfolg seyn werden, denn die Summe von sechzig tausend Mark, mit welcher der Besitz von Oesterreich und Steyermark die kaiserlichen Einkünfte jährlich vermehren würde, sind für Friedrichs Geldliebe ein zu mächtiger Reiz als daß er meinem Gemahl sein geraubtes Eigenthum sollte zurückgeben können, wenn ihn nicht Friedrichs starker Arm dazu zwingt. Geschieht dies, so werde ich frey; geschieht es aber nicht: so kann mir Isabellens Verwendung wenig frommen, denn was nützte mir die Freyheit ohne meinen Gemahl. Aber die Hoffnung lebt in mir, daß meines Friedrichs Tapferkeit und sein ausdaurender Muth die Räuber und Verheerer seiner Länder besiegen wird.

Besonders wird die Hoffnung durch Ueberzeugung bestärkt, daß schon viele Oesterreicher ems

pfinden, wie viel sie durch ihre Empörung verloren. Die Vollstrecker der Acht, ungewiß, ob ihnen der Kaiser ihre Mühe so reichlich belohnen wird, wie sie es ihnen würdig scheint, suchen sich auf Kosten des unglücklichen Landes zu bereichern, das sie mit ihren wilden Rotten verheeren. In wenig Wochen erpreßten oder raubten sie den Oestereichern schon grössere Summen, als mein Gemahl in vielen Jahren zur Bestreidigung der Bedürfnisse des Staats gefordert haben würde. Auch wird der Statthalter, den der Kaiser über seinen Raub setzen wird, sie bald fühlen lassen, wie viel schwerer das Joch seines Herrn ist, als die Kosten, die ihnen Herzog Friedrich nothgedrungen zuweilen aufbürden mußte. Zurückkehren werden denn die Verirrten unter Friedrichs mildere Herrschaft, und sich vereinigen mit den wenigen Getreuen, mit denen Friedrich bis dahin in dem festen Neustadt alle Angriffe seiner Feinde zurückschlagen wird.

Soviel von mir und meinem Gemahl, jetzt noch etwas von der Kaiserin an Euch, meine Schwester! „Ich glaubte Eure Schwägerin auf Eure Ankunft vorbereiten zu müssen — sprach die würdige Frau zu mir — und suchte in meinem Schreiben so schonend als möglich zu sprechen. Ich zweifle, daß mir das nach meinem Wunsche gelungen ist, und Ihr selbst sehr

ja wohl ein, daß es mir nicht ganz gelingen konnte.“

Sie erröthete, indem sie dies sagte, und dieses Erröthen, verbunden mit ihrem verlegenen Blicke, schien mir zu sagen: ich kann meinen Gemahl nicht entschuldigen, und doch verbeut mir die Pflicht der Gattin, so ganz ohne Zurückhaltung von ihm zu sprechen, wie meine Aufrichtigkeit wohl wünschte.

„Sagt Eurer guten Schwägerin — fuhr Isabelle fort — wenn ihr in meinem Schreiben irgend etwas zweydeutig scheinen sollte: so mögte sie wenigstens meine Gesinnungen gegen sie nicht für zweydeutig halten, sondern so lange meinen Versicherungen trauen, bis Zeit und Umstände mir erlaubten, ihr unwiderlegliche Beweise ächter Freundschaft zu geben.“

Minder stark als bey Agnesen äusserte sich bey Margarethen die Hoffnung: daß ihr bedrängter Bruder der Uebermacht seiner Feinde würde widerstehen können; doch die günstigen Nachrichten, die sie durch ihre Mutter von den Begebenheiten in Oestereich erhielt, stimmten sie nach und nach mit Agnesen zu gleicher Hoffnung. Die Kaiserin, welche mit Margarethen den

Briefwechsel fortsetzte, gab ihr auch Gelegenheit, sich mit ihrer Mutter, welche noch in Böhmen lebte, schriftlich unterreden zu können. Beyde, Mutter und Tochter, sendeten ihre Briefe an die Kaiserin, die treu für die weitere Beförderung derselben sorgte.

Jetzt, theure Leser! erlaubt uns, mit Euch über einen Zeitraum von fünf Jahren hinweg zu eilen, und Euch in wenig Zeilen zu berichten, was sich während dieser Zeit in Oesterreich und Italien begab. Die Gefangenen zu St. Felice schließen wir jedoch von dieser Erzählung aus, weil ihnen in diesem Zeitraum so ganz nichts begegnete, was sich nicht in folgende wenige Worte fassen liesse. Abwechselnd trauerten sie über ihr Schicksal, oder freuten sich desselben. Die Erinnerung: wie viel sie verloren hatten: und Ungewißheit in Absicht der Zukunft brachte die erste Empfindung; der Gedanke: wie viel glücklicher sie wären als andre Gefangene; die zweyte hervor. Im allgemeinen war Margarethe heiterer als ihre Schwägerin, ob sie schon weniger natürliche Anlagen zur Heiterkeit besaß. Sie freute sich ihrer Söhne, die unter der sorgfältigen Leitung ihrer Lehrer und der Mutter selbst zu hoffnungsvollen Jünglingen heranreiften.

Nach Agnesens Entfernung aus Steyermark verweilte Kaiser Friedrich noch eine Zeitlang daselbst, dann gieng er nach Wien, wo viele Fürsten ihn erwarteten, und die Bürger mit den mehresten österreichischen Edeln ihn prachtvoll empfingen, und dringend baten: ihnen seine Gegenwart eine Zeitlang zu schenken. Vier Monden blieb er in Wien, erklärte die Hauptstadt von Oesterreich zu einer freyen Reichsstadt, und verwendete sich bey den anwesenden Fürsten so thätig für seinen Sohn Konrad, daß sie ihn an Heinrichs Stelle zum römischen Könige wählten.

Er ließ den Herzog von Oestereich, der sich bald in Neustadt, bald ausserhalb dieser Veste befand, auffordern: sich zu ergeben; aber voll hohen Muthes gab Friederich dieser Aufforderung kein Gehör. Der Kaiser verstärkte die Kriegsvölker, die den bedrängten Herzog vollends zu Boden werfen sollten, doch der Löwenmuth Friedrichs und der wenigen ihm gleichgesinnten Kriegsgefährten schlug jeden Angrif zurück, und es war seiner eisernen Tapferkeit gleich, ob Hunderte oder Tausende ihn machten.

Abgerufen von Reichsgeschäften mußte der Kaiser Wien verlassen. Empfindlicher Verdruß, daß Friedrich mit dem Häuflein seiner

Helden der vereinigten Macht seiner Feinde noch immer trotzte, und unter ihren Heeren oft grosse Verwüstungen machte, begleitete ihn nach Regensburg; hier schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Bischof Ekbert von Bamberg, den er zum Reichshauptmann über Oesterreich bestellt hatte, das angefangene Werk vollenden würde.

Ekbert starb, ehe er das aufgetragene Geschäft noch anfangen konnte. doch handelten die übrigen Anführer der Kriegsheere in Oesterreich seinem entworfenen Plan gemäß. Der oberste Befehlshaber des Heers, der Burggraf von Nürnberg, rückte mit den Bischöfen von Freisingen und Passau vor Neustadt, dem sich der Patriarch von Aquileja und die Empörer aus Steyermark von einer andern Seite nähern sollten, um die Veste ganz umringen zu können.

Friedrich hatte den Plan seiner Gegner erspähet; er bemühte sich, ihn zu vereiteln, und, wenn das Glück ihm wohlwollte, den ersten Schritt zu Wiedereroberung seiner Länder zu thun. Wenig Tage zuvor hatte sich Graf Albert von Böhmen, einer der mächtigsten unter seinen Lehnleuten, samt seinen Reisigen und Fußknechten, mit dem Herzoge vereinigt, der sich durch diese Hülfe, so klein sie auch genau erwogen, war, zu wichtigern Unternehmungen,

als Mangel an Macht ihm bisher erlaubt hatte, stark genug glaubte. Vorzüglich machte ihm die Versicherung des Grafen, daß viele seiner abgefallenen Lehnsmänner wieder zurückkehren würden, sobald er sich nur seinen Feinden mit wahrscheinlicher Hoffnung zum Siege entgegen stellen könnte; Muth und zuversichtliches Vertrauen, nach rastlosem Kampfe die Schaaren der Feinde wieder aus seinem Lande zu drängen.

Nicht fern von Neustadt hatte sich der Burggraf von Nürnberg mit seinem Heere gelagert. Ein Blick auf seine Uebermacht, denn statt der Hunderte, die sich unter Friedrichs Panier vereiniget hatten, konnte der Burggraf Tausende zählen, ließ ihn die nöthige Vorsicht vergessen. Seine Stellung und die Unachtsamkeit seiner Vorposten, die Friedrichs scharfem Blicke nicht entgingen, verrieth, daß er weit entfernt war, einen Angriff zu ahnden.

Laßt uns die Sichern angreifen — sprach Friedrich zu einigen der ersten Befehlshaber seiner Schaar, die mit ihm den Feind beobachteten.

Und sie schlagen — setzten diese tapfern Männer hinzu.

Sie schlagen! siegen oder sterben — rief Muth und Patriotismus aus allen Helden, aus welchen Friedrichs kleine Schaar bestand.

Friedrich war zu erfahren im Kriege, um das erste Feuer des Muthes seiner Kampfgenossen nicht zu benutzen. Mit Windesschnelle flog er zu dem Angriffe der Feinde, und sein Schwerd wüthete schon unter ihren sichern Haufen, ehe sich noch die grössere Hälfte derselben zum Kampfe hatte rüsten können. Das Heer des Burggrafen erlitt eine fürchterliche Niederlage; er selbst entrann nur mit einigen seiner Krieger, der größte Theil von denen, die dem Tode entgingen, wurden gefangen; unter ihnen befanden sich auch die beyden Bischöffe.

Friedrich benutzte diesen entscheidenden Sieg, eroberte in kurzer Zeit fünf feste Schlösser mit stürmender Hand, und schlug die Feinde, wo er sie traf. — Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir den Herzog begleiten wollten auf der Bahn, auf welcher er so rühmlich fortschritt, als er sie betreten hatte, daher nur so viel, daß Sieg der unzertrennliche Gefährte seiner Unternehmungen war. Gleich der Macht des Burggrafen von Nürnberg vernichtete er ein Heer kaiserlicher Söldlinge aus Steyermark, und zertrümmerte ein noch grösseres, geführt von dem Grafen Otto von Eberstein, den der Kaiser nach Ekberts Tode zum Reichshauptmann über Oesterreich setzte, voll hoher Zuversicht: daß dieser alte und erfahrne Kriegsheld den Riesen-

schritten des siegenden Herzogs Einhalt thun würde. Aber unaufgehalten schritt Friedrich fort, und ehe noch ein Jahr verflossen war, befand sich schon der größte Theil von Oesterreich wieder in seiner Gewalt. Nur Wien trotzte ihm noch und einige Bergschlösser deren Besitzer sich ihrem Lehnherrn zu ergeben fürchteten, da sie seinen Zorn so lange wider sich gereitzt hatten.

Indem Friedrich durch die Waffen die Macht seiner Feinde schwächte, bemühte er sich zugleich, die Zahl derselben durch andere Mittel zu vermindern. Er entließ die gefangenen Bischöffe von Passau und Freisingen ihrer Haft, ohne Lösegeld von ihnen zu fordern. Er begnügte sich mit dem Versprechen, daß sie ihn nicht länger bekriegen wollten. Auf diese Art befreyte er sich von zweyen seiner Feinde; einen dritten, den mächtigsten unter allen, den König von Böhmen, gewann er auch für sich.

Geheime Kundschafter benachrichtigten ihm, daß König Wenzel, der durch den Pabst bewogen im Begrif war, sich wider den Kaiser zu erklären, nicht abgeneigt wäre, mit ihm Friede zu machen, wenn er ihn durch einige Aufopferungen erkaufen wollte. Friedrich trat daher in Unterhandlungen mit dem König Wenzel, die bald zur Zufriedenheit beyder Theile beendiget wurden. Wenzel gab ihm eine Schaar

Hülfsvölker, und Friedrich zweifelte nun nicht länger: sich bald wieder in dem ungestörten Besitz seiner Länder zu sehen.

Jetzt kam auch Theodore wieder nach Oesterreich, mit ihr Gertrud, die aber nicht lange in ihrem Vaterland blieb. Der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspo, warb bey dem Herzoge um ihre Hand, erhielt von ihm und seiner Mutter die Einwilligung, und kam nach Neustadt, sich mit Gertruden zu vermählen.

Heftigen Widerstand hatten bis jetzt noch die Aufrührer in Steyermark dem Herzog geleistet; in Oesterreich war aber bald Wien allein noch übrig zu erobern, denn die aufrührischen Edeln, die ihm in ihren vesten Burgen trotzten, überwand Friedrich nach und nach durch Güte oder Zwang.

Gegen Wien konnte er jetzt noch nichts unternehmen, weil er sich zuvor das übrige Land unterwerfen wollte, ehe er die Bürger dieser Stadt angriff, von denen zu vermuthen war, daß sie für ihre erlangte Reichsfreyheit nach allen Kräften fechten würden. Sie an sich allein konnten schon ein mächtiges Heer aufstellen, in ihren Mauern befand sich aber auch noch der Graf von Eberstein mit den kaiserlichen Völkern.

Nach Steyermark zu gehen, schien dem Herzoge nicht räthlich, weil die Lage der Dinge

in Oestereich seine Gegenwart erforderte, um zu verhüten, daß das Feuer, kaum hier und da glücklich gedämpft, nicht von neuem aus der Asche empor lodern mögte. Nach drey Jahren in rastlosem Kampfe verlebt, zeigte sich endlich dem Herzog noch größere Hoffnung wie bisher, die lange unterbrochene Ruhe aufs neue zu befestigen. Der Oberste seiner Feinde, der alle andere in Bewegung gesetzt hatte, Kaiser Friedrich, verlor die Macht, ihm zu schaden. Pabst Gregor hatte ihn zum zweytenmale in den Bann gethan, und trat nun endlich mit der Ausführung des Plans hervor, welchen er, wie unsere Leser wissen, schon so lange vorbereitet hatte.

Ueberzeugt, daß der Kaiser seine Kriegsvölker zu nöthig in Italien brauchte, um sie nach Oestereich zu senden, beschloß der Herzog, diejenigen, welche sich noch in seinem Lande befanden, zu vernichten, und begann mit allen Kräften die Belagerung Wiens. Lange widerstanden die neuen Reichsbürger, endlich aber mußten sie sich dem Herzoge ergeben, der ihnen wider ihre Hoffnung ihren begangenen Frevel verzieh, und die Zurückkehrenden mild und gütig behandelte.

Bald nach der Eroberung Wiens handelte Friedrich auf eine Art gegen den Kaiser, welche seine Versöhnung mit ihm bewirkte, zu der frei-

lich wohl auf beyden Seiten Staatsklugheit die mächtigste Triebfeder seyn mogte.

Unter den geistlichen Räthen des Bischofs von Passau befand sich Albert von Böhmen, ein heftiger Zeiote für die Rechte des heiligen Vaters. Seiner glaubte sich Gregor zur Bekanntmachung des Bannes wider den Kaiser in Deutschland bedienen zu müssen, und Albert zeigte sich seines Vertrauens würdig. Er zog bey den Fürsten Deutschlands umher, befahl ihnen, im Namen des heiligen Vaters, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen, und sprach, kraft seiner von Rom erhaltenen Gewalt, über jeglichen, der sich des weigerte, den Bannfluch aus.

Dieser Albert kam auch nach Wien, wo er dem Herzog Friedrich im Namen des Pabstes befahl, sich mit dem Könige von Böhmen wider den Kaiser zu verbinden. Friedrich versicherte, daß er gegen seinen Lehnsherrn und das Oberhaupt des Reichs nie das Schwerd ziehen würde, wenn er sich nicht von ihm selbst angegriffen sähe. Albert drohte mit dem Banne; der Herzog lächelte, und versicherte, daß nichts in der Welt ihn würde vermögen können, wider kaiserliche Majestät zu fechten, sobald er seine eigene Fehde ausgetragen hätte. Der Eiferer für den Pabst suchte den Herzog durch List auf

seine Seite zu ziehen, indem er Rache zu entflammen, und ihm die Vortheile zu schildern strebte, die ihm aus dem Kriege wider den Kaiser erwachsen würden, aber Friedrich blieb unerschüttert, und die Hoffnung des Pabstes, in ihm einen mächtigen Kämpfer für die heilige Kirche zu erhalten, wurde nicht erfüllt.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Friedrich durch diese Handlung gegen den Kaiser einen Beweis gab, daß ihm Rachsucht fremd war, oder ob er den ruhigen Besitz seiner Lande durch die Aussöhnung mit dem Kaiser bestätigt, den ungewissen Hoffnungen vorzog, mit welchen ihn der Pabst durch seine Getreuen schmeicheln ließ, genug, wenn wir wissen, daß der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Freisingen und Passau Friedrichs Verfahren dem Kaiser als einen Beweis der Treue gegen ihn rühmten. Ihre Verwendung blieb nicht ohne Erfolg, der Kaiser fühlte, daß ihm die Freundschaft des Herzogs von Oestereich so nützlich, als die Feindschaft desselben schädlich werden könnte, und schickte Gesandte nach Oestereich, dem Herzog zu verkündigen, daß er alle Feindschaft gegen ihn endigen, und ihm seine eingezogene Länder, so wie seine verhaftete Gemahlin zurückgeben wollte.

Herzog Friedrich drang auch auf die Freylassung seiner Schwester und ihrer Kinder, dies erhielt er nicht so gleich, sondern nur das Versprechen, daß der Kaiser, sobald es ihm seine Kriegsgeschäfte erlauben würden, nach Apulien zu gehen, Margarethen selbst in Freyheit setzen würde, bis dahin sollte sie noch mit ihren Söhnen zu Sankt Felice bleiben, doch nur in so fern verhaftet, daß ihnen nicht vergönnt seyn sollte, die Stadt zu verlassen.

Der Kaiser ließ versichern, daß er Margarethen vollkommen unschuldig an dem Vergehen erkannte, dessen sein Verdacht sie bisher bezüchtigt hätte; daß es auch sein ernster Wille wäre, ihr, wenn nicht unmittelbar, doch durch ihre Söhne, das erlittene Unrecht zu vergüten. Jetzt würde er durch den Kampf mit seinen Feinden so ausschließend beschäftiget, daß es ihm an Zeit gebräche, für seine Enkel zu sorgen, väterlich würde dies aber geschehen, so bald er den Pabst zum Frieden genöthigt hätte. Friedrich begnügte sich in Absicht seiner Schwester mit dem erhaltenen kaiserlichen Worte. Die reichliche Versorgung, welche Friedrich seinen natürlichen Kindern gab *), ließ ihn hoffen, daß er auch

*) Daß er seine Söhne, Manfred und Heinrich, bekannter unter dem Namen Entius, zu Für-

sten

auch gegen seine Enkel sich nicht weniger gütig bezeigen würde; eine Hoffnung, die er auch in dem Busen seiner Schwester zu beleben suchte, als er Gesandte nach Sankt Felice schickte, seine Gemahlin abzuholen, die der Kaiser ehrenvoll bis an die Gränze von Steyermark begleiten zu lassen versprach.

---

(5)

Innig freute sich Frau Agnes über die fröhliche Botschaft von dem glücklichen Ausgange des Krieges ihres Gemahls mit dem Kaiser und den verbundenen Fürsten, und der glücklichen Folge derselben für sie. Unzufrieden war sie hingegen, daß ihr Gemahl Margarethen in der Gewalt des Kaisers gelassen hatte, denn ihr Vertrauen auf das Versprechen desselben war weniger groß, als die Zuversicht Margarethens. Jetzt blickte diese nicht mehr voll banger Besorgniß für ihre Söhne in die Zukunft, und war über die Folgen des Friedensschlusses mit dem Kaiser nicht weniger freudig als Agnes.

(5) sten erhob, weis ohne Zweifel jeder unserer Leser, weniger bekannt ist es aber ihnen vielleicht, daß er seine Tochter Selvaggia mit dem mächtigen Ezzelino de Romano vermählte, wobey sein eigner Vortheil sich sowohl befand als Selvaggia.

Der Abgeordnete des Kaisers, der nach Sankt Felice kam, Agnesen wieder heim zu ihrem Gemahle zu führen, brachte Margarethen ein Schreiben des Kaisers, in welchem er sie seine geliebte Tochter nannte; alle dem Herzog von Oestereich bereits gegebne Zusagen erneuerte, und sich entschuldigte, daß er, jetzt zu angelegentlich im Felde beschäftiget, seine väterlichen Gesinnungen gegen sie und ihre Söhne noch nicht in ihrer ganzen Stärke zeigen könnte.

Bis die hergestellte Ruhe mir erlaubt, ganz Vater zu seyn — endigte er — betrachtet Euch als die Besitzerin des Schlosses, in welchem Ihr bisher als Gefangene lebtet; entfernt Euch aber nicht aus den Mauern von Sankt Felice, damit die Feinde des ganzen Hohenstaufischen Stammes nicht vielleicht etwas wider Euch oder Eure Söhne unternehmen."

Durch diese Zuschrift wurde Margarethe vollkommen beruhigt; nicht also Agnes, deren Mißtrauen der Kaiser durch sein ungerechtes und unwürdiges Verfahren gegen sie so heftig gereitzt hatte, daß sie seinem Worte wenig Werth zuerkannte. Aus Schonung gegen ihre Schwägerin äusserte sie nichts von den Besorgnissen, die sie in Absicht derselben beunruhigte, um vieles wurde aber durch diese die Freude vermindert, mit welcher sie ihr Gefängniß verließ, um

zu ihrem Gemahl zu eilen, und gemeinschaftlich mit ihm dem Schicksal für die Rettung aus der Gefahr zu danken, die ihnen den Untergang gedrohet hatte.

Oeffentlich lebte nun Margarethe zu Sankt Felice, dessen Bewohner sich bestrebten, ihr den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich, und den Zwang vergessen zu machen, der ihr verbot, sich aus den Mauern der Vestung zu entfernen. Margarethe hatte dem Kaiser für sich und ihre Söhne ihr Wort gegeben, und jeder Gedanke, es zu brechen, war weit von ihr entfernt, unwillig wurden aber oft ihre Söhne, daß ihnen der Ausgang aus den Thoren zu St. Felice nicht verstattet war; denn rastlos beschäftigte sie der Wunsch: an der Seite ihres Großvaters beweisen zu können, wie vollkommen sie in ihrem Kerker den Gebrauch der Waffen erlernt hätten.

Schon waren beynahe zwey Jahre verstrichen, und das Schreiben, welches Margarethe mit dem Anfange derselben von dem Kaiser erhalten hatte, war noch immer der einzige Beweis seiner guten Gesinnungen gegen sie und ih-

re Söhne. Diese muthigen Jünglinge, von welchen Friedrich das funfzehnte Jahr beschlossen, Heinrich das vierzehnte erreicht hatte, klagten öfters, daß sie in einem Alter, wo ihr Vater und ihr Großvater schon Feinde besiegt hatten, ihre Waffen noch immer nur zu ritterlichen Spielen gebrauchen konnten; und diese Klagen erfüllte ihre Mutter zuweilen mit Besorgnissen, die auch durch Agnesens Briefe an sie aufgeregt wurden. So sorgfältig sich Agnes auch hütete, ihr Mißtrauen gegen den Kaiser auf ihre Schwester fortzupflanzen, so floß doch zuweilen ihr Herz über.

Freilich war Kaiser Friedrich noch nicht nach Apulien gekommen, und der Kampf mit dem heiligen Vater beschäftigte seine ganze Thätigkeit, ob er schon die Schlüsselhelden schlug, wo er sie antraf, und dem Erbgute Sankt Peters eine Stadt nach der andern entriß, doch schien es allerdings, daß er hierdurch nicht hätte abgehalten werden können, seiner Enkel zu gedenken, wenn seine väterliche Liebe sich ihrer wirklich hätte erinnern wollen.

Von diesen und ähnlichen Gedanken wurde Margarethe bisweilen beunruhigt, wo dann Hugo, Sophie und Azzo alle Mühe hatten, ihr sinkendes Vertrauen auf das Versprechen des Kaisers zu stützen. Neben den wiederhol-

ten Bestätigungen der Zusage Friedrichs, welche Margarethe von Isabellen erhielt, bedienten sie sich hierzu eines Mittels, das ihnen der Gang des Krieges mit dem Pabste darbot.

Vielleicht — sprachen Margarethens Tröster — gedenkt der Kaiser seine Enkel zu Markgrafen von Thuscien und Ancona zu erheben, oder sie mit Bologna und Romagna zu belehnen denn gewiß wird er diese Länder, die zum Theil schon in seiner Gewalt sind, dem Pabste und dem Guelphischen Freystaate vollends entreissen.

Margarethens Besorgnisse wurden durch diesen Trost ihrer Freunde weniger vermindert, als durch eine Nachricht vermehrt, die sie in den letzten Tagen des Jahres 1241 aus Foggia erhielt. Eine von den Kammerfrauen der Kaiserin Isabelle meldete ihr den Tod ihrer Gebieterin, die im Kindbette mit ihrem neugebornen Kind starb.

Auch ausser den Mauern vor Sankt Felice würde Margarethe den Tod der würdigen Kaiserin Isabelle tief betrauert haben, innerhalb derselben mußten aber ihre Thränen freilich reichlicher fliessen, da sie in ihr eine Fürsprecherin bey dem Kaiser verlor; und sehr nöthig glaubte sie dieser zu bedürfen, so oft sie die Verzögerung der Erfüllung des Friedrichs beunruhigte.

Die Ursache der Thränenströme, die Margarethe über den Tod der Kaiserin vergoß, blieb ihren Vertrauten nicht verborgen, Azzo aber versicherte sie, daß ihre Thränen um Isabelle nur der Freundin, nicht der Fürsprecherin fliessen dürften.

Glaubt den Worten Eures treuen Dieners, gnädigste Frau — lautete der Schluß von des Kastellans tröstlichem Zuspruche — daß Ihr bey kaiserlicher Majestät Fürsprecher habt, die in Sachen, welche Land und Leute betreffen, und zu diesen gehören die Angelegenheiten der Prinzen, Eurer Söhne, mehr vermögen, als die seelige Kaiserin. König Enzius *) und der Liebling unseres gnädigsten Herrn, Herr Ezzelino de Romano, sind Eure Freunde, und bemühen sich eifrig, die Beschlüsse des Kaisers für seine Enkel zu beschleunigen.

Ein Fremder — trat Azzo, wenig Tage nach der erhaltenen Nachricht von Isabellens To-

*) Durch seine Gemahlin Adelasia, welche ihm die beyden Fürstenthümer Torri und Gallura zum Mahlschatze brachte, durch die Gunst seines Vaters und die Gewalt der Waffen wurde Enzius König von Sardinien.

de — der aber nur Euch selbst seinen Namen sagen will, verlangt Euch zu sprechen.

Doch nicht ohne meine Söhne — fragte Margarethe, der in diesem Augenblicke die Warnung des Kaisers vor den allgemeinen Feinden des hohenstaufischen Stammes in die Gedanken kam.

Nein — antwortete Azzo — Ausser diesen bietet er aber, während seines Gespräches mit Euch, alle Zeugen zu entfernen.

Soll ich ihn hören — äusserte Margarethe einige Unentschlossenheit.

Sein Ansehen ist unverdächtig — versicherte Azzo —

Wäre es auch nicht, so — wendete sich Heinrich zu seiner Mutter — so dächte ich doch Ihr höret den Fremden an. Ich und mein Bruder, wir weichen nicht von Euch, und kennen unsere Pflicht, wenn der Fremde Euch sollte beleidigen wollen.

Nun wohl, so führet ihn zu mir — fuhr Margarethe gegen Azzo fort.

Dieser entfernte sich, und öffnete bald hernach dem Fremden die Thür zu dem Zimmer Margarethens.

Ich wünschte — begann der Fremde, nach einer stummen Verbeugung gegen Margare-

chen und die Prinzen — mit Euch, gnädigste Frau, in einem Zimmer zu sprechen, wo niemand uns belauschen kann.

Dies würde auch hier nicht geschehen — antwortete Margarethe — doch weil Ihr es fürchtet, so begleitet mich in dieses Gemach, wo Ihr ganz ohne Furcht, belauscht zu werden, sprechen könnt.

Sie führte ihn in ein anderes Zimmer, ihre Söhne folgten ihr, und nun fragte der Fremde: kennt Ihr mich, gnädigste Frau?

Marg. Mich dünkt, ich sah Euch noch nicht, Euern Namen, Herr Ritter, wenn ich bitten darf, und die Ursache, welche mir Euer Besuch bringet.

Der Fremde. Diese wird, wie ich hoffe, keiner weitern Frage bedürfen, wenn ich Euch meinen Namen nenne. Es ist Pagano de Turre, welcher die Ehre hat, im Namen des Mailändischen Staats und des Herrn Markgrafen von Este vor Euch, gnädigste Frau Königin, zu erscheinen.

Marg. Ihr irrt, Herr von Turre, wenn Ihr glaubt, daß mir Euer Name die Ursache Eures Besuchs verräth. Was könnten die Mailänder, was der Markgraf von Este, diese Feinde und Empörer gegen den Kaiser ihren

Herrn, was könnten dieſe von mir, der Tochter Friedrichs, begehren?

D Frem. Nichts von der Tochter Friedrichs, wohl aber von der Königin Margarethe und ihren Söhnen, von ihnen, gegen welche es der Kaiſer vergißt, daß er ihr Vater iſt, um an ihnen zum Tyrannen zu werden.

Marg. Gemach, Herr Pagano! Wollt Ihr, daß ich Euch länger hören ſoll, ſo gefalle es Euch, Eure Zunge ein wenig zu zähmen, wenn Ihr von dem Kaiſer, meinem Herrn und Vater, ſprecht. Nun wird es mir freilich nicht ſchwer, Euch zu errathen, und daher wäre es, genau genommen, unnöthig, Euch zu hören, doch es geſchehe um meiner Söhne willen.

D. Frem. (zu dem Prinzen Friedrich) Euch, gnädigſter Herr, bietet Paga ; de Turre, im Namen des ganzen Mailändiſchen Volks, die lombardiſche Krone an; der Markgraf von Eſto ſamt allen Guelphen ein Bündniß zu Schutz und Trutz.

Friedr. (kalt und ſtolz) Friedrichs Enkel wird nie ſein Gegner werden; und dächte er auch hierzu verrätheriſch genug: ſo würde er ſich doch nie nach einer Krone ſehnen, die mit Zaubermacht ſeinen Vater in den Kerker drückte, ehe ſie noch ſein Haupt bedeckte.

D. Frem. War es der Mailänder Schuld, daß Euer erlauchter Vater fiel? Wäre er früher in meine Vaterstadt gekommen, hätte er sich nicht in Deutschland in nutzlose Fehden verwickelt, so würde jetzt Italien seinem Zepter gehorchen, und Ihr, gnädiger Herr, athmetet nicht Kerkerluft ein.

Friedr. Wer sagt Euch, daß ich mich in einem Kerker befinde?

D. Frem. Scheint es Euch nicht so, so versucht einmal aus dem Thore von Sankt Felice zu gehen, und die Lanzenknechte, die dort Wache halten, werden es Euch sagen. Doch unser Gespräch mögte sich von der Kühle entfernen, die bey jeder Prüfung so nöthig ist! (zu Margarethen) Zu Euch, erhabene Königin, wende ich mich wieder. Ich weiß, daß die Art, wie Ihr von dem Kaiser behandelt werdet, aus Eurem Busen dennoch die Empfindungen der Tochter gegen den Vater nicht entfernen konnte; ich weiß daß Ihr Eure Söhne mit gleichen Empfindungen belebtet, und sie nicht zur Rache ihres Vaters, sondern zum Gehorsam und zur Treue gegen ihren Großvater erzogt, und fühle vollkommen, wie vortreflich und edel Ihr hierin handeltet; aber erlaubt mir die Erinnerung, daß Euch die Pflichten gegen Söhne, die Eurer Liebe würdig sind, heiliger seyn müssen, als

die Pflicht gegen einen Schwiegervater, der Euch ungerecht und grausam von sich stößt. Er hat die seinigen vergessen, was kann Euch verbinden, die Eurigen zu erfüllen, und Euch und Eure Kinder unglücklich zu machen, indem Ihr thut, was Euch schon längst nicht mehr obliegt? Der Kaiser hat das Band zerrissen, das Euch an ihn kettete, wollt Ihr Eure Söhne nie durch ein anderes an die Welt binden, der sie, wie jeder Mensch, zu dienen schuldig sind, und der sie auch gewiß nicht wenig nützen würden?

Marg. Ich lasse Euch ausreden; schmückt aber Eure Rede so schön es Euch immer gefällt, auf mich und meine Söhne bleibt sie sonder Eindruck.

D. Frem. Ihr trauet dem Versprechen des Kaisers; väterlich für sie zu sorgen; erinnert Euch aber, gnädigste Frau; wie manches Versprechen schon der Kaiser gab, das er nie zu erfüllen gedachte, und auch nie erfüllt hat. Könnte Ihr zweifeln, ob das Euch gegebene unter diese Zahl gehört? Dem Dringen des Herzogs, Eures Bruders auszuweichen, versprach der Kaiser Euch und Euren Söhnen Freiheit und Versorgung, aber der Erfolg hat bewiesen, daß es nicht sein Wille war, dieses Versprechen zu erfüllen. Zurück wies er die Aufforderung des

Herzogs, Eures Bruders, mit leeren Ausflüchten, mit denen er auch die Bitten seiner Gemahlin beantwortete. Der Tod hat Euch diese Vorsprecherin entrissen, niemand bittet mehr für Euch, und — glaubt den Worten eines Mannes, der sich um Euer Wohl bemüht — und bald wird Eure gemilderte Haft wieder so streng werden, als sie es vor der Verwendung Eures Bruders war, denn fürwahr der Kaiser, der jetzt, immer siegreich, einem jeglichen trotzt, wird den Herzog von Oestereich nicht fürchten, sondern gegen ihn seine Waffen wenden, wenn sie in Italien nicht mehr hinreichende Beschäftigungen finden. (zu Friedrichen) Nun, mein Prinz, wie gefällt Euch das Bild, das Eure Einbildungskraft leicht mit den noch fehlenden Farben wird ausmahlen können?

Friedr. (heftig) Ein Verleumder, ein Verführer zeichnete es mit Kohle!

Heinr. Aber er mäht sich vergebens; unerschüttert steht unsere Treue gegen unsern Großvater, den erhabnen Friedrich!

D. Frem. Meinem Vorsatze gemäß zu handeln, stelle ich Euch das Gegenbild dar, dann mögt Ihr wählen! Wählet Ihr falsch, so ist die Schuld nicht mein, Euer Freund Azzo ist mit mir einverstanden. Unter dem Vorwande: daß es auf Befehl des Kaisers geschähe, öffnet

er Euch, sobald es Euch gefällt, das Thor von Sankt Felice. Nicht fern von hier harrt im Verborgenen eine Schaar tapferer Mailänder, die Euch, von mir geführt, sicher zum Markgrafen von Este leitet. Von ihm mit einer stärkern Bedeckung versehen, damit Ihr nicht nöthig habt, die Nachstellungen Ezzelins zu fürchten, begleitet Ihr mich dann nach Mailand, wo viel Tausende bereit stehen unter der Anführung ihres gewählten Königs Friedrichs zu fechten.

Marg. Azzo von Tiepoli wäre Euer Vertrauter! Nein, unmöglich kann dieser wackere Mann zum Verräther an seinem Herrn werden!

D. Frem. Er wurde es, weil er erkannte, daß die Pflicht, Unschuldige zu vertheidigen, noch heiliger ist. (zu Friedrichen) Nun, mein Prinz, wählt zwischen dem Thron und dem Kerker!

Friedr. Wäre mir auch der erstere so gewiß, als Ihr mich zu überreden trachtet: so würde mich die Aussicht auf ihn doch nicht zum Verbrechen, zur Empörung gegen meinen Großvater reizen. Auf einem Throne durch Verbrechen errungen, lebt es sich weniger ruhig, als mit schuldlosem Gewissen im Kerker.

Marg. Wohl Dir, mein Sohn, daß Dir meine Lehren so unvergessen sind!

D. Frem. Und wohl Euch, Frau Königin, daß Ihr Eure Söhne also lehret, (zu dem Prinzen) kommt an meinen Busen, meine Neffen, an den Busen Eures Oheims Ezzelino.

Marg. (erstaunt) Ihr Ezzelino de Romano!

Ezzelino. Euer Freund. Was ich bisher sagte, war Probe für Eure Söhne. Sie haben sie besser bestanden, als ich vermuthete.

Marg. Fürwahr eine harte Probe für Jünglinge, in welchen Drang nach Freiheit und Durst nach Thaten um so mächtiger spricht, da sie ihn bis jetzt in sich verschließen mußten.

Friedr. Für uns, die Margarethe sprach, war die Probe nicht zu hart, schmerzhaft aber das Mißtrauen, das sie veranlaßte.

Ezzel. Ich weiß, was man dem Jugendfeuer verzeihen muß und verlangte daher von Euch, meine geliebten Neffen, nicht mehr als Ihr leisten konntet, forderte nicht mehr von Euch, als daß Ihr nur dem Tone, in welchem ich von unserm großen Vater sprach, nicht beystimmen, die Gelegenheit, die ich Euch zur Rache an ihm zeigte, nicht heilig ergreifen sollten. Schwanken hätten Ihr Thaten — dies würde mein Vertrauen zu Euch nicht vermindert haben, denn in Eurer Lage wäre es verzeihlich gewesen; daß ihr aber nicht schwanktet, hat mir

sen Vertrauen auf den höchsten Gipfel. Vernehmt jetzt zum ersten Lohne für Eure Festigkeit die frohe Botschaft, daß Ihr frey seyd, und nach Eurer Willkühr mich zum Kaiser bestimmen, oder in welcher Stadt des kaiserlichen Italiens es Euch gefällt, so lange leben könnt, bis die Fehde Eures Vaters mit dem Papste durch den Frieden geendiget ist.

Friedr. Nein, wir begleiten Euch, mit unserm Vater wider seine Feinde zu kämpfen.

Heinr. Seht, wir sind groß und stark, und wissen die Waffen zu führen.

Ezzel. Und Muth, das Eigenthum der Hohenstauffen, kommt aus Euren Augen.

Friedr. Geleitet von dem Helden Friedrich soll er den Feinden seines Namens bald fürchterlich werden.

Marg. (zu Ezzelino) Sehet, wie die Einbildungskraft meiner Söhne schon schwärmerisch in froher Zukunft schwelgt; doch ehe wir einen Entschluß fassen, sagt uns, mein wackerer Schwager, woher jetzt mit einemmale uns die Freyheit wird, nach der wir uns so lange vergebens sehnten? Hellt mir die Dunkelheiten Eures geheimnißvollen Besuchs auf, und dieser schweren Probe, die Ihr meine Söhne bestehen lasset.

Ezzel. Welchen Verdacht unser Vater gegen Euch hegte, ist Euch bekannt, aber ihr wißt

vielleicht noch nicht, wer ihn in demselben bestärkte. Es war Manfred, dieser unwürdige Sohn Friedrichs, der durch heuchlerische List das Herz meines Vaters gefangen hält, und von der Habsucht gereizt, alle Kinder Friedrichs von der Erde zu tilgen wünschte, damit nur er, der einzige Erbe aller seiner Reiche werden möge. Ich und der edle Entius vereinigten uns mit Isabellen, den Kaiser zur Gerechtigkeit gegen Euch und Eure Söhne aufzufordern, aber Manfred machte sein Ohr taub gegen unsere Bitten. Auch in Eurer Einsamkeit ist es Euch unfehlbar kund geworden, welche Macht dieser gleisnerische Böswicht über seinen Vater besitzt; ihrer bediente er sich wider Euch, und unsere vereinigten Bemühungen reichten kaum hin, die von Manfreden bezielte noch grössere Verbitterung des Kaisers zu verhindern. Er machte den Argwohn in ihm rege: daß Ihr Eure Söhne zu Rächern ihres Vaters an ihm bildetet; und Azzo's Berichte von Euch, so genau sie auch diesem Vorgeben entgegenstanden, vermochten nicht Friedrichs Argwohn zu entfernen. Wir standen mit unserm Schwager Entius bestürmte sich endlich vor einigen Tagen den Kaiser so lange mit Bitten, bis er mir Erlaubniß gab, zu Euch zu gehen, und Euch samt Euren Söhnen

nen, erforschen zu dürfen. Manfred konnte uns nicht entgegen arbeiten, denn er befand sich abwesend, dem Kaiser neue Verstärkung zuzuführen. Ich eilte, meine Reise anzutreten, ehe er zurückkam, empfing von dem Kaiser die nöthigen Verhaltungsbefehle, und seine Erfindung war es, womit ich mein Gespräch mit Euch begann.

„Widerstehen meine Enkel Eurer Aufforderung — sprach der Kaiser zu mir, bevor ich ihn verließ — so führt sie mit ihrer Mutter zu mir. Sie sollen mir willkommen seyn, und zum Feste wird mir der Tag werden, wo ich, statt meines verlornen Sohnes, in seinen Kindern zwey bessere erhalte. Doch vielleicht — setzte er nach einiger Zeit hinzu — hat es ihnen in ihrem Gefängnisse an Gelegenheit gemangelt, sich schon zu Kriegern zu bilden, und Ihr wisset, daß jeder, der jetzt um mich lebt, es seyn muß; gebricht es ihnen daher noch an Kenntnissen, oder an körperlicher Stärke: so hängt es von ihrer Mutter ab, in welcher von meinen getreuen Städten sie mit ihren Söhnen leben will, bis sie hinlänglich in den Waffen geübt sind, neben ihrem Vater zu fechten.“

Friedr. Kommt, mein Oheim, und begleitet uns in den Hof des Schlosses, damit Ihr

Euch überzeugt, daß wir nicht mehr Uebung in dem Gebrauche der Waffen, wohl aber Uebung im Kriege selbst bedürfen.

Ezzel. Unnöthig wäre dieser Beweis bey diesen starken Muskeln und bey dem Feuer Eurer vollen Augen, welches Euch das Zutrauen des alten Kriegers Ezzelino gewinnt. (zu Margarethen.) Unsichtbar begleitet Ihr doch Eure Söhne zum Kaiser, und berathet Euch mit ihm, welche Stadt Ihr zu Eurem künftigen Aufenthalt wählen wollt.

Marg. Gewiß wird mir der Kaiser vergönnen, meinen Aufenthalt zuweilen zu verändern, damit ich meinen Söhnen immer nahe seyn, und erfahren kann, ob sie die Hoffnungen erfüllen, die Ihr Euch von ihnen macht.

Bis spät in die Nacht mußte Ezzelino Margarethen und ihren Söhnen von dem Kaiser erzählen; des andern Tages verliessen sie Sankt Felice, nicht ohne Thränen, die bey dem Abschiede von dem tapfern Azzo reichlich flossen. Ihr Weg ging nach Ravenna, wo der Kaiser sich eben befand, von seinen Kriegszügen wieder auszuraſten, und sich von neuem zu rüſten. Die Güte und Freude, mit welcher sie von ihm

empfangen wurden, ließ sie vergessen, was sie bisher durch ihn gelitten hatten.

Verzeiht, meine Kinder — sprach der Kaiser zu ihnen — daß ich Euch bisher kein gütiger Vater war, Verleumder hatten mich wider Euch eingenommen, doch werde ich mich bemühen, Euch die Leiden zu vergelten, die Ihr durch mich erduldet habt.

Diese Aeußerungen gewannen Margarethen und ihre Söhne ganz für den Kaiser, der sie auf eine Art behandelte, die vollkommen bewies, daß es sein ernster Wille war, ihnen zu vergüten, was sie bisher gelitten hatten. Entius und Ezzelino zeigten sich nicht weniger liebevoll gegen sie, und der erste äußerte besonders für Heinrichen, den jüngsten von Margarethens Söhnen, Gewogenheit.

Entius war ohne Kinder, und erbat sich von dem Kaiser die Erlaubniß, den jungen Heinrich an Kindes statt annehmen zu dürfen. Er erhielt sie von ihm so leicht als von Margarethen, die ihrem Sohn hierdurch den Weg auf einen Thron eröffnet sah, doch war es ihr unangenehm, daß ihre Söhne hierdurch zuweilen getrennt wurden. Entius wollte sich nicht von seinem angenommenen Sohn scheiden, und eben

so wenig der Kaiser seinen lieben Enkel verlo-
lassen.

Auch Manfred äusserte viele Zärtlichkeit für seine Schwägerin und seine geliebten N ff n, und nahm den Schein an, immer so gü sti von ihnen gedacht zu haben, als er jetzt vorgab. Margarethe und ihre Söhne, von dem Gegentheile überzeugt, zwangen sich, hiervon nichts zu verrathen, denn nach dem Rathe Ezzelino's und Entius suchten sie sorgfältig alles zu vermeiden, diesem viel vermögenden Heuchler noch mehr verhaßt zu werden, als sie es ohnehin schon waren, doch hüteten sie sich auch nicht minder sorgfältig, die Vermuthung in ihm hervorzubringen, daß sie seine Gewogenheit suchten, und sich vielleicht von ihm zum Mitarbeiter an einem Plane, mit dem sich seine Habsucht immer beschäftigte, würden gebrauchen lassen.

Margarethe mußte bald ihre Söhne von sich scheiden sehen. Mit seinem Oheim Entius zog Heinrich, mit seinem Großvater Friedrich, zu Felde, wenig Wochen nach ihrer Ankunft in Verona, wo ihre Mutter noch einige Zeit verweilte.

Der Kaiser hatte sie gebeten, die Aufsicht über die Erziehung des jüngern Heinrichs und einer Tochter zu übernehmen, die er einige Jahre nachher mit dem Grafen von Flandern verlobte. Friedrich hatte hierbey die doppelte Absicht, Margarethen sowohl Beschäftigung, als seinen Kindern eine sorgfältige Pflegerin und würdige Erzieherin zu geben. Nun, da Wahrheit den Wahn verscheucht hatte, der ihn vordem wider Margarethen einnahm, war an die Stelle der üblen Meinung, die er zuvor von ihr hatte, bald Achtung und Gewogenheit getreten.

Mit vollem Vertrauen übergab er ihr die geliebtesten seiner Kinder, die Pfänder der Liebe seiner Isabelle, deren Andenken oft aus seinem Auge eine milde Zähre floß. Besonders empfahl er ihr den fünfjährigen Heinrich, einen lieben Knaben, der schon deshalb die ausgezeichnete Liebe seines Vaters verdient, weil ihn die trefflichen natürlichen Anlagen desselben zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten.

Margarethe zeigte sich des Vertrauens ihres Schwiegervaters vollkommen würdig. Mit der zärtlichsten mütterlichen Sorgfalt wachte sie für das Wohl der Kinder ihrer Freundin Isabelle. Dieser verewigten Königin war sie die Wiedervereinigung mit ihren Söhnen schuldig,

ihr selbst hatte sie nur kalt und durch Schreiben danken können — wie erwünscht mußte es ihr daher nicht seyn, den unsterblichen Dank gegen Isabellen nun an ihren Kindern beweisen zu können.

Ungetrennt von diesen brachte sie den größten Theil ihrer Zeit in Neapel zu, verließ es aber auch bisweilen, um sich in eine Stadt zu begeben, wo sie ihren Söhnen näher war. Diese begleiteten ihren Großvater unablässig zu seinen rastlosen Kämpfen, wo sie sich bald als würdige Enkel desselben bewiesen. Ihre Fortschritte in der Kriegskunst und in andern Kenntnissen befestigten die Gunst Friedrichs und seines edeln Sohnes, des wackern und geraden Carls, immer mehr, und oft freute sich der letzte, in seinem Neffen Heinrich einen Erben gefunden zu haben, wie er ihn wünschte.

In dem ersten Jahre, das Margarethe und ihre Söhne wieder in völliger Freiheit verlebten, machte der Tod des Königs Heinrich die lebhafteste Betrübniß in ihnen rege. Man suchte ihnen zwar die Art desselben und den mitleidswürdigen Zustand, in welchem der Verstorbene die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, zu verhehlen, aber doch blieb ihnen beydes nicht ganz verborgen. Heinrich hatte in dem letzten Jahre nur wenig helle Augenblicke gehabt, sah

die Raserey stieg so hoch, daß man ihn fesseln mußte. Sie verließ ihn nicht, und in einem der heftigsten Anfälle derselben starb er.

Auch der Kaiser wurde durch seinen Tod heftig erschüttert. Er sahe jetzt nicht mehr den strafbaren Empörer in ihm, sondern nur den unglücklichen und mitleidswürdigen Sohn.

Tröste Du, mein Friedrich — schloß er einst im Ausbruch des Schmerzes seinen Enkel in die Arme — tröste du mich für diesen Verlust eines Sohnes, der irre geleitet von bösen Verführern die Pflichten gegen seinen Vater vergaß.

Friedrich ließ die Erwartungen seines Großvaters nicht unerfüllt. Ein Jüngling, edel und bieder, tapfer im Kriege, und durch einen viel umfassenden Geist mit der Staatskunst bald vertraut gemacht, gewann er sich die Achtung Aller, die ihn kannten. Es würde uns nicht schwer werden, Dir, lieber Leser! Belege zu liefern, daß ihm dieser Zoll nicht ohne Verdienst wurde, aber dies würde uns zu tief in die Geschichte des Krieges verwickeln, in welchem sich Friedrich seinem Großvater und andern werth machte, und diese liegt gänzlich ausser unserm Plane, weil sie auf die Schicksale Margarethens keinen Einfluß hat. Dagegen glauben wir nicht unberührt lassen zu dürfen,

daß der Kaiser im Jahr 1245. einen Reichstag nach Worms ausschrieb, sich mit den versammelten Fürsten zu berathen: auf welche Art den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Lion, wo Pabst Innocenz der Vierte, Gregors Nachfolger, des Kaisers Verderben zu vollenden gedachte, könnte entgegen gearbeitet, oder die Folgen derselben verhütet werden.

Zu Verona erschien auch der Herzog von Oestereich, und fand seine Schwester, die dahin gekommen war den geliebten Bruder zu sehen, und sich mit ihm von ihrer theuren Mutter und von den Begebenheiten zu unterreden, die sie selbst gegenseitig seit einer so langen Trennung betroffen hatten.

Denke Euch, theure Leser! die Empfindungen zweyer Geschwister, die sich zärtlich liebten, beim Wiedersehen nach einer Trennung von zehen Jahren, in deren Laufe sie der Leiden so viele erduldet, und nur selten Freuden genossen hatten, wie sie sich des Andenkens der letztern freuten, und der erstern sich nur erinnerten, den Genuß ihres jetzigen Glücks noch höher zu würzen.

Zu Verona gab auch Herzog Friedrich einen Beweis, wie heilig ihm sein Wort war. Fünf Jahre zuvor hatte er, bey einem Friedensschlusse mit dem König von Böhmen, mit dem

er, nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser, in einen neuen Krieg verwickelt wurde, eine Eheverbindung zwischen dem ältesten Sohne desselben, dem Markgrafen Wladislaus von Mähren und seiner Nichte Gertrud der Tochter Heinrichs des Grausamen, gestiftet, jetzt warb der Kaiser um die Hand dieses Fräuleins; vielleicht nur um den Herzog von Oesterreich noch fester an sich zu ketten. Für diesen und für Gertruden wäre eine Verbindung desselben mit dem Kaiser allerdings ehrenvoller gewesen, als mit dem Markgrafen von Mähren, und zugleich auch mehr nach seinem Wunsche, weil ihm die enge Freundschaft des Kaisers nicht weniger werth war, als die seinige diesem. Aber Wladislaus hatte sein Wort, das Friedrich nicht gewohnt war, zu brechen.

Diese nähere Verbindung des Herzogs von Oesterreich mit dem Könige von Böhmen war dem Kaiser äusserst unangenehm. Er kannte den König Wenzel als den mächtigsten und heftigsten seiner Feinde in Deutschland; wußte, wie eifrig er bemüht war, dem Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspo, den Innocenz zum Gegenkaiser bestimmt hatte, die Stimme der Wahlfürsten zu gewinnen; und argwohnte, daß es ihm vielleicht gelingen möchte, auch den Herzog von Oesterreich an seine Parthey zu ziehen.

Heinrich Raspo war Friedrichs Schwager, und obgleich seine Gemahlin nicht mehr lebte, so fürchtete doch der Kaiser, daß Friedrich aus Freundschaft zu ihm möchte hingezogen werden — und fand hierin einen Grund mehr, die Trennung seines Bündnisses mit dem Könige von Böhmen zu wünschen und zu betreiben.

Er suchte dem Herzog zu beweisen, daß er nicht verbunden wäre, einem Feinde seines Lehnsherrn sein gegebenes Wort zu erfüllen; und wurde empfindlich, als ihm der Herzog zur Antwort hierauf blos die Versicherung gab: daß seine eigene Treue unerschüttert bleiben würde, wenn schon sein Verwandter, der König von Böhmen, die Pflichten gegen des Reichs Oberhaupt vergessen sollte.

Auch diese Empfindlichkeit veränderte des Herzogs Entschluß nicht, und der Kaiser kehrte von ihr, weil er sie ohne Nutzen sahe, bald wieder zu der freundschaftlichen Wärme zurück, mit welcher er dem Herzoge zuvor begegnet war. Er bestätigte einige Freiheitsbriefe, die seine Vorgänger den Herzogen von Oestereich gegeben hatten, vermehrte sie mit neuen, und vergönnte dem Herzog ein königliches Diadem zu tragen.

Den Tag vor seiner Abreise von Verona gab Friedrich seiner Schwester eine Nachricht von ihrer geliebten Mutter, die er absichtlich

bis jetzt zurückbehalten hatte, die Freude, welche Margarethen seine Gegenwart brachte, nicht zu stören.

Schon seit einiger Zeit war Frau Theodore kränklich. Eigene Leiden und die Leiden ihrer Kinder — doch bey zärtlichen Müttern gehören ja diese auch mit unter die Zahl der erstern — hatten ihre Gesundheit zerrüttet, und sie früher dem Grabe nahe gebracht. Sie wünschte die liebe Dulderin, Margarethe, vor ihrem Abscheiden noch einmal zu sehen, und diesen Wunsch theilte jetzt Friedrich seiner Schwester mit. Ohne Verzug würde sie ihn erfüllt, und ihren Bruder begleitet haben, als ihr Pflegesohn, des Kaisers Liebling, der junge Heinrich, war gefährlich krank — sollte sie ihn verlassen?

Ihr Bruder selbst forderte sie zum Gegentheil auf, weil ihm Theodore in einem Schreiben, worin sie ihm den Einbruch des Herzogs von Bayern in sein Land meldete, von ihrer Gesundheit beruhigende Nachrichten gab. Der Lenz schien in sie, wie in die Natur neue Kräfte gegossen zu haben.

Allein eilte demnach Friedrich in sein Land, wo er sich den weitern Fortschritten des Herzogs von Bayern entgegen stellte, und seiner Mutter durch einen Diener die frohe Botschaft geben

ließ, daß Margarethe mit ihren Söhnen ihm bald nachfolgen würde.

Der Durst nach Thaten trieb Margarethens Söhne, unmittelbar nach der Entfernung ihres Oheims, wieder von ihrer Mutter hinweg. Der junge Heinrich war noch nicht genesen, wie konnten die muthigen Jünglinge bis zu der Zeit, wo die Aerzte dieses versprachen, in Unthätigkeit leben, da ihr Großvater eben jetzt in das Feld gerufen wurde!

Des Kaisers Kundschafter hatten ausgespähet, daß die Mailänder bewogen durch den Papst, ihre eiserne Krone dem Landgrafen Heinrich Raspo angetragen, und ihn aufgefordert hatten, sie an der Spitze eines mächtigen Heeres wackerer Thüringer abzuholen. Er eilte daher, die abtrünnigen Mailänder für diesen Frevel zu züchtigen, und sie wo möglich, so empfindlich zu schwächen, daß ihre Hülfe dem Landgrafen von Thüringen, wenn er ihre Einladung annehmen sollte, zur Erringung der kaiserlichen Krone wenig frommen würde. Eilend näherte er sich daher der aufrührischen Stadt von einer Seite, und ertheilte durch Heinrichen dem Kö-

nig von Sardinien Befehl, sie von der andern anzugreifen.

Sobald Heinrich zu seinem Oheim gekommen war, rückte er mit diesem vor Mailand, wo der muthige Jüngling seinen Tod fand. In einem hitzigen Treffen mit den Feinden hatte er sich von seinem Heer, nur mit wenigen Begleitern, zu tief in die dichtesten Haufen fortreissen lassen. Er kämpfte hier mit seinen Gefährten so tapfer, daß er den Sieg vorbereitete, den das kaiserliche Heer erfocht, mußte aber endlich der überlegenen Menge unterliegen; und Otto wie Friedrich freuten sich des errungenen Sieges weniger, als sie sich über den Tod ihres lieben Heinrichs betrübten.

Mit der Nachricht desselben sendete der Kaiser seinen Enkel Friedrich nach Verona. Er hoffte, daß seine Gegenwart Margarethen am ersten über den Verlust ihres jüngern Sohnes würde trösten können; forderte ihn auf, ihr denselben mit möglichster Schonung bekannt zu machen, und sie dann nach Oesterreich zu begleiten, wo die Freude, bey ihrer Mutter und ihrem Bruder zu leben, ihren gerechten mütterlichen Schmerz vielleicht lindern würde.

Die Erfüllung der ersten Hälfte von dem Auftrage seines Großvaters war Friedrichen unmöglich. In ihm selbst wüthete Schmerz zu

heftig, um ihn seiner Mutter verbergen zu können. Margarethens Gesundheit, durch die Nachtwachen an dem Siechlager ihres Pflegelings erschüttert, wurde es durch diesen neuen Stoß noch mehr. Eine gefährliche Krankheit warf sie auf das Lager, und erst nach einigen Wochen siegten Natur und die Kunst der Aerzte über dieselbe.

Sobald Margarethens Körper völlig wieder hergestellt war — ihre Seele litt noch immer — machte sie sich mit ihrem Sohne nach Oestereich auf den Weg; dem folternden Schmerze wurde sie aber zur Beute, da sie ihre Reise kaum einige Meilen über die Gränzen Steyermarks fortgesetzt hatte, und die fürchterliche Nachricht von dem Tode ihres Bruders und ihrer Mutter ihr entgegen hallte.

Wir wollen den Abstufungen der Empfindungen Margarethens, von Verzweiflung zum dumpfen Schmerze, bis zur sanften Wehmuth herab, nicht nachgehen, sondern Euch, theuren Leser! nur erzählen, was Friedrichs und Theodorens Tod so schnell und zu gleicher Zeit herbeyführte.

Kurz nach seiner Zurückkunft aus Italien wurde der Herzog von Oestereich von seinem unversöhnlichen Feinde, dem Könige von Ungarn, angefallen.

Der Heldenmuth Friedrichs und seine Hitze vergaß zuweilen die nöthige Vorsicht. Auch jetzt sprengte er, nur von zwey Rittern begleitet, dem übrigen Heere voran. Ein feindlicher Pfeilschuß warf sein Pferd zu Boden; einige Ungarn stürzten sich auf den gefallenen Herzog, der unter den Streichen sein Leben aushauchte, ehe seine zurückgebliebenen Krieger zu seiner Rettung herbey eilen konnten.

Die traurige Botschaft von dem Falle ihres Sohnes wurde Theodoren nicht mit der Schonung hinterbracht, die man dieser kranken, zärtlichen Mutter allerdings schuldig gewesen wäre. Schrecken wirkte so heftig auf sie, daß sie ihrem Sohne in wenig Tagen nachfolgte.

Der Prinz Friedrich fürchtete, daß seine Mutter gleiches Schicksal mit Theodoren treffen mögte, doch bey ihr widerstand erneuerte gute Gesundheit der Heftigkeit des Schreckens und den Foltern des Schmerzes über den Tod ihrer Lieben.

Unentschlossen, ob sie weiter reisen, oder nach Italien zurückkehren sollte, verweilte Margarethe einen Tag in Steyermark, dann entschloß sie sich zur Rückkehr nach Verona den Kaiser und seine Kinder noch einmal zu sehen, und dann auf ewig von der Welt zu scheiden.

Schon vor mehreren Jahren hatte Margarethe zu Sankt Felic[illegible] das Gelübde gethan, sich

der Kirche zu vermählen, wenn sie sammt ihren Söhnen die Freyheit wieder erhielte, sobald dieselben der mütterlichen Pflege und Aufsicht nicht mehr bedürften. Ob sie gleich unmittelbar nach ihrer Befreyung keine Obhut über ihre Söhne mehr nöthig hatte, so wurde sie doch abgehalten, ihre Gelübde zu erfüllen, weil sie der Kaiser bat, die Aufsicht über die Erziehung seiner jüngern Kinder zu übernehmen. Aus Rücksicht auf ihre Söhne wollte sie sich ihm gefällig machen, und verschob daher die Gemäßhandlung ihres Entschlusses, den Schleyer zu nehmen, noch auf einige Zeit, fühlte aber oft mitten im Genuß der Freude über ihre Kinder und Pfleglinge, Ermahnungen ihres Gewissens: die Erfüllung ihres Gelübdes nicht allzulange zu verzögern.

Jetzt fühlte sie sich mehr als jemals zur Einsamkeit gestimmt, um in derselben dem Schmerze über den Verlust, dessen Schläge so schnell auf sie losstürmten, ungestört nachhängen zu können. Diese Stimmung unterstützte die Aufforderung des Gewissens, und fest gegründet wurde bald der Vorsatz in ihr: ihre Flucht in das Kloster nicht länger zu verschieben.

Bey ihrer Ankunft in Italien bemühten sich Friedrich, der Kaiser und seine Kinder gemeinschafts

schoflich, Margarethen zurückzuhalten, allein ihr Entschluß war durch nichts zu erschüttern. Mit Einwilligung des Kaisers wählte sie das Sankt Katharinenkloster zu Trier zu ihrem künftigen Aufenthalte. Vor ihrer Abreise dahin verschaffte ihr noch der Kaiser den Genuß eines festlichen Tages, indem er ihr versprach, die heimgefallene Lehnen, Oestereich und Steyer, ihrem Sohne zu geben.

Friedrich sollte das zur Herstellung der Ruhe in Oestereich, bey seinem Schwager bleiben, der den Grafen Otto von Eberstein mit einem Heer in das Land seines Feindes zu schicken gedachte, um es als ein erledigtes Lehen, im Namen des Kaisers und des Reichs in Besitz zu nehmen und sich den weiteren Unternehmungen des Königs von Ungarn zu widersetzen. Bela befand sich mit seinem Heere noch in Oestereich, obschon Friedrichs tapfere Krieger den Tod ihres Anführers an den Ungarn gerächt, und ihm Tausende derselben zum Opfer geschlachtet hatten.

Zu Friedrichs Sicherheit beschlossen der Kaiser und Margarethe seine Bestimmung zum Herzoge von Oestereich und Steyer verborgen zu halten, bis die Ruhe in diesen Ländern fest gegründet wäre. Es war ihnen bekannt, daß

der Herzog von Bayern einen Theil von Oesterreich an sich zu reissen trachtete, und daher vielleicht mit den Ungarn und dem Könige von Böhmen, von welchem ebenfalls ein Angriff zu befürchten war, gemeinschaftliche Sache machen würde.

Dies hoffte der Kaiser zu verhüten, wenn er seinen Enkel noch so lange bey sich behielt, bis von den Ungarn und Böhmen nichts mehr zu befürchten wäre; denn überzeugt von der Treue des Herzogs Otto, glaubte er nicht, daß er wider ein Land, das sich unter der Herrschaft des Kaisers befände, etwas unternehmen würde.

Margarethe hatte das Katharinenkloster zu Trier vor allen andern zu ihrem künftigen Aufenthalte gewählt, weil sie die Aebtissin desselben gegen sich noch so freundschaftlich glaubte, wie sie in den Jahren der Kindheit und Jugend gewesen war.

Unsere Urkunden melden von dieser Aebtissin nur den Vornamen, Mechtild, ohne das Haus zu nennen, aus welchem sie stammte, weshalb wir unsern Lesern dies so wenig sagen, als ihnen berichten können, wodurch das Freundschaftsband zwischen Margarethen und Mech-

tilden geknüpft worden war. Auch wissen wir nicht, ob die letztere sich zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte angefangen haben, schon im Kloster zu Trier befand, und ob vielleicht dies die Ursach war, warum wir ihren Namen nicht ehee in Margarethens Geschichte fanden. Damals, wo man im Schreiben weniger geübt war als itzt, war er eben nicht nöthig, mit abwesenden Freunden in einem Briefwechsel zu stehen. Man ließ ihnen zuweilen gelegentlich einen freundlichen Gruß vermelden, und fand sich doch wohl beym Wiedersehn, nach langer Trennung, freundschaftlicher wieder als jetzt, ungeachtet der schriftlichen Freundschaftsversicherungen, zuweilen geschieht.

So fanden sich auch Mechtild und Margarethe. Besonders freute sich die letztere, welche sich eifrigst befliß, einen solchen guten Geruch nachzulassen, wie die Heilige, von welcher sie den Namen führte, des frommen Entschlusses ihrer Freundin: das sündliche Leben im Getümmel der Welt mit dem heiligen Wandel im Kloster zu verwechseln.

Mit Salbung wußte sie Margarethen die Seligkeit dieses Himmels auf Erden zu rühmen, wie aber, liebe Leser! übergehen ihre Gespräche, weil wir fürchten, daß sie Euch so wenig

Unterhaltung als Erbauung gewähren mögten; und weil sich Margarethe im Kloster entweder mit der Aebtissin, von dem himmlischen Zion, der babylonischen Hure, oder andern geistlichen Dingen unterhielt, oder mit den übrigen Schwestern im Klostergarten lustwandelte, ihnen in ihren Arbeiten half, und ihnen erzählte, daß es ausser dem Kloster nicht so schön wäre, als wohl manche der vollwangigen Mädchen zu wähnen sich erdreustete: so sehen wir uns genöthigt, ein Jahr von Margarethens Leben zu überspringen, und uns, ehe wir den Faden der Erzählung wieder anknüpfen, ein wenig in das geheime Gemach des heiligen Vaters und Manfreds, und in die Zelle der frommen Aebtissin Mechtild zu schleichen.

Verborgen sollte es bleiben, daß der Kaiser die Länder des abgeschiedenen Herzogs von Oesterreich seinem Enkel bestimmt hatte, aber Manfred wuste es, und was diesem bekannt war, blieb nur dann verschwiegen, wenn er sich hiervon Nutzen versprach. Dies war hier der Fall nicht, im Gegentheile glaubte Manfred die Entdeckung für sich nützlich.

Es ist bekannt, daß Manfred alle Kinder und Enkel Friedrichs haßte, und ihnen zu schaden suchte, sobald sich hierzu Gelegenheit zeigte. Auch den jungen Friedrich traf dieser Haß, und er vermehrte sich in gleichem Grade, in welchem des Kaisers Gunst gegen ihn wuchs. Jetzt schien es Manfreden Zeit, ihn zur Verfolgung ausbrechen zu lassen, doch mußte er freilich auf eine Art handeln, wodurch seine verborgene Hand nicht verrathen wurde.

Unmittelbar konnte ihm zwar Friedrichs Fall freilich nichts nützen, da Manfred keine Hoffnung hatte, statt seiner Herzog von Oesterreich zu werden, doch konnte er allerdings die Ausführung seiner Absichten wider den römischen König Konrad erleichtern, weil diesem hierdurch ein mächtiger Freund und Rächer geraubt wurde; hinreichender Grund für Manfreds Habsucht und Herrschbegierde, Friedrichs Verderben zu beschließen.

Zur Erreichung seines Plans hatte Manfred der Hülfe des Pabstes nöthig, dessen eifriger Freund er noch bey dem Leben des Kaisers war, in so fern nehmlich Eifer in der Freundschaft bey einem Manne sich denken lässet, zu dessen Handlungen Eigennutz die einzige Triebfeder ist. An den heiligen Vater Innocenz wendete sich Manfred, denn dieser, hoffte er,

würde gegen Friedrich von Oestereich ausführen können, was er selbst nicht vermogte. Durch ihn sollte Friedrich an dem wirklichen Besitze seiner Herzogthümer verhindert werden, wozu der heilige Vater die größte Bereitwilligkeit zeigte, weil ihm selbst viel daran lag, diese wichtigen Länder nicht unter der Herrschaft eines Enkels seines Feindes zu sehen. Er versprach dem Fürsten von Tarent, Oestereich und Steyer dem Kaiser und seinen Enkeln zu entreissen, und legte ihm einen hierzu entworfenen Plan vor, der Manfreds vollkommenen Beyfall erhielt.

Beyde vereinigten sich nun zu der Ausführung desselben, welche der Pabst mit einem Schreiben an die fromme Aebtissin in dem Katharinenkloster zu Trier begann, die er zu seiner Gehülfin zu machen suchte. Er wußte, daß sich Frau Mechtild, nicht weniger als nach der himmlischen Glorie, nach höherer Gemeinschaft mit dem heiligen Vater sehnte, durch die sie sich einst jene erwerben könnte, und zweifelte daher nicht, daß sie sich würde zu allem willig finden lassen, wozu er sich ihrer zu bedienen gedachte.

Sein erstes Schreiben an sie enthielt freilich so wenig von seinem Plane, als von der Ursache, welcher sie die Ehre dankte mit dem

heiligen Vater in einen Schriftwechsel zu kommen. Innocenz begnügte sich, ihr nur in derselbigen zu sagen, daß der Ruf von ihrem frommen Lebenswandel bis zu seinen Ohren gedrungen wäre, und suchte sie zur Ausdauer im Streben nach der himmlischen Krone zu ermuntern. Er glaubte dies hinreichend, das Herz der frommen Mechtild zu gewinnen, und im Besitze desselben hoffte er es nicht schwer, sie zu führen, wohin es ihm gut dünkte.

Zur Stärkung im Guten schlug er ihr den Umgang mit Alberten von Böhmen vor, dessen sich unsere Leser noch erinnern werden, und empfahl ihr Gehorsam gegen die Befehle der heiligen Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes, als die ersten Pflichten einer ächten Christin. Mechtildens demüthiges Antwortschreiben berechtigte ihn bald zu der Hofnung: daß sie alles thun würde, die vielvermögende Gunst des heiligen Vaters zu erwerben.

Sobald er diese Vorbereitung gemacht hatte, ließ er von dem geheimsten seiner Geheimschreiber ein Schreiben verfassen, das mit dem Namen des Königs von Sardinien unterzeichnet, durch einen getreuen und geweihten Boten an Margarethen geschickt wurde. Manfred war der Verfertiger der Urschrift dieses

Schreibens, das ganz in dem Tone der Herzlichkeit abgefaßt war, durch welchen sich Ennius die Achtung jedes Rechtschaffenen gewann.

„Manfreds Argliſt — war in der Kürze der Inhalt dieſes Briefes — hat meinem Neffen, Eurem lieben Sohn, das Herz unſers Vaters entfremdet. Vergebens bemühte ich mich bisher mit Ezzelino, Manfreden entgegen zu arbeiten; gelingt es uns in Zukunft nicht beſſer, ſo zweifle ich, daß unſer Friedrich die Länder jemals erhalten wird, deren Beſitz ſein Großvater ihm zugeſagt hat. Bis jetzt noch äuſſert zwar der Kaiſer nur Gleichgültigkeit gegen ihn, er mag ſich aber hüten, damit ſein Zorn nicht völlig wider ihn entbrenne; ein Rath, den ich auch Euch, meine theure Schwägerin, gebe.

Seit zwey Tagen befand ſich dieſes Zeugniß der Liſt und der Hinterliſt Manfredens in den Händen Margarethens, und beſchwerte die Arglose mit kummervoller Unruh, da wiederfuhr dem Jungfrauenkloſter zu St. Katharine in Trier das Heil, den frommen Mann, Albert von Böhmen in ſeinen Mauern zu ſehen, der Mechtilden ein zweytes Schreiben vom heiligen Vater brachte.

„Wir verſicherten Euch, fromme Tochter — lautete es unter andern — unlängſt unſerer

väterlichen Obhut und Liebe, jetzt zeigt sich uns eine Gelegenheit, diese Versicherung werkthätig zu machen. Wir haben vernommen daß die treue Tochter der Kirche, die römische Königin Margarethe, in Eurem Kloster lebt, noch mehr, daß sie Eure Freundin ist. Dies allein wäre schon genug, sie uns werth zu machen, wenn wir auch diese tapfre Dulderin nicht bereits kennten. Wir wissen, wie sie das schwere Gebot, Feinde zu lieben und ihnen gutes zu thun, an dem Ketzer Friedrich in Ausübung gebracht hat, der ihr, wie vielen andern Schlachtopfern seiner Tyrannen, Thränen erpreßte, die aber dereinst an jenem Tage werden erzählt und gerochen werden. Unser geliebter Sohn Albert wird Euch erzählen; was Friedrich wider die gute Königin und ihren unschuldigen Sohn im Sinne hat: und Euch zugleich auch sagen, wie die Königin dem Unwetter ausweichen kann, das sich über ihrem Haupte zusammenzieht. Findet Ihr sie empfänglich für guten Rath und mit dem Gifte der Ketzerey, das bey den Hohenstaufen erblich scheint, nicht angesteckt — denn dann wäre sie unwürdig, daß wir uns ihrer erbarmten — so nehmt Euch dieser Unglücklichen an aus christlichem Mitleid, wie wir es thun, und theilt Ihr den Rath mit, den Albert von Böhmen für sie hat."

Albert erzählte Mechtilden ungefähr das nehmliche, was Margarethe aus dem erhaltenen Schreiben ersehen hatte, und schloß dann mit dem Rathe, daß die Königin selbst nach Oestereich gehen möchte, die Liebe seiner Bewohner, die ihr einst als Fräulein im reichlichen Maaße worden war, von neuem zu entflammen, und vermittelst derselben ihrem Sohne zu erwerben, was er von dem Kaiser nie erhalten würde. Die Freiheiten des östereichischen Hauses berechtigten sie um so mehr, den Besitz der erledigten Herzogthümer zu hoffen, weil sie auch auf die weiblichen Hinterlassenen forterbten.

Ohne Zweifel wird der gröſte Theil unserer Leser Manfreds und des Pabstes Absichten, bey dem Plane, dessen Ausführung sie nun eingeleitet hatte, errathen, doch um derjenigen willen, bey denen das der Fall vielleicht nicht seyn mögte, müssen wir sie wohl entschleyern.

Die Verbundenen hofften des Kaisers Zorn wider Margarethen und ihren Sohn zu reizen, wenn sie nach Oestereich ginge, und auf die Erbfolge selbst Anspruch machte; und war dieser einmal entflammt: so schmeichelte sich Manfred, daß es ihm nicht schwer werden würde,

ihn zu solcher Größe anzufachen, daß Friedrich von Oesterreich ihm zum Opfer fallen würde.

Die Aebtissin Mechtild säumte nicht, ihrer Freundin die Bestätigung mitzutheilen, die der Brief des Königs von Sardinien durch Alberts Bericht erhalten hatte, doch ließ sie denn auch zu ihrem Trost den Rath des letztern folgen, da sie bey der frommen Margarethe nichts von der Gegenwart des Geists bemerkte, welches der heilige Vater ein Erbtheil aller Hohenstaufen nennte.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir Euch theure Leser! genau entwickeln wollten, wie Margarethe, durch Albert von Böhmen, und die Aebtissin Mechtild, dem Plane des Pabstes nach und nach gemäß geleitet wurde; es sey uns also genug, Euch durch Fingerzeige den Gang anzudeuten, welchen sie nahm.

Frömmigkeit war von Jugend an ein Hauptzug in Margarethens Karakter gewesen, durch sie wurde sie im Dulden gestärkt. Einsamkeit gab ihrer Frömmigkeit einen Anstrich von Schwärmerey, die in den salbungsvollen Gesprächen der frommen Mechtild nicht wenig Nahrung fand, und durch Alberten von Böhmen, der die Rolle eines irdischen Heiligen vollkommen spielen konnte, einen noch höhern Schwung erhielt.

Schwärmer in der Religion belebt gewöhnlich auch höheres Vertrauen auf die Diener derselben wenn nicht die Gattung dieser Schwärmerey gesetzliche Diener der Religion für unnöthig erkennt. Auch wird der Blick abgestumpft für irdische Dinge, wenn er immer nur unter geistlichen umherschwärmt; beydes äussert sich bald bey Margarethen. Minder hell wie sonst sah sie jetzt. denn bey etwas hellerem Blicke wäre es vielleicht nicht schwer gewesen, Verrath und List zu ahnden; und ihre Meinung von dem heiligen Vater und seinen Dienern sprach jetzt laut zu dem Vortheil derselben, so großen Theil auch bisher der römische Hof an ihren Leiden gehabt hatte.

Ihre Geneigtheit: von allen Menschen das beste zu glauben, unterstützte die Wirkung ihrer Schwärmerey. Innocenz konnte ja vielleicht besser seyn als Gregor, und sich ihrer und ihres Sohnes annehmen, ob er gleich den Kaiser verfolgte; welcher freilich den Päbsten sowohl Veranlassung zu Beschwerden gegeben hatte, wie diese ihm. Dies letztere fühlte Margarethe immer lebhafter, je länger sie sich im Kloster zu Trier befand, und je mehr die Gespräche mit Mechtilden und Alberten ihre Stimmung umformten.

Traurigkeit öffnet der Schwärmerey den Weg, und herannahendes Alter wird oft von Mißtrauen begleitet. In den Verhältnissen Margarethens lag überdies so viel, wodurch sie zum Mißtrauen verführt werden konnte; der Kaiser hätte sich ihr selbst mehr denn einmal verdächtig gemacht — konnte Verdacht gegen ihn nicht vielleicht gegründet seyn! Albert und Mechtild waren eifrigst bemüht, einen solchen Verdacht zu beleben.

Wäre es des Kaisers ernster Wille gewesen — stellten sie oft und auf mancherley Weise Margarethen vor — Eurem Sohne die Länder zu verleihen, die ihm ohnehin schon durch Erbrecht gebühren, warum hätte er ihn nicht an die Spitze des Heers gestellt, das der Graf von Eberstein nach Oestereich führte, und ihn dem Lande nicht gleich zum Herrn gegeben, da er im Kriege und in der Staatskunst hinlängliche Kenntnisse besitzt?

Denkt Euch, theure Leser! zu allem, wodurch Margarethe irre geleitet wurde, noch ihre mütterliche Zärtlichkeit, die für den geliebten Sohn Verlust seines Eigenthums fürchtete, und es ihm zu erhalten strebte — und Ihr werdet es ihr gewiß verzeihen, daß sie sich täuschen ließ, und selbst Mitwirkerin an einem Plane wurde, der ihr und ihres Sohnes Verderben be-

zielte, wenn wir Euch noch mit einigen Kunstgriffen bekannt machen, deren sich die Verdammten denen bedienten.

Albert von Böhmen hatte sich durch seine fromme Heucheley Margarethens Vertrauen erschlichen; durch ihn gingen ihre Briefe nach Italien, erreichten aber nie den Ort ihrer Bestimmung, sondern blieben in der Hand des Besorgers. Friedrich war die Zeit über zu thätig beschäftiget, seiner Mutter schreiben zu können; sie wurde auch durch keinen Brief aus Italien aus ihrem Irrthume gerissen, und Albert und Mechtild hatten über dies schon dafür gesorgt, daß weder Briefe noch Boten zu ihr kommen konnten.

Endlich brachten sie ein zweytes vorgebliches Schreiben von dem Könige von Sardinien in ihre Hände, den Entschluß der Schwankenden vollends zur Reife zu bringen. Sie erreichten ihren Zweck, Margarethe vergaß ihres Gelübdes; vergaß, daß sie schon im Begriff gewesen war, Profeß zu thun, und konnte dies sonder Beschwerung ihres Gewissens, weil sie der heilige Vater von der Verbindlichkeit ihres Gelübdes loszählte, so lange Sorgfalt für das Glück ihres Sohnes und für die Ruhe ihres Vaterlandes sie noch nöthigen würde, in der Welt zu leben.

Nun trat Margarethe mit ihren Forderungen hervor, eilte auch, auf den Rath Alberts von Böhmen, oder vielmehr des Pabstes, der aus dem Munde desselben sprach, nach Oesterreich, sich die Gunst seiner Bewohner zu erwerben, und vermittelst derselben, ihren Forderungen gröſseres Gewicht zu geben. Sie fand hier Gertruden, die Markgräfin von Mähren, die gleiche Abſichten wie die ihrigen dahin geführt hatten.

Gertrud war seit wenig Wochen Wittwe. Ihr Gemahl hatte schon Ansprüche auf Oesterreich gemacht, sich auch unter den Edeln des Landes einige Anhänger verschaft, durch deren Hülfe seine Wittwe einen Plan durchzusetzen hoffte, an dessen Ausführung schneller Tod ihn gehindert hatte; wirklich gaben ihr auch die kaiserlichen Freyheitsbriefe auf die Erbfolge in Oesterreich nicht weniger Recht als Margarethe, und wahrscheinlich würden der Werber um Friedrichs des Streitbaren Verlassenschaft noch mehrere geworden seyn, wenn ihm nicht seine übrigen Schwestern im Tode vorangegangen wären. Nur Konstanze, die Gemahlin des Markgrafen von Meissen, Heinrichs des Erlauchten, hatte Kinder hinterlassen, die aber bloß an dem hinterlassenen Schatz und an dem Geräthe ihres Oheims Forderung machten.

Jede der beyden Wittwen erhielt ihre Anhänger, von denen sich jede Parthey gleich eifrig bemühte, die Gültigkeit ihrer Rechte vor den andern zu beweisen; dagegen der Graf von Eberstein, die Rechte des Kaisers ausschließend, geltend zu machen suchte. Dem Ausbruche innerlicher Unruhen vorzubeugen, bat er beyde Wittwen des Ausspruchs kaiserlicher Majestät und der Reichsfürsten geduldig zu harren, und gab jeder von ihnen ein Schloß ein, in welchem sie denselben erwarten sollten. Margarethe erhielt Hainburg, Gertrud Mödling.

Graf Otto von Eberstein befolgte die Befehle seines Herrn getreulich und unbedingt, lästig war es ihm zwar, wenn er sich der List bedienen, oder nach den Regeln trügerischer Staatskunst handeln sollte; befahl es aber der Kaiser, so vollzog er seinen Auftrag pünktlich, obgleich die Staatskunst Friedrichs des Zweyten sich der List und des Truges noch mehr erlaubte, als die der mehresten Fürsten. Ihrer Erlaubniß und des Kaisers Befehl zu folgen handelte erst Graf Otto, als er vor Dreyels Margarethen Versprechungen gab, die er nicht zu erfüllen gedachte

dachte. Hierdurch hatte er das Zutrauen der Königin verloren, welches jetzt sowohl ihm als Margarethen schadete.

Zu dieser gesellten sich bald einige der angesehensten von den östereichischen Edeln, von welchen wir nur die mächtigen Künringer und den Grafen Leuthold von Plaichen nennen. Unter den Künringern zeichnete sich besonders der greise Heinrich aus, den unsere Leser im ersten Theile als Marschall, Regenten von Oestereich und Empörer wider den Herzog Friedrich gesehen haben. Er versicherte, daß er durch Treue gegen den Babenbergischen Stamm das Vergehen abbüßen wollte, dessen er sich gegen den verstorbenen Herzog schuldig gemacht hatte, und bewies durch sein ganzes übriges Leben, daß ihm diese Versicherung Ernst war.

Durch den Eifer, welchen diese Männer für Margarethen bewiesen, gewannen sie sich in kurzer Zeit das vollkommenste Zutrauen derselben; ihnen entdeckte sie die Ursache, welche sie nach Oestereich geführt hatte, und durch sie erfuhr diese der Graf von Eberstein, dem sie sein Waffenbruder, Graf Leuthold, theils aus Freundschaft, hauptsächlich aber aus Sorgfalt für das Beste Margarethens und die Ruhe seines Vaterlands entdeckte.

Irrwahn, von einem bösen Geiste oder dem heiligen Vater zu Rom aufgebürdet — eiferte Graf Otto — verführt die Königin. Kommt meine Freunde, ihr denselben zu benehmen, bevor er ihr und ihrem Sohne schadet!

Ohne Verzug eilten sie nach Hohenburg, kamen aber das Ohr der Königin ihren Vorsatz langsam weniger offen, als sie wünschten.

Wer mich einmal täuschte — sprach Mangarethe unwillig zu dem Grafen von Oberlin, dem gelingt dies so leicht nicht wieder. Zudem habe ich der Beweise für die traurige Wahrheit, die mich aus der seligen Stille meines Klosters gerissen hat, zu viele, als daß es möglich seyn sollte, sie durch den Schall leerer Worte zu widerlegen. Von Euch, Herr Graf, läßt sich freilich ein solcher Versuch vermuthen.

Euer Verdacht, gnädigste Frau — antwortete Otto — thut mir wehe, besonders aus Rücksicht auf Euch und Euren Sohn, da er Euch beyde in Gefahr bringen kann. Ihr setzt Zweifel in meine Worte, aber wollte Gott, daß Ihr in mein Herz blicken könntet: so würdet Ihr erkennen, daß ich Wahrheit spreche! Mich reißt Euer Mißtrauen, weil ich es einmal wie der mich reizte, welcher Verdacht verschließt aber Euer Herz diesen edeln Männern?

Keiner — versicherte Margarethe — denn daß sie Euch entdeckten, was meinem Feinde freilich nicht hätte kund werden sollen, entschuldige ich, weil sie Euch aus Irrthum nicht für einen Feind achteten, nichts aber kann mich vermögen, meine Meinung zu ändern, so lange mir nicht ein eigenhändiges Schreiben meines Sohnes sagt, daß die Gesinnungen seines Großvaters für ihn noch die nehmlichen sind, und ich zugleich noch andere unwiderlegliche Beweise erhalte, daß ich nicht bisher irrte.

Bey meinem Eide — gnädigste Frau — betheuerte Heinrich von Künringen, in wenig Tagen sollt ihr beyde erhalten! Auf dem flüchtigsten Rosse macht sich heut noch mein treuster Diener nach Welschland auf den Weg. Jetzt kamen wir nur deshalb zu Euch, um Euch schon im voraus zu beweisen, wie schädlich man Euch hintergangen hat.

Beweisen? Womit? — fragte Margarethe erstaunt und mit freudiger Neugierde.

Graf Otto kennt die Handschrift des Königs Entius — fuhr Heinrich von Künringen fort — Es gefalle Euch, ihm das Schreiben zu zeigen, das man Euch für Entius Handschrift unterschob, damit er Euch mit einem Eide betheure: dies schrieb Entius nicht!

Ist dem Grafen von Eberstein — fragte Margarethe — wenn er etwas mit einem Eide und bey seiner ritterlichen Ehre betheuert, mehr zu glauben, als wenn er etwas schriftlich beurkundet?

Wahrlich, Frau Königin — rief Otto mit vor Zorn stockender Stimme — diese Schmach ist zu bitter für diesen grauen Kopf!

Sie komme über den, der sie auf Euch brachte — stürmte freundschaftlicher Eifer aus dem Grafen von Pleichen — und mich, endigste Frau — fuhr er gegen die Königin fort — heisse die ganze Welt einen Schurken, und kein ehrlicher Ritter trinke mehr aus einem Kruge mit mir, wenn das Wort des Grafen von Eberstein nicht eisenfest ist, so bald er es in seinem eigenen Namen giebt!

Diese Versicherung hat Werth für mich — erwiederte Margarethe — aber verzeihe es einer Frau, die so oft und so empfindlich getäuscht wurde, wenn sie nicht eher allen Zweifel verscheuchen kann, bis die unwiderleglichsten Beweise ihr die Ueberzeugung geben, die freilich wohl schon dem Worte eines Mannes, wie der Graf von Pleichen ist, folgen sollte. Sehet hier, Herr Graf — schlug sie vor dem Grafen von Eberstein ein Papier auf — ob dies die

Handschrift meines theuren Schwagers, des Königs von Sardinien ist?

Sie ist es nicht, antwortete Graf Otto kalt — Betheuern würde ich, was ich nur blos vermeine, verschwendet wäre aber diese Betheurung, da es Eurer Majestät nicht gefallen will, sie zu glauben.

Euer Wort würde mir so viel gelten, als der feierlichste Eid — erwiederte Margarethe — wäre ich einmal getäuscht, nicht mißtrauisch geworden; gern und freudig werde ich Euch aber wegen dieses Mißtrauens um Verzeihung bitten, wenn, was ich so gern hoffte, wenn ich es vermögte — wenn ich die Ueberzeugung erhielte, daß man mich mit den Nachrichten, die mich nach Oesterreich führten, hinterging.

Seinem Versprechen gemäß, sendete Heinrich von Künringen noch des nehmlichen Tages einen Eilboten nach Italien ab, dessen Rückkehr nebst Margarethen auch alle Oesterreicher sehnsuchtsvoll harrten; nur die wenigen ausgenommen, die sich für die Markgräfin Gertrud erklärt hatten. Die Zeit, wo er zurückkommen sollte, war schon verstrichen, und man harrte noch immer vergebens. Künringen sendete ihm

einen zweyten nach, aber auch dieser kehrte nicht wieder. Den ersten tödteten Manfreds Vertraute mit Gift, dessen sich der Fürst von Tarent so oft bediente, ehe er noch Italien erreichte, der andere kam zwar zu Margarethens Sohne, erhielt auch von ihm, dem Kaiser und von dem Könige von Sardinien Schreiben an die sorgenvolle Königin, die sie vollkommen beruhigt haben würden, aber einige von Manfreds Gehülfen lauerten ihm auf, und hinderten ihn durch den Tod an der Fortsetzung seines Weges.

Vergebens betheuerten Graf Leuthold, Heinrich von Kürenzen und ihre Genossen der Absendung der Boten, und bemühten sich, Margarethen die Ueberzeugung mitzutheilen, daß sie durch Verrätherey aufgehalten würden. Weit entfernt, dies zu vermuthen, zweifelte Margarethe nicht länger, daß sich die Österreichischen Edeln mit dem Grafen von Sarrstein verbunden hätten, sie zu hintergehen.

Wirklich vereinigte sich auch alles, den Verdacht der Königin zu bestärken, und sie erhielt gerechte Veranlassung, diejenigen, die ihr mit fester Treue zugethan waren, für Verräther zu halten. Von keinem unter allen, welche die Wahrheit sagten, hatte sie in der vergangenen Zeit Beweise ächter Freundschaft und Treue er-

halten, und die, welche sie für ihre Freunde hielt, hintergingen sie ohne Ausnahme.

Zu Margarethens noch grössern Verwirrungen erregten der Graf von Pleichen und Heinrich von Künringen, so redlich sie es auch mit ihr meinten, scheinbar gerechten Verdacht wider sich. Künringen war schon zweymal zum Verräther an seinem Fürsten geworden, und Graf Leutpold hatte sich dem Herzog Friedrich beynahe zuletzt unterworfen, da zu diesem die Lehnleute, welche die Acht von ihm getrennt hatte, nach und nach wiederkehrten.

Sophie von Brunn, diese ergebene Dienerin, die durch ihre Gewohnheit von jedem Dinge die gefälligste Seite aufzufassen, und sich mit guten Hoffnungen zu nähren; ihrer Gebieterin so oft genützt und sie getröstet hatte, Sophie war nicht mehr. An ihrer Stelle befand sich jetzt Kunigunde von Eckstein, die Margarethe auf die Empfehlung der Aebtissin Mechtild in ihre Dienste genommen hatte. Diese Kunigunde war die einzige unter den Frauen der Königin, die ihr Vertrauen besaß, denn die übrigen befanden sich alle erst seit wenig Wochen in ihren Diensten. So lange sie in dem Katharinenkloster zu Trier lebte, hatte sie sich von einer Lorenschwester desselben bedienen lassen, und vor ihrem Eintritt ihre Frauen von sich entfernt.

Durch Sophien wäre vielleicht Margarethe aus der Verwirrung gerissen worden, in welche sie die Kabalen Manfreds und des Pabstes stürzten; aber durch Kunigunden wurde sie immer tiefer in dieselben verstrickt. Die Geschichte sagt nicht bestimmt, ob Kunigunde zu den Geheimnissen des Planes wider Margarethen geweiht war, oder ob sie ihn vielleicht nur aus Unwissenheit und frommer Einfalt beförderte, daß sie aber dies letztere wirklich that, geht deutlich aus unsern Urkunden hervor.

So oft die bestimmerte Margarethe Rath von ihr begehrte, forderte sie Kunigunde auf, dem Grafen von Eberstein und den österreichischen Edeln zu mißtrauen; fest und allein hingegen sich auf den heiligen Vater zu Rom zu verlassen, der die Fülle seiner Güte schon über sie ausgeschüttet hätte, und hinfort nicht weniger väterlich gegen sie seyn würde.

Seit Margarethe das Kloster verlassen hatte, war Pabst Innocenz mit ihr in einen Briefwechsel getreten, um ihrer Leitung nach seinem Plane noch gewisser zu werden. In jedem seinen Schreiben ermahnte er sie, sich durch den Grafen von Eberstein und durch die glatten Worte einiger verrätherischer österreichischer Edeln nicht hintergehen zu lassen, und fügte denn die Versicherung bey, daß sich die Könige von Un-

garn und Böhmen auf sein Anregen mächtig rüsteten, der bedrängten Erbin von Oesterreich beyzustehen.

Auf diese versprochene Hülfe sich verlassend, denn große Stärke hatte ihr Vertrauen auf das Wort des heiligen Vaters schon erreicht, war es Margarethen ziemlich gleichgültig, daß sie von den österreichischen Edeln, die sich bisher zu ihr gehalten hatten, einer nach dem andern verließ.

Von vielen war dieses bereits geschehen, als Heinrich von Künringen noch immer feste Anhänglichkeit äusserte, und sich unabläßig bemühte, in Margarethen auf die Fortdauer der gütigen Gesinnungen des Kaisers gegen ihren Sohn, auf die Freundschaft des Grafen von Eberstein, und auf die Treue des größten Theils der österreichischen Edeln, und neben diesen, die Hoffnung zu beleben: daß ein dritter Bote, den er nach Italien abgeschickt hatte, durch Vorsicht und List dem Schicksale seiner Vorgänger entgehen, und bald mit freudigen Nachrichten zurückkehren würde.

Künringen machte wenig Eindruck auf Margarethen; sie traurte seiner Versicherung so wenig, als sie empfänglich für die Hoffnung war, die er in ihr hervorzubringen strebte; und jeder Schein des Vertrauens zu ihm verschwand endlich. Ausschließend mit der Aussicht auf

die Hülfe beschäftige, die ihr der Pabst zugesichert hatte, sprach einst Margarethe zu dem Ritter Heinrich: wenn auch die Treue gegen ihren Fürstenstamm in der Brust aller Oestereicher erstorben ist, so zage ich deshalb doch nicht, denn freundschaftlich nachbarliche Fürsten werden mir und meinem Sohne zu unserm Rechte helfen.

Ich weis nicht, gnädigste Frau — antwortete Künringen — mit welcher Fürstenhülfe der Pabst Euch schmeichelt, wahrscheinlich hat er Euch seine getreuen Söhne, die Könige von Ungarn und Böhmen genannt; aber welchen Anschein hat es wohl, daß diese ein Land für Euch erobern sollten, von dem sie selbst Theile würden abzureissen trachten, hielte nicht Furcht vor der Macht des Kaisers und vor der Tapferkeit der Oestereicher, die sie so oft empfindlich fühlten, sie zurück? Ihr habt keiner fremden Hülfe nöthig, bedürftet Ihr sie aber; so wären die Könige von Ungarn und Böhmen gewiß die letzten, die sie Euch leisteten.

Diese Aeusserung, so natürlich und unverdächtig sie auch war, galt Margarethen als ein Beweis, daß Heinrich von Künringen durch verrätherische Nachforschungen ihre Geheimnisse zu erspähen gewußt hätte, und sie bereuete nun, daß sie so unvorsichtig gewesen war, ihm selbst

einen Theil derselben zu entdecken. Um sich nicht vielleicht noch einmal zu ähnlicher Unvorsicht hinreissen zu lassen, beschloß sie, den Ritter Heinrich nie wieder zu sehen, doch hatte sie nicht nöthig, die Burgpforte vor ihm zu verschließen, denn er las Margarethens Vorsatz in ihren Augen, und entschloß sich nicht eher wieder zu ihr zu kommen, bis er sich durch fröhliche Botschafe angenehm machen könnte. Leer blieb nun Hainburg einige Zeit von den Grafen und Rittern, die Margarethen zuvor heimgesucht hatten. Mit Sehnsucht erwartete diese Gesandtschaften von den Königen von Ungarn und Böhmen, die nach des Pabstes Versicherungen zu Hainburg eintreffen sollten, bevor sich diese Könige an die Spitze ihrer Heere stellten, den Kampf für Margarethens Erbrecht zu beginnen.

Noch mehr sehnte sie sich nach gewissen und bestimmten Nachrichten von ihrem Sohne, denn was sie aus dem Schreiben des Pabstes von demselben erfuhr, genügte der zärtlichen Mutter nicht. Nur in allgemeinen Ausdrücken versicherte Innocenz, daß Friedrich sich wohlbefände, und mit einer Schaar getreuer Männer umgeben wäre, die ihn vor dem möglichen Ausbruche des Zornes seines Großoheims schützen, und ihn sicher nach Oestereich geleiten würden. Nächstens, hatte der Pabst in seinem letzten Schrei-

den gemeldet, würde ihr Friedrich eigenhändige Nachricht von sich ertheilen, und dieser sahe nun Margarethe mit Verlangen entgegen.

Der Marschall von Oestereich, Ritter Heinrich von Künringen und ein Bote von dem Herzog, Eurem Sohne, begehren vor Euch gelassen zu werden — trat ein Knappe in Margarethens Zimmer, einige Tage nach Heinrichs letztem Besuche bey ihr.

Freude über die Anmeldung des letztern ließ Margarethen vergessen, daß sie Künringen nicht wiedersehen wollte.

Eile, sie hereinzuführen — rief sie dem Knappen zu, und sprang von ihrem Sessel auf, den Ankommenden entgegen zu gehen.

Es war Obizzo von Lodemann, Friedrichs Leibknappe, der jetzt an Künringens Seite hereintrat, und Margarethen ein Schreiben von ihrem Sohn überreichte. Hastig riß sie das Siegel ab, fand auch Briefe von dem Kaiser und dem Entius, die sie mit eilendem Blicke überlas, und in denselben ganz das Gegentheil dessen fand, was sie bisher, verführt durch den Pabst und seine Gehülfen, befürchtet hatte. Ritter Heinrich und Obizzo weideten sich an

dem Erstaunen der Königin, durch welches Freude blickte, und betrachteten die stillen Aeusserungen derselben, so lange Margarethe las.

Nun, gnädigste Frau — fragte Heinrich, als er bemerkte, daß Margarethe geendiget hatte — hat der treue Künringen nicht Wort gehalten?

Wie meint Ihr das, Herr Ritter — fragte Margarethe — und wie kommt Ihr überhaupt in die Gesellschaft dieses Mannes?

Mit einem Boten, den der Herr Marschall nach Welschland gesendet hatte, antwortete Obizzo, kam ich auf die Burg dieses edeln Herrn, der mich nun selbst zu Euch geleitete.

Mein dritter Bote an den Herzog, Euren Sohn — fuhr Künringen fort — war, wie ich hoffte, glücklicher als die ersten. Im Geheim und im Dunkel der Nacht, verborgen in ein Pilgerkleid, sendete ich ihn mit Aufträgen von mir und dem Grafen von Eberstein an den Herzog, unsern Herrn; und was Euch jetzt zur Freude belebt, ist Frucht seiner Sendung.

Euch, gnädigste Frau Königin — nahm Obizzo das Wort wieder — bald von dem schädlichen Wahne zu befreyen, mit welchem Feinde Eures Hauses Euch fesselten, schrieb mein theurer Herr nur wenige Zeilen. Als der Bote des Herrn von Künringen anlangte, war

der Herzog, mein Herr, eben im Begrif, an der Spitze eines Heeres nach Piemont zu gehen, und sein Streitroß stand schon bereit, die Schaaren der Krieger warteten schon ihres Anführers. Mein Herr konnte sich daher nicht lange verweilen, schrieb nur dies wenige, und befahl mir, es Euch zu überbringen, und seiner verehrten Mutter über alles, was er nicht hatte beantworten können, genauere Auskunft zu geben. Sie kennt dich, setzte der Herzog Justiz hinzu, und wird daher die Wahrheit dessen, was du sagst, nicht bezweifeln, und ich, gnädigste Frau, lebe der frohen Hoffnung, die Erwartung meines lieben Herrn durch Euer Vertrauen bestätigt zu finden.

Dann müßte mich Mißtrauen gegen das ganze menschliche Geschlecht erfüllen — versicherte Margarethe — wenn ich dir, guter Odizzo, nicht glauben sollte; aber laß mir jetzt ein wenig Zeit, mich zu erholen! Zu mancherley Gedanken durchschwirren mein Gehirn, und was ich höre, ist mir so unerwartet, und spannt meine Nerven zu so lebhafter Freude, daß ich Erholung bedarf. Indeß, Ihr, meine Freunde, Euch entwaffnen laßt, werde ich sie finden.

Ich habe Euch durch mein ungerechtes Mißtrauen beleidigt, Herr Marschall — war Margarethens Anrede an Künringen, nachdem sie wieder zurückkam — verzeiht mir, so oft Getäuschten, daß ich dacmal Wahrheit für Täuschung nahm, und durch den Schein mich hintergehen ließ.

Ihr irrt, gnädigste Frau — antwortete der Marschall — Euer Mißtrauen schmerzte mich wohl, konnte mich aber nicht beleidigen. Doch lasset uns vergessen, was sich nun nach meinem Wunsche glücklich verändert hat! Jetzt, wenn es Euch gefällt, lasset uns nach Wien eilen, den Edeln, die sich daselbst befinden, Eure Veränderung zu zeigen, denn schaden konnte es leicht Eurem Sohne, wenn man Euch für den Pabst noch so eingenommen glaubte, und den Absichten des Kaisers entgegen sähe, wie vor einiger Zeit. Unverbrüchliche Treue gegen kaiserliche Majestät erfüllt die Oesterreicher, die nur allzuwohl wissen, daß den besten derselben des Pabstes Vortheil entgegensteht.

Belebt von Sorgfalt für ihren Sohn begleitete die Königin den Marschall nach Wien, wo sie den Grafen von Eberstein freudig und mit Wärme um Verzeihung bat, und von ihm

und einer großen Anzahl österreichischer Edeln prachtvoll und jauchzend empfangen wurde.

Alle Nachforschungen, den Verfasser des Schreibens auszuspähen, das Margarethe unter dem Namen des Königs von Sardinien erhalten hatte, waren vergebens, so wie man sich nutzlos bemühte, den Verräther zu erforschen, durch welchen dem Pabst Friedrichs Bestimmung zum Herzog von Oesterreich bekannt worden war. Man rieth wohl auf den Fürsten von Tarent, aber etwas gewisses zu erfahren verhinderte die vorsichtige Verschwiegenheit desselben.

Für die Zukunft ähnlichen Unternehmungen so viel als möglich vorzubeugen, war nun Margarethens und ihrer Freunde gemeinschaftliches Bestreben. Die erste entsagte dem Glücke, mit dem heiligen Vater Briefe zu wechseln, hob die Freundschaft mit Alberten von Böhmen und der Aebtissin Mechtild auf, und entließ Kunigunden, die Empfehlne der letzten aus ihren Diensten.

Dies bemerkte besonders der Marschall von Künringen, welcher nebst mehreren seiner Genossen befürchtete; Mechtildens Vertraute, diese eifrige Verehrerin des Pabstes und aller geistlichen

chen Herren, mögte vielleicht neue Versuche wider Margarethen vermitteln, oder wenigstens ihre Handlungen belauschen, und durch sie dem Pabste kund werden, was in Oestereich vorging. Die patriotischen Oestereicher wünschten, daß sich der Pabst nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihres Landes mischen mögte.

Damit wir überzeugt seyn können — sagte Margarethe zu dem Marschall, nachdem sie sich entschlossen hatte, Kunigunden zu entfernen — daß sich nicht vielleicht ein Weib mit ähnlichen Gesinnungen an Kunigundens Stelle schleicht, sey Euch, Herr Marschall, die Wahl meiner Gesellschafterin überlassen.

Wählt unter den Töchtern Eurer Getreuen — antwortete der Marschall — welche Euren Beyfall hat, und seyd versichert, daß jede derselben Treue für den erlauchten Babenbergischen Stamm und für kaiserliche Majestät erfüllt.

Wird aber auch wohl — fragte Margarethe — der Vater des Fräuleins, das meine Wahl träfe, seine Tochter gern einer Frau zur Gesellschafterin geben wollen, zu welcher ein junges fröhliches Mädchen sich freilich wenig hingezogen fühlen kann?

Zu zwiefacher Freude, gnädigste Frau — erwiederte der Marschall — würde sich der Vater aufgefordert fühlen, dessen Tochter Ihr sopertet, denn diese hätte nicht nur das Glück, ihrer Fürstin zu dienen, sondern auch Gelegenheit, sich zu einer der würdigsten ihres Geschlechts zu bilden, wenn sie dem Vorbilde der erhabenen Königin Margarethe nachstrebte.

Nicht zu viel Schmeicheleyen, Herr Marschall — lächelte Margarethe — ich möchte sie sonst vielleicht für Ernst nehmen, und Euch um Eure eigene Tochter, die liebe Agnes, bitten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen — entgegnete der Marschall — der seiner Tochter die möglich vollkommenste Bildung zu geben wünscht, wenn ich hoffen dürfte, durch Euch, gnädigste Frau, diesen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Nun wohl — sprach Margarethe — so gebt mir Eure Agnes! Ich will die Mutter des guten Mädchens werden.

Agnes von Künringen trat also an Kunigundens Stelle, und Margarethen war die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mädchens so angenehm, als Agnesen der Umgang mit Margarethen theuer, weil er für sie belehrend und nützlich war. Doch war vielleicht Margare-

ehen die Ihrige nicht weniger nützlich. Agnes sens jugendlicher Frohsinn heiterte Margarethen auf, und die fröhlichen Unterhaltungen mit ihr entfernten nach und nach die Schwärmerey, welche das Leben im Kloster und die mystischen Gespräche mit der Aebtissin Mechtild erzeugt hatten. Wenn zuweilen der böse Geist der üblen Laune nicht so leicht von Margarethen weichen wollte, so holte Agnes ihre Harfe herbey, die sie so fertig spielte, als sie mit silberner Stimme schön in ihre Saiten sang.

Der Graf von Eberstein und die wenigen östereichischen Edeln, die Margarethens Sohn schon als ihren Herzog kannten, verweigerten dem Kaiser ihren Beyfall, daß er seinen Enkel nicht selbst nach Oestereich schickte. Sie glaubsten die Ruhe ihres Vaterlandes würde hergestellt werden, so bald Friedrich von dem Kaiser mit demselben belehnt würde, und selbst nach Wien käme, die Regierung zu übernehmen.

Jetzt entstanden Unruhen und Partheyen in Oestereich, und die nachbarlichen Fürsten suchten Theile davon an sich zu reissen, oder drohten dies nächstens zu thun, weil sie es als ein

Herrnloses Land betrachteten. Dies alles, hofften die östereichischen Patrioten, würde sich ändern, wenn sich Friedrich in seinem Lande befände, und den inländischen und auswärtigen Feinden die Ruhe mit der Klugheit und Tapferkeit begegnete, von welchen der Ruf längst aus Italien nach Oestereich gekommen war.

Mit Margarethens Rathe zogen der Graf von Eberstein und Graf Leuthold von Pleichen mit noch einigen der östereichischen Edeln nach Welschland, dem Kaiser die Lage der Dinge in Oestereich vorzustellen, und ihn zu bitten; daß er ihren Herzog nicht länger in Italien zurückbehalten mögte. Ihre Reise war mit mancherley Schwierigkeiten verbunden, die ihnen durch den Pabst und durch den Fürsten von Tarent in den Weg gelegt wurden.

Dem ersten sich gefällig zu machen, ließ sie der Erzbischof von Salzburg auf dem Wege durch Kärnten von seinen Reisigen überfallen, die auch einige unserer Reisenden gefangen mit sich fortführten. Die übrigen kamen zwar glücklich nach der Lombardey, fanden aber hier neue Gefahren, die ihnen theils von den verbundenen guelphischen Städten, theils auch von den Freunden Manfreds bereitet wurden, und sie nöthigten, ihre Reise zur Nachtzeit, verkleidet und auf Abwegen fortzusetzen. So erreich-

ten sie endlich das Lager des Kaisers, wo ihnen ebenfalls Widerwärtigkeiten begegneten.

Die Lage des Kaisers war jetzt minder gut, wie vor wenig Jahren. In Apulien war Empörung, und das verbundene Heer der Guelphen begann jetzt mit mehrerem Glücke zu fechten; besonders hatte der Kaiser bey Mailand ohnlängst eine große Niederlage erlitten. Dies alles verbunden mit der Furcht: daß die Würkung des Bannes und des unablässigen Kreuzpredigens sich immer heftiger äußern möchte; brachte bey dem Kaiser üble Laune hervor, die Manfreds Vertraute, welche ihn umlagert hielten, zum Nachtheile des Grafen von Eberstein und der östreichischen Abgesandten benutzten.

Dem ersten rechneten sie es zum Verbrechen an, daß er seine Statthalterschaft ohne vorher erhaltene kaiserliche Erlaubniß verlassen hatte, und wider diese wußten sie des Kaisers Unwillen zu reizen, indem sie ihn versicherten, daß einer von ihnen nach Piemont abgegangen wäre, wo Herzog Friedrich noch glücklich mit den Feinden seines Großvaters kämpfte.

Hiedurch wurde der Kaiser veranlaßt, die östereichischen Gesandten drey Wochen lang harren zu lassen, ehe er ihnen vergönnte, vor ihm zu erscheinen. Während dieser Zeit war Manfred selbst in das kaiserliche Lager gekom-

men, für seinen Vortheil noch thätiger zu arbeiten, als es vielleicht von seinen Vertrauten geschehen möchte.

Er suchte den Kaiser zu überreden, daß sich die Oestereicher bemühten, seinen Enkel zu vermögen, auch wider des Kaisers Willen nach Oesterreich zu gehen, und daß sie eben deshalb den besten Redner unter ihnen nach Piemont geschickt hätten, den Herzog Friedrich zu dieser Art von Aufruhr gegen seinen Großvater, welche sie beabsichtigten, zu überreden.

Vergebens bemühte sich Entius, den Kaiser zu versichern, daß kein Oestereichischer Abgesandter nach Piemont gegangen wäre; denn Manfred behauptete das Gegentheil, und dieser geschmeidige Heuchler besaß jetzt mehr Gewalt über den Kaiser, als der gerade zuweilen etwas rauhe Entius, weil er sich besser in die Laune des mürrischen Monarchen zu schicken wußte.

Ezzelino wurde von Entius aufgefordert, sich mit ihm wider Manfreden zu vereinigen, allein dieser greise Verräther beschäftigte sich jetzt schon mit dem Gedanken: sich von dem Kaiser unabhängig zu machen, dessen Ausführung er ein Jahr nachher begann; und handelte nicht zum Vortheil der östereichischen Abgesandten, weil er es ohne Zweifel seinem

Plane zuträglich fand, den Zorn des Kaisers wider sie und den jungen Helden Friedrich aufflammen zu lassen. Er kennte die Tapferkeit dieses jungen Mannes, wie seine Ergebenheit für den Kaiser, und fürchtete daher einen mächtigen Gegner in ihm zu finden, wenn Oestreich und Steyer unter seine Herrschaft kämen.

Ohne Erfolg blieben die Bitten des Königs von Sardinien bey dem Kaiser: die östreichischen Gesandten zu sprechen, und sich zu überzeugen, daß sie, samt dem Grafen von Eberstein, weit entfernt, etwas wider den Willen des Kaisers unternehmen zu wollen, nur sein Bestes zu befördern strebeen, bis endlich ein glückliches Ereigniß den Kaiser besonders gütig gegen seinen Enkel, und als Folge, auch gegen die Gesandten, aus seinem verheissenen Lande gefälliger machte.

Herzog Friedrich hatte seine Siege in Piemont mit der Eroberung Turins bekrönt, das den kaiserlichen Waffen lange hartnäckig widerstanden hatte. Der Eilbote, welcher diese freudige Nachricht in das kaiserliche Lager brachte, rühmte mit Wärme, wie oft Friedrich sein Leben gewagt, auch beym Sturme die Mauern der Stadt zuerst erstiegen hätte, aber doch durch die Obhut der Vorsicht und durch sei-

ne Tapferkeit nur mit einer leichten Wunde davon gekommen wäre.

Freude über seinen Enkel und über den erfochtenen Sieg glänzte aus den Augen des Kaisers, und Entius zögerte nicht, die Stimmung desselben zum Vortheile des Neffen zu benutzen. Wahrlich — rief er aus — so kämpft kein Mann, der Verrath in seinem Busen trägt, und dennoch wagt man es, den edlen Friedrich dieses Verbrechens zu bezüchtigen!

Vom Kaiser hinweg flog Entius Blick zu Manfreden hin, auf welchem er strafend und bedeutungsvoll ruhete, aber Manfred war in der Verstellung zu vollkommener Meister, Erschütterung zu verrathen.

Manche Handlung wird als Beweis der Treue gerühmt — erwiederte er — die nur Folge des Bestrebens ist, den angenommenen Schein noch länger zu behaupten. Eine Erfahrung, die Manfred freilich wohl oft schon gemacht hatte — entgegnete Entius mit Bitterkeit.

Ja — fuhr Manfred mit dem ruhigen Lächeln des Heuchlers fort — weil er tiefer zu schauen pflegte, als der arglose Entius, der alle Menschen nach sich mißt.

Es gab eine Zeit, wo ich dies that — rief Entius mit steigendem Affekt — traurige Erfahrung hat mich aber weiser gemacht.

Ruhig, meine Söhne — nahm itzt der Kaiser das Wort — was mein geliebter Enkel für mich that, beweist, daß Du, mein Manfred, hintergangen worden bist. Lasset uns der Eroberung Tunis ein Fest feyern, an welchem billig auch die künftigen Unterthanen des Siegers Theil nehmen müssen. Mein Entius sorge dafür, daß sie eingeladen werden.

Dieser Auftrag machte dem König von Sardinien so viel Freude, als dem Fürsten von Tarent der Entschluß des Kaisers Verdruß. Eilend verliessen beyde ihren Vater; der erste in die Herberg der Oesterreicher zu gehen; der zweyte, sich zum Meister Theodorus zu schleichen.

Dieser Meister Theodorus war jetzt unter den Wahrsagern und Astrologen, des Kaisers Oberpriester. Ihn zog Friedrich jederzeit in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, seine Gesandten nur in Kleinigkeiten. Wir wissen nicht, wodurch sich Theodorus diese höhere Gunst des Kaisers erwarb. Untrüglichkeit in seinen Weissagungen konnte es aber wenigstens nicht seyn, denn die mehresten derselben verkaufte der weise Mann für klingende Münze.

Auf diese Art verschafte er sich manchen goldenen Byzantiner aus Manfreds Seckel, denn die lederne Münze, die Kaiser Friedrich zur Zeit

der Noth in Umlauf brachte, nahm er für seine Mühe nicht an. Jetzt wurde sein Stolz um ein ansehnliches vermehrt, dafür den Rath zu verkaufen, den er dem Kaiser in den österreichischen Angelegenheiten gab.

Der Graf von Eberstein wurde mit seinen Gefärthen von dem Kaiser so huldreich empfangen, daß sie sich den glücklichsten Erfolg versprachen, den ihre Sendung auch ohne Zweifel gehabt haben würde, wäre nicht der Kaiser durch die Gewohnheit: über alles wichtige, das er unternahm, zuvor den Rath seiner Wahrsager zu hören; verhindert worden, sogleich eine entscheidende Antwort zu geben. Diese zu vernehmen, entbot er die Abgesandten auf den andern Morgen zu sich, bis zu welcher Zeit Theodorus auf des Kaisers Befehl die Sterne um ihre Meinung fragen sollte. Aus ihnen sprach Manfred — wie konnte die Entscheidung des Astrologen dem Wunsche der Oestereicher zusagen?

Unglück verkündigte Theodorus, nach der Aussage der Sterne, wenn der Kaiser itzt schon seinen Enkel nach Oestereich abgehen ließe. Ohne die Zeit zu bestimmen, wo dies räthlich seyn

würde, denn über diese Frage hatten sich die Sterne noch nicht erklärt, rieth er, den Herzog Otto von Bayern so lange zum Statthalter über Oestereich zu setzen, bis die Ruhe daselbst und in Deutschland überhaupt, wieder hergestellt wäre.

Daß der Rathschluß des Schicksals, verofenbart durch die Sterne, eben den Herzog von Bayern zum Statthalter über Oestereich begehrten, war nicht nach dem Wunsch des Kaisers, aber die Sterne wollten es also, und Friedrich folgte. Unter dem Vorwand, daß er seinem Enkel ein völlig beruhigtes Land geben wollte, entließ er die östereichischen Gesandten mit einer Antwort, die dem Rathe seines Astrologen gemäß lautete, und die mir denn nicht nöthig haben, wörtlich hier anzuführen.

Die Oestereicher gewannen also durch ihre Reise zum Kaiser nichts weiter, als daß nun die Bestimmung Friedrichs zu ihrem Herzoge öffentlich bekannt wurde. Da es ihnen besser schien, daß dies verborgen bliebe, bis Friedrich selbst nach Oestereich käme, schieden sie unzufrieden von dem Kaiser.

So bald sich Pabst Innocenz überzeugte, daß er seinen Endzweck durch Margarethe nicht erreichen konnte, zog er seine Hand ab von dieser ungerathnen Tochter, und wendete seine Milde gegen die Markgräfin Gertrud, von deren Anhänglichkeit gegen das Oberhaupt der Kirche er sich einen bessern Erfolg versprach. Zudem wußte er, daß frommer Leute Rath bey Gertruden bessern Eingang fand, als bey Margarethen, so willig diese ihm auch eine Zeitlang das Ohr geöffnet hatte.

Gertrud hatte in dem Kloster, in welchem sie erzogen wurde, hohe Achtung und Folgsamkeit für alle Menschen, die ein geistlicher Ornat zierte, eingesogen, dahingegen Margarethe von einer erfahrnen und weisen Mutter gebildet werden war, die sie lehrte, den Männern mit Insuln und Tonsuren sich so wenig unbedingt zu vertrauen, als andern Menschenkindern. Späthin fand sie diese Lehre durch manche traurige Erfahrung bestätigt, und es war gewiß genau die Stimmung nöthig, in welcher sie sich eine Zeitlang befand, dem Pabst und seinen Helfern nur soviel Einfluß auf sie zu verschaffen, als sie wirklich erhielten.

Für Gertruden verwendete sich Innocenz gleich Anfangs thätiger wie wie jemals für Mar-

gerathen. Bey ihrem Eifer für das Wohl der heiligen Kirche beschwor er die frommen Söhne Wenzel und Bela, sich Gertrudens mit ihrer ganzen Macht anzunehmen, und ihr Oesterreich und Steyer zu erobern, damit diese schönen Länder nicht zum größten Nachtheil der Kirche in die Gewalt des Antichrists, des gebannten Ketzer Friedrichs, oder seines vom sichtbaren Oberhaupte der Kirche verfluchten Stammes kommen mögten.

Unzufrieden hatten die Abgesandten der Oesterreicher den Kaiser verlassen, und unzufrieden wurden alle ihre Landsleute, als jene ihnen von dem Erfolg ihrer Sendung Bericht erstatteten. Herzog Friedrich war schon zwey und zwanzig Jahr alt, und das Gerücht sagte so viel gutes von ihm, daß die Oesterreicher den Grund nicht auffinden konnten, warum ihm sein Großvater die Herrschaft über seine beschiedenen Länder noch nicht anvertrauen wollte.

Noch weniger als diese Weigerung des Kaisers billigten sie die Wahl des neuen Reichshauptmanns über ihr Vaterland. Sie wünschten, daß der Kaiser die Statthalterschaft, wenn sie Graf Otto nicht länger behalten sollte, dem

Grafen Meinhard von Tyrol und Görz anvertrauen mögte.

Graf Meinhard war Statthalter in Steyermark, und erwarb sich durch sein Verfahren daselbst die Gunst der Bewohner und des Kaisers gleich stark. Dies versprachen sich die Oestereicher von dem Herzoge von Bayern nicht; sie befürchteten im Gegentheile, daß er die von dem Kaiser erhaltene Macht zu seinem eigenen Vortheile benutzen, und Oestreich ob der Ens, nach dessen Besitze er schon längst getrachtet hatte, an sich zu reissen suchen würde.

Dem Herzog Otto selbst war der Auftrag des Kaisers nicht weniger zuwider als den Oestereichern. Er wollte sich so wenig den Pabst als den Kaiser zum Feinde machen, und er fürchtete, daß die Feindschaft des einen oder des andern, mit der ihm aufgetragenen Statthalterschaft, unabänderlich verbunden seyn würde. Erfüllte er seine Pflicht: so träfe ihn wahrscheinlich des Pabstes, erfüllte er sie nicht, des Kaisers Haß. Den letzten ahndete er auch, wenn er sich weigern wollte, die Statthalterschaft anzunehmen, wodurch er bestimmt wurde, diese Last auf seine Schultern zu bürden, doch mit dem Entschlusse, sich dieselbe so leicht als möglich zu machen.

Er hoffte, nach einiger Mühe, von der Reichshauptmannwürde über Oestereich Vortheil und Dank zu ernten, jenen für sich, diesen von seinem Neffen, dem Markgrafen Herrmann von Baden. Nach Ottens Plan sollte sich Herrmann mit Gertruden vermählen, Oestereich als rechtmäßiger Erbe durch seine Gemahlin an sich bringen, und ihm, dem Stifter einer so vortheilhaften Heyrath, das Land ob der Ens abtreten. Der Entwurf dieses Planes war gut, die Ausführung desselben kündigte sich als leicht an, sobald damit angefangen würde, dennoch kam sie nie zur Reife.

Herrmann wurde Gertrudens Gemahl, durch sie aber bald mehr auf die Seite des Pabstes hingezogen, als sein Oheim wünschte. Ganz war Herrmann dem heiligen Vater ergeben, seine Gemahlin nicht minder, doch mit dem Unterschiede, daß sie es aus Schwäche und falscher Frömmigkeit, er aus Staatsklugheit war. Innocenz winkte, und Herrmann war bereit, wider den Ketzer Friedrich das Kreuz zu nehmen, wenn sich Innocenz zum Lohne dafür, beym König Wilhelm von Holland, den der Pabst und die ihm ergebenen Fürsten zum Gegner Friedrichs und seines Sohnes erwählt hatten, für ihn verwenden, und ihm, durch des-

sen Vermittelung den völligen Besitz der österreichischen Länder verschaffen wollte.

Solche Erbietungen hatte Otto dem Pabste nie gemacht, sonst würde er vielleicht seinen Absichten auf einen Theil Oesterreichs in den Weg getreten seyn. Dies that er jetzt. So nachläßig auch Herzog Otto in der Ausübung der Pflichten seines Amtes war, so wenig er auch dem Kaiser Vortheil schaffte: so wollte ihm doch der Pabst selbst den Schein eines Statthalters über Oesterreich nicht verstatten. Mit Bann und Interdikt bedrohte er ihn und sein Land, wenn er der Statthalterschaft nicht entsagen würde. Otto folgte dem Willen des heiligen Vaters, die Oesterreicher freuten sich der Entfernung eines Statthalters, den sie schon längst verachtet hatten, und freuten sich noch mehr, da Graf Meinhard von Tyrol an seine Stelle kam; gejauchzet würden sie haben, hätte es dem Kaiser gefallen, ihnen den Herzog Friedrich selbst zu geben.

Durch seine eigene Mühe und durch die Empfehlung des Pabstes erhielt Herrmann viele Anhänger. Ein Theil des Landes befand sich in seiner Gewalt; auch Wien erkannte seine Herrschaft, dennoch wurde er nie allgemein anerkannt, und der Tod fand ihn noch nach dem

Be-

Besitze Oesterreichs ringend. Vielleicht wurde sein Tod früher herbey gerufen, von den rastlosen Unruhen, in die er sich stürzte, welchen auch Margarethe entfloh, und mit ihrem jungen Sohne nach Meissen zu ihrem Vetter eilte, wo sie eine Tochter gebar, und den Tod ihres Gemahls erfuhr.

Herrmanns Tod vernichtete Ottos Hoffnung: von demselben das Land ob der Ens als einen Zoll der Dankbarkeit zu erhalten. Ersuchte es demnach mit den Waffen in der Hand zu nehmen, und sendete seinen Sohn Ludwig mit einem Kriegsheer in das unglückliche Oesterreich, das auf einer andern Seite durch die Ungarn verheeret, in seinem Innern durch die Meutereien habsüchtiger Burgherren, die aus den allgemeinen Drangsalen für sich Vortheil ziehen wollten, zerrüttet wurde.

Dies, theure Leser! ein kurzer Abriß der Begebenheiten in Oestereich, während eines Zeitraums von beynahe drey Jahren. Länger schien er uns in der Geschichte Margarethens unnöthig.

Ruhig und sonder Abentheuer lebte diese indessen auf ihrem Schlosse Hainburg. Die holde Agnes erheiterte ihre Einsamkeit daselbst, oft kam auch Agnesens Vater, der Graf von Pleichen, oder ein anderer von Margarethens Getreuen dahin, mit welchen dann Margarethe gemeinschaftlich über die fürchterlichen Unruhen klagte, die ihr Vaterland zerrüttete, und dem Retter desselben, dem Herzog Friedrich, sehnsuchtsvoll entgegen sahen.

Wiederholt baten Margarethe und die österreicher Vaterlandsfreunde den Kaiser, seinem Enkel die Abreise zu verstatten; Abgeordnete brachten diese Bitte zum zweitenmale vor, zu früh kam aber jetzt noch Manfreden die Abreise seines Neffen. Schwer wurde es seinem Geize von einer zweiten beträchtlichen Summe goldner Bizantinen zu scheiden, aber Meister Theodorus that seinen Mund nicht auf, bis er die blanken Goldstücke in seiner Hand wiegte; unwillig opferte sie ihm der Geiz Manfreds, doch unsern Astrologen waren auch gezwungene Opfer gefällig. Er nahm die Bizantiner, ließ die Sterne sprechen, wie es Manfreden gefiel; noch immer verboten sie Friedrichs Abreise, und der kranke Kaiser war nicht stark genug, sie wider ihren Willen zu bewilligen.

Jetzt kam endlich die so längst erwartete fröhliche Botschaft, von Friedrichs naher Ankunft, doch hatte sie eine traurige zur Gefährtin. Durch einen Eilboten meldete Friedrich seiner Mutter, daß sein Grosvater sein thatenreiches Leben zu Fiorenzula geendiget, und in seinem Testamente, den letzten Beweis seiner Liebe zu ihm gegeben hätte. Er hätte ihm in dem Besitze der Herzogthümer Oestereich und Steyer bestätigt, und ihm zugleich zehntausend Unzen Goldes ausgesetzt, mit dieser Summe die Kosten des Lehnempfangs zu bestreiten. Den letzten Theil seines Erbes sollte er aus den Händen Manfreds erhalten, den der Entschlummerte zum Statthalter über Sicilien und Neapel ernennt hätte, bis sein Sohn Konrad selbst in diese Erbkönigreiche kommen würde.

In wenig Wochen versprach Friedrich in Oestereich einzutreffen; eine Nachricht, welche Margarethe und alle aufgeklärte Oestereicher mit Freude erfüllte. Doch einigen unter ihnen wurde bange um ihren jungen Herzog, weil er sein baares Erbe aus den Händen Manfreds erhalten sollte.

Der Geiz dieses Fürsten war so bekannt als seine Abneigung gegen den jungen Herzog. Diese hatte er schon deutlich geäussert, jenen we-

nigstens verrathen, ob er gleich, so lange sein Vater noch lebte, sich von dieser Leidenschaft nicht zu solchen Verbrechen hinreissen ließ, wie er nachher, durch sie gespornt, verübte. Der Marschall von Künringen und Leuthold zitterten für ihren Herzog; ach! ihre Ahndung wurde erfüllt. Friedrich fiel nach dem Tode seines Grosvaters als das erste Opfer der Habsucht Manfreds.

Wahrscheinlich hatte Manfred Friedrichs Tod schon längst beschlossen, weil er ihn in Italien so lange zurück zu halten wußte, bis des Kaisers Abscheiden ihm freiere Gewalt gab. Jetzt erhielt er zur Ausführung seines Entschlusses neue Auffoderung. Neben Neapel und Sicilien gedachte er sich von der Verlassenschaft seines Vaters auch seines Schatzes zu bemächtigen. Von diesem sollte er jetzt einen beträchtlichen Theil an den jungen Herzog auszahlen, durch welchen sein eigner Schatz ohnedies schon mittelbar war vermindert worden.

Ihm rechnete Manfred die Summen an, die er dem Meister Theodorus für seine Weissagungen hatte bezahlen müssen, und war genöthigt, sich an ihn allein zu halten, denn Meister Theodorus, der den Fürsten von Tarent genau kannte, war unmittelbar nach des Kaisers Tode mit seinen goldnen Bizantinen heim-

lich entwichen, um sich und diese in Sicherheit zu bringen.

Johann Mauro, ein lombardischer Wechsler zu Melfi, erhielt von dem Fürsten von Tarent Befehl, dem Herzoge den Werth von zehntausend Unzen Goldes auszuzahlen. Manfred entschuldigte sich gegen diesen mit Mangel in seiner eignen Kasse, versicherte ihn aber, daß er den Wechsler zu Melfi jeden Tag zur Auszahlung bereit finden würde. Sie zu beschleunigen eilte Friedrich selbst nach Melfi.

Johann Mauro äußerte viel Freude, den Enkel des großen Kaisers Friedrich in seinem Hause zu sehn, welches des verstorbenen Kaisers Majestät auch zuweilen mit ihrer Gegenwart beglückt hätte, und bat ihn, bey ihm ein Mittagsmahl einzunehmen, so gut es ein armer Handelsmann zu geben vermögte.

Friedrich, weder mistrauisch noch stolz, ließ den Mann, der sich rühmte kaiserliche Majestät seeligen Gedächtnisses, oft bewirthet zu haben, nicht lange vergebens bitten. Er speiste mit ihm, und fand seinen Tod, denn vergiftet war jeder Teller, den man ihm brachte.

Dem Verdachte einer Theilnahme an Friedrichs Ermordung auszuweichen, und der Verschwiegenheit des Wechslers zu Melfi ganz versichert zu seyn, vielleicht auch aus der Neben-

absicht, sich seiner reichen Habe zu bemächtigen, ließ Manfred den Wechsler Vicenza, als Friedrichs Mörder, hinrichten, sobald die Nachricht von Friedrichs Tode zu seinen Ohren kam.

So lange Manfred lebte, wurde es zwar nicht allgemein bekannt, daß Johann Manero auf seinen Befehl gemordet hatte, wer aber nur einige nähere Kenntniß von dem Fürsten von Tarent hatte, ahndete dies auf die erste Nachricht von Friedrichs Tode.

Wer vermag es, Margarethens Schmerz zu schildern, als sie Wochenlang ihren Sohn vergebens erwartet hatte, und nun ein Bote die Schreckenspost von seinem Tode brachte! Allein noch übrig von allen ihren Lieben, neben Gertruden die einzige eines Stammes, der vor zwanzig Jahren so schön blühete, beschloß sie zurückzuführen in die Stille eines Klosters, ihr freudenleeres Leben daselbst vollends zu verklagen.

Dieser Entschluß, den sie faßte, sobald die Heftigkeit ihres Schmerzes vorüber war, und sie nun fähig wurde, über sich und ihr Unglück nachzudenken, war den Wünschen aller ihrer geistlichen Priestern entgegen. Die beschlossen alles anzuwenden, um ihn zu verändern, und

eilten daher, den Marschall von Künringen an ihrer Spitze, nach Hainburg, die jammernde Königin so lange mit ihren Bitten zu bestürmen, bis sie ihnen Erfüllung gewähren würde.

Kommt Ihr mit mir zu weinen, edle Herren — redete Margarethe die Angekommnen an.

Schaut umher, gnädigste Frau — antwortete der Marschall, von den Andern zum Sprecher erwählt — und Ihr werdet in den Augen aller Krieger, die ich noch nie zähren sahe, Thränen gewahren. Was die Eurigen lockte, preste auch diese hervor, wir weinen mit Euch, schaffet, aber, gütige Königin, daß wir nicht über Euch weinen! Gebt uns Trost, damit unsre Thränen vertrocknen!

Wie könnt Ihr Trost suchen bey mir, die für sich selbst keinen hat — seufzte Margarethe.

Er liegt in der Nähe — fuhr der Marschall fort — Auf Euch kömmt es an, ob Ihr nehmen und geben wollt. Werdet Oesterreichs Retterin und findet hier Brüder, Schwestern, und Kinder, zwar minder edel an Geburt, als die Ihr verlort, doch Eurer Liebe gewiß nicht unwürdig; lebt nun Eurem Vaterlande allein, da alle andern Bande, die Euch an die Welt fesselten, zerrissen sind, und Ihr werdet Trost,

wenn dieser Euren gerechten Schmerz gelindert hat, auch Freuden finden! Ihr kennt den beklagenswürdigen Zustand Eures Vaterlandes sowohl als ich, es sey mir aber verönnt, Euren Blick darauf zu richten der jetzt durch Dinge, die Eurem Herzen freilich noch näher liegen, davon ist abgewandt worden. Zerrüttet durch innere und auswärtige Feinde und in seinen Grundvesten erschüttert, ist nun Oesterreich durch den schnellen Abzug des Grafen Meinhard seinem Untergange noch näher gebracht. Furcht vor dem Papste und dem Gegenkönig Wilhelm von Holland trieb den Grafen zurück nach Tyrol, und uns, gnädigste Frau, blieb keine Hoffnung übrig, wenn Ihr nicht unsere Retterin werdet. König Konrad ist ausser Stande, sich unsrer anzunehmen; des Papstes Bannfluch trieb ihn ja aus seinem Erbherzogthum, kann er sich hier nicht erhalten, wie vermag er uns zu schützen. Kaum seine italiänischen Reiche wieder behaupten können, wenn er auch Manfreds geheimen Waffen glücklich entgeht. Aufblühen wird aber Oesterreich wieder, nach langem verhergegangenem Sturm, wenn Ihr, gnädigste Frau, seine Königin werdet, indem Ihr Eure Hand einem mächtigen Nachbar gebt, der stark genug ist, uns wieder unsere Feinde zu schlagen.

Der Tod ist der einzige Brautstand, den ich mir wünsche — erwiederte Margarethe — Schon eine verlobte Braut der Kirche, will ich im Kloster seiner Zukunft warten.

Zur Trauer gestimmt; des festen Entschlusses: ganz von der Welt abzuscheiden, konnte Margarethe freilich sich nicht so leicht entschliessen, den Bitten der östereichischen Stein Gehör zu geben; doch wurde sie gleich Anfangs durch dieselben so heftig erschüttert, daß Künringen und seine Gefährten mit großer Hoffnung von ihr hinweg gingen. Das angefangne Werk zu vollenden blieben einige von ihnen zu Hainburg, unter ihnen der Marschall von Künringen und Heinrich von Lichtenstein, der sich besonders eifrig bewies, Margarethen zu einer Vermählung zu vermögen.

Den Wunsch der Oestereicher noch eher erfüllt zu sehen, bediente sich der Marschall der Hülfe seiner Tochter, die für die Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes arbeiten sollte, wenn die Königin allein wäre. Geleitet von dem Rathe ihres Vaters, vollbrachte Agnes das aufgetragne Geschäft mit glücklichem Erfolg.

Vaterlandsliebe mußte Margarethen zu der Bahn leiten, auf welche die Oesterreicher sie zu führen strebten, und Agnes ließ nichts unbenutzt, dieses Gefühl in dem Busen Margarethens höher anzuflammen. Durch ihren Vater unterrichtet, unterhielt sie sich oft mit der Königin von den großen Thaten, durch welche die Namen der Patrioten der Vorzeit auf die Nachwelt gekommen sind, oder ließ ihr Saitenspiel zum Ruhme der Vaterlandsliebe tönen, und sang mit herreissender Stimme ihr feuriges Lob. Auch bediente sie sich der Gewalt, welche die zärtliche Liebe Margarethens, ihr über das Herz derselben gab, bat die Königin mit sanftem Dringen: so vielen Tausenden das Glück nicht zu verweigern, das sie ihnen zu geben vermögte; und größere Wirksamkeit als alle andere Bitten bewiesen die ihrigen auf Margarethen, so wie überhaupt eine Bitte tiefer wirkt, wenn sie aus dem Munde einer Person, die wir lieben, hervorgeht.

Auch die Hindernisse, welche Gewissenszweifel in Margarethens Erklärung nach dem Wunsche der österreichischen Erben hätte entgegenstellen können, wurden leicht gehoben. Pabst Innocenz hatte ihr Vergunst ertheilt, die Erfüllung ihres Gelübdes zu verschieben, bis die Ruhe in Oesterreich hergestellt wäre, und diese war jetzt

mehr erschüttert, als je. Ueberdies erließ jetzt der Pabst ein Schreiben an sie, worinn er sie aufforderte, sich mit dem Grafen Florenz von Holland zu vermählen, und wodurch er einen Beweis gab, daß es ihr unverwehrt wäre, ihr der Kirche versagtes Herz einem irdischen Bräutigam zu geben.

Der Pabst hatte die Absicht, durch die vorgeschlagene Heirath den Gegenkönig Wilhelm, den Bruder des Grafen Florenz, zu verstärken. Die Oesterreicher waren aber nicht geneigt, einen Fürsten zu ihrem Herrn zu wählen, dessen Land von dem ihrigen so weit entfernt war. Auch hatte sich zu der Zeit, wo das Schreiben des heiligen Vaters eintraf, Margarethe noch nicht entschlossen, welches aber bald nachher geschah.

Glaubt Ihr — sprach sie zu Lichtenstein und Räuringen — daß es Euch und meinem geliebten Vaterlande freuet, wenn ich meine Hand dem Fürsten gebe, den Ihr zur Herrschaft über Euch erwählt, so sey sie Euer, damit nach Eurem Gutdünken zu schalten. Sie und meine Achtung soll jeder erhalten, den Ihr mir nennt, denn gewiß wird Eure Wahl keinen Unwürdigen treffen. Mehr kann ich nicht geben, und mehr wird auch wahrscheinlich keiner von mir begehren.

Freudig dankten die österreichischen Edeln Margarethen für diesen Entschluß, und eilten von Haimburg nach Wien, ihren Brüdern fröhliche Botschaft zu bringen, und gemeinschaftlich mit ihnen Rath zu pflegen, welchem Fürsten sie die Herrschaft über Oesterreich und Steyer antragen wollten.

Heinrich von Lichtenstein schlug den Sohn des Königs von Böhmen vor, den Markgrafen Ottokar, der seit dem Tode seines ältern Bruders Wlatislaus über Mähren regiert hatte. Viele der Versammelten traten Lichtenstein bey, und ohne Zweifel war auch sein Vorschlag der beste. Ottokar, Markgraf von Mähren und Erbe von Böhmen, war mächtig genug, die Oesterreicher wider alle andere Feinde zu schützen, wenn er seine eigenen Kräfte mit den ihrigen verband, welches von jedem andern Fürsten weniger zu hoffen war, weil sich ihm Ottokar als Feind entgegen gestellt haben würde. Dennoch fand Lichtensteins Vorschlag nicht allgemeinen Beyfall. Ohne etwas beschlossen zu haben, trennten sich die Versammelten, setzten aber einen Tag fest, wo sie zu Triebensee erscheinen wollten, wohin sie auch die übrigen ihrer Mitstände einladen ließen.

Lasset uns — erhob der Schenk von Haus-dach auf der Versammlung zu Triebensee vor

allen andern seine Stimme — bey der Wahl, die wir treffen wollen, den Abkömmlingen unsers Fürstenstammes nicht vorübergehen. Scheut Ihr Euch, Friedrichen, den Sohn Gertrudens, zu wählen, weil wir Schutz bedürfen, den uns dieses junge Kind nicht geben kann; so treffe wenigstens unsere Wahl einen von Konstanzens Söhnen. Zwar sind beyde noch Knaben, aber ihr erhabner Vater wird unser Schützer werden, bis der Sohn, den er uns giebt, das männliche Alter erreiche.

Jauchzend wurde dem Antrage des Schenken von Haueback Beyfall gegeben. Viele wünschten einen Fürsten von Babenbergischer Abkunft. Andere fanden auch einen Sohn des Markgrafen Heinrichs von Meissen ihren Absichten mehr gemäß, als den tapfern Ottokar.

Mitten im Frieden waren bekanntlich in jenen Zeiten die Räubereyen und kleinen Fehden der Burgbesitzer ohne Ende; vermehrt wurden sie aber noch, wenn in einem Lande innerliche Unruhen herrschten. Dies war auch in Oesterreich der Fall: mehrere Edle befanden sich wohl bey dieser Unordnung, und hofften unter der Herrschaft eines unmündigen Fürsten Beschädigungen, die ihnen so recht gefielen, leichter fortreiben zu können, als unter dem Zepter Ottokars.

Der größte Theil der versammelten Stände stimmte daher für einen Sohn Konstanzens, und vergebens bemühten sich Lichtenstein und Künringen, mit den Wenigen, die ihrer Partey treu blieben, den andern zu beweisen, in welche endlose Unruhen sie ihr Vaterland stürzen würden, wenn sie die Herrschaft über dasselbe nicht dem Markgrafen von Mähren geben. Lichtenstein schien endlich durch die andern mit fortgerissen zu werden. Er trat ihrem Beschlusse bey, und erbot sich, selbst mit nach Meissen zu gehen, den Markgrafen Heinrich zu bitten, daß er sich der Noth Oesterreichs annehmen, und ihm einen von seinen Prinzen zum Herrn geben möchte. Unzufrieden war der Marschall über Lichtensteins Wankelmuth, doch söhnte er sich mit ihm aus, sobald er von ihm die Versicherung erhielt, daß ihm Lust und Vaterlandsliebe die letzten Reden in der Versammlung eingegeben hätten.

Nehmt mein Wort, Herr Marschall — setzte Lichtenstein hinzu — daß Prag das Ziel unserer Reise seyn soll, und daß der Schenk von Haußbach, der Abt Philipp und der Probst Dietwer, nach unserer Rückkehr von Prag, wohin sie mich begleiten, sich für den Markgrafen von Mähren so warm und ernst erklären sollen, wie jetzt für den Sohn Konstanzens.

Er theilte ihm hierauf seinen Plan mit, dessen Ausführung Künringen leicht und sicher fand, zugleich aber auch erkannte, daß Lichtenstein vielleicht weniger aus Vaterlandsliebe, wie aus Dankbarkeit und Hoffnung auf Belohnung handelte. Doch machte er ihm deshalb keinen Vorwurf, weil das, was Lichtensteins Vortheil frommte, zugleich das Beste des Vaterlands beförderte.

Heinrich von Lichtenstein, sollt Ihr, liebe Leser! wissen, war dem Könige in Böhmen völlig ergeben; der sich seine Gunst durch Darreichung einiger beträchtlicher Böhmischer Lehen erworben hatte, und ihn hierdurch zum Beförderer seiner Absicht auf Oesterreich gewann. Lichtenstein hatte gehofft, seinen Zweck auf geradem Wege zu erreichen, mußte sich aber nun, wie wir wissen, der List bedienen. Den Rath derselben machte er dem Könige von Böhmen durch einen Vertrauten kund, den er im geheim an ihn sendete; und Befolgung dieses Raths war alles, was Wenzel mit den österreichischen Gesandten vernahm.

Theils, um dem Könige Wenzel seine Achtung zu bezeigen, theils auch, um ihn um sich-

res Geleite bis an die meißnische Grenze zu bitten, zogen die östereichischen Abgesandten durch Prag, und erhielten auf ihr Verlangen Gehör bey dem Könige, der sie nicht weiter wollte reisen lassen, ohne ihnen zuvor eine Gastehre zu erzeigen. Die Gesandten mußten bey ihm ein Mahl einnehmen; und bey dem Becher, der nach demselben herumging, äusserte Wenzel seine Verwunderung über die Wahl der Oestereicher.

Er stellte ihnen vor, wie wenig ein unmündiger Fürst für die Bedürfnisse ihres Landes passe, und wie sie so ganz keiner Unterstützung von dem Markgrafen von Meissen zu erwarten hätten, weil dieser alle seine Kräfte wider die Thüringer aufbieten müßte*); daß er auch den Bannfluch wieder über ihr Land bringen würde, von welchem es unter Herrmanns kurzer Herrschaft war losgesprochen worden.

Dann machte er sie aufmerksam, wie nützlich für Oestereich die Verbindung mit Böhmen und

*) Nach dem Tode des Markgrafen Heinrich Raspo, dem letzten seines Stammes, erkohr ein Theil der thüringischen Edeln den Markgrafen von Meissen zu ihrem Herrn. Der Markgraf wurde dies aber erst nach langem Kampfe mit der Gegenparthey. Seine Treue gegen den Kayser Friedrich hatte für ihn und sein Land Bann und Interdikt zur Folge. So viel zur Erläuterung der Rede des Königs Wenzel.

und Mähren seyn würde, weil denn kein Nachbar wagen könnte, diese vereinigte Macht anzugreifen; und schlug ihnen vor, statt eines Prinzen von Meissen, seinen Sohn, den Markgrafen von Mähren, zu wählen.

Erstaunt hörten die österreichischen Gesandten der Rede ihres königlichen Wirthes zu, schwiegen aber nicht geneigt, ihr Beyfall zu geben. Sie sprachen von ihrer Anhänglichkeit gegen den Stamm ihrer vorigen Fürsten und von dem von ihren Mitständen erhaltenem Auftrage, daher Wenzel glaubte, noch deutlicher mit ihnen sprechen zu müssen.

Er erwähnte der gerechten Ansprüche, die er auf einen Theil Oesterreichs hatte, versicherte, daß er seine ganze Macht anwenden würde, sie durchzusetzen, und überließ es den Oesterreichern, ob sie an ihm einen feindlichen Nachbar, oder den Vater eines milden Fürsten haben wollten.

Dies machte die österreichischen Gesandten schwankend, sie verlangten von dem Könige von Böhmen Vergunst, das gnädige Erbieten, das er ihnen zu machen geruhte, ein wenig näher erwägen zu dürfen. Er ertheilte sie ihnen gern, ließ ihnen ein Zimmer anweisen, wo sie sich beraten könnten, und hier wußte Lichtensteins List seine Gesärthen bald zu der Annahme des Vor-

schlages zu bereden, den ihnen der König von Böhmen gemacht hatte. Zum Glück befand sich unter den östereichischen Abgesandten keiner von denen, die nur deshalb einen meißnischen Prinzen zu ihrem Herrn wünschten, um unter der Regierung dieses Unmündigen die Räubereyen fortsetzen zu können, die ihnen bisher so einträglich als gefällig gewesen waren. Von diesen würde vielleicht Lichtenstein die Beystimmung nicht so leicht erhalten haben, als von dem Schenken von Hausbach und den beyden geistlichen Herren, die nur aus Liebe für den Babenbergischen Stamm einen Sohn Konstanzens dem Markgrafen von Mähren vorzogen, jetzt aber dem letztern den Vorzug gaben, weil König Wenzels nachdruckvolle Sprache die Erkenntniß in ihnen hervorgebracht hatte: daß sich Oestereich unter ihm wohl besser befinden würde, als unter dem unmündigen meißnischen Prinzen, und weil ihre Liebe für die Babenberger auch bey der Wahl Ottokars befriedigt werden könnte.

Lichtenstein erinnerte sie, daß sich Ottokar der Königin Margarethe vermählen könnte, und die Gesandten kehrten zurück in das Zimmer des Königs von Böhmen, ihn zu versichern; daß sie sich glücklich preisen würden, wenn es ihnen gelänge, ihre Mitstände von dem Vortheile einer Verbindung mit Böhmen und Mähren so

vollkommen zu überzeugen, wie sie sich selbst überzeugt fühlten.

Mit reichen Geschenken für sich selbst und für diejenigen, die vielleicht durch die Anspendung derselben gewonnen werden könnten, entließ Wenzel die östereichischen Gesandten mit dem Versprechen, ihnen seine Schaar mit einem auserlesenen Heere in wenigen Tagen nachfolgen zu lassen. Die Gesandten versprachen dagegen alle Mühe anzuwenden, ihre Mitstände allgemein für den Markgrafen Ottokar zu gewinnen; und wirklich war nach ihrer Zurückkunft in Oestereich, ihre Beredsamkeit, unterstützt von den goldenen Ueberzeugungsgründen des Königs von Böhmen, von dem besten Erfolge.

Margarethe lebte noch immer zu Hainburg, wo sie durch den Marschall von Künringen von allem Nachricht erhielt, was Lichtenstein und seine Gefärthen verhandelten. Sie erfuhr, daß Ottokar Gesandte an sie absenden würde, um ihre Hand zu werben; und vorher schon entschlossen, sie keinem zu verweigern, den die Oestereicher zu ihrem Fürsten wählen würden,

sahe sie der Ankunft dieser Gesandten ruhig entgegen.

Das Süße und Beruhigende, das sie in dem Gedanken fand: ihrem Vaterlande nützlich zu werden; und die Bemühungen Agnesens und aller Edeln, die zuweilen nach Hainburg kamen, sie aufzuheitern, milderten Margarethens Schmerz, und gaben ihr eine so glückliche Laune, daß sie zuweilen mit Agnesen über ihre Vermählung mit dem kaum zwanzigjährigen Ottokar scherzte.

Sinne mit mir, liebes Mädchen — sprach sie öfters zu ihr — wie man die Runzeln, die Leiden und Gram auf meine Stirn zogen, ein wenig ebnen kann, damit das Bild, welches Ottokars Gesandte ihrem Herrn von mir machen werden, ihn nicht allzusehr von seiner Braut zurückschreckt. Kömmt er einst selbst, — setzte sie auch wohl hinzu — so werde ich mich genöthigt sehen, dem Vaterland durch die Trennung von Dir ein zweytes Opfer zu bringen; denn meiner Agnes blühende Schöne könnte mir alterndem Weibe das Herz meines Bräutigams freilich leicht entwenden.

Daß Margarethe nicht wirklich Vorbereitungen machte, sich auf die Ankunft der böhmischen Gesandten zu schmücken, bedarf hoffentlich keiner Erinnerung. Auch werdet Ihr,

theure Leser! aus dem Vorhergehenden leicht auf den Erfolg von Ottokars Zuge nach Oesterreich, und von der Werbung seiner Gesandten um Margarethens Hand schließen können, daher wir keine weitläuftige Erzählung für nöthig achten.

An der Spitze der Eifrigsten ihrer Partey waren Heinrich von Lichtenstein und der Schenk von Hausbach, dem Markgrafen Ottokar, bis an die Gränze entgegen gezogen, wo sie ihn freudig als ihren Herzog empfingen. Ungehindert setzte Ottokar seinen Weg nach Wien fort; wurde bald allgemein anerkannt, und empfing die Huldigung von seinen neuen Unterthanen.

Während seines Aufenthalts in Wien hatte er Gesandte, an deren Spitze der Bischof von Ollmütz und Peter von Rosenberg standen, als Werber nach Hainburg geschickt, von wannen sie bald mit Margarethens bejahender Antwort zurücklehrten, die dem Markgrafen von Mähren als ein Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft über Oestereich allerdings angenehm war.

Nach einigen Monden, die Ottokar in Oestereich zugebracht hatte, entschloß er sich zur Rückkehr nach Prag, um sich mit seinem Vater über die besten Mittel zu berathen, den Unordnungen in seinem neuen Land abzuhelfen, und es wieder so blühend zu machen, wie vor der

unglücklichen Regierung Friedrichs des Streitbaren.

Wollt Ihr nicht zuvor Eure königliche Verlobte heimsuchen, gnädiger Herr — fragte Friedrich von Rosenberg, als ihm Ottokar sein Vorhaben bekannt machte.

Scheint Euch dies nöthig, erwiederte der neue Herzog.

Wenigstens schicklich — fuhr Rosenberg fort.

Wohl — entschloß sich Ottokar — so wollen wir nach Hainburg.

Aus der Mittheilung dieser Rede des Herzogs von Oestereich ergiebt sich Dir, theurer Leser! was Du freilich schon ohnehin vermuthet haben wirst, daß Ottokar seine Vermählung mit Margarethen als eine Staatsverhandlung betrachtete, doch können wir Dich versichern, daß ihm Margarethe wenigstens nicht gleichgültig war. Die Oestereicher und selbst seine böhmischen Räthe hatten ihn gewählt, sie als den Grundpfeiler seiner Herrschaft über Oestereich anzusehen, hohen Werth hatte diese für Ottokars Ehrgeiz und für die Begierde, seine Herrschaft weiter auszudehnen, daher ihm nothwendig auch Margarethe theuer seyn mußte.

Ehrgeiz war Ottokars herrschende Leidenschaft, die ihn so ausschliessend erfüllte, daß sein

Herz bis jetzt von den Eindrücken der Liebe frey geblieben war. Es stellten sich also seiner Verbindung mit Margarethen von dieser Seite keine Hindernisse in den Weg, und sonder Ahndung, daß ihm in kurzem der Gedanke an Margarethens Hand so widrig werden würde, als er bis jetzt seinem Ehrgeize, wegen der, mit dem Besitz derselben verbundnen, Herrschaft über Oesterreich angenehm gewesen war, machte er sich, begleitet von Petern von Rosenberg nach Hainburg auf den Weg.

Weislich würde Margarethe gehandelt haben, wenn sie wirklich gethan hätte, was sie im Scherze zu Agnesen sagte; denn konnte gleich die Gegenwart dieses reizenden Mädchens, wenn Ottokar seine Verlobte sahe, dieser selbst auf keine Weise schädlich werden, wie sich dem Leser aus dem Erfolge der Geschichte sattsam ergeben wird, so erschütterte sie doch den jungen Herzog und raubte ihm auf einige Zeit seine Ruhe.

Denkt Euch, theure Leser! eine Frau von sieben und vierzig Jahren, welcher schon zwanzig Jahr zuvor eine zerstörende Krankheit beynahe allen Reiz geraubt hatte, und die noch überdies, durch die Folgen vieljähriger Leiden vielleicht um zehn Jahr älter schien, als sie wirklich war; an ihrer Seite ein Mädchen, im Lenze der Jugend, geschmückt mit allem Liebreiz und gefähr-

lich durch das Feuer, das in ihren Augen roll-te, und in dem Busen jedes Mannes, den es traf, Liebe zu entzünden drohte; denkt Euch, denn weiter vor diesen beiden Weibern einen feuervollen Jüngling, der zwar die Liebe noch nie fühlte, aber doch durch sein flammendes Auge, Empfänglichkeit für sie zeigte, und der in der ältern reizlosen Frau, die Gefährtin seines künftigen Lebens sieht; so werdet Ihr eher noch zu empfinden, als wir Euch zu schildern vermögen, was Ottokar fühlte, da er vor Margarethen erschien, und an ihrer Seite die reizende, Liebe heischende Agnes von Künringen fand.

Ottokar hatte schon viele schöne Mädchen gesehen, ohne von ihren Reizen gefesselt zu werden, und in einer andern Lage oder nur allein, ohne Margarethen, würde er wahrscheinlich Agnesen von Künringen sonder Gefahr für sein Herz in ihr Flammenauge haben schauen können; aber neben Margarethen und in den Verhältnissen, in welchen er sich jetzt befand, vermogte er es nicht.

Einzig nur damit beschäftigt, wie er auf der Leiter des Ruhmes und politischer Ehre eine noch höhere Sprosse erglimmen wollte, als die, auf welche ihn schon seine Geburt gestellet hatte, war sein Blick bisher den schönsten Weibern gleichgültig und leicht vorüber geflattert,

weil es ihm noch nicht in den Sinn gekommen war, sich unter ihnen eine Gefährtin auszuwählen. Jetzt hatte er gewählt, und nothwendig mußte er die Frau seiner Wahl mit schärfern Blick durchspähen, als er jemahls eine von ihnen betrachtet hatte.

In Heirathsangelegenheiten behält das Herz immer sein Votum, wenn es auch nicht zuerst darum befragt wird, und es verliert nichts von seiner Wichtigkeit, es mag verneinend oder bejahend seyn. Ist es das erstere, so wird öfters der ganze Beschluß vernichtet, den der Verstand, oder eine ihm untergeordnete Kraft, ohne des Herzens Beistimmung faßte.

Auch bey dem Herzog Ottokar ließ sich das Herz sein auf die Natur gegründetes Recht nicht nehmen. Es flüsterte ihm, sobald er Margarethen und ihr schönes Hoffräulein gesehen hatte, die Erinnerung zu, daß es sich an dem Busen der letzten weit lieblicher ruhen müsse, als in den fleischlosen Armen der ersten. Der Verstand, vom Ehrgeiz um seine oberrichterliche Hülfe aufgerufen, strafte zwar den vorlauten Sprecher über seine unzeitige Erinnerung, fand ihn aber den Befehlen: zu schweigen; nicht gehorsam. Er wußte dagegen seine nur hingeworfnen Worte, durch Gründe so wohl zu unterstützen und so lichtvoll auseinander zu setzen,

daß Ottokar alle Mühe hatte, die Sprache desselben nicht laut werden zu lassen.

Einigen Trost fand er in der Versicherung Margarethens; daß sie von ihm nur Freundschaft und Achtung verlangte, dennoch aber, schied er mit der lebhaften Empfindung von ihr: daß Oestereichs Besitz durch eine Verbindung mit dieser veralteten reizlosen Frau theuer erkauft wäre. Durch den Zauber seiner Einbildungskraft, die seinen Blicken das Bild der lieblichen Agnes vorüberführte, erhielt diese quälende Empfindung ohne Unterlaß neue Stärke, dagegen aber der Wunsch: daß Oestereichs Besitz mit Agnesens schöner Hand verbunden seyn mögte, imme größerer Lebhaftigkeit.

Im Streite mit diesen Empfindungen kam er nach Prag, König Wenzel erstaunte, seinen Sohn mismuthig zu sehen, wie er ihn der größten Freude voll vermuthet hatte. Er forschte nach dem Grunde dieser unerwarteten Erscheinung; lange zögerte Ottokar mit der Entdeckung desselben, endlich drängte sich das Geständniß über seinen Lippen hervor: Oestereichs Herr zu seyn ist schön und erfreulich, aber Margarethens Gatte werden zu müssen, fürwahr, mein Vater, das ist traurig!

Wenzel säumte nicht, seinem Sohn zu zeigen, daß das im Ganzen nicht so traurig wäre,

als es ihm dünkte, da aus Margarethens Versicherungen deutlich hervorgienge, daß sie von ihm nicht mehr begehrte, als er ohne Mühe leisten könnte, und auch gewiß freudig leisten würde, sobald er sich überzeugt hätte, welche schöne Seele diesen verblühten Körper bewohnte.

Wenzels Vorstellungen wirkten noch nicht hinlänglich auf seinen Sohn, weshalb er den Ehrgeiz desselben in Bewegung zu setzen suchte. Nie — versicherte er ihm — wirst Du zu dem ungestörten Besitze von Oestereich gelangen, wenn Du nicht der Gemahl dieser von den Oestereichern geliebten, zu Deiner Gattin, aber freilich etwas zu alten Königin bist.

Dies wirkte vollkommen. Es war nicht Ottokars Wille, durch rastlosen Kampf mit Margarethens Getreuen die Herrschaft über Oestereich zu behaupten, nein, mit ihrer Hülfe gedachte sein Ehrgeiz Ungarn und vielleicht das ganze römische Reich zu erobern. Agnesens Bild hatte die Beschäftigung mit dieser lachenden Aussicht ein wenig zerstreut, jetzt wurde sie wieder neu belebt, Agnes schwebte nicht mehr unablässig vor seinen Augen, und um der größte Monarch der ganzen Christenheit werden zu können, glaubte Ottokar, ein Opfer, wie er es

durch die Verbindung mit Margarethen bringen mußte, nicht zu groß.

Zuweilen, wenn die Erinnerung an Agnesen lebhafter wurde, und die Furcht ihn befiel, daß vielleicht der Anblick dieses schönen Mädchens die quälenden Empfindungen erneuern mögte, die ihn von Hainburg nach Prag begleiteten, war er Willens, seine Verlobte um die Entfernung der zauberischen Agnes zu bitten, doch wußte sein Herz das Gegentheil, als die Erfüllung seines Wunsches, durch die Vermittelung des aufgereizten Stolzes zu erhalten. Dieser suchte dem Herzog eine Bitte, die zu seiner Sicherheit so nöthig gewesen wäre, als beleidigend für ihn selbst darzustellen, so wie sie sein Gefühl des Schicklichen schon zuvor beleidigend und kränkend für Margarethen genannt hatte.

Ohne diese Bitte gethan zu haben, ging also Ottokar wieder nach Wien, wo seine Verlobte ihn erwartete. Er wurde ihr Gemahl und gab sich alle Mühe, sowohl vor der Vermählung als am Tage derselben seine Blicke den Augen Agnesens nicht begegnen zu lassen, bey aller Vorsicht geschahe dies aber doch bisweilen, und der Gedanke an die Bitte, die er schon von Prag aus an die Margarethe hatte thun wollen, beschäftigte ihn lebhafter als jemahls. Des

andern Morgens wollte er sie herabwälzen von seiner beklemmten Brust, aber sein Entschluß war durch ein unerwartetes Ereigniß verändert worden.

Es wäre unbescheiden, die Neuvermählte in das Brautgemach begleiten zu wollen, und zu lauschen, was sie hier hinter den treulichen Vorhängen der ehelichen Sponde sprechen, doch ist uns eine Nachricht davon zur Wissenschaft gekommen, die wir unsern Lesern mittheilen müssen, was auch sonder Nachtheil der Züchtigkeit geschehen kann.

Margarethe begnügte sich mit der Achtung der Freundschaft ihres Gemahls, in strengerm Verstande, als er vermuthet hatte, und erwarb sich hierdurch die gerechtesten Ansprüche auf beide. Sie hatte im hochzeitlichen Gemach mit ihm von einem Gelübde gesprochen, dessen vollkommene Erfüllung nur durch Abrufung von Trier, durch den heiligen Vater, wäre verhindert worden, dem sie aber doch außer dem Kloster, so weit es ihre Kräfte vermögten, nachleben wollte. Hieraus glauben wir die Ursache errathen zu können, warum Ottokar die beschloßne Bitte seiner Gemahlin nicht eröfnete, und Dir, theurer Leser, wird dies ebenfalls leicht werden.

Margarethe hatte hinfort keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf die Geschichte ihres Vaterlandes, so wie diese keine auf sie; wir schweigen daher auch jetzt von den politischen Begebenheiten in Oesterreich, ob wir ihrer wohl sonst erwähnten, und Ihr, liebe Leser! werdet auf den letzten Blättern dieses Buchs nur von Margarethens häuslichem Leben und was darauf Bezug hatte, Bericht finden.

Oft sah Ottokar die holde Agnes bey seiner Gemahlin, und vermied jetzt nicht mehr so sorgfältig, von dem Blitze ihres Auges getroffen zu werden; bald aber wich Agnes seinem Blicke aus, doch nur mit ihrem Auge, nicht durch gänzliche Entfernung von Margarethen, wenn sich ihr Gemahl bey ihr befand.

Ottokar war ein junger blühender Mann, der es sich sehr angelegen seyn ließ, sich Agnesen gefällig zu machen, und ihr zu bezeugen, wie theuer sie seinem Herzen war. Mit Wärme sprach auch Margarethe von ihm mit ihrem Hoffräulein, erzählte ihr auch einmahl von dem Gelübde, von welchem sie, am Tage ihrer Vermählung, mit ihrem jungen Gatten sprach. Dies alles brachte in Agnesens Busen eine Veränderung hervor, die ihre Sittsamkeit zu dem Entschlusse vermogte: ihre Gebieterin um die Er-

laubniß zu bitten, wieder heim auf die Burg ihres Vaters gehen zu dürfen.

Nein, meine Agnes — antwortete ihr Margarethe — Du sollst nicht von mir scheiden, und mich wird nur Tod von Dir trennen, Dir gutes Mädchen, und deinen kindlich freundlichen Bemühungen danke ich meine Ruhe, Dir danke ich größtentheils auch das beseligende Bewußtseyn: meinem Vaterlande und der Welt überhaupt mehr genützt zu haben, als ich in den Mauren eines Klosters vermogt hätte, gieb mir nun auch den Genuß all der Freuden, deren ich noch fähig bin.

Dies die Einleitung zu einem Gespräche, dessen Mittheilung wir nicht ganz wagen, aus Furcht vor dem Tadel strenger Sittenrichter und überzüchtiger Matronen. Von einer frommen Königin unserer Tage, erzählt zwar die geheime Geschichte der Höfe, ein ähnliches Gespräch mit ihrem Hoffräulein, und wir haben nicht gehört, daß die würdige Dame von dem Geruche ihrer Frömmigkeit dadurch etwas verloren hätte, was Margarethen und uns zum Schutze wider den Tadel, als ein Schild dienen könnte; dennoch aber wollen wir von ihrer Unterredung mit Agnesen nichts als die Folge derselben mittheilen.

Agnes belohnte Ottokars Liebe mit der ganzen Fülle der ihrigen.

Acht Jahre verflossen, von denen wir Euch, liebe Leser! wenig erzählen können, weil wir Krieg und politische Ereignisse von den Gegenständen unserer Erzählung ausgeschlossen haben, daher nur so viel, als nöthig ist, uns zu dem Schlusse der Geschichte zu führen.

Ein Jahr nach ihrer Vermählung erhielt Margarethe, welcher der Pabst Vergunst ertheilt hatte, das Ordenskleid, das sie seit ihrer Entfernung aus dem Katharinenkloster zu Trier, nicht abgelegt hatte, noch ferner nach ihrer Willkühr zu tragen, den königlichen Titel wieder, den sie durch die Vermählung mit Ottokar verlor. König Wenzel starb, sein Sohn folgte ihm.

Steyermark blieb eine Zeitlang von Oesterreich getrennt, weil die Bewohner desselben einen eignen Fürsten verlangten. Im Ringen nach Eigenmacht fielen sie unter die Herrschaft des Königs Bela, mit welchem Ottokar einige Jahr um den Besitz von Steyermark kämpfte. Dieser sahe sich endlich genöthiget, jenem den

gröſten Theil des Landes abzutreten, aber durch einen Krieg, der einige Zeit nachher unter ihnen ausbrach, wurde es wieder mit Oeſtereich verbunden. Ottokar kämpfte ſo glücklich mit ſeinem Gegner, daß er in dem Frieden ganz Steyermark wieder erhielt.

Auch in einem Kreuzzuge wider die Heiden in Preuſſen, zur Befeſtigung in der Gunſt des Pabſtes unternommen, erwarb Ottokar ſich und ſeinen Kriegern Ruhm, und den deutſchen Rittern, durch das Land, das er ihm eroberte, Vortheil und weitere Ausbreitung ihrer Herrſchaft. Die neue Eroberung zu behaupten, rieth er ihnen, eine Veſtung anzulegen, zu deren Bau er ihnen auch eine beträchtliche Summe ſchenkte. Die Ritter folgten ſeinem Rathe und nannten die neue Veſtung, ihm zu Ehren, Königsberg.

Gekrönt mit Lorbern kehrte Ottokar zurück zu Margarethen und zu ſeiner geliebten Agnes, welche Mutter von einem Sohne und zwey Töchtern wurde, auf welche ſich die mütterliche Liebe Margarethens fortpflanzte, die ſie gegen Agneſen längſt ſchon gefühlt und bewieſen hatte. Glücklich lebte ſie im Zirkel dieſer guten Kinder mit Ottokar, deſſen Gemahlin ſie öffentlich ſchien, ob ſie gleich nur ſeine vertraute Freundin war.

Gefühl, wie viel er ihr schuldig war und Erkenntniß ihres Werthes, forderte den König von Böhmen zur vollkommensten Achtung gegen seine Gemahlin auf. Er war nicht minder ihr warmer Freund, wie sie seine Freundin, doch glich seine Freundschaft für sie mehr der Ehrerbietung, als der Traulichkeit, welche die Freundschaft der Personen gleiches Alters begleitet. Oeffentlich und daheim in den traulichen Zirkeln, die sie unter sich bildeten, gab er ihr die thätigsten Beweise derselben, und Margarethe war mit dem Betragen ihres Gemahls so vollkommen zufrieden, wie die Oesterreicher mit der Regierung derselben.

Durch Ottokars weise Sorgfalt und treffliche Anstalt wurde die innere Ruhe Oesterreichs bald vollkommen hergestellt. Er setzte vier Landrichter über sein Herzogthum, die für die Festhaltung des Landfriedens wachten, und Recht und Gerechtigkeit pflegten, wie es wackern Richtern gebührt.

So genoß Margarethe mit ihren Lieben acht Jahre lang ungestörtes Glück, jetzt aber wurde es heftig erschüttert. Agnes starb und der Schmerz Margarethens und Ottokars über ihren Tod war gröser, als ihn die tode Sprache zu schildern vermag. Ungetheilt hatte Agnes Ottokars Herz bis an ihren Tod besessen, unge

schwäche bis dahin die Fülle seiner Zärtlichkeit genossen, wie sie ihm den Genuß der übrigen gab — wie unbeschreiblich groß mußte also nicht ihr Verlust für ihn seyn.

Das Alter stumpfe die Empfindungen ab, daher Margarethens Schmerz über den Tod ihrer Agnes weniger heftig war, als der Schmerz Ottokars. Sie hatte ja auch nur eine Freundin verloren, jener eine Geliebte — und wie viel näher, als die innigste Freundin, liegt nicht diese dem Herzen! Margarethe war stark genug, den jammernden Ottokar zu trösten.

Ihn von der ausschliessenden Beschäftigung mit Agnesens Andenken abzuziehen, setzte sie seine Liebe für die Kinder der Entschlummerten in stärkere Bewegung. Sie war es, die zuerst den Gedanken in ihm aufregte: die Kinder, welche ihm Agnes gegeben hatte, von dem Pabste zu legitimiren und für fähig zur Nachfolge erklären zu lassen. Väterliche Liebe und das Bestreben: Agnesen auch noch im Grabe zu ehren und ihr Beweise der Stärke seiner Leidenschaft zu geben; unterstützte den Einfall Margarethens, weshalb Ottokar einen Botschafter nach Rom sendete, dem Pabste Alexander dem Vierten seinen Wunsch vorzutragen.

Durch seine Treue gegen die römischen Könige Wilhelm von Holland und Reichard von Cornwallis, nicht weniger durch seinen glücklichen

Kreuzzug nach Preussen, erwarb sich Ottokar die hohe Gunst des Pabstes Alexanders, dieses Vertilgers des edeln hohenstaufischen Stammes. Er zweifelte daher nicht, daß er in sein Gesuch willigen würde, dennoch aber that dies Alexander nur zur Hälfte. Er legitimirte zwar Agnesens Kinder, nichts konnte ihn aber vermögen, sie auch der Erbfolge fähig zu erklären.

Vorzüglich dies hatte Margarethe gewünscht, denn ihr bleibt auch bey der Entbindung von dem Gelübde, dem sie bisher unverbrüchlich treu gelebt hatte, keine Hoffnung übrig, ihrem Vaterlande einen Fürsten nach Ottokars Tode zu geben.

Jetzt in einem Alter von fünf und funfzig Jahren fühlte sie noch so viele Kraft der Gesundheit in sich, daß sie sich Hoffnung machen konnte, noch lange zu leben. Hiervon fürchtete sie in der Zukunft Nachtheil für Oesterreich, weil Ottokar, so lange sie noch als seine Gemahlin lebte, von jeder andern gesetzlichen Verbindung abgehalten wurde. Ottokar war noch jung; alt konnte er aber noch werden, ehe der Tod sein Bündniß mit Margarethen zerriß, konnte vielleicht bald nachher sterben, und einen unmündigen Sohn zum Nachfolger hinterlassen, unter dessen Regierung neue Unruhen für Oestereich zu befürchten waren.

Dies alles erwog Margarethe; und Sorgfalt für die künftige Ruhe ihres geliebten Va-

terlandes brachte den Entschluß in ihr hervor, sich von ihrem Gemahl scheiden zu lassen, damit sie ihn nicht abhielte, seinem Lande einen Erben zu geben, den er noch selbst zum würdigen Fürsten ausbilden könnte. Sie wendete sich mit ihrem Wunsche an den heiligen Vater, dem sie aber zu der Entstehung desselben andere Bewegungsgründe angab, als wir unsern Lesern der Wahrheit gemäß genannt haben.

„Als Eure Heiligkeit Vorweser — sagte sie in ihrem Schreiben — mich aus gütig väterlicher Sorgfalt für mein liebes Vaterland, von Trier hinwegrief, stand mein Vorsatz: das Gelübde der Keuschheit abzulegen; schon unerschütterlich fest, und mein Gewissen erlaubte mir nicht, es zu brechen, ob schon neue Pflichten, die ich mir nachher auflegte, dies zu erfordern schienen. Jetzt wird mir auch der Schein, mein Gelübde zu brechen, lästig, und wenn Euch, heiliger Vater, die Gewissensruhe einer frommen Tochter nicht gleichgültig ist: so gefalle es Euch, die Ehe aufzulösen, in welcher ich mit dem Könige von Böhmen lebe, und die ohnehin durch jenes Gelübde ungültig gemacht wird.“

Der Botschafter, durch welchen Margarethe dem Pabste dieses Schreiben überreichen ließ, unterstützte ihr Gesuch mit seiner Beredsamkeit und mit einer Geldsumme, für welche er die gesuchte Dispensation erhielt.

Vorher schon hatte Margarethe ihren Vertrauten unter den östereichischen Edeln den Plan bekannt gemacht, der nun ausgeführt war. Sie trauerten eine Fürstin verlieren zu müssen, die ihrer vollkommensten Achtung so würdig war, konnten aber dem Vorhaben derselben ihren Beifall nicht versagen, und fanden hierin einen neuen Grund sie zu verehren, und ihr für diesen thätigen Beweis ihrer ächten Vaterlandsliebe zu danken.

Daß sich Ottokar für den Entschluß seiner Gemahlin zu der lebhaftesten Dankbarkeit gedrungen fühlte, bedarf hoffentlich noch weniger einer Entschuldigung als der Erwähnung; beyde wirst Du, billiger Leser, nicht fordern. Freudig bewilligte er auch das Verlangen Margarethens: ihr die älteste Tochter Agnesens zu übergeben, mit deren Erziehung sie sich in ihrer Einsamkeit zu beschäftigen gedachte. Mit dieser begab sich Margarethe nach Krems, das sie zu ihrem Wohnsitz erkieste. Sie glaubte in der Welt ihr Leben nützlicher anwenden zu können als in den engen Mauern eines Klosters, und zog die weltliche Einsamkeit der klösterlichen vor.

Kurz nach Margarethens Trennung von ihrem Gemahle kam König Bela von Ungarn nach Wien, den im vorigen Jahr geschlossenen Frieden, durch welchen Ottokar Steyermark erhalten hatte, zu befestigen. Absichtlich hatte er vielleicht seine Enkelin, die Tochter Hostislaus, des Fürsten von Bulgarien, mit sich genommen, durch sie dem Frie-

den mit Ottokar eine neue Stütze zu geben. Kunigunde von Bulgarien war schön, was dem Auge Ottokars, der eine Gattin suchte, nicht entging. Mit ihr vermählte er sich.

Margarethe freuete sich in ihrer Einsamkeit des Glückes, das Ottokar in seiner zweiten Verbindung gefunden hatte, der Wohlstand verbot ihr, selbst Zeugin desselben zu seyn, doch konnte sie sich nicht entbrechen, das glückliche Paar einigemahl im verborgenen heimzusuchen.

Mit einer glänzenden Hofhaltung, die Margarethens Liebe zur Einsamkeit nur auf das Dringen Ottokars und aus Gefälligkeit gegen diejenigen annahm, welche nahe um sie zu leben wünschten, befand sich Margarethe abwechselnd zu Krems oder in einer von den Herrschaften, von welchen ihr die lebenslängliche Benutzung ausgesetzt war; beschäftigte sich mit der Bildung der jungen Agnes, gab jedem Nothleidenden, der sich an sie wendete, Rath und Trost, und wurde eine Wohlthäterin der Armen und der Klöster. Die beträchtlichen Einkünfte ihrer Güter ließen es ihr nicht an den Summen fehlen, welche ihre reichen Spenden erfoderten.

So lebte sie noch sechs Jahr und verließ denn die Welt, mit dem belohnenden Bewußtseyn: keine unnütze Bewohnerin derselben gewesen zu seyn. Mit einiger Trauer folgten viele Verehrer dieser würdigen Fürstin ihrem Leichnam

nach dem Kloster Lilienfeld, wo sie neben ihrem Vater zu ruhen wünschte. Ottokar und Kunigunde weihten ihrer verewigten Freundin eine theilnehmende Zähre.

Zuletzt noch einige Worte von der Markgräfin Gertrud! Um die Zeit, da Margarethe Ottokars Gemahlin wurde, eilte Gertrud aus Meissen nach Ungarn, mit Hülfe des Königs Bela ihre Ansprüche auf Oestereich gültig zu machen. Am Hofe desselben lebte damahls ein Fürst aus Rußland, mit Namen Romanus, welcher durch die Zuversicht, mit der Gertrud und Bela von der Besitznehmung der Herzogthümer Oestereich und Steyermark sprachen, gereizt wurde, sich um die Hand dieser reichen Erbin zu bemühen. Ohne Schwierigkeit erhielt er sie, niemahls aber die Länder, in welchen Romanus den grösten Reiz Gertrudens fand. Unwillig über das Mislingen seines Plans kehrte er in sein Vaterland zurück, und überließ seine Gemahlin dem Schicksale. Die Verlassene lebte bald bey ihren Vettern in Meissen, bald bey dem Herzoge von Kärnten, dem Gemahle ihrer Tochter, Agnes von Baden. Ihr Sohn, der liebenswürdige Friedrich, war der Unglücksgefährte Konradins, wie Ihr, theure Leser! sonder Zweifel aus der Geschichte des letztern wissen werdet.